

# *Corner Boys und College Boys*

## Lebensverläufe muslimischer junger Männer in einer stigmatisierten Hochhaussiedlung

Inauguraldissertation  
zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie  
im Fachbereich Gesellschaftswissenschaften  
der Johann-Wolfgang Goethe-Universität  
zu Frankfurt am Main

vorgelegt von

**Malte Althoff**

aus Münster

2024

Erstgutachterin: Prof.'in Heather Hofmeister, PhD  
Zweitgutachter: Prof. Dr. Lars Meier

Tag der mündlichen Prüfung: 15. Juli 2024

## Inhaltsverzeichnis

<i>Tabellenverzeichnis</i> .....	4
<i>Abbildungsverzeichnis</i> .....	4
<i>Vorwort</i> .....	6
<b>1 Einleitung: Die Weggabelung von <i>corner boys</i> und <i>college boys</i></b> .....	<b>9</b>
<b>2 Der methodische Zugang</b> .....	<b>16</b>
<i>Begriffliche Vorüberlegungen</i> .....	16
<i>Ethnografie</i> .....	24
<i>Biografieforschung</i> .....	37
<i>Expertinneninterviews</i> .....	41
<i>Forschungsethik</i> .....	43
<b>3 Die Lebensverlaufstheorie</b> .....	<b>50</b>
<b>4 Historischer Kontext</b> .....	<b>63</b>
<i>Soziale Desorganisation nach Migration? The Polish Peasant (1918/1996)</i> .....	64
<i>Westdeutsche Einwanderungsgeschichte nach 1945</i> .....	69
<i>Subjektives Erleben der Migration in der Literatur: Ein Poem von Aras Ören (1973)</i> .....	73
<i>Überlieferte Erinnerungen von Großeltern und Eltern im Forschungsfeld</i> .....	77
<i>Historische Entwicklung ab den 1970er Jahren</i> .....	83
<i>Heterogenisierung der Lebenslagen</i> .....	88
<b>5 Sozialer Kontext</b> .....	<b>90</b>
<i>Soziale Klasse</i> .....	91
<i>Migration und ethnischer Hintergrund</i> .....	97
<i>„College boy“ 1: Der Gymnasiast Sheraz</i> .....	99
<i>Geschlecht</i> .....	114
<i>Religion</i> .....	128
<i>College boy 2: Der Arzt Salman</i> .....	128
<b>6 Geografischer Kontext: Wohnform Hochhaussiedlung</b> .....	<b>148</b>
<i>Corner boy 1: Hamza über seinen Wohnblock</i> .....	150
<i>Aufzeichnungen eines Streetworkers</i> .....	155
<i>Die Wohnsituation in der Hochhaussiedlung</i> .....	164

<b>7 <i>Linked Lives: Intersubjektive Verbindungen</i></b> .....	<b>183</b>
<i>Eltern</i> .....	184
College boy 3: Der Ingenieur Hassan.....	197
<i>Bildungssystem</i> .....	213
Corner boy 2: Mustafa im Übergang zwischen Schule und Arbeitslosigkeit .....	231
College boy 4: Yassins lineare Erwerbsbiografie .....	238
<i>Drogen</i> .....	243
Corner boy 3: Egid und sein kriminelles Kapital .....	250
<i>Kriminalität</i> .....	257
Corner boy 4: Samir und Straßengeld .....	263
<i>Polizei</i> .....	273
Corner boy 5: Der von sozialer Teilhabe ausgeschlossene Berat .....	279
<b>8 <i>Agency: Reichweite individueller Handlungsmacht</i></b> .....	<b>295</b>
<i>Individueller Wille, Persönlichkeitsmerkmale und Selbstbilder</i> .....	296
<i>Subjektive Orientierungen und übersubjektive Orientierungssysteme</i> .....	303
College boy 5: Saad und sein kritischer Intellekt.....	315
<i>Corner boys 6-8: Das “persistent antisoziale” Auftreten von Ejub, Yusuf und Abdel</i> .....	322
<i>Wünsche und Träume</i> .....	333
<b>9 <i>Fazit: Die Polarisierung in den Familiengeschichten</i></b> .....	<b>338</b>
<b>Literaturverzeichnis</b> .....	<b>352</b>
<b>Detailliertes Inhaltsverzeichnis</b> .....	<b>367</b>

## Tabellenverzeichnis

Tabelle 1. Idealtypische Unterschiede zwischen college boys und corner boys .....	11
Tabelle 2. Biografische Interviews mit college boys (und zwei Bildungsaufsteigerinnen) .....	40
Tabelle 3. Biografische Interviews mit corner boys .....	40
Tabelle 4. Expertinneninterviews .....	42

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1. Das Jugendcafé in der Organisation der Sozialen Arbeit (eigenes Foto, 2022).	30
Abbildung 2. Vier wesentliche Prinzipien der Lebensverlaufstheorie nach Giele und Elder (1998a, S. 11). .....	52
Abbildung 3. Kinder der zweiten und dritten Einwanderergeneration beschäftigen sich im Wohnblock mit Breakdance (Foto: Saraçoğlu, 2013). .....	85
Abbildung 4. Muslimische Mädchen in der Kleinstadt (Foto: Anonym, 2022). .....	120
Abbildung 5. Religiöse Memes auf Social Media, die unter Jugendlichen zirkulieren (islamland.de, 2022; Memon, 2022). .....	142
Abbildung 6. Ein anderer Wohnblock in der Kleinstadt (eigenes Foto, 2022). .....	150
Abbildung 7. Spielende Kinder auf einem Bolzplatz im Wohnblock (eigenes Foto, 2022). ..	186
Abbildung 8. Fußballnationalspieler Hakimi und seine Mutter nach Marokkos WM-Sieg gegen Spanien (PTI, 2022). .....	310
Abbildung 9. Social Media-Beiträge, die Wut hervorrufen und die vermeintlichen Antagonismen Islam – Israel und Islam – LGBTQ bestärken (muslim daily [@muslimdaily_], 2022, 2023). .....	312



## Vorwort

Diese Studie trägt zum Verständnis eines sozialräumlich segregierten, muslimischen Milieus in der urbanen Peripherie bei. Im Zentrum stehen die Lebenswege von jungen Männern, die in einer benachteiligten Hochhaussiedlung aufwachsen.

Der Abschluss dieser Studie im Winter 2023/24 fällt in eine Zeit, in der die bundesweite Stimmung zu Migration, insbesondere zu Fluchtmigration von Menschen mit oft muslimischem Glauben, restriktiver wird. Mit der Alternative für Deutschland (AfD) bekommt eine rechtsradikale Partei Zulauf, die für eine Begrenzung und Rückführung von Migration eintritt. Während die AfD bei der Bundestagswahl 2021 noch 10,3 Prozent der Stimmen bekam, steht sie in Umfragen Ende November 2023 bundesweit bei ca. 20 Prozent.

Der Abschluss der Studie fällt auch in eine Zeit, in der sich der Nahostkonflikt deutlich verschärft hat. Auch wenn der Terroranschlag der Hamas auf Israel vom 7. Oktober 2023 und die Reaktion darauf in Deutschland nicht mehr im Text dieser Studie bearbeitet werden, zeigt sich an einigen Stellen, dass die Frage zur Zukunft Palästinas viele – auch sonst eher apolitische – Menschen aus dem untersuchten Milieu beschäftigt. Viele in dieser muslimischen Community fühlen sich stigmatisiert und halten ihre Meinungen über Milieugrenzen hinweg bedeckt. Ein Bildungsaufsteiger brachte die Stimmung vieler Menschen aus seinem Umfeld auf den Punkt: Wer sich für die Freiheit Palästinas einsetze, gelte als „Judenhasser“ – so wie zuvor abweichende Ansichten zum Russisch-Ukrainischen-Krieg zum Label des „Putin-Verstehers“ geführt hätten, was wiederum auf die Ausgrenzung als „Impfverweigerer“ in der Covid-Pandemie gefolgt sei. In der weltpolitischen Lage mit Kriegen und einem globalen Rechtsruck machen sich im untersuchten Milieu viele Eltern Sorgen um die Zukunft ihrer Kinder, während auch nicht wenige Jugendliche Zukunftsängste entwickeln.

Eine Entwicklung, die zwar parallel, aber unter der Oberfläche dieser krisenhaften Ereignisse mit Nachrichtenwert verläuft, ist die Zunahme von Bildungs- und Teilhabechancen für postmigrantische Menschen. Für die Nachfahren derjenigen, die im Zuge der Arbeitsmigration durch Anwerbeabkommen ab den 1960er Jahren etwa aus der Türkei oder aus Marokko nach Deutschland migrierten, werden der Besuch eines Gymnasiums und die Aufnahme eines Studiums immer normaler. An vielen Schulen, Ausbildungsstellen und Hochschulen ist Multikulturalität bereits heute und mit steigender Tendenz eine gelebte Realität, die sich nicht mehr wegdenken lässt. In der Kohorte der unter 30-jährigen Deutschen sind eine Normalisierung von Zuwanderung und eine Gewöhnung an kulturelle Diversität zu beobachten. Die AfD vertritt mit ihren Positionen zu Migration eine klare Außenseiterposition im Vergleich

zu einem breiten gesellschaftlichen Konsens. Nach einer Studie schließen 80 Prozent der Befragten kategorisch aus, sie zu wählen (Mau et al., 2023, S. 364).

Herzlich danken möchte ich zunächst meiner Betreuerin Prof. Heather Hofmeister für den unterstützenden und ermunternden Enthusiasmus, den sie diesem Forschungsprojekt entgegenbrachte, und für die vielen inspirierenden und wegweisenden Gespräche. Seitdem ich ihr „Soziologie-Propädeutikum“ vor 7 Jahren besuchte, vermittelte sie mir soziologisches Denken. Ihr Vertrauen in meine Fähigkeiten und ihre feste Überzeugung von der Relevanz meiner Forschung ermutigten mich, das Thema meiner Masterarbeit in einer Dissertation weiter zu verfolgen. Mit ihr zusammenzuarbeiten war für mich eine enorm lehrreiche Erfahrung.

Herzlich danken möchte ich auch meinem Zweitbetreuer Prof. Lars Meier, den ich als wichtige Unterstützung erlebte und der meine wissenschaftliche Sozialisation ebenso schon vor meiner Promotion prägte. Auch er machte mir Mut und half mir durch konstruktive Diskussionen und die Vermittlung von wissenschaftlicher Kritikfähigkeit. Dankbar bin ich ihm nicht zuletzt auch für seine sehr hilfreiche Berufsberatung in einer seiner Sprechstunden.

Mein besonderer Dank gilt allen Forschungsteilnehmenden, die mir gegenüber offen waren, die mir ihre Geschichten anvertrauten und mir halfen, ihre Lebensverläufe zu verstehen. Ich bleibe den vielen eindrucksvollen Menschen, die ich durch meine Forschung kennenlernte, nachhaltig verbunden. Beeindruckt bin ich nach wie vor von der narrativen Form, in der sie ihre Geschichten vermittelten, von ihren sozialwissenschaftlich oft sehr ausgereiften Selbstdeutungen und ihrer Darstellung in teilweise drastischer Sprache, mit Metaphern und anderen Sprachbildern sowie mit Selbstironie und Humor.

Herzlich danken möchte ich auch meinen Kolleginnen und Kollegen in der Sozialen Arbeit für ihre Offenheit und das Vertrauen, das sie mir als Forscher entgegenbrachten. Ich danke auch meinen Vorgesetzten, dass sie mich für die Stelle als Streetworker einstellten, ohne misstrauisch gegenüber einem Feldforscher zu sein. Der konstruktive Austausch im Kollegium war sehr lehrreich für mich. Ich danke allen, die mit Geduld und Interesse meine vielen Fragen beantworteten und mich in die Welt der Sozialen Arbeit einführten. Ich freue mich auf die weitere und künftig intensiviertere Zusammenarbeit.

Ein weiterer Dank geht an die Heinrich-Böll-Stiftung für die finanzielle Unterstützung meiner Forschung durch ein Promotionsstipendium. Mit Gewinn nahm ich an den fachübergreifenden Veranstaltungen teil und profitiere stark vom Netzwerk der Stiftung.

Des Weiteren möchte ich dem Physiker und Ingenieur Dr. Günter Mues danken, der 2023 im Alter von 94 Jahren starb. 7 Jahre lang lebte ich mit ihm zusammen im Rahmen des Projekts „Wohnen für Hilfe“. In seinem Haus fand ich die Ruhe, um diesen Text zu schreiben.

Ein herzlicher Dank gilt meiner Familie. Von meinen Schwestern danke ich besonders Henrike, die das Manuskript in erster Rohversion Korrektur las. Ganz besonders danken möchte ich meinen Eltern, die mir viele Möglichkeiten im Leben schafften. Danke für alles, was ihr Jahr für Jahr für mich tut und für die Liebe und Unterstützung bei allem, was ich je versucht habe.

Schließlich danke ich herzlich meiner Freundin Liezel, die meine geistige Abwesenheit oft hinnehmen musste, für ihre liebevolle Geduld und konstante Ermutigung.

27.11.23

Malte Althoff

## 1 Einleitung: Die Weggabelung von *corner boys* und *college boys*

Im ersten Corona-Lockdown kam es in einer Kleinstadt zu einem Ereignis, das Ausdruck von Frust, Ärger und Langeweile war. Einige junge Männer zündeten in einem Wohnblock (nachfolgend einfach: „Der Wohnblock“) mehrere Mülltonnen und einen Bagger an. Als Polizei und Feuerwehr eintrafen, bewarfen die jungen Männer sie mit Steinen, die sie vorher in Steinlagern gesammelt hatten. Bei dem Wohnblock handelt es sich um ein sozial segregiertes, ethnisch superdiverses und symbolisch stigmatisiertes Stadtviertel mit einem sehr jungen Durchschnittsalter. Fast alle Familien der etwa 1.000 Kinder und Jugendlichen, die in dem Bauwerk der funktionalistischen Moderne wohnen, sind aus unterschiedlichen Herkunftsländern zu unterschiedlichen Zeitpunkten nach Deutschland migriert.

Später, in der Silvesternacht 2022/23, gab es in vielen deutschen Städten Ausschreitungen, in denen junge Männer Polizei- und Rettungskräfte mit Raketen und Böllern angriffen. Vieles erinnerte an die Aktion in der Kleinstadt, nicht zuletzt auch die anschließende routinierte Diskussion über Migration und Integration in den Medien – im Zusammenhang der Silvesternacht 2022/23 bezeichnete etwa der Vorsitzende der Christdemokraten, Friedrich Merz, die Söhne in arabischen Familien in der Talkshow *Markus Lanz* als „kleine Paschas“ (ZDF, 2023).

Auch das Steinewerfen in der Kleinstadt wurde zu einem nationalen Medienereignis und übte so im Nachhinein betrachtet einen entscheidenden Einfluss auf meine Forschung und Lohnarbeit aus. Zum einen war es der Auslöser dafür, dass ich mich schon in meiner Masterarbeit ethnografisch mit dem Wohnblock beschäftigte.

Zum anderen führte die bundesweite Aufmerksamkeit für den Wohnblock in der Lokalpolitik zu einem starken Handlungsdruck. Der Bürgermeister und die regierenden Parteien entschieden sich, das Budget für Sozialarbeit zu erhöhen, um das Ziel der Gewaltprävention zu fördern. Sie schufen zwei Stellen für Streetworker, von denen ich nach Beendigung meiner Masterarbeit eine annahm, die ich noch heute besetze. Ein Abteilungsleiter drückte es mir gegenüber einmal so aus: „Im Prinzip können Sie Ihre Stelle den jungen Männern verdanken, die die Steine geworfen haben.“

Bei meiner ethnografischen Forschung für die Masterarbeit 2021, die ich an 14 Beobachtungstagen und insgesamt 29 Stunden im Feld durchführte, lernte ich in der Umgebung des Wohnblocks ungefähr 50 junge Männer im Alter zwischen 13 und 31 Jahren kennen. Sie gehören der zweiten oder dritten Einwanderergeneration an. Die größten Einwanderergruppen aus dem Wohnblock kommen aus den Herkunftsländern Marokko, Türkei, Pakistan, Bulgarien

und Rumänien. Weil insgesamt im überwiegend muslimischen Milieu des Wohnblocks die Segregation nach Geschlecht stark ist, entschied ich mich – auch aus Gründen der Zugänglichkeit – dafür, meine Forschung auf junge Männer zu begrenzen. Am sichtbarsten und für mich leichtesten zugänglich waren am Anfang die jungen Männer, die einen großen Teil ihrer Zeit im öffentlichen Raum verbringen. Ich lernte bei meinen Streifzügen im Feld Angehörige eines postindustriellen Prekariats in der urbanen Peripherie kennen. Ein Teil der jungen Männer aus dem Wohnblock geht keiner regulären Lohnarbeit nach, sondern verkauft und konsumiert Cannabis an verschiedenen Straßenecken.

Mir schien, dass ein Konzept aus einer klassischen stadtsoziologischen Studie sinnvoll auf diese Gruppen junger Männer angewendet werden kann: das Konzept der *corner boys* aus der Studie *Street Corner Society*. William Foote Whyte (1943/1955) unterscheidet darin in einem benachteiligten Viertel mit italienischstämmiger Bevölkerung im Boston der späten 1930er und frühen 1940er Jahre zwischen *corner boys* und *college boys* als zwei möglichen Lebensformen für die jungen Männer in diesem Viertel:

Within the ranks of the younger men there are two main divisions: corner boys and college boys. Corner boys are groups of men who center their social activities upon particular street corners, with their adjoining barbershops, lunchrooms, poolrooms, or clubrooms. They constitute the bottom level of society within their age group, and at the same time they make up the great majority of the young men of Cornerville [fiktiver Name für das *North End* in Boston]. During the depression most of them were unemployed or had only irregular employment. Few had completed high school, and many of them had left school before finishing the eighth grade. The college boys are a small group of young men who have risen above the corner-boy level through higher education. As they try to make places for themselves as professional men, they are still moving socially upward. (S. xviii)

Während die *college boys* das Ziel des sozialen Aufstiegs verfolgen und bereit sind, dafür ihr Stadtviertel zu verlassen, zeichnen sich die *corner boys* durch eine hohe Orientierung an den sozialen Beziehungen ihrer lokalen Community aus (Whyte, 1943/1955, S. 97, 107).

In meiner Masterarbeit ging es ausschließlich um die Frage, welche sozialen Bedingungen die Figur des *corner boy* im zeitgenössischen Wohnblock der Kleinstadt hervorbringen. Als Bedingungen arbeitete ich für die vulnerablen jungen Männer unter anderen die Armut der Familien heraus, die Attraktivität des öffentlichen Raums aufgrund der Enge der Wohnungen, das Stigma ihres Wohngebietes, das sie nicht selten als Selbstbild übernehmen, die Entmutigung oder Resignation in der Schule, die Probleme mit der Polizei, der oft im jungen Alter startende Konsum und Verkauf von Cannabis, ihr Misstrauen gegenüber staatlichen Institutionen und teilweise auch gewaltlegitimierende Männlichkeitsvorstellungen.

In dieser Dissertation geht es um einen kontrastiven Vergleich *beider* Gruppen. Mit *college boys* fallen auch diejenigen jungen Männer in die Betrachtung hinein, die unter vergleichbaren Startbedingungen im Wohnblock aufwachsen, die aber Anschluss ans Bildungssystem finden und nach dem Erreichen des (Fach-)Abiturs ein Hochschulstudium aufnehmen. Um zu prüfen, wie soziale Benachteiligung reproduziert wird (*corner boys*) und wie sozialer Aufstieg trotz benachteiligter Ausgangslage gelingen kann (*college boys*), werde ich die Lebensverlaufstheorie (*life course theory*) nach Janet Giele und Glen Elder (1998b) zugrunde legen und diese Forschungsfrage in den Mittelpunkt stellen: *Wie unterscheiden sich die Lebensverläufe von jungen Männern aus derselben armutsbetroffenen Hochhaussiedlung in Deutschland, die unterschiedliche Wege als college boys oder als corner boys gehen?*

Bei den Figuren von *corner boys* und *college boys* handelt es sich um Idealtypen. Nach Max Weber (1921/1976, S. 10) sind Idealtypen theoretische Konstruktionen, die die chaotische und komplexe Realität vereinfachen, indem sie besonders relevante und charakteristische Merkmale zu einem Typ zusammenfassen und von restlichen Merkmalen abstrahieren. Reale Personen können durch eine Annäherung an Idealtypen sozialwissenschaftlich beschrieben und verglichen werden.

Ein Ergebnis meiner Forschung ist die Kontrastierung der zwei idealtypischen Gruppen: Der Lebensverlauf des *college boy* besteht aus der Formation *Schule – Studium – Arbeit als Fachkraft* und im privaten Bereich aus normativen Stufen wie Führerschein, Heirat und dem Einzug in eine eigene Wohnung. Der Lebensverlauf des *corner boy* enthält Entmutigung und Resignation in der Schule, verschiedene Aktivitäten der Straßenkriminalität, Kontakt mit Strafverfolgungsbehörden, eine erfolglose Ausbildungsplatzsuche und im Erwachsenenalter sporadische, ungelernte Arbeit, häufig in Form von irregulärer Beschäftigung auf Baustellen.

*Tabelle 1. Idealtypische Unterschiede zwischen college boys und corner boys*

<b>College boys</b>	<b>Corner boys</b>
‚Anständig‘	‚Straße‘
(Fach-)Abitur	Entmutigung und Resignation in der Schule
Studium	Kein Ausbildungsplatz, Straßenkriminalität
Arbeit als Fachkraft	Sporadische Arbeit (z.B. auf Baustellen)
Formale Ökonomie	Informelle Ökonomie
Führerschein – Heirat – eigene Wohnung	Durchschreiten von Strafverfolgungsbehörden

Die Lebensverläufe der zwei Gruppen lassen sich mit der Metapher der Weggabelung beschreiben. Zwar sind Menschen plastisch und änderbar, so dass individuelle Lebensverläufe nie determiniert sind und auch im Erwachsenenalter noch essenzielle Richtungswechsel möglich sind. Von einer Weggabelung lässt sich aber trotzdem sprechen, weil Übersprünge und Kippunkte mit steigendem Alter unwahrscheinlicher werden. Mit steigendem Alter vergrößern sich auch die Abstände in den Lebenslagen der zwei Gruppen. Schon in der Kindheit und Jugend werden Weichen gestellt, die für das Verfolgen einer bestimmten Spur prädisponieren. Im weiteren Lebensverlauf führen Verhaltensrepertoires und internalisierte Denkmuster zu einer permanenten Angleichung zwischen der Person und ihrem Umfeld. Insofern handelt es sich beim Unterschied zwischen *college boys* und *corner boys* um einen qualitativen Unterschied, nicht um einen graduellen oder leicht zu überwindenden Unterschied. Die zwei Lebensformen im Wohnblock sind Beispiele für zwei verschiedene Reaktionsweisen, mit denen postmigrantische Jugendliche aus Familien mit geringem Einkommen auf Statusdeprivation reagieren können.

Eine enge semantische Überschneidung besteht zwischen den Begriffen *college boy* und *corner boy* und der Unterscheidung zwischen ‚anständig‘ und ‚Straße‘, die Elijah Anderson (2000, S. 32–33) in *Code of the Street* für die Wissenschaft etablierte. ‚Anständig‘ sind diejenigen, die sich respektvoll verhalten und die den Weg der formalen Ökonomie gehen. ‚Straße‘ steht für die Symbole des ‚Gangsters‘ und für die informelle Ökonomie, die als wichtigsten Zweig den Drogenhandel aufweist. Im Gegensatz zu den Begriffen von *college boys* und *corner boys* handelt es sich bei ‚anständig‘ und ‚Straße‘ um eine feldimmanente Unterscheidung. Im Wohnblock der Kleinstadt verwenden verschiedene Personengruppen (*corner boys* genauso wie ‚anständige‘ Bewohnerinnen) diese Begriffe sogar sehr häufig. Bei Jugendlichen ist schon nach kurzem Kontakt anhand von Ton, Auftreten, Kleidungsstil und anderen Zeichen erkennbar, wo sie sich zwischen den zwei konträren symbolischen Universen verorten. Allerdings gilt für die Orientierungen ‚anständig‘ und ‚Straße‘, dass sie in verschiedenen Phasen des Lebensverlaufes wie etwa der Pubertät und auch je nach Tagesform stark variieren (Anderson, 2000, S. 35). Ist die Person alleine oder in der Gruppe? In der Moschee oder an einer Straßenecke? Je nach Kontext können Ton und Auftreten derselben Person sehr respektvoll (‚anständig‘) oder aber aufmüpfig und ironisch-verhöhnend (‚Straße‘) sein. Bei *college boys* und *corner boys* handelt es sich hingegen um mit steigendem Alter zunehmend *festgefahrene* Lebensentwürfe, die sich aus den symbolischen Universen von ‚anständig‘ und ‚Straße‘ herausbilden.

Die binäre Logik von *college boys* und *corner boys* ist eine theoretische Vereinfachung. Die zwei Gruppen sind Extremfälle im Spektrum von Entwicklungsmöglichkeiten und bilden nur einen Teil der Heterogenität des Forschungsfeldes ab. Zwischen den idealtypischen Lebensentwürfen von *college boys* und *corner boys* gibt es viele Mischformen und Graustufen. Häufig kommt auch ein dritter Idealtypus vor, der sich mit der Formation *Realschule – Ausbildung – Lohnarbeit* beschreiben lässt.

### *Vorgehensweise*

Drei verschiedene Methoden – Ethnografie, biografische Interviews und Expertinneninterviews – führten zu verschiedenen Arten von Material, mit dessen Hilfe ich die Forschungsfrage zu beantworten versuche. Darüber hinaus entstand bei der Zusammentragung der vielen verschiedenen Perspektiven eine Milieustudie, die zum einen die symbolisch strukturierte Lebenswelt mit ihren Diskursen und Gruppenidentitäten vermittelt und zum anderen die Entstehungsbedingungen hinter diesen Ausdrucksformen analysiert. Die Studie zu dem Milieu, das *corner boys* und *college boys* hervorbringt, nimmt auch die staatlichen Unterstützungssysteme in der Sozialen Arbeit in den Blick.

Was die Ethnografie angeht, bot mir vor allem die Stelle als Streetworker viel Gelegenheit zu teilnehmender Beobachtung. Insgesamt verbrachte ich bis Oktober 2023 ca. 1000 Stunden im Feld, von denen ich zu 6 Prozent ausschließlich die Rolle als Ethnograf einnahm und zu 94 Prozent die Doppelrolle von Streetworker und Ethnograf. So entstanden für die Dissertation 240 Schriftseiten mit ethnografischen Feldnotizen.

Insgesamt führte ich fünf biografische Interviews mit *college boys* und drei biografische Interviews mit *corner boys*. Ich führte auch zwei biografische Interviews mit Bildungsaufsteigerinnen, deren Erzählungen und Interpretationen auch zum Verständnis der Männer in ihrem Umfeld beitragen. Profile von sieben weiteren *corner boys* und einem weiteren *college boy* erstellte ich anhand der Feldnotizen.

Schließlich führte ich acht Expertinneninterviews mit Fachleuten aus Organisationen, die sich professionell mit Bewohnern der Hochhaussiedlung beschäftigen. Durch die verschiedenen Arten von Material entwickelte ich ein Gespür für typische Narrationen, Zugänge zur Welt und Verhaltensdispositionen der untersuchten Männer. Die transkribierten Gespräche geben auch Aufschluss über ihre Persönlichkeiten, ihre Wortwahl, ihre Stimmung und ihren Humor.

Diese Untersuchung arbeitet auf der einen Seite Gründe heraus, warum die soziale Ungleichheit in Deutschland nach wie vor häufig ethnisch konnotiert ist. Ein einfacher

Vergleich von Vermögen (C. Schröder et al., 2020, S. 517), Einkommen (Statistisches Bundesamt, 2021a, S. 291) und Bildungsabschlüssen (ebd., S. 287) zwischen postmigrantischen und autochthonen Deutschen bringt abstrakte Zahlen dieser sozialen Ungleichheit hervor, die ich in meiner qualitativen Untersuchung um konkrete Lebenslagen und anschauliche Beispiele ergänze. Zum anderen zeigt die Untersuchung durch den Fokus auf *college boys*, wie die beschriebene soziale Ungleichheit durch intergenerationale Aufstiegsprozesse langsam abnimmt.

Bei den Nachfahren der Arbeitsmigrantinnen und -migranten der ersten Generation ging mit der postfordistischen Fragmentierung der traditionellen Arbeiterklasse eine Heterogenisierung der Lebenswege einher. Im Wohnblock der Kleinstadt starten die Nachfahren in einem relativ homogenen Ausgangsmilieu mit ähnlichen Startbedingungen, beschreiten dann aber divergente Lebenswege. Eine bedeutende Anzahl erreicht von Generation zu Generation einen immer höheren Lebensstandard. „Meine Neffen sind so verwöhnt, das hätte es bei uns früher nicht gegeben“, so lautet eine typische Aussage unter *college boys*. Die These, dass mit einem Bildungsaufstieg eine Entfremdung vom Herkunftsmilieu einhergehe, findet in meiner Forschung keine Bestätigung. Im Milieu des Wohnblocks bleiben enge Familienbeziehungen und großer Respekt vor den Eltern auch bei Bildungsaufsteigern sehr ausgeprägt.

Mit der Gruppe der *corner boys* beschreibe ich auch diejenigen, die dem Wunsch nach sicherer Arbeit, den ihre Eltern oder Großeltern durch die Migration zu erfüllen versuchten, nicht entsprechen. Die *college boys* bekommen Raum zur Entfaltung, die *corner boys* bleiben metaphorisch gesprochen im Raum des Wohnblocks gefangen. Während Ralf Dahrendorf in den 1960er Jahren die Kunstfigur des „katholischen Arbeitermädchens vom Lande“ prägte, verdichten sich mehrdimensionale Benachteiligungen heute besonders bei postmigrantischen Söhnen aus Familien mit geringem Bildungsniveau (Geißler, 2005). Die Dimensionen (*post*)-*migrantisch* – *urban* – *männlich* – *jung* beschreiben eine Risikogruppe für Kriminalität, Schulabbruch und Arbeitslosigkeit. Negative Zuschreibungen etwa im Hinblick auf Geschlecht werden exemplarisch in der Aussage einer Sozialarbeiterin in Rente deutlich: Sie habe in ihrer 30-jährigen Erfahrung im Wohnblock viele „super fitte Frauen“ kennengelernt. Über die Männer könne sie dies meist weniger sagen.

Die *corner boys* zeigen Beschränkungen, die mit einer sozialen Position einhergehen können, sowohl in materieller Hinsicht als auch in Bezug auf symbolische Zuschreibungen. Ihnen steht eine relativ geringe Bandbreite von Entwicklungsmöglichkeiten offen. Sie können ihr Potenzial nur bedingt entfalten und sind in ihren Menschenrechten auf Bildung und

Gesundheit eingeschränkt. Auch das Wirtschaftssystem schöpft ihre Talente nicht aus. Die *college boys* zeigen hingegen, wie Beschränkungen der sozialen Position überwunden werden können. Ihnen steht eine größere Bandbreite von Entwicklungsmöglichkeiten offen, so dass ihre Lebensverläufe in höherem Maße selbst mitbestimmt sind.

Die Lebensverlaufstheorie erklärt, welche Faktoren bestimmen, in welche Richtung sich ein Mensch entwickelt: In verschiedenen Abschnitten beschreibe ich im Folgenden, wie der historische Kontext, Kategorien von *class*, *race* und *gender*, die Religion, die unmittelbare Umgebung des Wohnblocks, die Familie, das Bildungssystem, die Peergroup, Drogen, Kriminalität und die Polizei und schließlich die eigene Handlungsmacht (*agency*) individuelle Entwicklungspfade ermöglichen und beschränken.

Bei diesen Faktoren handelt es sich um kumulierende und einander verstärkende Bedingungen. Sie wirken kombinatorisch als ein Netz oder ein Bündel von Ursachen und ergeben zusammengenommen die Resultate eines Lebensverlaufs (Jaquet, 2021, S. 96–97). Für sich alleine genommen ist keine Ursache entscheidend. Bestimmte Faktoren wie das Einkommen der Eltern oder eine entmutigende Aussage einer Lehrerin sind ambivalent und können durchaus in unterschiedliche Richtungen wirken (Resignation oder Ansporn). Deshalb kann es bestenfalls notwendige, aber keine hinreichenden Bedingungen geben. Was sich sehr wohl beschreiben lässt, sind *Tendenzen*, denn die soziale Welt ist regelmäßig und musterhaft strukturiert. Nicht zuletzt die Digitalisierung führt durch flächendeckende Beobachtung und Sichtbarmachung der sozialen Ordnung vor Augen, dass Menschen in hohem Maße erwartbar und berechenbar sind (Nassehi, 2019, S. 28).

Die aufgezählten Faktoren der Lebensverlaufstheorie bilden den Rahmen für die Gliederung der Dissertation. Als Illustration werde ich einzelne Lebensgeschichten von *college boys* und *corner boys* an passenden Stellen einfügen. Zwischendurch bereichern auch Exkurse zu den soziologischen Werken *The Polish Peasant* (Thomas & Znaniecki, 1918/1996) und *Unequal Childhoods* (Lareau, 2003) und zum literarischen Werk *Was will Niyazi in der Naunynstraße* (Ören, 1973) den Dissertationstext<sup>1</sup>.

---

<sup>1</sup> Für Leserinnen und Leser, die diesen Text eher abschnittsweise oder cursorisch lesen möchten, empfiehlt es sich, jeweils den ersten Satz eines Absatzes zu lesen, weil er meist das Thema des Absatzes (nach dem Prinzip des *topic sentence*) ankündigt.

## 2 Der methodische Zugang

### Begriffliche Vorüberlegungen

Mein Text über eine stigmatisierte Hochhaussiedlung und unterprivilegierte Menschen startet nicht im Vakuum, sondern baut kritisch auf einer langen Tradition der Repräsentation auf. Jedes Textgenre bildet eigene Konventionen, Stile, Narrative und rhetorische Mittel heraus. Staatliche Armutsberichte, soziologische Texte, Medienberichte und Lyrics aus dem Gangstarap prägen den Diskurs über Hochhaussiedlungen. Der kritische französische Stadtforscher Loïc Wacquant (2017) macht darauf aufmerksam, dass es in der Stadtforschung ein „romantisches Faible“ (S. 187) für stigmatisierte und vernachlässigte Räume gebe, während den Stadtvierteln der „Vermögenden, Mächtigen und Privilegierten“ (ebd.) im Vergleich weniger Beachtung geschenkt werde. Die Feuilleton-Journalistin Antonia Baum (2023) spricht von einem „virulenten popkulturellen Fetisch des jungen migrantischen Mannes in Form von Serien, Filmen [und] Rap-Begeisterung“ seit etwa 10 Jahren.

Zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern haben soziologische Studien immer wieder festgestellt, dass auch die Bewohner<sup>2</sup> stigmatisierter Hochhaussiedlungen den Diskurs über ‚Problemgebiete‘ und ‚Parallelgesellschaften‘ mobilisieren und reproduzieren (Lang et al., 2016, S. 52). Kindheitserlebnisse wie Schlägereien, Auseinandersetzungen mit der Polizei und beobachtete Situationen, in denen Menschen vom Balkon springen, prägen sich stärker als gewöhnlicher Alltag ins Gedächtnis ein. Auch im Wohnblock der Kleinstadt sind diese Geschichten oft die erste Assoziation, wenn die Bewohner sich zu ihrem Wohnviertel äußern. *Corner boys* inszenieren sich häufig als Experten, die sich mit Gewalt und Kriminalität als wichtigen Bestandteilen ihrer Jugendkultur aus eigener Erfahrung auskennen.

Im akademischen Feld haben Studierende den Wohnblock seit über 30 Jahren mehrmals zum Thema gemacht. Das erfuhr ich bei einem Expertinneninterview mit Christel, einer Sozialarbeiterin in Rente. Sie holte einen großen Stapel mit vier alten Diplomarbeiten und etlichen Unterlagen der Stadt hervor. Ich sagte ihr, dass sie mir mehr Dokumente zur Verfügung stelle als das Stadtarchiv, was sie nicht wunderte. Die Diplomarbeiten in Sozialpädagogik, Germanistik und Geografie handeln etwa von „Politischer Partizipation von MigrantInnen auf kommunaler Ebene“ (1993), oder von „Nachbarschaft in einem benachteiligten Wohngebiet

---

<sup>2</sup> Im Kontext meiner Probanden verwende ich die maskuline Form, weil das Thema auf junge Männer eingegrenzt ist. Im Kontext der professionellen Organisationen, die sich mit der untersuchten Gruppe beschäftigen, etwa in Kita, Schule oder Sozialarbeit, verwende ich die feminine Form, weil ich in diesen Feldern Frauen interviewte.

mit einem hohen Migrantanteil“ (2000). Christel zeigte mir darüber hinaus Skizzen von Architektinnen aus dem Jahr 1988 mit neuen Plänen fürs Stadtviertel, den Verfahrensvorschlag einer Wohnungsbaugesellschaft von 1998, Pläne des Bürgermeisters von 1980, das Viertel zu sanieren, und schließlich Broschüren der Sozialen Arbeit in der Stadt, zum Beispiel ein Projekt von 1984 mit dem Titel „Kommunales Ausbildungszentrum“, das den Jugendlichen im Viertel das Handwerk nahebringen sollte. Später bekomme ich noch DVDs – sehr viele Stunden mit ca. 20 Jahre altem Videomaterial, das überwiegend Kinder aus dem Wohnblock produzierten.

Die empirische Realität des Wohnblocks ist so vielfältig, dass jede Person dort ihre von Vorannahmen geprägte Sichtweise im Sinne des *confirmation bias* bestätigt finden kann. Eine Kollegin kurz vor der Rente teilt meinen Eindruck, dass jede Person die benachteiligte Hochhaussiedlung anders wahrnimmt und darstellt. Manche Darstellungen neigen zu einer Dramatisierung, während andere Darstellungen den Wohnblock so optimistisch und idealisiert betrachten, dass sie Gefahr laufen, reale Probleme zu verharmlosen oder zu verschweigen.

Aus einer konstruktivistischen Perspektive in den Sozialwissenschaften wird die empirische Realität immer auch über die Art und Weise hervorgebracht, wie Menschen über sie sprechen. Deshalb sind am Anfang meiner Untersuchung einige begriffliche Überlegungen nötig. In der Sozialen Arbeit der Kleinstadt existiert eine Vielzahl von Begriffen für ihren Gegenstand – die benachteiligte Hochhaussiedlung und die dort lebenden Menschen. Vor allem über Milieu- und Fachgrenzen hinweg fällt es manchmal nicht leicht, die richtigen Worte zu finden. Einmal sprach etwa ein postmigrantischer Kollege wie selbstverständlich von „Integration“ und „Migrationshintergrund“. Ein jüngerer, auch postmigrantischer Kollege machte ihn darauf aufmerksam, was er an diesen Begriffen problematisch finde. Der ältere Kollege entgegnete, dass es ihm besonders vor Lokalpolitikern schwerfalle, die richtigen Worte zu finden. Die Vielzahl an Begriffen im Zusammenhang mit Migration ist schon ein Hinweis darauf, dass es sich um einen kontroversen Gegenstand handelt. Auf der Suche nach den richtigen Worten wird deutsche Identität ständig neu verhandelt.

Welche Wörter verwenden Sprecher in der Kleinstadt, um die sozial segregierte, marginalisierte, stigmatisierte und überwiegend von (Post-)Migrantinnen und -migranten bewohnte Hochhaussiedlung zu bezeichnen? Der Begriff „Sozialer Brennpunkt“ ist kaum noch zu hören, zu eng ist wahrscheinlich die assoziative Verbindung zu Polizeiarbeit. In Amtssprache, etwa in Texten von Ministerien, werden solche Stadtteile euphemistisch als „Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf“ bezeichnet. Selten höre ich, wie Kolleginnen von „Quartier“ sprechen. Unter *corner boys* ist „Ghetto“ eine gängige Bezeichnung. Einmal erklärte mir auch eine Schulsozialarbeiterin, die Kinder aus dem Wohnblock würden auf alle

Grundschulen der Kleinstadt verteilt, um einer „Ghettoisierung“ vorzubeugen. Sie benutzte diesen Begriff dabei ganz selbstverständlich. Deshalb lohnt es sich, daran zu erinnern, dass das Wort „Ghetto“ an eine Geschichte der zwangsweisen räumlichen Konzentration der jüdischen Bevölkerung – auch im Nationalsozialismus – anknüpft (Meier, 2017, S. 218). Das Wort stammt vom Namen des Stadtviertels in Venedig (*getto* für Gießerei), auf das zum ersten Mal 1595 das Wohnrecht für Jüdinnen und Juden beschränkt wurde. Ihnen wurden Orte in der Stadt zugewiesen, „die sie nur zu festgelegten Zeiten und in vorgeschriebener Kleidung, die sie als Fremde erkennbar machte, verlassen durften“ (Siebel, 2015, S. 301).

Noch heikler als die Bezeichnung der Orte ist die Bezeichnung der Menschen. Es macht einen Unterschied, ob Menschen als „Ausländer“, „Migrantinnen“, „Personen mit Migrationshintergrund“, als „Flüchtlinge“, „Geflüchtete“, „Expats“, „Zweite Generation“, „Postmigranten“, „Nicht-Biodeutsche“, „Personen mit Einwandergeschichte“, „Personen mit internationaler Geschichte“, als „migrantisierte“ oder als „migrantisch gelesene“ Menschen bezeichnet werden. Es sagt bekanntlich viel über eine Kultur aus, mit welchem Sprachreichtum sie in einem bestimmten Thema differenzieren kann.

Allen Bezeichnungen ist gemeinsam, dass sie zu einer Einteilung in Ingroup und Outgroup beitragen. Die sozialpsychologische Forschung hat sogenannte Priming Effekte nachgewiesen und gezeigt, dass die Zuordnung zu sozialen Kategorien, etwa nach Geschlecht, sozialer Herkunft oder ethnischer Herkunft, zu unterschiedlichen Erwartungen an Menschen und soziale Gruppen führen kann und dass diese Erwartungen auch das Verhalten dieser Gruppen beeinflussen (Banerjee & Duflo, 2020, S. 114).

Die Unterscheidung zwischen Ingroup und Outgroup wurde maßgeblich durch den klassischen Soziologen Georg Simmel (1908/2013) und seinen *Exkurs über den Fremden* geprägt. Nach Simmels Ausführungen ist der Fremde nicht der Wanderer, „der heute kommt und morgen geht“ (ebd., S. 529), sondern derjenige, „der heute kommt und morgen bleibt“. Der Fremde kommt in einen Raum, zu dem er – anders als die dort Lebenden – nicht von vornherein gehört. Er hat Qualitäten, die nicht von dort stammen und trägt diese Qualitäten in den Raum hinein. Nach Simmel sind alle persönlichen Beziehungen nach einem Schema von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit strukturiert, das mit empfundener Wärme und Kühle einhergeht. Innerhalb der lokalen Gruppe bestehen spezifische Gemeinsamkeiten bei Dimensionen wie Sprache oder Religion. Zwischen der lokalen Gruppe und dem Fremden bestehen hingegen nur allgemeinere Gemeinsamkeiten, die alle Menschen aufweisen. Die empfundene Unähnlichkeit führt dazu, dass Fremde meist nicht als Individuen, sondern als Fremde „eines bestimmten Typus überhaupt“ (ebd., S. 532) wahrgenommen werden.

*Othering* („Ver-Anderung“) beschreibt eine „machtvolle Bezeichnungs- und Abgrenzungspraxis, durch die im gesellschaftlichen Diskurs ‚der Andere‘ in Differenz zum Eigenen hervorgebracht wird“ (Foroutan, 2019, S. 131). Das kulturell, ethnisch oder religiös Eigene dient als Referenzpunkt und bleibt unbenannt und unmarkiert, während Sprecher das Andere in Abgrenzung dazu als anormal markieren. Die dominante, nicht-markierte Gruppe betrachtet sich selbst als nicht ethnisch und weist Ethnizität nur den anderen zu. In der Religion kann *othering* etwa zu einer Essenzialisierung der muslimischen Identität führen, wenn das Muslimisch-Sein als übergreifende Kategorie und erste Ursache zur Erklärung von Verhalten definiert wird. Entscheidend ist, welche Bilder und Stereotype Eingang in das gesellschaftlich ‚gültige‘ Wissen finden (Foroutan, 2019, S. 132).

Der palästinensisch-amerikanische Literaturwissenschaftler Edward Said gibt zu bedenken, dass jede Unterscheidung in der begrifflichen Praxis zwischen „uns“ und „denen“ zu einer Polarisierung führt, die die Unterschiede bestärkt. In seiner klassischen Studie *Orientalism* (Said, 1978/2003) ist es die Unterscheidung zwischen Menschen aus dem „Westen“ und Menschen aus dem „Orient“:

For that is the main intellectual issue raised by Orientalism. Can one divide human reality, as indeed human reality seems to be genuinely divided, into clearly different cultures, histories, traditions, societies, even races, and survive the consequences humanly? By surviving the consequences humanly, I mean to ask whether there is any way of avoiding the hostility expressed by the division, say, of men into “us” (Westerners) and “they” (Orientals). For such divisions are generalities whose use historically and actually has been to press the importance of the distinction between some men and some other men, usually towards not especially admirable ends. When one uses categories like Oriental and Western as both the starting and the end points of analysis ... the result is usually to polarize the distinction – the Oriental becomes more Oriental, the Westerner more Western – and limit the human encounter between different cultures, traditions, and societies. (S. 45–46)

Die Zuordnung zu sozialen Kategorien, etwa nach ethnischer Herkunft, ist nicht neutral, sondern oft mit Aufwertungen oder Abwertungen verbunden. Zunehmend wird aus aktivistischer oder kritisch-dialektischer Perspektive der Wunsch geäußert, die Markierungen zu lösen und Kategorien zu dekonstruieren (Foroutan, 2019, S. 118). In den Sozialwissenschaften kommt es hierbei allerdings zu einem Dilemma: Wie können diskriminierende Strukturen im Bildungssystem und auf dem Arbeits-, Wohnungs- und Partnermarkt erkannt werden, wenn keine kategorialen Bezeichnungen vorliegen? „Es braucht Sichtbarkeit und Benennung, um Unsichtbarkeit und Ungleichheit anzugreifen“ (Foroutan, 2019, S. 118).

In Deutschland hat sich zumindest in der amtlichen Statistik der Begriff „Migrationshintergrund“ durchgesetzt. „Eine Person hat einen Migrationshintergrund, wenn sie

selbst oder mindestens ein Elternteil die deutsche Staatsangehörigkeit nicht durch Geburt besitzt“ (S. Schmidt et al., 2017, S. 305). Der Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund nach dieser Definition nimmt zu: 2021 hatten 40 Prozent aller unter Fünfjährigen in Deutschland einen Migrationshintergrund, 2011 waren es rund 35 Prozent (Statistisches Bundesamt, 2011, S. 32, 2021b, S. 38). Dabei gibt es große regionale Unterschiede. Besonders die Großstädte und die westdeutschen Ballungsräume haben hohe Anteile. In der Kleinstadt, die in einem westdeutschen Ballungsraum angesiedelt ist, gibt es heute einen geringen Anteil an Kindern, die nach obiger Definition keinen Migrationshintergrund haben. Der Begriff spielt im Wohnblock eine untergeordnete Rolle, weil auch in der zweiten oder dritten Einwanderergeneration üblicherweise Selbstbezeichnungen wie Türke oder Marokkaner verwendet werden. Eingeführt in die Debatte ab dem Ende der 1990er Jahre und gesetzlich verankert seit 2005, wurde mit dem Begriff des Migrationshintergrundes eine Lücke zwischen Statistik und Alltagswahrnehmung geschlossen (El-Mafaalani, 2018, S. 37). Denn zuvor wurden deutsche Staatsangehörige, die im Lebensalltag aber als Ausländer galten, statistisch nicht differenziert erfasst. Vor 2005 wurden aus Ausländerinnen durch Einbürgerung einfach Deutsche.

Es ist eine politische Entscheidung, wer mit Begriffen dieser Art als ‚anders‘ markiert wird. Wie sich diese begriffliche Praxis in verschiedenen europäischen Staaten unterscheidet, arbeitet die Migrationssoziologin Helen Schwenken (2018, S. 58–61) heraus: In Deutschland zählen die Vertriebenen aus dem 2. Weltkrieg nicht zur Bevölkerung mit Migrationshintergrund, weil das Gesetz festlegt, dass Einwanderung vor 1949 nicht berücksichtigt wird (§ 6 Nr. 3 MighEV, Migrationshintergrund-Erhebungsverordnung). In Großbritannien werden *migrants* erfasst und Befragte können sich selbst anhand einer offenen Liste einer *ethnic group* zuordnen, es wird allerdings nicht nach dem Geburtsland der Eltern gefragt. Frankreich unterscheidet zwischen *étranger* (Ausländer), *immigré* (Einwanderer) und *descendants d’immigrés* (Kinder von Eingewanderten). Die Niederlande differenzieren zwischen *autochthon* (von hier) und *allochthon* (von anderswo, zusätzlich unterteilt in westliche und nicht-westliche Herkunft; bis zur dritten Generation gilt jemand als allochthon).

Unterschiede zwischen verschiedenen Staaten ergeben sich anhand verschiedener Dimensionen: a) Teils ist der Migrationshintergrund erblich (wie in Deutschland), teils zählt nur die eigene Migrationserfahrung; b) teils ist die Kategorie zugeschrieben (wie in Deutschland), teils ist sie selbst gewählt; c) teils bekommen Kinder mit *einem* ausländischen Elternteil das Label des Migrationshintergrundes (wie in Deutschland), teils nicht – in Schweden wird bei einem schwedischen Elternteil das ‚Schwedischsein‘ zum dominanten

Merkmal (Schwenken, 2018, S. 61). Diese Ausführungen zeigen, dass die angebotenen Klassifikationen nicht objektiv, sondern Ausdruck von gesellschaftlichen Debatten und politischen Entscheidungen sind.

Die Nachteile des Begriffs „Migrationshintergrund“ sind weitgehend bekannt: Der Begriff ist vor allem in Bezug auf arabische, muslimische oder schwarze Menschen verankert, also in Bezug auf Menschen, die phänotypisch oder am Namen erkennbar sind und im Kollektivbewusstsein hierarchisch abgewertet werden (Foroutan, 2019, S. 67). Viele Betroffene lehnen den Begriff ab, weil er wie eine Krankheitsdiagnose klingt oder weil sie ihn als Ausgrenzungsformel verstehen. Sprache repräsentiert und schafft Wirklichkeit. „Es ist nicht leicht, etwas in einen Begriff zu fassen, der allen gefällt, wenn die Realität, die der Begriff abbilden soll, nicht allen gefällt“ (El-Mafaalani, 2018, S. 54).

Alternativ gibt es den Begriff „postmigrantisch“. Er stammt aus der Kultur- und Theaterszene und wurde im Jahr 2008 von der Berliner Theaterintendantin Shermin Langhoff etabliert (Foroutan, 2019, S. 46). Sie betonte explizit, dass sie kein „migrantisches Theater“ produziere, sondern neue, eben postmigrantische Narrative von Deutschsein hervorbringe, die anders sind als Perspektiven und Erzählungen von Menschen mit eigener Migrationserfahrung. Ihr Ziel war die Pluralisierung der Gesellschaft mit einer postmigrantischen Perspektive als Teil des deutschen Kulturkanons (ebd.).

In Langhoffs Sprachgebrauch hat der Begriff „postmigrantisch“ einen konkreten Akteursbezug. Eine Postmigrantin ist synonym zu einer Person der zweiten oder dritten Einwanderergeneration. Die Islamwissenschaftlerin Riem Spielhaus und die Ethnologinnen Regina Römhild und Manuela Bojadžijev kritisieren am Akteursbezug, dass der Begriff „postmigrantisch“ damit nur dem alten Label des Migrationshintergrundes zu neuem Leben ver helfe (Foroutan, 2019, S. 48). Die Kategorie und Hierarchisierung würden über Generationen hinweg festgeschrieben, was auch einen Integrationsimperativ auf Dauer stelle. In der kritischen Sozialwissenschaft emanzipierte sich der Begriff „postmigrantisch“ vom Akteursbezug und bezog sich stattdessen auf die Gesellschaft als ganze. Die Soziologin Naika Foroutan (2019) definiert eine „postmigrantische Gesellschaft“:

Eine Gesellschaft, die normativ die Hierarchisierung in Etablierte und Außenseiter nicht nur ächtet, sondern aktiv in Frage stellt und angreift – indem sie Anerkennungspolitiken zum zentralen Ausgangspunkt ihrer Selbstbeschreibung macht und die binäre Codierung in „Migranten und Einheimische“ für aufgelöst erklärt, kann als postmigrantische Gesellschaft bezeichnet werden. (S. 18)

Mir scheint wichtig zu betonen, dass das Ziel eine Auflösung der implizit hierarchisierenden Codierung sein muss, nicht eine Auflösung der Codierung als solcher. Wird eine Auflösung der

Unterscheidung zwischen Einheimischen und Migranten oder Postmigranten angestrebt, führt dies zu einer Tabuisierung im Bereich der Familienherkunft. Eine solche Tabuisierung und die mit ihr einhergehenden sprachlichen Unsicherheiten müssen aber abgelehnt werden, weil sie ja gerade Ausdruck davon sind, dass die Herkunft aus bestimmten Regionen im Kollektivbewusstsein als defizitär gilt. Nach der politischen Theoretikerin Iris Marion Young (1990, S. 251) ist das normative Ideal ein Stadtleben mit sozialen Beziehungen, die die Unterschiede zwischen verschiedenen Gruppen affirmieren und betonen, ohne diese Unterschiede dabei zu Kriterien der Exklusion zu machen. Sie lehnt das Ideal einer Community strikt ab, die die Homogenität ihrer Mitglieder fördert.

Wie angemessen ist die Begrifflichkeit von *corner boys* und *college boys*? Vorteile sind die intuitiv verständliche Kontrastierung der zwei Gruppen und der Anschluss an die klassische soziologische Literatur. Auch die historische Kontinuität marginalisierter städtischer Gruppen wird durch die Begriffe deutlich. Mit dem Wort *boy* bezieht sich Whyte (1943/1955, S. 35) auf alle Männer vor ihrer Heirat ungefähr im Alter von 30 Jahren. Ein Nachteil ist, dass der Begriff *boy* herabsetzend bzw. diminutiv wirken kann, wenn er sich auf erwachsene Männer bezieht. Für *college boys* ist Bildungsaufsteiger ein alternativer Begriff, den Betroffene auch als Selbstbezeichnung verwenden und der allerdings auch nicht unproblematisch ist. Denn wenn soziale Mobilität mit räumlichen Metaphern des Oben und Unten beschrieben wird, wird sie oft mit Normvorstellungen und einem moralischen Gehalt belastet (Jaquet, 2021, S. 18).

Ich habe mich entschieden, die Terminologie von *corner boys* und *college boys* zu verwenden. Die *corner*, also die Straßenecke, liegt metaphorisch gesprochen an der Kreuzung von zwei Wegen und steht für zwei verschiedene Richtungen, die junge Männer aus dem Viertel einschlagen können. Die *college boys* gehen einfach an der *corner* vorbei, während die *corner boys* sie zum Verweilen nutzen. Der eine Weg führt zum bürgerlichen Subjekt, das die Hälfte des Lebens einer Lohnarbeit nachgeht und die andere Hälfte für die Familie aufbringt, während der andere Weg im Extremfall ins Gefängnis führt.

Von *corner boys* zu sprechen evoziert das passende Bild einer Jugendszene, im Sinne eines kulturellen Netzwerks von Personen, die bestimmte „*Formen der kollektiven Selbststilisierung teilen und Gemeinsamkeiten an typischen Orten und zu typischen Zeiten interaktiv stabilisieren und weiterentwickeln*“ (Hitzler et al., 2001, S. 20). Seit einigen Jahren hat auch der Scheinanglizismus „cornern“ seinen Weg als Verb in den deutschen Sprachgebrauch gefunden. Er bedeutet „Verweilen und Trinken an der Straßenecke“ und steht in einer Bedeutung auch im Zusammenhang mit Jugendlichen, die sich etwa auf Schulhöfen

oder öffentlichen Plätzen durch Lärmbelästigung, Vermüllung oder Drogenkonsum von der Norm abweichend verhalten.

Nach dieser Beschreibung verschiedener begrifflicher Unterscheidungspraktiken im deutschen Migrationsdiskurs zeige ich im Folgenden, wie ich methodisch vorgeing, um die Ordnung des Forschungsfeldes zu erkunden. Im Abschnitt zu Ethnografie geht es um meine verschiedenen Zugänge zu diesem Feld, einmal vor Arbeitsantritt als Streetworker und einmal danach. Ich beschreibe auch, wie sich meine zwei unterschiedlichen Rollen – Ethnograf und Streetworker – ergänzen und unterscheiden. In den Abschnitten zu Biografieforschung und Expertinneninterviews beschreibe ich, welche unterschiedlichen Arten von Wissen durch diese Methoden generiert werden und wie sich rein praktisch die Auswahl der Fälle, die Rekrutierung und die Abläufe der Interviews gestalteten. Den Abschluss des Kapitels bilden forschungsethische Überlegungen beim Schreiben über vulnerable Gruppen und vier verschiedene Einstellungen bzw. Haltungen, die es hierbei zu unterlassen gilt.

## Ethnografie

*I am convinced that the actual evolution of research ideas does not take place in accord with the formal statements we read on research methods. The ideas grow up in part out of our immersion in the data and out of the whole process of living.*

–Whyte, *Street Corner Society* (zitiert nach Duneier, 2001, S. 333)

*I am only going to report on what I conclude from studies of this kind that I've done. And I can only begin by repeating ... that what you get in all of this [attempt to articulate techniques] is rationalizations, and we're in the precarious position of providing them.*

–Goffman, *On Fieldwork* (zitiert nach Duneier, 2001, S. 333)

Ethnografie (wörtlich: „Beschreibung des Volkes“) ist eine sozialwissenschaftliche Forschungsstrategie, bei der die Praktiken, Diskurse, Wissensstrukturen und Deutungsschemata einer bestimmten sozialen Gruppe untersucht werden. Besonders ist dabei, dass Forschende und Erforschte sich im Feld der Erforschten begegnen (Knoblauch, 2014, S. 523). Es geht also um natürliche soziale Handlungsfelder, die im Gegensatz stehen zu künstlichen situativen Arrangements, die extra für Forschungszwecke geschaffen werden (Wolff, 2000/2012, S. 335). Als ausformuliertes Konzept geht die Ethnografie auf den polnisch-britischen Anthropologen und Ethnologen Bronislaw Malinowski zurück. Die Soziologen der *Chicago School* führten in den 1920er Jahren die Methode der Ethnografie, die im 19. Jahrhundert von den kolonialistisch geprägten Disziplinen der Anthropologie und Ethnologie angewendet wurde, in die Stadtsoziologie ein.

Die wichtigsten Techniken der Ethnografie sind teilnehmende Beobachtung und ethnografische Gespräche, also offene und spontane Gespräche ohne Leitfaden. Beziehungsarbeit ist ausschlaggebend, um das Vertrauen im Feld zu gewinnen. Als Ethnograf schrieb ich wie in einer Art Tagebuch ständig Feldnotizen, eine Tätigkeit, die der US-amerikanische Anthropologe Clifford Geertz (1973) folgendermaßen beschreibt: „The ethnographer ‘inscribes’ social discourse; *he writes it down*. In so doing, he turns it from a passing event, which exists only in its own moment of occurrence, into an account, which exists in its inscriptions and can be reconsulted“ (S. 19).

Wie die Eingangszitate deutlich machen, handelt es sich bei Ethnografie um eine wenig standardisierte Methode, die offen und damit frei von rigiden Vorgaben ist. Stattdessen wird

sie vor allem durch die Anforderungen, Eigenlogiken und Handlungszwänge des Feldes bestimmt. Eine bekannte, oft Geertz zugeschriebene Ausgangsfrage der Ethnografie lautet: „What the hell is going on here?“

Jede Ethnografie ist der Bericht über eine Lernerfahrung. Daran wird schon deutlich, wie sehr sie von den Voraussetzungen des Ethnografen, von seinen Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata abhängt. Die notwendigerweise begrenzte Wahrnehmungsfähigkeit führt zu einer starken Selektivität, die allerdings nicht defizitär, sondern unvermeidlich ist:

Fieldnotes filter rather than mirror what “actually” happens. ... [But] all human observations of the world are necessarily filtered. Human *perception* is always human *conception*: What we “see” is inevitably shaped by the fact that we are languaged; by our spatial, temporal, and social locations (by culture, history, status); by our occupational and various idiosyncratic concerns; and, especially relevant here, by the scholarly discipline within which our “looking” takes place. (Lofland, 1971, S. 83)

### *Meine ethnografische Feldarbeit*

Warum bot sich die Methode der Ethnografie für meine Forschung an? Dieser gesamte Text ist der Bericht über die Lernerfahrungen, die ich machte, während ich mich intensiv darum bemühte, die unterschiedlichen Lebenswege der jungen Männer aus dem Wohnblock zu verstehen. Durch meine Streifzüge und Erkundungen versuchte ich, das Milieu, das *college boys* und *corner boys* hervorbringt, aus den Blickwinkeln von möglichst vielen Akteursgruppen zu begreifen. Bei *corner boys* handelt es sich zudem um eine Gruppe, die durch andere Forschungsmethoden schwer zu erreichen ist. Die meisten *corner boys* lehnten meine Anfragen zu biografischen Interviews ab, allerdings waren sie regelmäßig bereit, spontane Gespräche mit mir zu führen. Den Zugang zu ihnen erreichte ich durch Vertrauensaufbau und langfristige Beziehungsarbeit. Forschung, die allein auf Interviews beruht, erzielt Ergebnisse nur unter erheblichem Eingriff in alltägliche Routinen. Durch meine regelmäßige Anwesenheit über einen langen Zeitraum war der Eingriff deutlich geringer ausgeprägt.

Meine ethnografische Feldarbeit lässt sich in eine Phase einteilen, bevor ich im April 2022 die Arbeit als Streetworker in der Hochhaussiedlung antrat, und in eine Phase danach. Vor Antritt der Arbeit war ich institutionell nicht angebunden, kannte zwar noch aus der Feldphase für die Masterarbeit ca. 50 *corner boys*, hatte aber im Vergleich zu heute ein deutlich kleineres und homogeneres Netzwerk. Es bestand hauptsächlich aus männlichen Jugendlichen und jungen Männern, die ihre Zeit auf dem Parkdeck, im hinteren Bereich der Hochhaussiedlung oder in der Vorgartenanlage verbringen. Bei meinem Wiedereinstieg im

Feld für die Arbeit an der Dissertation sagte mir einer der jungen Männer: „Wo warst du so lange? Du warst plötzlich einfach weg.“

Im Winter 2021/2022 kam es gelegentlich vor, dass ich im Feld nicht sofort auf bekannte Gesichter traf. Bei regnerischem oder kaltem Wetter sind deutlich weniger *corner boys* im öffentlichen Raum anzutreffen. Ich kam mir dann wie ein Außenseiter vor, wie diese Stelle meiner Feldnotizen deutlich macht:

Es herrscht eine durchgängig entspannte Geräuschkulisse am Parkdeck. Zwei junge Männer stehen auf einem Balkon, rauchen, husten und unterhalten sich laut. Auch Kinder stehen am Fenster und rufen zu anderen Kindern unten im Innenhof-Bereich. Plötzlich riecht es am Parkdeck sehr stark nach Marihuana. Die erste Ratte erschreckt mich noch, die zweite und dritte schon nicht mehr. In den allermeisten Wohnungen brennt Licht – Leerstand scheint es kaum zu geben. Ich bin alleine am Parkdeck, in der Kälte und Dunkelheit, schaue auf die vielen hellen und vermutlich warmen Wohnungen und denke mir, wie gemütlich und gesellig es dort innen wohl sein muss. Wie der Protagonist in Kafkas Roman *Das Schloss* verspüre ich den Wunsch, in diesen Komplex hineinzukommen und auch an der Geselligkeit teilhaben zu können.

Vor Antritt meiner Arbeit als Streetworker streifte ich ziellos im Feld umher, sprach spontan Gruppen von jungen Männern an und verbrachte Zeit in türkischen Cafés rund um die Hochhaussiedlung. Wie wirkte ich dabei auf die *corner boys*? Sehr oft wurde ich für einen Polizisten gehalten. Insgesamt wurde ich gut und ‚gastfreundlich‘ aufgenommen, selten gab es aber auch Situationen, in denen ich mit „Verpiss dich du Kripo“ abgewiesen wurde. Einmal sagte auch ein *corner boy* zu seinen Freunden: „Passt auf, was ihr dem erzählt, der merkt sich das alles.“ Aziz (20, Hauptschulabschluss, Arbeit im Sicherheitsdienst) erklärte mir dieses Verhalten:

**Aziz:** Die Leute haben halt Paranoias, die verkaufen wahrscheinlich Drogen oder, gehen klauen oder machen sonst irgendwas, haben einfach *Angst*. Und das ist auch verständlich meiner Meinung nach. Ich hätte auch Angst wenn irgendwer kommt und ich weiß ich bin eine Person die viel, Dreck am Stecken hat. Aber, ich sag mal so, die Zeiten sind vorbei, ich arbeite jetzt, ich mach mein Ding. So. Aber halt damals war ich auch so ungefähr, dieselbe Situation.<sup>3</sup>

Insgesamt wurde ich vor Antritt meiner Arbeit als Streetworker im Feld als Kuriosum wahrgenommen. Als weißer Deutscher mit einem Mittelklasse-Hintergrund unterscheidet sich meine Biografie deutlich von derjenigen der Bewohner der Hochhaussiedlung. Oft führte dies zu einem großen gegenseitigen Interesse:

Eine Standardfrage, die mir Kinder und Jugendliche im Wohnblock stellen, ist: „Bist du Deutscher?“ Ich erlebe sie grundsätzlich als sehr interessiert. Sie stellen mir viele Fragen aus

---

<sup>3</sup> **Transkriptionsnotation:**

- Ein Komma setze ich bei einer kurzer Sprechpause in der Aufnahme, nicht nach den Regeln der Grammatik.
- „...“ bedeutet, dass der Sprecher einen Satz anfängt, aber nicht zu Ende führt, sondern abbricht.
- Kursivsetzung bedeutet, dass der Sprecher ein Wort betont.

verschiedenen Lebensbereichen. Stark vertreten sind vor allem auch private Fragen zu meinem Liebesleben, meinen Erfahrungen mit Drogen oder meinem Gehalt.

Einige Male stellten *corner boys* sich auch vor, bei mir zu Besuch zu kommen:

Zum zweiten Mal kommt es bei den 16 bis 17-Jährigen zu der Situation, dass sie sich vorstellen, in meiner Wohnung zu Besuch zu sein. Es hat etwas Rührendes, dass diese Jungs, die keinen warmen Ort zum Aufenthalt haben, sich einen Besuch bei mir als etwas Schönes vorstellen.

Einmal traf ich Rayan und Gürkan, die allerersten Probanden, die ich im Feld kennenlernte:

Als ich später mit dem Fahrrad über den Sandweg am Parkdeck nach Hause fahre, treffe ich an einer der Treppen eine Gruppe von sieben ca. 17-Jährigen: 5 Männer und 2 Frauen. Gürkan und Rayan sind auch unter ihnen. Sie freuen sich sehr, mich zu sehen. Gürkan bietet mir sofort einen Joint an. Als ich ablehne, hält er mir noch einen Becher hin und fragt, ob ich Alkohol trinken möchte, was ich auch ablehne. Die ganze Gruppe ist angeheitert und bester Stimmung. Auch Rayans Freundin Selina ist anwesend und zieht oft an ihrer E-Shisha, die dann immer grün aufleuchtet. Sie sagt mir, dass sie eine Ausbildung zur Pflegekraft im Krankenhaus macht. Rayan und Gürkan erinnern sich voller Freude daran, wie ich vor über einem Jahr zum ersten Mal in den Wohnblock kam und mit ihnen, Adem, Anna und Eloy zum ersten Mal einen Abend verbrachte. Es ist für sie eine emotionale Erinnerung, die sie gerne wie eine tolle Geschichte weitererzählen. Rayan möchte, dass ich ihm noch einmal Screenshots der Feldnotizen dieses Abends schicke.

Als kurios nahmen mich die Jugendlichen auch wahr, weil ich ein Buch über ihren Wohnblock schreibe. Oft fragten sie mich, worüber ich schreibe, und vermuteten, dass ich negative Seiten der Hochhaussiedlung darstellen würde. Dafür steht diese Situation exemplarisch:

Als nächstes treffe ich vor einer Apotheke zwei 12-jährige Jungen, die beide Mohamed heißen. Ihre Familien wohnten früher im Wohnblock, die Großmutter des einen wohnt noch heute dort. Als ich ihnen erzähle, dass ich ein Buch über den Wohnblock schreibe, sagt einer von ihnen: „Ah ok, ich verstehe, es geht bestimmt um Asozialität oder?“ Als ich das verneine, sagt er: „Aber Sie wollen doch nicht sagen, dass die Leute da nicht asozial sind?“

### *Start meiner Arbeit als Streetworker*

Im April 2022 trat ich meine Arbeit als Streetworker in einer städtischen Organisation der Sozialen Arbeit an, die direkt neben dem Wohnblock angesiedelt ist. In der Stellenausschreibung hatte gestanden: „Bezüglich der Zielgruppe stehen auffällige, meist männliche Kinder, Jugendliche und Heranwachsende mit multiplen Problem- und Bedarfslagen und ohne adäquate Teilhabeperspektive im Fokus.“ In der städtischen Organisation (nachfolgend: „Die Organisation“) gibt es niedrigschwellige, freiwillige und kostenlose Angebote aus den Bereichen „Bildung, Begegnung, Beratung und Kultur“. Ein Schwerpunkt liegt auf Jugendarbeit mit freizeitpädagogischen Angeboten, Hausaufgabenhilfe und Beratung. Von meinem Büro aus habe ich die Aussicht auf eines der Hochhäuser des Wohnblocks. Bei

Arbeitsantritt fällt mir auf, dass in meinem Büro eine Karte des ‚Quartiers‘ mit einigen gesetzten Pinnadeln an der Wand hängt, was bei mir Assoziationen an militärische Lagekarten hervorruft. Insgesamt gibt es vier Streetworker in der Kleinstadt. Einer von ihnen gibt mir den Tipp, den Leuten nicht meinen Dienstaussweis zu zeigen. Dann würden sie nämlich denken, ich sei von der Polizei.

Terminologisch gesehen ist die Bezeichnung „Streetworker“ umstritten. Im Englischen gibt es den alternativen Begriff des *outreach social worker*. Denn *streetworker* hat im Englischen auch die Bedeutung von Straßenstrich und Sexarbeit. Im Deutschen hat sich die Bezeichnung „Streetworker“ allerdings für Sozialarbeitende etabliert, die die institutionell schwer zu erreichenden Gruppen von Obdachlosen, Drogenabhängigen, Prostituierten oder delinquenten Jugendlichen als Kernklientel haben. Bei einer 3-tägigen Streetwork-Tagung mit einer Gruppe von ca. 20 Streetworkern (jeweils zur Hälfte männlich und weiblich; zwischen 22 und 37 Jahren alt; auffallend, dass fast alle von ihnen rauchen) diskutierten wir den Begriff:

Der Seminarleiter rät uns davon ab, den Begriff „Streetworker“ vor der Zielgruppe der Jugendlichen zu benutzen. Der Begriff sei „verbrannt“ – durch Rundfunk und Fernsehen. Es könne für Jugendliche unangenehm sein, mit einem Streetworker privat zu tun zu haben. Das sei vielleicht etwas, was sie nicht ihrer Lehrerin oder ihren Klassenkameraden erzählen würden. Denn durch RTL habe sich das Bild verbreitet, dass Streetworker mit „Asozialen“ arbeiten. Er selbst habe sich bei seiner aufsuchenden Arbeit nie als Streetworker vorgestellt. Er sagte stattdessen immer: „Ich bin Werner. Ich arbeite für die Stadt. Und die Stadt hat ein Interesse daran, dass sich die Lebensbedingungen hier bessern. Deshalb frage ich euch.“ Wenn wir Jugendliche für ein Projekt begeistern wollen, sollten wir auch nicht sagen: „Wir haben ein soziales Projekt mit Fußball“, sondern: „Spielst du gerne Fußball? Dann bring 4 Leute und Turnschuhe mit.“

Die rechtliche Grundlage für meine Arbeit als Streetworker in der Jugendarbeit ist im Kinder- und Jugendhilfegesetz enthalten, das im Sozialgesetzbuch (SGB) VIII niedergeschrieben ist.

Die wesentlichen Rechtsnormen sind folgende:

- Jeder junge Mensch hat ein Recht auf Förderung seiner Entwicklung und auf Erziehung zu einer selbstbestimmten, eigenverantwortlichen und gemeinschaftsfähigen Persönlichkeit (§ 1 Absatz 1 Satz 1 SGB VIII).
- Jungen Menschen, die zum Ausgleich sozialer Benachteiligungen oder zur Überwindung individueller Beeinträchtigungen in erhöhtem Maße auf Unterstützung angewiesen sind, sollen im Rahmen der Jugendhilfe sozialpädagogische Hilfen angeboten werden, die ihre schulische und berufliche Ausbildung, Eingliederung in die Arbeitswelt und ihre soziale Integration fördern (§ 13 Absatz 1 Satz 1 SGB VIII).

§ 11 SGB VIII listet das gesamte außerschulische Bildungsspektrum auf, das die Entwicklung junger Menschen fördern soll, von „Sport, Spiel und Geselligkeit“ bis hin zu arbeitswelt- und

schulbezogener Jugendarbeit. Insgesamt soll Soziale Arbeit dazu beitragen, Kindern und Jugendlichen eine lebenswerte, entwicklungsförderliche Kindheit und Jugend zu ermöglichen. Die Jugendhilfe springt besonders dann ein, wenn Eltern ihrem Erziehungsauftrag nicht gerecht werden können oder wenn Kinder und Jugendliche aufgrund von Armut, Geschlecht, Bildung, Migration oder durch ihr Wohnumfeld benachteiligt sind.

Zu den wichtigsten Aufgaben eines Streetworkers zählt es, Vertrauen durch langfristige Beziehungsarbeit mit der Klientel aufzubauen. Streetworker sind erste Ansprechpartner und Vertrauenspersonen bei der aufsuchenden Arbeit auf den Straßen. Sie helfen bei verschiedensten Angelegenheiten, leiten diese jedoch auch an Professionelle aus anderen Organisationen weiter, wenn der Fall außerhalb ihres Kompetenzbereichs liegt – etwa an Therapeutinnen, Suchtberater oder Schuldnerberaterinnen. Als Streetworker bin ich jemand, der präsent ist und den Jugendliche mit all ihren Problemen ansprechen können. Einmal sagte mir der 13-jährige Mohamed: „Malte, dich kennt hier jeder im Wohnblock!“ Ich bin offenbar ein *public character* im Sinne von Jane Jacobs‘ (1961/2010) Definition:

The social structure of sidewalk life hangs partly on what can be called self-appointed public characters. A public character is anyone who is in frequent contact with a wide circle of people and who is sufficiently interested to make himself a public character. A public character need have no special talents or wisdom to fulfill his function — although he often does. He just needs to be present, and there need to be enough of his counterparts. His main qualification is that he *is* public, that he talks to lots of different people. In this way, news travels that is of sidewalk interest. (S. 28)

### *Soziale Arbeit*

Soziale Arbeit als institutioneller Ausdruck des Wohlfahrtsstaates ist im 20. Jahrhundert selbstverständlich geworden. Der Anteil der Erwerbstätigen in Sozial- und Erziehungsberufen stieg in der Bundesrepublik von 1,7 Prozent 1950 auf 8 Prozent 1990, im Jahr 2000 nutzten schätzungsweise 4,5 Prozent der Bevölkerung Angebote der Sozialen Arbeit (Kessl & Otto, 2012, S. 1318). In der Organisation neben dem Wohnblock reichen die Angebote von Hausaufgabenhilfe, Spielgruppen für Kinder, Formularhilfe für Erwachsene (zum Beispiel Anträge auf Grundsicherung, Wohngeld, Kindergeld oder Leistungen im Bereich Bildung und Teilhabe), Berufsberatung und Unterstützung beim Übergang zwischen Schule und Beruf, einem Projekt, in dem Jugendliche ihren Schulabschluss nachholen können, während sie parallel eine Ausbildung zum Koch absolvieren bis hin zu einer aus Mitteln der Europäischen Union (EU) finanzierten Fahrradwerkstatt, in der Kinder und Jugendliche unter Anleitung

lernen, ihre Fahrräder eigenständig zu reparieren. Gerichtlich verurteilte Jugendliche können ihre Sozialstunden in der Organisation ableisten.

Ein offenes Angebot, das auf unsere Zielgruppe im Streetwork ausgelegt ist, ist das Jugendcafé, das an zwei Wochenendtagen jeweils 5 Stunden am Abend stattfindet. Das Ziel ist, Jugendlichen einen gewalt- und drogenfreien Raum bereitzustellen, und ihnen Zugang zu einem sozialen Netzwerk mit konventionellen Normen zu verschaffen. Im Jugendcafé arbeiten, wie in den meisten anderen Projekten der Organisation auch, junge, postmigrantische, meist studentische Honorarkräfte, die eine Vorbildfunktion für die Jugendlichen übernehmen können. Die Besucher nutzen das Jugendcafé zum Zeitvertreib (mit dem Spiel FIFA auf einer Playstation, Billard, Tischtennis oder Tischfußball), als Informationspool, um Neuigkeiten aus dem Wohnblock auszutauschen, und als Sammelpunkt, von dem aus sie ihren Abend starten.



Abbildung 1. Das Jugendcafé in der Organisation der Sozialen Arbeit (eigenes Foto, 2022).

Wie ist die Zusammensetzung der Gäste des Jugendcafés? An den meisten Abenden sind keine Mädchen oder Frauen anwesend. Die Kernklientel von Streetwork, marginalisierte und zu Straffälligkeit neigende *corner boys*, ist regelmäßig zu Besuch. Viele von ihnen bleiben jedoch

fern, weil ihnen die Atmosphäre insgesamt zu ‚amtlich‘ ist. Denn die Organisation ist kein Jugendzentrum, das Jugendliche selbst weitgehend autonom verwalten, wie es sie in anderen Städten mit der typischen Inneneinrichtung aus Graffiti und alten Sofas gibt. Im Wohnblock der Kleinstadt beendete die Lokalpolitik das Experiment eines Jugendzentrums dieser Art in den 1990er Jahren, als es sich zu einem Ort für Drogenhandel und „Geldzockerei“, wie es in einem lokalen Zeitungsartikel hieß, entwickelt hatte.

Die Gruppe der heutigen Besucher im Jugendcafé ist sehr heterogen. Abgesehen von einem Kern, der regelmäßig kommt, ist die Fluktuation stark ausgeprägt. Unter den Besuchern sind auch Geflüchtete, allerdings kommt nur ein sehr kleiner Teil von allen Geflüchteten, die in der Kleinstadt leben, und keiner kommt aus der Ukraine. Ein erfahrener Kollege hob letzters die drei Gymnasiasten hervor, die ab und zu ins Jugendcafé kommen. Gymnasiasten hätte es noch vor ein paar Jahren in dieser Szene nicht gegeben. Unter der großen Anzahl an Kindern im Wohnblock haben viele früh gelernt, sich gegen andere durchzusetzen und knappe Ressourcen wie eine Playstation möglichst viel für sich in Anspruch zu nehmen. Einige Jugendliche haben eine eingeschränkte Selbstkontrolle. Diese wird beispielsweise deutlich, wenn sie einen Punkt verlieren und ihren Schläger aus Wut fest gegen die Tischtennisplatte schlagen. Bei Raufereien hat das Betreuungspersonal ein gutes Gespür dafür entwickelt, ab wann ein Eingreifen nötig ist. Das Wort „Respekt“ habe ich noch nie in meinem Leben so oft gehört wie bei meiner Arbeit als Streetworker, was ein Zeichen dafür ist, dass Respekt hier nicht selbstverständlich ist.

Die Hoffnung in der sozialpädagogischen Einzelfallhilfe ist es, dass schon kleine Interventionen einen großen Effekt im Lebensverlauf des Klienten haben. Meine erfahreneren Kollegen bekommen teilweise heute noch Jahrzehnte später die Rückmeldung von ehemaligen Klienten, dass ihre Unterstützung zu besonderen Zeitpunkten im Lebensverlauf zu Wendepunkten führte. Ein Beispiel ist ein ca. 40-jähriger Marokkaner, der auf dem Land zwischen Aprikosenfeldern aufwuchs, dann im Alter von 15 Jahren in die Kleinstadt kam und nach eigener Aussage anfangs ein „schwieriger Junge“ war, der häufig an Schlägereien beteiligt war, bis er auf meinen Kollegen traf, einen Streetworker. Der Marokkaner sagt heute: „Ich hatte den Willen. Ich brauchte nur jemanden, der mir sagt, wie ich es schaffen kann.“ Heute weist er als Symbole seines Erfolges aus, dass er einen angesehenen technischen Job hat, 2.600 Euro netto verdient und einen Dienstwagen fährt, den er auch privat ständig nutzen kann.

Meistens ist die Einzelfallhilfe allerdings mit größeren Schwierigkeiten verbunden. Ein Kollege, der ein Kampfsportprojekt zur Drogen- und Gewaltprävention leitet, sagte:

**Iliya:** Du kannst nicht allen helfen. Bei den meisten schaffst du es nicht. Aber ich habe in all den Jahren wirklich viele hier auf den richtigen Weg gebracht. Die machen jetzt eine

Ausbildung und das läuft jetzt von selbst. Aber bei den meisten schaffst du es nicht. Wenn du von 100 Jugendlichen pro Jahr 4 durchkriegst, bist du der König.

Bei dieser Aussage verwies er auf die vielen Pokale und Medaillen, die in der Vorhalle seiner Sporthalle ausgestellt sind.

Wenn Klienten ein Einzelproblem haben, ist es oft möglich, zu helfen. Wenn Probleme allerdings kumulieren, wird dies schwieriger. Einer Kollegin zufolge, die in der Schuldnerberatung tätig ist, haben die Klientinnen und Klienten meist ganze „Problemknäuel“. „Wenn man da ein Fädchen herauszieht, tauchen direkt die nächsten Probleme auf.“ Für diese Menschen sind Abgelehnt-Werden und Scheitern alltägliche Erfahrungen, was dazu führen kann, dass sie schnell aufgeben. Oft können sie die Erwartungen von regulären Jobs nicht erfüllen. Ein anderer Kollege sagte mir, dass die meisten seiner Klienten bisher selbstständig wenig erreicht hätten, dass er viele Rückschläge und frustrierende Momente erlebte, etwa wenn Klienten nicht zu Terminen erschienen. Streetworker brauchen für ihre Arbeit besonders viel Geduld, Verständnis und Behutsamkeit. Denn Kinder, Jugendliche und erwachsen gewordene Kinder, die in ihrem Leben wenig Zuwendung, Aufmerksamkeit und Fürsorge bekommen haben, brauchen viel Zeit, um unterstützende Beziehungsangebote annehmen zu können (Blum-Maurice & Zenz, 2009, S. 63).

Auf einer Fortbildung zu Einzelfallhilfe lernte ich den Grundsatz: „Arbeite niemals mehr als der Klient.“ Es gilt allerdings, die richtige Mitte zwischen Entmündigung und Überforderung zu finden: keine bürokratische Arbeit abzunehmen, die die Klienten auch selbstständig machen können, aber auch nicht mit Aufgaben zu überfordern, für die ihnen die Kompetenzen fehlen. In der Organisation gibt es zwei Mitarbeiterinnen, die sich jeweils einem der Extreme zuordnen lassen. Eine füllt die SGB-II-Anträge (Anträge auf Grundsicherung) vollständig alleine aus, so dass sehr viele Klientinnen und Klienten von ihr unterstützt werden wollen und sie ständig überlastet ist. Die andere hingegen fordert auch mehr von den Klientinnen und Klienten und sagt ihnen, dass sie den SGB-II-Antrag erst einmal so weit wie möglich selbst ausfüllen müssen. Eine eher hartgesottene Kollegin, die nach eigener Aussage bei ihrer Arbeit immer eine kaufmännische Einstellung beibehielt und Angebote auf ihre Effizienz hin prüfte, sagte mir sinngemäß zur Einzelfallhilfe:

**Barbara:** Bei der rechtlichen Lage muss man immer auf den Einzelfall gucken. Man darf auch nicht einfach glauben, was die Klienten einem erzählen. Manche Berater springen sofort auf die Klientenseite und spielen Robin Hood. Oft erfahren sie dann aber von Behördenseite, dass die Sachlage doch eine ganz andere ist, was zu peinlichen Situationen führt.

Kapitalismuskritische Studien weisen seit den 1970er Jahren darauf hin, dass Soziale Arbeit die Rolle von sanften Kontrolleuren erfülle und damit eine Handlangerin des kapitalistischen

Produktions- und Reproduktionssystems darstelle (Kessl & Otto, 2012, S. 1319). Der Sozialen Arbeit gehe es um eine einseitige Angleichung der Individuen an die Gesellschaft, und nicht um die Ursachen der ständig neuen Nöte. Tatsächlich handelt die Soziale Arbeit nicht ausschließlich im Interesse ihrer Klientinnen und Klienten, sondern auch im Interesse des Gemeinwesens, wobei das ‚Normalarbeitsverhältnis‘ und die ‚Normalbiografie‘ zentrale Bezugspunkte für das Interventionshandeln sind. Für die ‚Erfolgreichen‘ bindet sich an den Bestimmungsfaktor Lohnarbeit Anerkennung, während die Außenseiter des Arbeitsmarktes im „permanenten Laufrad eines letztlich häufig erfolglosen Wiedereinstiegs in den Arbeitsmarkt eine permanente Nicht-Anerkennung zu spüren bekommen“ (ebd., S. 1322). Auch wenn sie der Besonderheit des Einzelfalls Rechnung trage, sichere die Soziale Arbeit die allgemeine Norm der Lohnarbeit und identifiziere ‚Humankapital‘, um zielgruppenspezifische Hilfsmaßnahmen zuzuordnen. Allerdings fördert die Soziale Arbeit in der Jugendarbeit neben Kompetenzen, die sich auf die *employability* beziehen, auch persönliche, soziale, sportliche und künstlerische Fähigkeiten, die zu den Grundrechten von Kindern und Jugendlichen gehören. Entgegenen lässt sich auch, dass Erwerbsarbeit nicht nur zu Steuereinnahmen für das Gemeinwesen führt, sondern auch zu einer intrinsischen Befriedigung, zu Selbstbewusstsein und Autonomie in den Arbeitssubjekten. Dies gilt allerdings nur, solange es sich nicht um entfremdete Arbeit handelt, also zum Beispiel um repetitive, reine Routinearbeit ohne Autonomie. Soziale Klasse und Grad der Autonomie bei der Arbeit hängen stark zusammen (Gecas, 2004, S. 379).

Den Vorwurf, sie sei mit repressiven Disziplinierungsmaßnahmen vergleichbar, kann die Soziale Arbeit entkräften, indem sie neben ihren sozialpädagogischen auch ihre politischen Anteile realisiert (Kessl & Otto, 2012, S. 1319). Dies bedeutet, dass sie die Zustände wiederholt skandalisiert und dass sie eine Lobby für die Marginalisierten bildet, also für die im Sinne von Robert E. Parks (1928) *marginal man* an den Rand gedrängten Menschen. Auf einer Streetwork-Tagung erzählte uns der erfahrene Seminarleiter, er habe viele Streetworker erlebt, die von einem Burnout betroffen waren. Er erlebte viel Frust, der sich in solchen Aussagen ausdrückte: „Ich begleite die Steffi seit 10 Jahren. Und sie nimmt immer noch Heroin. Es hat sich nichts geändert.“ Der Seminarleiter empfiehlt uns, es solle uns nicht darum gehen, die Menschen zu ändern („Du hast Probleme, ich helfe dir“). Das sei viel zu schwierig. Stattdessen sollten wir unsere meiste Energie dafür aufwenden, mit der Methode der Gemeinwesenarbeit die sozialräumliche Umgebung zu ändern (“Was wünschst du dir für dein Wohnumfeld?“). Dadurch würden sich dann auch die Menschen ändern, wenn wir sie in diesen Veränderungsprozess einbinden. Einstellungs- und Verhaltensänderungen würden sich durch

positive Erlebnisse in diesen Beteiligungsprojekten entwickeln. Soziale Arbeit müsse mehr sein als eine Elendsverwaltung.

### *Potenzieller Konflikt zwischen den Rollen Streetworker und Ethnograf*

Wie ist ein möglicher Konflikt zwischen meiner Rolle als Ethnograf und meiner Rolle als Streetworker zu bewerten? Bei meinem Auswahlgespräch für das Promotionsstipendium vertrat ein Politikwissenschaftler die Position, die zwei Rollen seien grundsätzlich inkompatibel. Denn als Streetworker müsse es mir darum gehen, aus *corner boys college boys* zu machen. Es stimmt zumindest, dass die Integration in den Arbeitsmarkt ein gesetzlich festgelegtes Ziel ist, was auch aus den zitierten Rechtsnormen hervorgeht.

Die Soziologen der *Chicago School* strebten in den 1920er Jahren danach, die Soziologie als Wissenschaft von Studien sozialer Probleme zu differenzieren (Blumer, 1998, S. 80). Der Soziologie müsse es darum gehen, zu *verstehen*, und zwar unbelastet von moralischen Bewertungen oder Plänen zu unmittelbaren Reformen der Verhältnisse. Auch Whyte beschreibt den Gegensatz zwischen sich als Ethnografen und den Sozialarbeitenden in *Cornerville*. Im Unterschied zu Sozialarbeitenden sah er davon ab, einen pädagogischen Einfluss auf seine Probanden auszuüben. Er schreibt:

The social worker's conception of his functions was quite evident. He thought in terms of a one-way adaptation. Although, in relation to the background of the community, the settlement [eine Organisation der Sozialen Arbeit] was an alien institution, nevertheless the community was expected to adapt itself to the standards of the settlement house. Some people made this adaptation; most people did not. (Whyte, 1943/1955, S. 99)

The primary function of the settlement house is to stimulate social mobility, to hold out middle-class standards and middle-class rewards to lower-class people. Since upward mobility almost always involves movement out of the slum district, the settlement is constantly dealing with people who are on their way out of Cornerville. It does not win the loyalty of the great majority of the people who look upon the district as their permanent home. (ebd., S. 104)

Whyte selbst hingegen konnte völlig losgelöst von Imperativen der Sozialen Arbeit auf seine Forschungssubjekte zugehen. Im gesamten Werk ist zu spüren, dass er sie nicht anhand der Normen der Mittelklasse bewertet. Er muss als Ethnograf keine Anpassungsleistung von ihnen erwarten. Seine Beobachtungen haben eine gewisse Relevanz und Aktualität in Bezug auf die Soziale Arbeit in der Kleinstadt. Zwar ist die Organisation im Wohnblock nicht – wie bei Whyte – ein Fremdkörper in ihrer Umgebung, da sich in ihrer Nähe auch vier Kitas, eine Grundschule und eine weiterführende Schule befinden. Allerdings gibt es in unmittelbarer Nähe einige Läden

wie einen Kiosk, ein Wettbüro und ein Café, deren Betreiber Polizeikontrollen oder sogar Razzien gewohnt sind und deren wichtigste Kunden keinen Fuß in die Organisation setzen würden. Es gibt durchaus den Gegensatz zwischen den Kunden dieser ‚migrantischen Ökonomie‘ – viele sind ehemalige *corner boys* oder Arbeiter aus Osteuropa – und den Trägern der Organisation – Vertreter aus Lokalpolitik und städtischer Verwaltung. Über die Kinder, die die Angebote der Organisation nutzen, wird die Barriere zu vielen Bewohnerinnen und Bewohnern der Hochhaussiedlung allerdings durchlässiger.

Neben der fehlenden Neutralität ist ein weiterer potenzieller Nachteil meiner Doppelrolle, dass ich mich durch meinen sehr langen Aufenthalt im Feld zu stark mit den untersuchten Subjekten identifizieren könnte (Lofland, 1971, S. 62). Kurz vor meinem Arbeitsantritt machte mich schon Christel (Sozialarbeiterin in Rente) im Interview darauf aufmerksam: „Ja, also es entsteht auch sehr viel Nähe zu den Menschen ne.“ Eine zu starke Einbettung ins Feld und emotionale Affizierung durch die Subjekte können zu geringerer Kritikfähigkeit führen. Dass ich von der Stadt bezahlt werde, kann meine Kritikfähigkeit ebenfalls beeinträchtigen, wie der US-amerikanische Schriftsteller Upton Sinclair (1935) pointiert auf den Punkt bringt: “It is difficult to get a man to understand something, when his salary depends upon his not understanding it!” (S. 100)

Neben diesen Spannungsverhältnissen verhalten sich die Rollen Streetworker und Ethnograf in vielen Bereichen harmonisch und komplementär. Kern beider Rollen ist Beziehungsarbeit und Vertrauensaufbau. Es gibt auch gewisse Gemeinsamkeiten zwischen einem Beratungsgespräch mit einem Klienten und einem biografischen Interview in meiner Rolle als Forscher. Auch als Streetworker geht es in erster Linie darum, zuzuhören. Belehrung steht in meinem Arbeitsumfeld in einem sehr schlechten Ruf. Dies wird in meinen Feldnotizen etwa an der Aussage von Naima (28) deutlich, einer marokkostämmigen Bildungsaufsteigerin, die seit ihrer Kindheit im Wohnblock wohnt und selbst im sozialen Bereich arbeitet:

Ich frage Naima, was wir als Streetworker für die Kinder und Jugendlichen im Wohnblock tun können. Sie sagt, die beste Chance hätten wir, wenn wir für die Jugendlichen so etwas wie ein großer Bruder würden. Das heißt, es gehe vor allem ums Zuhören und Kennenlernen. Auf keinen Fall sollten wir Kritik üben oder belehren. Sie sagt: „Du musst dir vorstellen, diese Kritik und diese Belehrung, das ist ja genau das, wovor diese Jugendlichen weggelaufen sind, warum sie jetzt auf der Straße sind. Und außerdem: Die wissen ja selbst schon, dass sie es falsch machen. Vielleicht kennst du das auch, wenn man selbst weiß, dass man etwas falsch macht, dann möchte man nicht auch noch von einem anderen hören, dass es falsch ist.“

Anstelle von Belehrung sollen die Klientinnen und Klienten in Beratungsgesprächen selbst auf Ideen zur Lösung ihrer Probleme kommen. Bei der Streetwork-Tagung legte der Seminarleiter uns nahe, unsere Klienten immer in die Expertenrolle zu bringen. Denn sie seien die Experten

für ihr Wohnumfeld und für ihre Lebenssituation. Die Übergänge zwischen Ethnograf und Streetworker sind fließend, was sich auch schon bei Whyte (1943/1955) andeutet: “While I sought to avoid influencing individuals or groups, I tried to be helpful in the way a friend is expected to help in Cornerville. ... When somebody was trying to get a job and had to write a letter about himself, I helped him to compose it, and so on” (S. 305). Bei Arbeitsantritt bekam ich von zwei erfahrenen Kollegen den Ratschlag, dass ich für meine Arbeit viel Geduld brauche. Ich müsse auch akzeptieren, dass die Jugendlichen anders handeln als ich oder auch als sie selbst es für richtig halten, ich müsse ihnen „Raum zum Scheitern“ lassen.

Ich selbst habe den Rollenkonflikt, der aus dem soziologischen Feld oft als Thema vorgebracht wurde, nie als solchen empfunden. Für die Kinder und Jugendlichen bin ich einfach Malte. Sie wissen über mich, dass ich für die Stadt arbeite und dass ich auch ein Buch über die Lebensverläufe junger Männer aus dem Wohnblock schreibe. Bei *corner boys*, die wegen ihres devianten Verhaltens etwas zu verbergen haben, kann mein Zugang zu ihnen erschwert sein, weil sie mich als Vertreter einer staatlichen Organisation sehen. Deshalb ist es von Vorteil, dass es in meiner Forschung die zwei Phasen gab, eine als Außenseiter, der institutionell nicht angebunden ist und für den alles neu ist, und eine als Insider mit Zugang zu Ressourcen wie Räumlichkeiten und einem breiten Netzwerk von Personen.

Zu den Vorteilen der Stelle als Streetworker beim Verstehen der Lebensrealität im Wohnblock zählen der erheblich erleichterte Zugang zur untersuchten Gruppe und das große Netzwerk an Kolleginnen und Kollegen, die sich in verschiedenen Organisationen professionell mit Bewohnern des Wohnblocks beschäftigen. Ich stehe im regelmäßigen Austausch mit (Schul-)Sozialarbeiterinnen, Schuldnerberaterinnen, Lokalpolitikerinnen, mit der Journalistin für die Lokalzeitung, mit Polizisten (das Verhältnis zwischen Polizei und Streetwork ist ein kritisch zu reflektierendes, kontroverses, eigenständiges Thema (Grohmann, 2009); oft betonen wir, dass wir nicht der ‚verlängerte Arm‘ der Polizei sind), Schuldirektoren, Lehrerinnen, Erzieherinnen, mit der Flüchtlingshilfe, mit einem amerikanischen Philanthropen, der sein Vermögen für benachteiligte Jugendliche spendet, und mit vielen anderen. Viele meiner Kolleginnen und Kollegen sind Muslime. Einige von ihnen wohnen selbst im Wohnblock oder sind dort aufgewachsen. Im regelmäßigen dienstlichen Austausch und durch viele informelle Flurgespräche profitiere ich von all ihrer Expertise.

Das große Netzwerk und mein langer Aufenthalt im Feld geben mir die Möglichkeit, Informationen zu überprüfen. Ein Kollege sagte mir: „Nach jahrelanger Erfahrung als Streetworker habe ich gelernt, nicht unbedingt zu glauben, was mir Jugendliche erzählen.“ Auch der Ethnograf Mitchell Duneier (2001) warnt davor, einfach zu glauben, was

Forschungsteilnehmende erzählen: „Few people ... are going to be completely honest with a researcher .... And it's not only a matter of honesty. Poor memory, wishful thinking and misinterpretation of the questions can lead to accounts I might characterize as less than useful” (S. 346).

In vielen Ethnografien über Jugendliche sind örtliche Jugendzentren ein typischer Ort der Kontaktaufnahme (Tertilt, 1996; Yildiz, 2015). In der Kleinstadt organisiere ich das Jugendcafé gemeinsam mit 6 muslimischen Kollegen (nur Männer). Besonders die gerade 20-jährigen Kollegen, die mit *corner boys* aufwuchsen, können Fehlinformationen, Angeberei oder Hochstapelei als solche entlarven.

Soziale Settings sind grundsätzlich auf Wiederholung angelegt. Duneier (2001) nennt dieses Prinzip das „Becker Principle“, nach Howard Becker aus der 2. Generation der *Chicago School*, der ihm ethnografische Feldarbeit beibrachte: „Most social processes have a structure that comes close to insuring that a certain set of situations will arise over time“ (S. 338). Deshalb musste ich bei Arbeitsantritt nicht befürchten, wegen zu vieler neuer Informationen und Eindrücke (*information overload*) Wesentliches bei den Feldnotizen zu vergessen. An meinen Feldnotizen fällt auf, dass ich anfangs sehr viel aufschrieb, dass die Rate von geschriebenen Seiten pro Zeiteinheit im Feld dann allerdings kontinuierlich abnahm. Schon drei Monate nach Arbeitsantritt steht in meinen Feldnotizen: „Dass ich in den letzten Wochen weniger Feldnotizen geschrieben habe, liegt auch daran, dass einige Situationen schon anfangen, sich zu wiederholen.“

## Biografieforschung

Anhand der zweiten Methode der Biografieforschung (Rosenthal, 2014) führte ich biografische Interviews mit *corner boys* und *college boys*. Dadurch ermittelte ich Selbstdeutungen, typische Wissensbestände, Alltagstheorien und narrative Identitäten der zwei unterschiedlichen Gruppen. Jedes Leben ist einzigartig, aber es ergeben sich Muster bei der Analyse von Lebensverläufen (Hofmeister, 2011, S. 398). In der Soziologie interessiert – anders als in der Sozialen Arbeit – der Befragte nicht in seiner Besonderheit, sondern als Repräsentant seines Milieus. Es geht darum, das Überindividuell-Gemeinsame der untersuchten Gruppen herauszuarbeiten.

In den vorstrukturierten und ausgetretenen Lebenswegen von *college boys* und *corner boys* gibt es viele Regelmäßigkeiten. Vergleichbarkeit ist bei meinen Teilnehmern gegeben, weil sie die Merkmale Geschlecht, Wohngebiet und soziale Klasse in Kindheit und Jugend,

Religion, Migrationshintergrund und historischer Zeit gemeinsam haben. Ihre persönlichen Erinnerungen sind in einen sozialen, räumlichen und kulturellen Kontext eingebettet (Meier, 2021, S. 5) und ergeben zusammengenommen überindividuelle Narrative eines sozialräumlich segregierten, postmigrantischen, muslimischen Milieus.

Menschen bilden im Laufe ihres Lebens biografische Konstruktionen aus. In unterschiedlichen Settings (zum Beispiel im Bewerbungsgespräch, im Kontext Sozialer Arbeit, im biografischen Interview, in einem religiösen Handlungszusammenhang oder bei Behörden) herrschen unterschiedliche soziale Regeln, was wie thematisiert werden darf und was nicht (Rosenthal, 2014, S. 509). Diese Regeln sind gesellschaftlich institutionalisiert und milieu- und gruppenspezifisch. Michel Foucault (1969/2020) definiert einen Diskurs als „eine Menge von Aussagen, die einem gleichen Formationssystem zugehören“ (S. 156). Ein Diskurs ist ein System von Aussagen, das Wahrheiten produziert und Sprache und Denken begrenzt. Theoretisch ermöglichen die Zeichen unserer Sprache es uns, unendlich viele Kombinationen von Sätzen zu bilden. Aber die Regeln des Diskurses führen dazu, dass doch irgendwie immer das Gleiche gesagt wird – auch in biografischen Interviews. Im Wohnblock wiederholen sich, wie in anderen Feldern auch, bestimmte Aussagen immer wieder, auch wenn die Sprecher wechseln.

Der Philosoph Wilhelm Dilthey stellte schon im 19. Jahrhundert fest, dass ein Lebensverlauf aus Teilen besteht, die in einem inneren Zusammenhang miteinander stehen, weil jedes einzelne Erlebnis auf ein Selbst bezogen ist (Marotzki, 2000/2012, S. 179). Die Zusammenhangsbildung ist eine Leistung des Bewusstseins, das Beziehungen zwischen Teilen und dem Ganzen beständig herstellt. Indem sie Kausalketten konstruieren, arbeiten Menschen ständig daran, ihr Leben konsistent zu machen. Aus dieser Konstruktionsarbeit ergeben sich Sinn, Bestimmung und eine Identität im Leben. Für Biografieforschende ergibt sich daraus, dass keine Homologie herrscht zwischen dem, was die Befragten erlebten, und der Weise, wie sie es heute präsentieren (Köttig, 2004, S. 75). Das Erlebte unterliegt beständigen Prozessen der Reinterpretation.

### *Auswahl der Fälle*

Wie erfolgten praktisch gesehen die Auswahl der Fälle und die Datengenerierung in biografischen Interviews in meiner Forschung? Die Auswahl der *college boys* erfolgte vor allem über das Netzwerk von Personen, das mir die Arbeit als Streetworker ermöglichte. In der Organisation gibt es in der oberen Etage einen PC-Raum und Schulungsräume, in die sich Studierende aus dem Wohnblock zum Lernen zurückziehen können. Sie sind in 2 Lerngruppen

mit jeweils 5 Studierenden organisiert. Einer der Studierenden erklärte mir in einer kurzen Tonaufnahme die Zusammensetzung dieser Lerngruppen: „Die meisten, mit denen ich eine Lerngruppe bilde, sind meist Leute von Eltern, die aus Marokko kamen oder Türkei oder Afghanistan, und die in der Regel wirklich im Niedriglohnsektor arbeiten.“

So kam der erste Kontakt zu *college boys* über die Organisation zustande. Über das Schneeballverfahren, bei dem bereits befragte *college boys* auf weitere aus ihrem Bekanntenkreis verwiesen, kamen weitere Fälle hinzu. Problematisch bei einer solchen Auswahl der Fälle ist, dass es viele Berührungspunkte unter den Befragten gibt, was dazu führen kann, dass ein „ganz spezifisches Netzwerk in die Untersuchung gelangt“ (Akremi, 2014, S. 273). Diese Problematik besteht in meiner Forschung. Zumindest habe ich aber mit Hassan und Salman zwei *college boys* interviewt, die keinen Berührungspunkt zur Organisation haben.

Grundsätzlich habe ich bei meiner Forschung die Erfahrung gemacht, dass die Bildungsaufsteiger aus dem Wohnblock sehr hilfsbereit waren und sich gerne bereit erklärten, mir ihre Lebensgeschichte in biografischen Interviews zu erzählen. Im Vergleich zur Gruppe der Bildungsaufsteiger, die Vertrauen in mich als Vertreter einer staatlichen Organisation hatten, war es schwierig, *corner boys*, vor allem diejenigen im Alter von über 20 Jahren, zu biografischen Interviews zu bewegen. Den schwierigen Zugang zu *corner boys* kommentiert Hassan (31, Master, Ingenieur) mit: „Ich sag mal von den Leuten die den Weg der Straße gehen, wirst du wahrscheinlich keinen hier [in die Organisation der Sozialen Arbeit, wo wir das Interview führen] reinbekommen. Schwierig.“ Allerdings waren zwei jugendliche *corner boys* wegen einer Aufwandsentschädigung von 10 Euro zu einem biografischen Interview bereit.

Tabelle 2 und Tabelle 3 zeigen Informationen zu den biografischen Interviews, die ich durchführte. Es sind 10 individuelle Biografien, und doch wiederholen sich Einzelheiten exemplarisch und vielfach. Die Interviews führte ich im Streetwork-Büro der Organisation oder in einer Wohnung im Wohnblock, die die Stadt dort anmietet. Nur das Interview mit Salman fand an einem anderen Ort, nämlich in einer Moschee statt. Ich nahm die Interviews mit meinem Handy auf und transkribierte<sup>4</sup> sie mithilfe der Software Descript (2022).

---

<sup>4</sup> Siehe Fußnote 3 auf S. 26 für eine kurze Beschreibung der Transkriptionsnotation.

*Tabelle 2. Biografische Interviews mit college boys (und zwei Bildungsaufsteigerinnen)*

<b>Pseudonym</b>	<b>Familienherkunft</b>	<b>Alter</b>	<b>Beruf</b>	<b>Länge</b>
<i>Männer:</i>				
Saad	Marokko	22	Student (Ingenieurwesen)	01:48:07
Yassin	Marokko	23	Student (Ingenieurwesen)	00:57:15
Hassan	Marokko	31	Ingenieur	02:16:32
Salman	Pakistan	35	Arzt	02:10:35
Cemal	Türkei	41	IT-Experte	01:44:31
<i>Frauen:</i>				
Aylin	Türkei	26	Sozialarbeiterin	01:48:11
Naima	Marokko	28	Projektleiterin in einer sozialen Einrichtung	02:07:07
<b>Anzahl: 7</b>	<b>Durchschnittsalter: 29</b>	<b>Durchschnittslänge:</b>		<b>01:50:20</b>

*Tabelle 3. Biografische Interviews mit corner boys*

<b>Pseudonym</b>	<b>Familienherkunft</b>	<b>Alter</b>	<b>Berufsstatus</b>	<b>Länge</b>
Hamza	Marokko	14	Schüler	00:30:54
Samir	Marokko	17	Schüler	00:33:01
Berat	Türkei	28	Arbeitslos	06:19:15

### *Methode des biografischen Interviews*

Ein biografisches Interview teilt sich in drei Phasen (Küsters, 2014): Die erste Phase bildet die Stegreiferzählung, also die unvorbereitet und ad-hoc erzählte Lebensgeschichte der befragten Person. Der Interviewer unterbricht den Erinnerungsfluss nicht durch Zwischenfragen, allenfalls kommt es zu parasprachlichen Signalen wie „mhh“ oder Blickkontakt. Die erste Phase endet erst, wenn die Befragten eine so genannte Koda setzen (zum Beispiel: „Das war’s“). In der zweiten Phase, der Nachfragephase, stellt der Interviewer erzählgenerierende Nachfragen zu Themen, die er während der Stegreiferzählung notierte. Dabei stellt er nur erzählinterne Nachfragen, keine Nachfragen zu Themen, die der Interviewte in der Stegreiferzählung nicht ins Gespräch einführte. Erst in der dritten Phase stellt der Interviewer erzählexterne Nachfragen

zu bisher nicht erwähnten Themen. Damit entspricht die dritte Phase einem Leitfadeninterview (Helfferich, 2014), in dem die Relevanzen des Forschenden dominant werden.

Dieses Vorgehen bietet sich an, weil biografische Interviews in der ersten Phase eine hohe „Reflexions- und Erzählkompetenz“ (Helfferich, 2014, S. 560) voraussetzen. Wenn diese narrative Phase relativ kurz andauert, kann die Struktur des Leitfadens die Erzählenden entlasten. Vor allem bei Jugendlichen fällt die Stegreiferzählung oft relativ kurz aus. Dies liegt zum einen daran, dass ihre Reflexions- und Erzählkompetenz aufgrund fehlender Erfahrungen noch nicht voll entwickelt ist, zum anderen schlicht an der Tatsache, dass ihr Leben bisher ziemlich kurz war.

Das Interview ist eine künstliche Kommunikationssituation, in der ein Text durch die Interaktion zwischen Interviewer und Interviewtem erzeugt wird. Den Rahmen bildet die von den Beteiligten geteilte Situationsdefinition: „Dies ist ein Interview“ (Helfferich, 2014, S. 561). Bei den meisten Befragten ist grundsätzlich der Wunsch vorhanden, ehrlich zu antworten. Dies relativiert sich bei Anreizen, wie ich sie in Form von 10 Euro für zwei jugendliche *corner boys* bereitstellte. Unabhängig von Anreizen erzählen alle Befragten ihre subjektive Sicht, die für den spezifischen Augenblick gültig ist, wobei sie zum Beispiel etwas „ausschmücken oder weglassen, etwas abmildern oder zuspitzen“ (Helfferich, 2014, S. 561). Diese Sicht hängt auch wesentlich vom Rollenverhältnis zu mir als Interviewer ab und von Erwartungen, was ich als sozial erwünschte Antworten sehen könnte. Es entsteht ein Dilemma zwischen dem Wunsch, ehrlich zu antworten, und dem Wunsch, auf den Interviewer als guter Mensch zu wirken.

### Expertinneninterviews

Die Lebensverläufe von Kindern und Jugendlichen aus dem Wohnblock umfassen ein Durchschreiten von Organisationen, von der Kita, über die Grundschule und weiterführende Schule, bis hin zur Moschee und der Organisation der Sozialen Arbeit. Um die Muster, die sich von klein auf in den Lebensverläufen der untersuchten jungen Männer ergeben, besser zu verstehen, führte ich Interviews mit Expertinnen aus diesen Organisationen (bis auf einen Imam waren alle Interviewten weiblich). Expertinnen sind definiert als Personen, die eine besondere Kompetenz und ein spezifisches Rollenwissen haben. Sie sind soziale Akteure mit spezifischen Handlungs- und Professionslogiken, die mit ihren Deutungen das konkrete Handlungsfeld sinnhaft und handlungsleitend für Andere strukturieren (Bogner et al., 2014, S. 13). Durch Triangulation, also die Verknüpfung unterschiedlicher methodischer Vorgehensweisen, erhoffe ich mir, die Schwächen einer bestimmten Methode zu kompensieren.

Wissen von Expertinnen erfüllt allgemein und auch in meiner Studie zwei Funktionen: Zum einen dienen Expertinnen als komplementäre Informationsquelle für faktisches Wissen. Zum anderen ist das *Deutungswissen* der Expertinnen von Interesse für die Forschung. Denn Expertinnen verfügen über die Möglichkeit, ihre Deutungen zumindest partiell praxiswirksam durchzusetzen. Ihre Perspektiven und ihre Begrifflichkeiten sind maßgeblich mitentscheidend dafür, wie der Diskurs über junge muslimische Männer aus einer sozial segregierten Hochhaussiedlung geführt wird.

Tabelle 3 listet die insgesamt acht Interviews auf, die ich mit Expertinnen verschiedener Professionen führte. Ihr Alter reicht von 25 bis 67 und liegt im Durchschnitt bei 39 Jahren. Die Rekrutierung gestaltete sich problemlos, da alle bereitwillig zusagten. An das städtische Personal der Sozialen Arbeit und der Kitas gelangte ich durch mein Netzwerk als Streetworker. Die Kontaktaufnahme zum Imam erfolgte telefonisch. Die zwei Lehrerinnen vermittelte mir eine Kollegin aus der Schulsozialarbeit. Das Wissen dieser Fachleute ist nicht als archäologischer Schatz zu verstehen, den ich durch das Interview berge (Bogner et al., 2014, S. 51). Vielmehr handelt es sich bei den Ausführungen der Expertinnen um Äußerungen mit mir als Adressaten und Kommunikationspartner, also Äußerungen vor einem Doktoranden der Soziologie, einem Streetworker, Kollegen und einem weißen deutschen Mann. Interviews mit anderen relevanten Expertinnen – etwa aus den Bereichen Hausverwaltung, Lokalpolitik und Journalismus – finden einen Ersatz in den oben erwähnten ‚Flurgesprächen‘ und im regelmäßigen Austausch bei der Arbeit.

*Tabelle 4. Expertinneninterviews*

<b>Profession</b>	<b>Ort</b>	<b>Länge</b>
Lehrerin 1	Streetwork-Büro	01:10:33
Lehrerin 2	Streetwork-Büro	00:51:36
Sozialarbeiterin in Rente	Bei ihr zuhause	02:18:26
Schulsozialarbeiterin	Streetwork-Büro	01:21:59
Leiterin einer Kita	Streetwork-Büro	01:12:37
Erzieherin	Kita	01:33:36
Chefin einer Nachhilfeorganisation	Nachhilfeorganisation	01:09:30
Imam	Moschee	01:43:56
<b>Anzahl: 8</b>	<b>Durchschnitt:</b>	<b>01:25:17</b>

Ethnografische Feldnotizen sowie die Transkripte von biografischen Interviews und Expertinneninterviews bilden die Datengrundlage für die Auswertung. Bei der Triangulation verwende ich das gleiche Codesystem für die drei verschiedenen Formen von Daten. Codieren bedeutet, dass Forschende entsprechende Textpassagen einer Kategorie zuordnen. Einige Äußerungen bündeln sich, wobei Forschende ein Gespür für Zusammenhänge, Beziehungen, Typisches und Untypisches bekommen (Akremi, 2014, S. 280). Ich hatte häufig das Gefühl: „Das habe ich schon oft in ähnlichen Zusammenhängen gehört.“ Auf dieses Gefühl folgt eine gezielte Suche nach Bestätigungen und Widerlegungen der vermuteten Muster. Die Auswertungskategorien, die ich im ersten Auswertungsschritt aus dem Material heraus bildete, wendete ich im nächsten Schritt auf das Material an (C. Schmidt, 2000/2012, S. 453). Das gleiche Codesystem verwendete ich auch für die Analyse der soziologischen Literatur, so dass ich Verbindungen zwischen Mustern im Feld und soziologischen Konzepten herstellte.

## Forschungsethik

Eine große forschungsethische Verantwortung ergibt sich daraus, dass meine Probanden mir ihre Geschichten anvertrauten, und auch allgemein aus dem Vertrauen, das mir von allen Seiten entgegengebracht wurde. Bei meiner Darstellung ist immer zu berücksichtigen, dass ich über vulnerable Gruppen schreibe, die von verschiedenen Formen von Diskriminierung betroffen sind, also von einer ungleichen Behandlung aufgrund von ethnischer Herkunft, Religion, sozialer Herkunft oder Geschlecht.

Ein forschungsethisches Problem, das viele Ethnografinnen und Ethnografen haben, besteht darin, dass sie eine bestimmte Rolle spielen. Um an Informationen zu kommen, müssen sie ein positives Verhältnis zu allen Feldteilnehmenden aufbauen. Manchmal fühlte ich mich wie der Ethnograf Sudhir Venkatesh (2009), der über einen von Armut und Drogenhandel geprägten Wohnblock in den USA schreibt: “I still felt guilty sometimes for being as much of a hustler, in my own way, as the other hustlers in the neighborhood. ... I constantly hustled people for information – stories, data, interviews, facts – anything that might make my research more interesting” (S. 226–227). Ich selbst verbarg am Anfang zum Beispiel, dass ich bewusst wenig Zucker esse, und nahm anfangs aus Höflichkeit die vielen Angebote von Süßigkeiten an, die ich von Kindern bekam. Je länger ich mich allerdings im Feld aufhielt, desto mehr zeigte ich meine authentischste Persönlichkeit. Am Ende fühlte ich mich wie Whyte (1943/1955), der schreibt: „When I had established my position on the street corner, the data simply came to me without very active efforts on my part” (S. 303).

Merkten die Feldteilnehmer, dass ich mich anfangs bei bestimmten Themen wie Feminismus und LGBTQ-Rechten zurückhielt? Merkten sie, dass die Rolle des guten Zuhörers meine eigenen Überzeugungen oft nicht zum Vorschein kommen ließ? Dass ich bei kontroversen Themen ruhig bleiben konnte, hängt auch mit meiner Position als weißer cis-hetero Mann zusammen. Eine Freundin erzählte mir, dass sie eine Konfrontation beim Thema Queerfeindlichkeit nicht vermeiden könnte, weil sie sich als Transfrau persönlich und körperlich angegriffen fühlen würde.

Je sensibler die Daten und je vulnerabler die beschriebenen Gruppen sind, desto wichtiger wird eine Pseudonymisierung sämtlicher Namen und Angaben, die zur Identifizierung von Personen beitragen könnten. Wenn die Praxis der Forschung und der Datenschutz von Personen in Konflikt miteinander geraten, liegt das Primat beim Schutz der Forschungsteilnehmer. Pro Jahrgang wohnen im Wohnblock ca. 55 Kinder und Jugendliche. Diese schiere Anzahl erschwert eine Identifizierung von Personen erheblich. Als zusätzliche Maßnahmen zum Datenschutz ändere ich das Alter geringfügig und verwende bei Erwachsenen verallgemeinerte Berufsbezeichnungen. Ethnografie bedeutet, Geschichten zu schreiben, die so realistisch sind, dass sie auch so hätten passieren können, und nicht, dass sie bis ins kleinste Detail auch so passiert sind. Als Soziologe interessieren mich das soziale Feld und seine Ordnung. Die Individuen und ihre Geschichten dienen lediglich als lehrreiche Beispiele. Als Grundsatz gilt: Ich maskiere Angaben so stark, wie es nötig ist, damit die Person nicht mehr identifizierbar ist, aber so wenig wie möglich. Denn was für mich eine kleine Änderung eines irrelevanten Details ist, könnte für andere Forschende eine soziologisch signifikante Information sein. Indem ich die Hochhaussiedlung mit dem allgemeinen Begriff „Wohnblock“ bezeichne und auch von „der Kleinstadt“ spreche, signalisiere ich ein Interesse für strukturelle Regelmäßigkeiten und einen Generalisierungsanspruch, der über die Idiosynkrasien des konkreten Ortes hinausgeht. Die Geschichten, die ich erzähle, hätten auch an anderen Orten mit ähnlichen strukturellen Merkmalen passieren können.

### *Prinzipien beim Schreiben über vulnerable Gruppen*

Beim Schreiben über ein sensibles Thema und vulnerable Gruppen ist es auch wichtig, einen angemessenen Tonfall zu verwenden, was nicht immer leicht fällt. Am besten lässt sich ein angemessener Tonfall negativ definieren. Ich nehme mir vor, beim Schreiben die folgenden Einstellungen zu vermeiden:

### *1. Verwendung einer Definition von Erfolg, die den Feldteilnehmern die Werte der Mittelklasse aufoktroiert*

Meine akademische Mittelklasse-Prägung wird in der Arbeit leicht zu identifizieren sein. Es wäre ein Fehler, die eigenen Bewertungsschemata auf Menschen zu übertragen, die unter ganz anderen Bedingungen aufwuchsen und andere Dinge lernten. Ethnozentrismus bezeichnet eine Einstellung, nach der ‚Andere‘ mit den Kategorien einer Dominanzkultur erfasst werden (Knoblauch, 2014, S. 524). Die Feuilleton-Journalistin Baum findet passende Worte für das Verhältnis zwischen der Dominanzkultur und der Kultur eines (post-)migrantischen Milieus in Deutschland. Während sie eine Reportage anlässlich des dritten Jahrestages des rassistischen Terroranschlages vom 19. Februar 2019 in Hanau schreibt, lernt sie Jaweid kennen, der sie als „Super-Nanny“ bezeichnet, als sie – wie es ihre Gewohnheit ist – einem Kind die Nase putzt. Sie schreibt:

Die Super-Nanny, könnte man sagen, ist die Perspektive der sogenannten Mehrheitsgesellschaft, sie ist die Definition eines Blicks, der bewertet, es besser weiß, den Anspruch hat, der Maßstab zu sein, wofür Jaweid mit der Zeit vielleicht ein sehr genaues Gespür entwickelt hat. Für das Leben mit einer permanent präsenten Super-Nanny, mit Friedrich Merz, mit Zeitungen und Fernsehsendern, mit Deutschland. (Baum, 2023)

Es besteht die Gefahr, in der Wissenschaft die Normativität zu reproduzieren, die in der Gesellschaft existiert, und zwar in Mittelklasse und Arbeiterklasse, bei Autochthonen und Allochthonen gleichermaßen. Nach diesem Verständnis bestehen die stark normativen Schritte im Lebensverlauf aus der Formation *Schule – Ausbildung oder Studium – Arbeit*, um bis zum Ruhestand Teil der steuerzahlenden Gesellschaft zu werden. Die Institutionalisierung eines formalen Bildungssystems, die Organisation von Arbeit und die Etablierung von Wohlfahrtsstaaten förderten im 20. Jahrhundert eine Einteilung des Lebensverlaufs in je nach Altersstufen abgeschlossene Phasen (Uhlenberg & Mueller, 2004, S. 124). Menschen unterscheiden sich darin, inwiefern sie sich in Bezug auf diese ‚Normalbiografien‘ als erfolgreich erleben. Meine Studie über *corner boys* und *college boys* läuft Gefahr, die Unterscheidung zwischen ‚erfolgreich‘ und ‚nicht-erfolgreich‘ zu reproduzieren und damit an einem Migrationsdiskurs zu partizipieren, der eine normative Trennung zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Postmigranten vornimmt (Lang et al., 2016, S. 32). Deshalb bedarf es ständiger kritischer Selbstreflexion.

„Erfolg‘ ist kein einfaches oder gar allgemeingültiges Kriterium“ (Lang et al., 2016, S. 20). Manche messen Erfolg an ‚objektiven‘ Kriterien wie Einkommen und Bildungsabschlüssen. Andere nehmen eher den Grad der individuellen Selbstbestimmung oder die Realisierung von subjektiven Wünschen in den Blick. Insbesondere in Bezug auf den

familiären Hintergrund und das soziale Umfeld ist Erfolg aber immer auch relational zu sehen, also in Bezug auf die Ausgangsbedingungen (ebd.). Die von mir interviewten Bildungsaufsteiger können sich im biografischen Interview als aktiv Handelnde präsentieren, die in ihrem Lebensverlauf individuelle Entscheidungen trafen und signifikante Statuspassagen erfolgreich absolvierten.

Wie aber können sich *corner boys* in Bezug auf Erfolg positionieren? Rationalisierung bezeichnet den Prozess hin zu einer Gesellschaft, in der Menschen sich in einem „stahlharte[n] Gehäuse“ (Weber, 1904/2013, S. 201) von einem rationalen System zum nächsten bewegen. Sie bewegen sich heute von einer rationalisierten Ausbildungsinstitution zu einem rationalisierten Arbeitgeber, von einem rationalisierten Freizeitangebot zu einem rationalisierten Zuhause. Die *corner boys* stehen im Widerspruch zu einer methodischen Lebensführung mit Zweckrationalität und Zeitdisziplin im Sinne von Weber. Sie weichen von der Normativität eines kapitalistischen Systems ab, nach der die eine Hälfte des Lebens auf Arbeit, die andere auf die Gründung einer Familie hin ausgerichtet ist. Ihr Ausbruch aus diesem Regime wird als soziales Problem definiert und beschäftigt Sozialarbeitende. Sollten wir die *corner boys* vielleicht eher als avantgardistische Rebellen verstehen, die uns etwas über ein krankes System lehren?

Ich argumentiere gegen eine solche romantisierende Vorstellung. Auf den ersten Blick scheinen viele *corner boys* gängige Definitionen eines erfolgreichen Lebens abzulehnen und ihr Leben in Opposition zur Dominanzkultur auszurichten. In ihrem alternativen Wertesystem werden erfolgreiche Männer unter anderem mit folgenden Formulierungen beschrieben: „Der spielt gut oben mit“, „Der ist der Chef des Wohnblocks“, „Die haben Angst und Respekt vor meinem großen Bruder“. An anderen Tagen aber sehnen sie sich nach den Insignien eines konventionellen Lebens: nach Bildungsabschlüssen und einem Ausbildungsplatz. Ihr Leben steht im ständigen Widerspruch zwischen diesen zwei Orientierungen. Misserfolge im Streben nach konventionellem Erfolg verstärken ihre Investitionen im Bereich der Straße. Rückschläge in diesem Bereich nähren wiederum den Wunsch nach Konformität.

Um Entwicklungsmöglichkeiten überhaupt bewerten und vergleichen zu können, braucht es, wie der amerikanische Jurist und Philosoph Joseph Fishkin (2014) in *Bottlenecks* ausführt, eine gewisse Vorstellung vom guten Leben. Dieser Vorstellung sollte keine zu spezifische Definition zugrunde liegen. Es gibt keinen für alle optimalen Lebensweg. Spezifisch festgelegte Lebenswege und Werte sind nicht mit einem Wertepluralismus vereinbar, der Menschen dabei unterstützt, ihre eigenen Vorstellungen von Glück und Gedeihen auf ihre eigene Weise zu verfolgen (Fishkin, 2014, S. 194). Auf der anderen Seite darf die Vorstellung

vom guten Leben aber auch nicht zu unspezifisch sein, denn dann kann es auch keine sinnvolle Argumentation für politische Veränderung geben (ebd.). Trotz großer individueller Unterschiede haben alle Menschen zumindest so viel gemeinsam, dass die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD), ein Thinktank reicher Länder, diese Voraussetzungen für ein glückliches Leben verallgemeinert: „Income and wealth, work and job quality, housing, health, knowledge and skills, environmental quality, work-life balance, social connections, civic engagement, safety and subjective well-being“ (OECD, 2020). Unstrittig ist etwa, dass der Zugang zu Bildung und Arbeit notwendig für Teilhabe und eine autonome Lebensführung ist.

## *2. Politische Instrumentalisierung*

Die Armut und die Missstände im Wohnblock werden aus einer individualistischen Perspektive den Praktiken der Menschen in Armut zugeschrieben (*victim blaming*). Diese Zuschreibung von Verantwortung erlaubt, das Vertrauen in staatliche Institutionen aufrechtzuerhalten und die Klassengesellschaft durch die Arbeitsethik zu legitimieren. Bildungsaufsteiger werden aus einer bestimmten konservativen Perspektive politisch instrumentalisiert und dienen als „Maskottchen oder Symbole“ (Jaquet, 2021, S. 17), die zur Stärkung der sozialen Ordnung beitragen und die Ideologie des *self-made man* mit der Begründung nähren: „Wer will, der kann.“ Die konservative Perspektive tendiert auch zur impliziten Bewunderung für *college boys*, die sich ‚aus eigener Kraft‘ hocharbeiten. Sie nährt auf diese Weise eine „Mythologie von Begabung, Zufall oder Verdienst“ (ebd., S. 29) und lässt die „ungeheure[] Mehrheit derer, die in ihrer ursprünglichen Lage geblieben sind, [als] Einfaltspinsel, Pechvögel, oder Faulpelze“ (ebd., S. 30) dastehen. Nach der Philosophin Chantal Jaquet neigen Linke hingegen dazu, die Existenz von Bildungsaufsteigern „unter dem Deckel zu halten, um nicht den Individualismus zu wecken“ (ebd., S. 17).

Es ist nicht mein Ziel, die Lebensverläufe von *corner boys* oder *college boys* zu politischen Zwecken in Stellung zu bringen, sondern sie zu verstehen. *Verstehen* im Weberschen Sinn bedeutet, die Motive und den subjektiven Sinn, die Individuen mit ihrem Handeln verbinden, einführend nachzuerleben oder zumindest intellektuell zu deuten (Weber, 1921/1976, S. 1–2). Verstehen darf nicht mit Verständnis – also mit einer akzeptierenden Bewertung – verwechselt werden. Einen Jugendlichen etwa, der auf der Straße Autofenster einschlägt, betrachte ich nicht aus einer moralisch-gesellschaftlichen Perspektive, sondern versuche zu verstehen, warum dieses Verhalten für ihn sinnhaft ist. Anstatt parteilich zu schreiben, übe ich mich in Allparteilichkeit, der Fähigkeit und inneren Freiheit also,

nacheinander die Partei von verschiedenen Akteursgruppen zu ergreifen (Simon et al., 2004, S. 29).

### 3. Dramatisierung und Idealisierung

Nach einem Aufenthalt unter *corner boys* schrieb ich in meinen Feldnotizen:

Außerdem denke ich, dass die Stimmung unter den *corner boys* wieder ausgesprochen ausgelassen und fröhlich war. Bei all meinen Berichten über eine „benachteiligte Hochhaussiedlung“ muss ich das immer bedenken: dass die jungen Männer, die in so vielen Hinsichten – Bildung, Gesundheit, Arbeit – benachteiligt sind, meistens ausgesprochen guter Stimmung sind, wenn ich sie treffe.

Eine dramatisierende Darstellung würde den Aspekt der heiteren Stimmung vernachlässigen; eine idealisierende Darstellung von *corner boys* würde an dieser Stelle aufhören und sich nicht fragen, wie ihr Leben morgens beim Aufwachen aussieht.

Nach Wacquant (1997) ist in der Forschung eine Einstellung zu vermeiden, die „sich gegen das Schauspiel des Elends auflehnt und mitfühlend Anteil nimmt“ (S. 185). Zudem ist nach Pierre Bourdieu (1998/2016) eine idealisierende Darstellung von vulnerablen Gruppen zu vermeiden: Forschende müssen der „scheinbar edelmütigen Versuchung widerstehen, der so viele subversive Bewegungen nachgegeben haben, im Namen der Sympathie, der Solidarität oder der moralischen Empörung eine idealisierende Darstellung der Unterdrückten und Stigmatisierten zu liefern und die Herrschaftseffekte, vor allem die negativsten, mit Schweigen zu übergehen“ (S. 195).

In meiner Untersuchung im sozial segregierten, muslimischen Milieu betrifft dies Themen wie Homophobie, Antisemitismus, Verschwörungstheorien, Impfablehnung, familiäre Gewalt und Kriminalität. Jürgen Kaube (2011), einer der Herausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ), wirft zum Beispiel der Soziologin Naika Foroutan und anderen vor, ein beschönigtes Bild der Realität von Postmigrantinnen und -migranten in Deutschland zu vermitteln und Statistiken strategisch zu zitieren, um ein Gegenbild zu Thilo Sarrazins (2012) rassistischem Buch *Deutschland schafft sich ab* zu entwerfen. Mir geht es darum, die erwähnten negativen Seiten zu kontextualisieren und ihre Genese zu analysieren, also nicht bei deskriptiven Befunden stehenzubleiben, sondern die Ursachen zu ermitteln, und zwar sowohl im größeren historischen Kontext der Klassengesellschaft als auch in der Entwicklung eines Individuums im Lebensverlauf.

#### 4. Paternalismus

Paternalistisch und damit problematisch sind zum Beispiel Ansätze, die positive kulturelle Differenzen betonen, die also migrantische Kulturen als Vielfalt und Bereicherung vermitteln (Tepecik, 2011, S. 31). Solche Ansätze der Reform- und Begegnungspädagogik waren in den 1980er Jahren fester Bestandteil des Zeitgeistes. In der Kleinstadt lassen sie sich etwa in lokalen Presseartikeln und in Broschüren der Sozialen Arbeit aus dieser Zeit finden. Problematisch ist neben dem Paternalismus, dass Kultur in dieser Perspektive als „ahistorisch, geschlossen und statisch“ (ebd.) wahrgenommen wird, auch wenn sie hier positiv konnotiert ist. Eng verwandt ist eine exotisierende Einstellung, bei der die dominante Gruppe andere fasziniert als ‚different‘ stilisiert (Knoblauch, 2014, S. 524).

Rückstände der Begegnungspädagogik der 1980er Jahre existieren bis heute. Migrantische Kulturen werden etwa als übertrieben positiv und bereichernd gesehen, wenn Städte kulturelle Vielfalt als Aushängeschild präsentieren. Ab den 2000er Jahren war eine Konjunktur der Migrationsdebatte auch im Museumsfeld zu beobachten, vor allem in Stadt- und Geschichtsmuseen. Museen inszenierten die multikulturelle Gesellschaft, weshalb Joachim Baur (2009) in seinem gleichnamigen Werk den Begriff *Musealisierung der Migration* prägte.

Je nach sozialer und politischer Prägung wird jede Leserin und jeder Leser andere Definitionen davon haben, was eine angemessene Einstellung zur Beschreibung des Themas ist. Mir geht es vor allem darum, die Menschen, die mir ihre Geschichten anvertrauten, in ihrer Komplexität darzustellen und die sozialstrukturellen Bedingungen ihrer Lebensverläufe zu verstehen. Nachdem ich in diesem Kapitel meine unterschiedlichen Rollen und methodischen Feldzugänge dargestellt und diskutiert habe, beschreibe ich im nächsten Kapitel ein theoretisches Framework, mit dessen Hilfe sich die Komplexität der Lebensverläufe auf systematische Weise beschreiben lässt: die Lebensverlaufstheorie nach Giele und Elder (1998b).

### 3 Die Lebensverlaufstheorie

Ohne Theorie kann eine Ethnografie Gefahr laufen, sich zu sehr in kulturellen Details zu verlieren und nicht über eine Reformulierung eines mehr oder weniger trivialen Alltagswissens hinauszukommen. Jürgen Habermas (1981/2019b) kritisiert einen „methodische[n] Deskriptivismus“ (S. 223), bei dem sich Forschende berechnete explanative Ansprüche in den Sozialwissenschaften versagen. Um nicht nur zu beschreiben, sondern auch zu erklären, verwenden Forschende Theorien. Eine Theorie ist eine Perspektive mit bestimmten Annahmen, die soziale Muster und individuelles Verhalten erklärt. Sie analysiert, wie individuelle Handlungen und soziale Strukturen sich gegenseitig bedingen, und erklärt Stabilität und Wandel.

Den Rahmen für die vorliegende Untersuchung bildet die Lebensverlaufstheorie (*life course theory*), die Giele und Elder (1998b) in den 1990er Jahren systematisierten. Mit dieser Theorie bzw. diesem Forschungsparadigma analysieren Forschende individuelle Lebensverläufe in Relation zu strukturellen Kontexten. Welche Faktoren bestimmen, welchen Lebensverlauf jemand einschlägt?

Den Lebensverlauf definieren Giele und Elder (1998a, S. 22) als Sequenz von sozial definierten Ereignissen und Rollen, die Individuen zu bestimmten Zeitpunkten annehmen. Eine soziale Rolle beschreibt eine Beziehung zu einer anderen Person oder zu einer Organisation, die mit bestimmten Erwartungen und Verantwortlichkeiten verbunden ist (Hofmeister, 2011, S. 395). Ein Lebensverlauf, etwa der von jungen Männern im Wohnblock, lässt sich als Durchschreiten von Institutionen wie Schulen, dem Arbeitsmarkt oder Einrichtungen des Wohlfahrtsstaates analysieren. Giele und Elder (1998a) schreiben: “Any point in the life span must be viewed dynamically as the consequence of past experience and future expectation as well as the integration of individual motive with external constraint” (S. 19). Für meine Untersuchung ist damit ein Rahmen gegeben, um die Verbindung zwischen Startpositionen und späteren Resultaten, zwischen frühen und späten Ereignissen im Leben der postmigrantischen Männer zu erklären.

Bevor die Idee des Lebensverlaufes ab den 1960er Jahren entstand, waren für die Betrachtung von individuellen Leben entwicklungspsychologische Ansätze dominant, die versuchten, die Stufen eines typischen Lebenszyklus zu verallgemeinern (Giele & Elder, 1998a, S. 17–18). Sigmund Freud beschrieb die psychosexuelle Entwicklung eines Kindes anhand verschiedener Phasen, von der oralen über die anale bis zur genitalen Phase. Jean Piaget

beschrieb Stadien intellektueller und moralischer Entwicklung. Lawrence Kohlberg unterschied zwischen 6 Stadien von moralischer Entwicklung, von „egozentrisch“ über „konventionell“ bis hin zu „autonom“.

Inwiefern unterscheidet sich der Lebensverlaufsansatz von diesen Theorien? Er bringt den strukturellen Kontext mit ins Spiel. Der Ansatz stellt die Universalität eines typischen Lebenszyklus dadurch in Frage, dass er historische, soziale und geografische Bedingungen berücksichtigt (Sampson & Laub, 2004, S. 306–307). Je nachdem, ob ein Kind in den 1950er Jahren oder 1980er Jahren aufwächst, in den USA oder in Deutschland, je nachdem welches Geschlecht und welche soziale und ethnische Herkunft es hat, wird sich seine Entwicklung unterscheiden. Vielleicht erklärt sich auch die Replikationskrise in der Psychologie in den 2010er Jahren dadurch, dass sie diese Faktoren, insbesondere den historischen Kontext mitsamt Kohorteneffekten, zu wenig berücksichtigte. Universale Gesetzmäßigkeiten, die also nicht von Ort und Zeit abhängen, sind selten.

In den 1960er Jahren ersetzte der Lebensverlaufsansatz den Begriff Lebenszyklus (*life cycle*) durch den kontinuierlicheren Begriff des Lebensverlaufes (*life course*). Anstatt von diskreten Entwicklungsphasen auszugehen, betrachtet der Ansatz ein Leben kontinuierlich als Resultat vergangener Erfahrungen und als wechselseitig bedingt durch individuelle Motive und strukturelle Beschränkungen (Giele & Elder, 1998a, S. 19). Die Ansätze von Freud, Piaget und Kohlberg versuchten, individuelle Entwicklung auf gesetzmäßige, systematische Weise anhand von Stadien, Wachstum und Evolution zu beschreiben (Sampson & Laub, 2004, S. 306–307). Im Gegensatz dazu integriert das Modell der Lebensverlaufstheorie historische und soziologische Bedingungen. Damit betont es die Variabilität von Lebensverläufen, die durch exogene Einflüsse ausgelöst wird und nicht hinreichend durch individuelle Merkmale wie Genetik und Kindheitserfahrungen vorhergesagt werden kann (ebd.). Lebensverläufe sind oft unvorhersehbar aufgrund von exogenen Veränderungen wie Kriegen, Wirtschaftskrisen, Pandemien oder industrieller Umstrukturierung. Der Lebensverlaufsansatz betont kontinuierlichen Wandel und die mögliche Veränderbarkeit über den gesamten Lebensverlauf hinweg, nicht nur in der Kindheit. Er lehnt Determinismus und ontogenetische Vorhersagbarkeit ab, die mit der Metapher eines sich entfaltenden Lebens impliziert sind (ebd.).

Nach dem 2. Weltkrieg suchten Forschende aus den Disziplinen Psychologie, Soziologie und Anthropologie nach Wegen, um die Interaktion zwischen Individuum und Umwelt zu verstehen. Am gängigsten war ein dreiteiliges Modell, das angeborene Triebe und intersubjektive Beziehungen in einem kulturellen Kontext kombinierte (Giele & Elder, 1998a, S. 25–26). Das Modell der Lebensverlaufstheorie fügt diesem das *timing* als vierte Dimension

hinzu. *Timing* berücksichtigt die chronologische Abfolge von Ereignissen und verbindet die anderen drei Prinzipien.

Die verschiedenen Einflüsse auf den Lebensverlauf teilt die Theorie in vier große Prinzipien (Giele & Elder, 1998a, S. 9–10): 1) Struktureller Kontext (hierzu zählen Makrophänomene wie der Stand der Technologie, Migration oder religiöse Traditionen ebenso wie die soziale Verortung nach Kategorien von *class*, *race* und *gender*), 2) intersubjektive Verbindungen (das Prinzip *linked lives* besagt, dass ein individuelles Leben auf vielfältige Weise mit den Lebensverläufen sowie mit aktuellen und früheren Entscheidungen sehr vieler anderer Menschen verbunden ist), 3) *agency* (hierzu zählen eigene Handlungen und personale Eigenschaften wie Fähigkeiten, Einstellungen und Wünsche) und 4) *timing* (dies umfasst das Alter eines Individuums zu einem spezifischen historischen Kontext und die Ereignisse, Möglichkeiten und Hindernisse zu diesem Zeitpunkt). Wer diese vier Prinzipien zusammennimmt, hat eine Theorie, um unterschiedliche Resultate im Lebensverlauf – etwa die idealtypischen Formen von *college boys* und *corner boys* – zu erklären. „Such a framework meets the tests of coherence, parsimony, and generalizability that are required of any theory“ (Giele, 2009, S. 251). Im Folgenden beschreibe ich die vier Prinzipien mit relevanten Beispielen aus der Literatur.

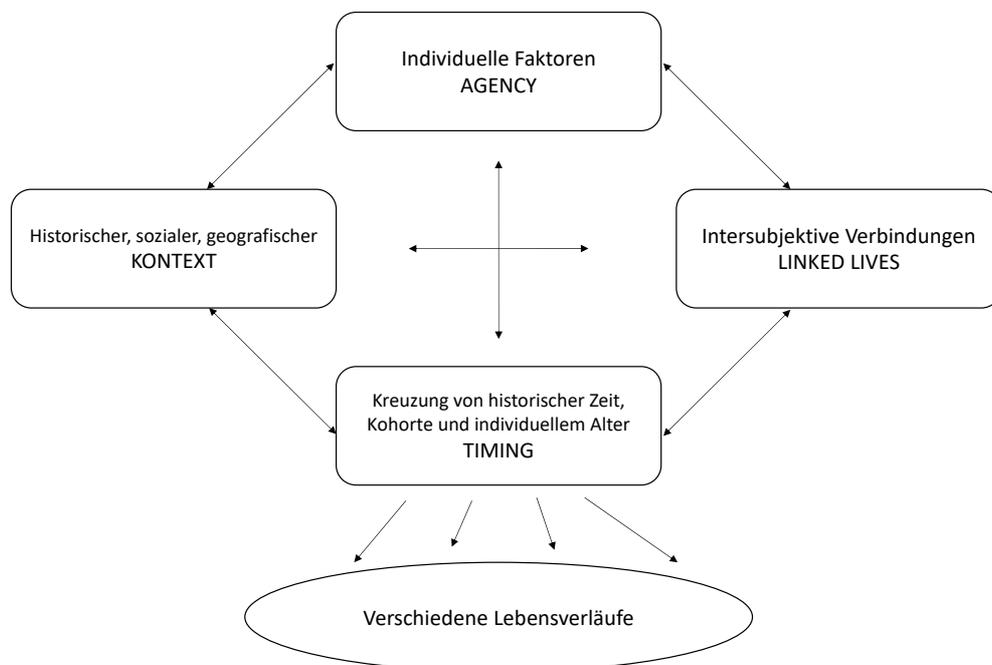


Abbildung 2. Vier wesentliche Prinzipien der Lebensverlaufstheorie nach Giele und Elder (1998a, S. 11).

## 1. Kontext

Im Gegensatz zur Psychologie nimmt die Soziologie den strukturellen Kontext, in dem Lebensverläufe situiert sind, als eigenständigen Einflussfaktor wahr. Welchen erheblichen Einfluss dieser Kontext hat, verdeutlicht zunächst eine faszinierende Beobachtung der *Chicago School* ab den 1920er Jahren: Die Kriminalität verschiedener Stadtteile von Chicago und anderen Städten war über eine Zeitspanne von 40 Jahren hinweg nahezu konstant, obwohl die Menschen, die dort lebten, eine hohe Fluktuation aufwiesen (Shaw & McKay, 1942/1969). Wenn es doch die Menschen sind, die kriminell handeln, warum können dann Stadtteile eine konstant hohe Kriminalitätsrate aufweisen? Personen, die in andere Stadtteile zogen, veränderten auch ihre Kriminalitätsbelastung. Kriminalität kann also nicht alleine auf biologische oder konstitutionelle psychische Faktoren der Individuen zurückgeführt werden. Es wäre nicht erklärlich, warum sich die Kriminalitätsbelastung im Falle räumlicher Veränderung derselben Individuen ändert, wo doch ihre Konstitution davon unberührt bleibt. Die erhöhte Belastungsrate galt auch für andere Phänomene wie Tuberkulose, psychische Störungen, Alkoholismus, Armut und Arbeitslosigkeit. Die Studien der *Chicago School* erteilten damit rein individualistischen Erklärungen für diese Phänomene eine Absage. Die Erklärung etwa von Kriminalität muss die sozialen Eigenarten der jeweiligen Wohnviertel berücksichtigen.

Meistens unterteilt die Lebensverlaufstheorie den strukturellen Kontext in historischen und sozialen Kontext. Für meine Untersuchung eines Wohnblocks füge ich noch den geografischen Kontext der unmittelbaren Wohnumgebung als wichtigen Einfluss hinzu.

Zum für meine Untersuchung relevanten *historischen Kontext* zählen in Deutschland die Zerstörungen nach dem 2. Weltkrieg, die Anwerbeabkommen mit Staaten wie der Türkei und Marokko Anfang der 1960er Jahre, die Entwicklung von einer primär industriellen zu einer primär dienstleistungsorientierten Ökonomie ab den 1980er Jahren oder 9/11 im Jahr 2001. Relevant ist auch der technologische Fortschritt, der etwa in den Bereichen IT und Kommunikation erheblichen Einfluss auf soziale Beziehungen hat. Gesetze, zum Beispiel zum Regelungsbereich Einwanderung, zählen zum historischen Kontext, ebenso Entwicklungen im politischen Diskurs oder im Diskurs über nationale Identität. Schließlich bildet der historische Kontext den Rahmen für zahlreiche Normen und Rollenerwartungen.

Zum *sozialen Kontext* zählen in erster Linie Kategorien von *class*, *race* und *gender*; für meine Untersuchung ordne ich hier zudem Religion als wichtigen Faktor ein. Die Kombination dieser Kategorien ermöglicht oder limitiert eine Vielzahl von unterschiedlichen Lebensverläufen. Eine soziale Position geht mit wahrscheinlichen, zu einem gewissen Grad machtvoll vorgezeichneten Lebensverläufen einher. Schon hier zeigt sich die Interaktion verschiedener Elemente des Modells: Je nach historischem Kontext unterscheiden sich

Erwartungen an Geschlechterrollen, Möglichkeiten für soziale Mobilität und Hierarchisierungen verschiedener ethnischer Gruppen.

Schließlich formt auch der *geografische Kontext* die individuellen Lebensverläufe. Hierzu zählen die Infrastruktur und die gebaute physische Umwelt, die bestimmte Verhaltensweisen nahelegen (Meier et al., 2018, S. 15). Neben der Architektur der Hochhaussiedlung mit ihren Gelegenheitsstrukturen sind die Nähe zu Kitas, Schulen und Universitäten und der regionale Arbeitsmarkt wichtige Faktoren des geografischen Kontextes.

## 2. Linked Lives

Das Prinzip der intersubjektiven Verbindungen (*linked lives*) besagt: „*Lives are lived interdependently, and social and historical influences are expressed through this network of shared relationships*“ (Elder, 1998, S. 4). Ein individuelles Leben ist auf vielfältige Weise mit den Lebensverläufen und Entscheidungen einer Vielzahl von Personen verbunden. Menschen sind Beziehungswesen, die ständig durch Begegnungen mit anderen Menschen modifiziert werden. Dieser wechselseitige Einfluss ist nicht immer intentional, und auch geografische Nähe ist keine notwendige Bedingung. Entscheidenden Einfluss haben Familie, Freunde, Lehrerinnen, evtl. religiöse Amtsträger, Chefs, Arbeitskolleginnen, Liebespartner, Kinder und Enkelkinder. Menschen tauschen mit diesen Gruppen Ressourcen wie Zeit, Geld, Erfahrungen und Wissen, Netzwerke und Emotionen aus (Hofmeister, 2015). Seit dem bahnbrechenden Artikel *The Strength of Weak Ties* von Mark Granovetter (1973) ist bekannt, dass gerade lose soziale Beziehungen entscheidenden positiven Einfluss auf die Lebenschancen haben. Darüber hinaus prägen uns prominente Personen, Social Media und unsere Echokammer im Internet.

Während der Sozialisation verinnerlichen Individuen Wissen, Einstellungen, Werte und Verhaltensdispositionen durch die Interaktion mit Familie, Peers und dem Bildungssystem. Die Werte und Fähigkeiten, die das Individuum in einer früheren Lebensphase akquiriert, beeinflussen spätere Lebensphasen durch die Selbstselektion in eine passende Umwelt (McLeod & Almazan, 2004, S. 393). Diese Selektionsprozesse beeinflussen die Matrix an sozialen Identitäten und Gruppen, als deren Mitglied das Individuum sich sieht.

Folgende Beispiele für das Prinzip *linked lives* sind besonders relevant für diese Untersuchung: Migration verdeutlicht, wie individuelle Lebensverläufe von Entscheidungen früherer Generationen abhängig sind. Die von mir untersuchten postmigrantischen Männer wohnen in der Regel während ihrer Ausbildungszeit bei ihren Eltern, bis sie eine eigene Familie gründen, und hängen insofern vom Sicherheitsnetz der Familie ab. Vater zu werden hängt vom Einkommen und von der Jobsicherheit ab. Es gilt zudem die Interdependenz von Partnerschaft: „A man who has better earning chances also has a higher likelihood of forming a partnership

with a caregiver for his children” (Hofmeister, 2011, S. 400). Der Familienkontext während einer früheren Lebensphase ist eine Determinante für den Familienkontext in einer späteren Lebensphase (Uhlenberg & Mueller, 2004, S. 125). Die Familienumgebung hat demnach auch großen Einfluss auf Gesundheit und Wohlbefinden. Ein Beispiel sind die höheren Lebenserwartungen für verheiratete Erwachsene (Wang et al., 2020).

### 3. Agency

„The principle of *human agency* states that *individuals construct their own life course through the choices and actions they take within the opportunities and constraints of history and social circumstances*“ (Elder, 1998, S. 4). Zum Prinzip *agency* zählen sämtliche Faktoren der individuellen Ebene: Biologische Prozesse wie Reifung, Altern und genetische Dispositionen, psychologische Aspekte wie Persönlichkeitsmerkmale, das Selbstbild, Selbstwirksamkeitsüberzeugungen, Interessen, Ziele, Träume und Wünsche sowie kognitive, soziale und emotionale Fähigkeiten.

Mit dem Prinzip *agency* berücksichtigt die Lebensverlaufstheorie, dass ein Individuum nicht nur ein passives Opfer seiner sozialen Umstände ist, sondern dass es auch selbst aktiv handelt und ein Zentrum von Energie ist (Giele, 2009, S. 250). Jede Person hat die Macht zu individuellen Handlungen, deshalb sind Lebensverläufe niemals komplett prognostizierbar. Eine Person ist konzipiert als ein dynamisches System, das sein Verhalten an die Umwelt anpasst, um seine Bedürfnisse zu befriedigen (Giele & Elder, 1998a, S. 10). Die Person fällt aktive Entscheidungen, die im Einklang mit ihren Motiven und Werten stehen. Auch unbewusste Begierden tragen zu einer personenspezifischen, singulären Anpassung an die Umwelt bei.

Muster im Lebensverlauf sind das Resultat dieser Anpassung an die Umwelt. Menschen reagieren auf objektive Bedingungen und neue Situationen mit einem Bündel von Denk- und Handlungsschemata. Sie versuchen ständig, Kontrolle über ihre Umwelt zu erlangen (Gecas, 2004, S. 370). Besonders in Krisensituationen verwenden sie neue Möglichkeiten der Anpassung, um diese Kontrolle wieder zu erreichen. In gewissem Maße bestimmen sie so über ihren eigenen Lebensverlauf. Menschen sind kontinuierlich damit beschäftigt, ihre Einstellungen und Werte an ihre Lebensrealität anzupassen. Umgekehrt beeinflussen aber auch ihre Einstellungen ihre Handlungen und damit ihre Lebensrealität (Hofmeister, 2011, S. 387).

#### 4. Timing

„The principle of *timing in lives* states that: *the developmental impact of a succession of life transitions or events is contingent on when they occur in a person's life*“ (Elder, 1998, S. 3). Im Gegensatz zu vielen anderen Theorien und Modellen menschlicher Entwicklung berücksichtigt die Lebensverlaufstheorie mit dem Prinzip *timing* verschiedene temporale Dimensionen: Zum einen gibt es einen individuellen Reifungsprozess: Lebenserfahrungen und neuronale Entwicklungen führen dazu, dass ältere Menschen anders denken als jüngere. Zum anderen gibt es einen zeitlichen Effekt der Kollektivgeschichte: Wir alle denken heute anders als in früheren Jahrzehnten (M. Schröder, 2018, S. 477). Die Einflüsse, die ein spezifischer historischer Kontext auf ein Individuum hat (etwa 9/11 oder die Erfindung des Smartphones), hängen vom Alter des Individuums zu diesem Zeitpunkt ab, weil verschiedene Altersgruppen mit verschiedenen Ressourcen auf neue Gegebenheiten reagieren. Entscheidend für den Lebensverlauf sind auch die Sequenz und die Dauer von Ereignissen (Hofmeister, 2011, S. 394).

Das Werk *Children of the Great Depression* von Glen H. Elder (1974) ist ein Meilenstein bei der Konzeption von temporalen Effekten im Lebensverlauf. Elder konnte durch Längsschnittdaten nachweisen, dass die Weltwirtschaftskrise (*Great Depression*) in den 1930er Jahren unterschiedliche Effekte auf Kinder hatte, je nachdem wie alt sie zum Zeitpunkt der Entbehrungen waren.

Als Makroschock betraf die Weltwirtschaftskrise alle Prinzipien der Lebensverlaufstheorie (Elder, 1998, S. 3–4): Wie sie erlebt wurde, hing vom strukturellen Kontext ab. Mädchen litten anders als Jungen, Angehörige der Mittelklasse anders als solche der Arbeiterklasse. Ein Beispiel für das Prinzip *linked lives* bieten die Väter, die sich wegen der wirtschaftlichen Entbehrungen, Unsicherheiten und Demütigungen aggressiver in ihren Familien verhielten. Mütter nutzten ihren Handlungsspielraum (*agency*), um trotz begrenzter Optionen Arbeit zu finden und die Familie mit zu ernähren. Kinder bekamen mehr Verantwortung im Haushalt.

Elder konnte nachweisen, dass sich für diejenigen, die zur Zeit der Weltwirtschaftskrise Teenager waren, positive Konsequenzen später im Leben ergaben. Sie fühlten sich als Teenager verantwortlich, ihre Familien nach Kräften zu unterstützen und entwickelten durch diese Erfahrung lebenslange Gewohnheiten der Sparsamkeit und Genügsamkeit (Elder, 1974). Als Jungen mussten sie einspringen und zu den Finanzen der Familie beitragen. Diese Verantwortung hatte einen positiven Einfluss auf das Selbstbewusstsein und ein Gefühl der Selbstwirksamkeit bei den Teenagern. Diese *agency*-relevanten Eigenschaften trugen dazu bei, dass sie später im Leben im Durchschnitt hohe Bildungsabschlüsse, gute Positionen auf dem Arbeitsmarkt, eine gute Gesundheit und sogar Stabilität in ihren Ehen erzielten (Gecas, 2004,

S. 371). Im Gegensatz zu den Teenagern ergaben sich diese positiven Effekte *nicht* bei denjenigen, die zum Zeitpunkt der Weltwirtschaftskrise kleinere Kinder waren. Sie waren zu jung, um ihre Familien groß unterstützen zu können, erlitten aber dieselben Entbehrungen. Ihr Selbstbewusstsein und ihr Gefühl der Selbstwirksamkeit litten im Durchschnitt unter dieser Erfahrung, was negative Konsequenzen in ihrem späteren Lebensverlauf zeitigte. Auch die 1908 bis 1910 geborene Kohorte erlitt Nachteile aufgrund von *timing*: Ihr Eintritt in den Arbeitsmarkt korrelierte mit der Weltwirtschaftskrise. Diese Erfahrung führte zu einer nachweislich beeinträchtigten Gesundheit später im Leben, im Alter zwischen 50 und 60 (Elder, 1998, S. 9).

Über zeitliche Effekte nachzudenken, ist zentraler Bestandteil einer Lebensverlaufsperspektive. „Time is marked by several clocks, one is historical, another developmental-aging, and a third is social” (Kirkpatrick Johnson et al., 2016, S. 372). Biologisches Altern ist mit unausweichlichen physischen und mentalen Veränderungen verbunden. Genauso ändern sich auch soziale Erwartungen an das chronologische Alter. Altersnormen und subjektiv empfundenes Alter zeigen aber auch, wie relativ und komplex das chronologische Alter ist (Giele & Elder, 1998a, S. 23–24).

Das soziale Alter ist gekennzeichnet durch charakteristische Übergänge (*transitions*) im Lebensverlauf, die mit einer Veränderung von Rollenerwartungen einhergehen. In der Kindheit internalisieren Subjekte grundlegende Werte und Normen, die primär über die Kernfamilie vermittelt werden. Beim Übergang von der Kindheit ins Jugendalter kommt es zu einer Ablösung von den Eltern und einem Bedeutungszuwachs der Peers. In der Jugendphase konstruieren die Subjekte ihre (Geschlechts-)Identität. Der wahrscheinlich ausschlaggebendste Übergang ist der von der Adoleszenz ins Erwachsensein, weil er gleich mehrere Übergänge in den Bereichen Schule, Arbeit und Familie vorsieht (Uhlenberg & Mueller, 2004, S. 130). Diese Phase hat das Potenzial, einen großen Teil des folgenden Lebensverlaufes vorzuprägen. Das festgelegte chronologische Alter (18 oder 21) steht dabei weniger für den Eintritt ins Erwachsensein als bedeutende soziale Marker wie der Eintritt ins Arbeitsleben, der Auszug aus der elterlichen Wohnung oder die Gründung einer eigenen Familie (ebd.). Die ökonomischen Bedingungen, insbesondere die Nachfrage nach Arbeitskraft, formen Arbeit, Heirats- und Fertilitätsverhalten im Erwachsenenalter.

Einige Beispiele für Effekte von *timing* aus dem Untersuchungsfeld: Wenn die jungen postmigrantischen Männer die Schule verlassen, begeben sie sich von einem stark regulierten System, dem Bildungssystem, in eine deutlich weniger regulierte Zukunft (Hofmeister, 2011, S. 399). Fast alle wohnen weiterhin in der elterlichen Wohnung, bis sie eine eigene Familie

gründen, was durchaus lange dauern kann. Denn die Postadoleszenz, also die Phase zwischen dem Ende der Schule und der Gründung einer eigenen Familie, wurde historisch gesehen immer weiter ausgedehnt (Siebel, 2015, S. 162), was auch auf die untersuchten Männer zutrifft. Der Norm, im jungen Alter zu heiraten und Kinder zu bekommen, die viele Forschungsteilnehmer im Feld von ihren Eltern und Großeltern übernommen haben, können nur wenige entsprechen. Dies hat vor allem ökonomische Gründe. Denn wer kann schon in so jungen Jahren eine eigene Wohnung finanzieren? Die Spannung zwischen elterlichen Erwartungen und der Realität des Lebens der postmigrantischen Männer in Deutschland sowie der verlängerte Verbleib in der elterlichen Wohnung können zu familiären Konflikten führen. Für viele *corner boys* beginnt mit dem Ausscheiden aus der Schule eine Phase, in der es nicht wirklich weitergeht und in der bedeutende Marker für den Übergang zum Erwachsensein immer weiter nach hinten verschoben werden. Hassan (31, Master, Ingenieur, seit kurzer Zeit verheiratet) drückte es so aus, dass viele seiner Altersgenossen den „Faden verloren“ haben, „auf dem Weg zum Erwachsensein“.

Die Möglichkeit einer radikalen Lebensänderung durch Auszug aus der elterlichen Wohnung und Bewegung in eine andere Umgebung ist den meisten *corner boys* aus ökonomischen Gründen verwehrt. Elders Forschung zeigt, wie entscheidend ein solcher radikaler Bruch für den weiteren Lebensverlauf sein kann: Für Kohorten in den USA, deren Kindheit oder Adoleszenz mit der Weltwirtschaftskrise der 1930er Jahre zusammenfiel, galt, dass ein Militärdienst in der kritischen Phase nach der Schule positive Effekte für den Lebensverlauf hatte, besonders für Männer aus benachteiligten Milieus (Elder, 1998, S. 8). Delinquente Männer, die im Alter von 18 oder 19 Jahren eingezogen wurden, um im 2. Weltkrieg zu kämpfen, zeigten später im Lebensverlauf höherrangige Arbeitsverhältnisse, höhere Jobsicherheit und ein besseres ökonomisches Wohlbefinden als die Vergleichsgruppe (ebd.). Viele von ihnen erlebten im Militärdienst durch den radikalen Bruch mit ihrer gewohnten Umgebung eine Wende. Im Lebensverlauf der *corner boys* kommt es nicht zu einem solchen Neuanfang. Die Schule endet, aber sonst ändert sich wenig. Sie ziehen nicht in eine eigene WG nach der Schule. Viele finden keinen Ausbildungsplatz.

Wenn ich junge Personen aus dem akademischen Milieu für einige Zeit nicht sehe, etwa für ein Jahr, ist auffällig, dass sich oft viel bei ihnen verändert hat: Umzüge in andere Städte, Auslandssemester, Praktika, Studienwechsel und -abschlüsse oder Jobwechsel sind häufig absolvierte Statuspassagen. Unter *corner boys* ist hingegen die typische Antwort auf die Frage, welche Neuigkeiten es gibt: „Es hat sich nichts geändert. Alles beim Alten.“ Umzüge in andere Umgebungen sind oft kritische Phasen im Lebensverlauf, die den weiteren Weg entscheidend

formen (Browning et al., 2016, S. 598). Ein langer Aufenthalt im selben Wohnumfeld führt hingegen zur Stabilisierung von Verhaltensmustern. Gewohnheiten, Verpflichtungen und Interessenbindungen erschweren einen Umzug in andere Umgebungen immer weiter (Elder et al., 2004, S. 8).

Wie interagiert das Alter meiner Forschungsteilnehmer, die in den 1980er, 1990er oder 2000er Jahren geboren sind, mit dem historischen Makrokontext? Für viele ältere Forschungsteilnehmer war 9/11 ein prägendes Ereignis in ihrem Lebensverlauf, weil sie als Muslime das Gefühl hatten, aufgrund des veränderten Diskurses über ihre Religion Position beziehen zu müssen. Ein anderes Beispiel ist, dass viele Großväter der jungen Männer, die ich auf der Straße treffe, bei einem großen Autohersteller in der Region arbeiteten. Im Vergleich zur Zeit des Fordismus, in der die industrielle Warenproduktion der primäre Wirtschaftszweig war, hatten die Nachfahren dieser Großväter es meist deutlich schwerer, in der Phase des Postfordismus eine sichere Arbeit zu finden. Geringere Arbeitsmöglichkeiten führten bei einigen *corner boys* zu einer Ablehnung der Arbeitsethik. Exemplarisch dafür steht die Aussage von Erco (20, ehemaliger Inhaftierter) über Bewohner der Hochhaussiedlung, die einer regulären Lohnarbeit nachgehen: „Die lutschen!“

Auch der seit dem 20. Jahrhundert kontinuierlich gestiegene Drogenhandel prägt die Lebensverläufe vieler junger Männer im Wohnblock. In der Jugend eine Sucht zu entwickeln, hat oft lebenslange Konsequenzen. Zukünftige Forschung wird noch prüfen, welche langfristigen Effekte etwa die Nutzung des Videoportals TikTok oder die Covid-19-Pandemie in den Lebensverläufen haben werden. Gerade bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen sind Einstellungen wie Vertrauen in politische Institutionen noch besonders formbar.

### *Matthäus-Effekt: Kumulation von Vor- und Nachteilen im Lebensverlauf*

*Wer da hat, dem wird gegeben werden, und er wird die Fülle haben; wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat, genommen werden.*

*–Lutherbibel, 1984, Matthäus 25:29*

Diese berühmte Stelle im Matthäus-Evangelium ließ den Funktionalisten Robert K. Merton (1968) den Begriff des „Matthäus-Effekts“ prägen. Dieser Effekt beschreibt das Phänomen, dass Vorteile und Nachteile kumulieren, mit anderen Worten: „The rich get richer and the poor get poorer.“ Bei Merton ging es um Ungleichheiten bei der Zitierhäufigkeit im akademischen Bereich, also um die gegenseitige Anerkennung unter Forschenden.

Die soziale Welt ist so strukturiert, dass eine Fülle an Ressourcen es erheblich vereinfacht, weitere Ressourcen zu akkumulieren. Die Hypothese der Kumulation von

Vorteilen und Nachteilen im Leben („Matthäus-Effekt“) prognostiziert eine Verkettung von positiven oder negativen Ereignissen und Einflüssen im Leben (Elder, 1998, S. 6). Im Lebensverlauf kommt es demnach zu bestimmten Weichenstellungen, die zu Pfadabhängigkeiten führen. Frühe Übergänge (*transitions*) haben bleibende Konsequenzen, selbst nach vielen Jahren und Jahrzehnten. Das liegt daran, dass sie Denk- und Handlungsschemata prägen und Verhaltensformen stabilisieren. Individuen zeigen eine Präferenz für soziale Umgebungen, die im Einklang mit ihrer Persönlichkeit sind, um ein positives Selbstbild beizubehalten (McLeod & Almazan, 2004, S. 394). Der selektive Eintritt in eine passende soziale Umwelt bestärkt individuelle Dispositionen.

Aus diesen Gründen sind kritische Phasen, die einen großen Teil des weiteren Lebens beeinflussen, besonders am Anfang des Lebens angesiedelt. Schon vor der Geburt kann eine Kumulation von Nachteilen angestoßen werden: Mangelernährung oder Alkoholkonsum der Mutter beeinträchtigen das Potenzial neurologischer und physiologischer Entwicklung beträchtlich (McLeod & Almazan, 2004, S. 395). Leicht zu sehen ist, wie ein Kleinkind gehen und rennen lernt und wie Muskelstärke durch Übung weitergebildet wird (Fishkin, 2014, S. 115). Im Falle des Gehirns ist dieser Prozess zwar nicht im gleichen Maße sichtbar, aber dennoch vergleichbar: Unsere mentalen Fähigkeiten sind das Resultat einer andauernden Interaktion zwischen uns und unserer Umwelt. Das Gehirn lässt sich wie ein Muskel vorstellen, der je nach Gebrauch verändert wird (Koldehoff & Spiewak, 2023; Zhou et al., 2019).

Eine Kumulation von Nachteilen kann beispielsweise eingeleitet werden, wenn Kinder keine Kita besuchen. Die Pisa-Studie sagt voraus, dass Kinder, die erst in der Grundschule mit der deutschen Sprache konfrontiert werden und zuhause keine Hilfe in der Schule bekommen, mit großer Wahrscheinlichkeit schulische Schwierigkeiten bekommen werden (Kuhlmann, 2018, S. 452). Eine Kumulation von Nachteilen kann sich auch ergeben, wenn Grundschulen es nicht schaffen, rechtzeitig Defizite einzelner Kinder beim Lesen entgegenzuwirken. Kinder, deren Lesefähigkeiten zurückfallen, lesen in der Folge *weniger* als andere, wodurch sich der Abstand weiter vergrößert. Wer stockend liest, wird von sich aus kein Buch in die Hand nehmen. In der Folge ergeben sich kumulativ Nachteile in verschiedensten Lebensbereichen. Denn ab der 5. Klasse lernen Kinder in der Schule nicht mehr das Lesen als solches, sondern sie lernen, *indem* sie lesen.

Ein weiteres Beispiel für den Matthäus-Effekt ist die Internetnutzung von Jugendlichen. Vor allem Jugendliche aus Familien mit hohem Bildungsniveau nutzen das Internet in einem politisch-emanzipativen Sinne, während Jugendliche aus benachteiligten Familien eine höhere

Nutzungsdauer von Handyspielen und eine größere Anfälligkeit für Fake News aufweisen, wodurch sich die Wissenskluft weitet (Huster et al., 2018, S. 23; Witting, 2018, S. 468–469).

Eine Kumulation von Vorteilen und Nachteilen ergibt sich auch durch die grundlegende Gesellschaftsstruktur, nach der Bewährungsproben aufeinander aufbauen: von der Empfehlung für die weiterführende Schule schon in der 4. Klasse, über den Schulabschluss, zu Bewerbungen für Ausbildungs- und Studienplätze bis hin zu einer Bewährung später im Arbeitsleben. Dabei gilt, dass das Resultat einer Bewährungsprobe den Hintergrund und die Chance für die nächste Phase liefert (Fishkin, 2014, S. 73). Wer aufs Gymnasium geht, wird besser auf ein Studium vorbereitet. Wer für eine Arbeit in einem kompetitiven Feld eingestellt wird, entwickelt im Anschluss durch diese Tätigkeit Fähigkeiten, die die Position auf dem Arbeitsmarkt langfristig bessert.

Auch wenn die soziale Welt viel Evidenz für den Matthäus-Effekt liefert, wäre es falsch, ihn zu verabsolutieren. Denn das würde bedeuten, dass eine Polarisierung allgemein weiter voranschreitet. Zwischenformen – etwa zwischen *corner boys* und *college boys* – wären theoretisch nicht fassbar. Dem Matthäus-Effekt entgegen wirkt zum Beispiel die Tatsache, dass Lernrückstände aufgeholt werden können und dass die Lernkurve jeder Tätigkeit am Anfang am steilsten ist. Eine Lebensverlaufsperspektive anzunehmen bedeutet, von der grundlegenden Veränderbarkeit und Formbarkeit von Menschen auszugehen. Frühe Erfahrungen, Vorteile und Nachteile können in späteren Lebensphasen ausgeglichen oder relativiert werden.

Die Lebensverlaufstheorie liefert Erklärungsansätze für die erhebliche Variation, aber auch für die Regelmäßigkeiten im Leben von *college boys* und *corner boys*. Die Perspektive zwingt dazu, langfristig zu denken und den gesamten Lebensverlauf in den Blick zu nehmen, und zwar nicht erst ab der Geburt, sondern schon ab der Geburt der Vorfahren, in meiner Untersuchung ab der Migration der Eltern oder Großeltern. Auch die Lebensverlaufstheorie wird allerdings die individuellen Geschichten meiner Forschungsteilnehmer nicht vollständig erklären. Menschen sind so komplex, dass vieles unerklärlich bleibt. Manchmal kann eine kleine Ursache eine große Wirkung haben. Zudem hängt auch vieles vom Zufall ab.

Die nächsten Kapitel wenden nacheinander die verschiedenen Prinzipien der Lebensverlaufstheorie auf die konkreten Lebensverläufe meiner Forschungsteilnehmer an. Die Prinzipien bestimmen jeweils einzeln und zusammengenommen, in welche Richtung sich ein Leben entwickelt. Wie Abbildung 2 zeigt, kreuzen sich die Prinzipien Kontext, *linked lives* und *agency* im *timing*. Da *timing* der Trichter ist, über den die anderen Prinzipien ihre Wirkung erzeugen – der Kontext, die intersubjektiven Verbindungen und die Eigenschaften des Individuums wirken über einen bestimmten Zeitpunkt vermittelt – bekommt das Prinzip *timing*

kein eigenständiges Kapitel. *Timing*-relevante Informationen sind an passenden Stellen in Kapiteln zu den anderen Prinzipien untergebracht. Der Kontext ist aufgrund der Menge der hier zusammengetragenen Informationen in drei Kapitel aufgeteilt: Historischer (Kapitel 4), sozialer (Kapitel 5) und geografischer (Kapitel 6) Kontext.

Die Erkundung der Entstehungsbedingungen für die Lebensverläufe der Forschungsteilnehmer beginnt in Kapitel 4 mit dem historischen Kontext. Die Familiengeschichten von *college boys* und *corner boys* hängen eng mit der kollektiven Geschichte Deutschlands als Einwanderungsland nach dem 2. Weltkrieg zusammen. Es waren ihre Großeltern oder Eltern, die mit der Migration, in den meisten Fällen im Zuge der Anwerbemigration, den Grundstein für ein Leben in Deutschland legten.

## 4 Historischer Kontext

Wir müssen die Lebensverläufe der jungen Männer aus dem Wohnblock auch als Resultat von Ereignissen in weiter Vergangenheit denken. Die Anwerbeabkommen der 1950er und 1960er Jahre waren Entscheidungen der Wirtschafts- und Sozialpolitik, die einen enormen Einfluss auf das Leben sehr vieler Menschen hatten, inklusive nachfolgender Generationen. Die Geschichte der Arbeitsmigrantinnen und -migranten der ersten Generation wird bis heute vielfach reproduziert – in akademischen Arbeiten, Zeitungsartikeln, Romanen und persönlichen Erinnerungen. Wieder gilt nach Foucault, dass die Regeln des Diskurses bestimmen, *was wie* gesagt und geschrieben werden kann. In verschiedenen akademischen Arbeiten ähneln sich die Darstellungen dieser Geschichte (El-Mafaalani, 2018; Kleff, 1985; Seeliger, 2021; Tepecik, 2011; Tertilt, 1996). Die vielfache Wiederholung bestimmter Aspekte führt dazu, dass sie Eingang ins Allgemeinwissen finden, während andere Aspekte unberücksichtigt bleiben.

Ich werde hier eine Version dieser Geschichte darstellen. Das Kapitel beginnt mit einem Exkurs zu einem klassischen Werk der *Chicago School: The Polish Peasant* (Thomas & Znaniecki, 1918/1996) beschreibt, wie die Normen und Traditionen von Familien unter Druck geraten können, wenn sie aus einer feudalistischen Agrargesellschaft in eine kapitalistische Industriegesellschaft migrieren. Es folgt ein Überblick über die westdeutsche Einwanderungsgeschichte nach 1945 und den Beginn der Anwerbemigration. Um das subjektive Erleben der ersten Generation von Arbeitsmigranten zu veranschaulichen, folgt ein literarischer Exkurs: Ein Poem des türkischen Literaten Aras Ören (1973) beschreibt die schwierigen Anfangsbeziehungen zwischen Deutschen und Einwanderern. Im darauf folgenden Abschnitt verschriftliche ich die Erinnerungen meiner Probanden, die in ihren Familien aus der Zeit der Anwerbeabkommen über die Generationen tradiert wurden. Der anschließend beschriebene historische Kontext ab den 1970er Jahren schließt eine Geschichte des Wohnblocks ein, der in dieser Zeit gebaut wurde. Schließlich zeigt der letzte Abschnitt, wie von der Zeit der Anwerbemigration bis heute in den migrantischen Familien eine Heterogenisierung der Lebenslagen zu beobachten ist. Die divergenten Lebensverläufe von *corner boys* und *college boys* sind ein Ausdruck dieser Entwicklung.

## Soziale Desorganisation nach Migration? The Polish Peasant (1918/1996)

Ich beginne dieses Kapitel mit einem Klassiker der Migrationssoziologie, der auch ein Vorreiter für die später ausformulierte Lebensverlaufstheorie ist: *The Polish Peasant in Europe and America*, 1918 von William I. Thomas und Florian Znaniecki geschrieben, 1996 von Eli Zaretsky mit einer langen Einführung neu herausgegeben. Das Werk beschreibt, wie polnische Migrantinnen und Migranten an der Wende zum 20. Jahrhundert in den USA mit einer komplett anderen Gesellschaftsformation konfrontiert wurden, was zu sozialer Desorganisation (*social disorganization*) führte: zu einem Rückgang familiärer Bindungen und einem Kollaps von traditionellen Normen der Dorfgemeinschaft im neuen städtischen Kontext. 80 Prozent der polnischen Migranten arbeiteten für die expandierende industrielle Massenproduktion, die eine hohe Nachfrage nach ungelernter Arbeit hatte: für Eisen- und Stahlwerke, Kohleminen, als Arbeiter in Häfen und Maschinenhallen oder in den Bereichen Textilien und Verpackung (Zaretsky, 1996, S. 37). Thomas und Znaniecki entwickelten eine qualitative Methodologie, um die Wechselwirkungen zwischen objektiven Faktoren und subjektivem Erleben zu analysieren (ebd., S. 4). Um subjektives Erleben zu dokumentieren, nutzten sie neue Quellen, vor allem Briefe und biografische Erzählungen. Zu ihrer Methodologie schreiben sie:

Social science cannot remain on the surface of social becoming ..., but must reach the actual human experiences and attitudes which constitute the full, live, and active social reality beneath the formal organization of social institutions, or behind the statistically tabulated mass phenomena which taken in themselves are nothing but symptoms of unknown causal processes. (Thomas & Znaniecki, 1918/1996, S. 295–296)

Das Buch beginnt mit einer Beschreibung des traditionellen bäuerlichen Familienlebens in der polnischen Dorfgemeinschaft. In der Agrargesellschaft Polens gab es demnach persönliche Beziehungen zu einem kleinen Personenkreis. Kollektive Regeln hatten Priorität gegenüber individuellen Ansprüchen. Im Zentrum der sozialen Organisation stand die Familie, denn fast alle Bedürfnisse wurden innerhalb der eigenen intimen Gruppe geregelt. Thomas und Znaniecki (1918/1996) beschreiben eine „mutual benefit society“ (S. 244) mit gegenseitiger Hilfe in Notfällen wie Krankheit, Tod und, seltener, Arbeitslosigkeit. Nach dieser Beschreibung ist die Familie auch eine mächtige Kontrollinstanz. Die Autorität der Eltern wird nicht hinterfragt, weil sie auch durch alle anderen Mitglieder der Gemeinschaft gestärkt wird (ebd., S. 69). Ein rebellisches Kind etwa stößt nicht nur bei den Eltern, sondern bei jedem Mitglied der Gemeinschaft auf Widerstand.

Thomas und Znaniecki (1918/1996) zeigen, wie sich diese traditionelle Ordnung in den polnischen Familien mit der Migration in die USA auflöste:

The traditional form of the Polish peasant family can evidently subsist only in an agricultural community, settled at least for four or five generations in the same locality and admitting no important changes of class, religion, nationality, or profession. As soon as these changes appear, a disintegration is imminent. (S. 74)

Thomas und Znaniecki beobachten, wie die Funktionen der Familie im neuen Land nach und nach durch Markt oder Staat ersetzt werden. Anstelle eines intensiven Kontakts mit wenigen gibt es nach der Migration für die untersuchten Familien in den USA flüchtigen Kontakt mit vielen. Die Traditionen der polnischen Migrantinnen und Migranten passen in den USA nicht mehr zum gewachsenen institutionellen Umfeld (ebd., S. 240–241, 256). Die elterliche Autorität, eine Form von traditionaler Herrschaft nach Weber (1921/1976, S. 124), verliert an Bedeutung. An die Stelle der traditionellen Herrschaft tritt eine zunehmend auf Zweckrationalität ausgerichtete Lebensführung:

With progressive individualization, intellectual development, and critical ability of the peasants, leadership by prestige gradually gives place to leadership by efficiency, in which the individual assumes the leading role because and in so far as his ideas and suggestions are judged morally or practically right and are accepted by others on their own merits after reflection or practical test. (Thomas & Znaniecki, 1918/1996, S. 207)

Die Kontakte in die Heimat werden kontinuierlich schwächer. In den ersten Briefen ist es für die polnischen Familien noch eine Selbstverständlichkeit, jeden überschüssigen Lohn zurückzuschicken. Mit der Zeit nimmt diese Bereitschaft jedoch ab. In den USA verdienen die Migrantinnen und Migranten ein Vielfaches der Löhne in Polen. Auch wenn die Arbeit unsicher ist und sie jederzeit ihren Job verlieren können, können sie davon ausgehen, dass sie schnell einen neuen Job finden. Diejenigen, die in stabiler Beschäftigung arbeiten, versuchen, weitere Bekannte und Verwandte aus Polen zu sich zu holen.

Soziale Desorganisation beschreibt den Ausbruch des Individuums aus der Kontrolle der Gruppe. Thomas und Znaniecki (1918/1996) definieren das Konzept als: „*Decrease of the influence of existing social rules of behavior upon individual members of the group*“ (S. 191). Soziale Organisation hingegen beschreibt die Kongruenz zwischen Gruppenregeln und individuellen Einstellungen. Sie funktioniert so lange, wie die Individuen die Gruppenregeln durch emotionale und kognitive Investitionen aufrechterhalten. Soziale Desorganisation ist bei Thomas und Znaniecki ein neutraler Begriff. Er kann sowohl für individuelle Autonomie, neue Familienformen und neue Formen rationaler Kooperation stehen, als auch für Demoralisierung, individualistische Revolte, jugendliche Delinquenz, Familienzusammenbruch und Gewalt (Zaretsky, 1996, S. 4).

Thomas und Znaniecki prägten auch den Begriff der ersten, zweiten oder dritten Einwanderergeneration. Während die erste Einwanderergeneration der emigrierenden polnischen

Bäuerinnen und Bauern noch stark durch traditionelle Einstellungen und familiäre Solidarität geprägt war, übernahmen ihre Nachkommen zunehmend amerikanisch-individualistische Ideale (Thomas & Znaniecki, 1918/1996, S. 79). Dies führte ihnen zufolge oft zu einem Antagonismus in den Familien. Den Vätern etwa fehlte der Rückhalt der Dorfgemeinschaft, um ihre Kinder effektiv zu kontrollieren: „They begin reproaches and then stop themselves; they threaten, preach, curse, implore, and express simple love” (ebd., S. 15–16). Insgesamt schafften die Väter es nicht, die in Dorfgemeinschaften anerkannte soziale Autorität der Eltern durch ihre individuelle Autorität zu ersetzen. Der These der sozialen Desorganisation hält später Whyte (1943/1955) entgegen, dass von ethnischen Minderheiten geprägte Wohnviertel keineswegs desorganisiert seien. Sie bildeten ihre eigenen Gesetze und Ordnungsmuster heraus und sorgten für die Beharrlichkeit ethnischer Identitäten:

Cornerville’s problem is not lack of organization but failure of its own social organization to mesh with the structure of the society around it. ... This becomes apparent when one examines the channels through which the Cornerville man may gain advancement and recognition in his own district or in the society at large. ... The society at large puts a premium on disloyalty to Cornerville and penalizes those who are best adjusted to the life of the district. (Whyte, 1943/1955, S. 273–274)

Auch die Funktionalisten Talcott Parsons und Merton zeigten, dass Phänomene, die als Zeichen von Desorganisation interpretiert werden – Kriminalität, Prostitution, Glücksspiel – latente Funktionen erfüllen und meist ein Geschäft sind wie jedes andere (Zaretsky, 1996, S. 30).

Neben sozialer Desorganisation konzipieren Thomas und Znaniecki (1918/1996) *individuelle Desorganisation*, definiert als: „Decrease of the individual’s ability to organize his whole life for the efficient, progressive, and continuous realization of his fundamental interests” (S. 191). Zwischen sozialer und individueller Desorganisation herrscht keine eindeutige Beziehung; eine Form kann stark ausgeprägt sein, während die andere schwach ausgeprägt ist (ebd.). Aber individuelle Desorganisation, die sich zum Beispiel in Delinquenz und Kriminalität äußern kann, ist häufig ein Indiz dafür, dass die Gruppenregeln und Institutionen nicht mit der Lebensrealität und den individuellen Einstellungen übereinstimmen. Wenn die Gruppenregeln ihren über viele Generationen aufgebauten sozialen Einfluss verlieren, kann dies zu Verhalten führen, das vom Standpunkt der Gruppe aus als anormal oder antisozial beurteilt wird (ebd., S. 257). Schon Thomas und Znaniecki (1918/1996) beobachteten, dass die Kriminalitätsraten in der zweiten Einwanderergeneration deutlich höher sind als in der ersten, was sie einerseits durch soziale Desorganisation, andererseits durch die oft prekären Lebensbedingungen im neuen Land erklären:

Of course the second generation, unless brought in direct and continuous contact with better aspects of American life than those with which the immigrant community is

usually acquainted, degenerates further still, both because the parents have less to give than they had received themselves in the line of social principles and emotions and because the children brought up in American cities have more freedom and less respect for their parents. The second generation is better adapted intellectually to the practical conditions of American life .... One might expect to find fewer cases of active demoralization and antisocial behavior than in the first generation, which has to pass through the crisis of adaptation to new conditions. And yet it is a well-known fact that even the number of crimes is proportionately much larger among the children of immigrants than among the immigrants themselves. (S. 259)

*The Polish Peasant* beschreibt den evolutionären Prozess, in dessen Zuge sich eine migrantisch geprägte Gesellschaft verändert, und trägt insofern zum Verständnis der Lebensverläufe im zeitgenössischen Wohnblock in Deutschland bei. Eine Migration stellt eine wesentliche Disruption dar, die den institutionellen Kontext mit seinen Möglichkeiten und Beschränkungen verändert, was wiederum Gewohnheiten und Verhaltensmuster neu formiert. Funktionen, die im Heimatland wie selbstverständlich ausgeführt wurden, etwa die Kontrolle der Kinder durch die Familie und die Dorfgemeinschaft, können im neuen Kontext ihre Voraussetzungen verlieren.

Bei der Einwanderung polnischer Familien in die USA um die Wende zum 20. Jahrhundert gibt es durchaus Gemeinsamkeiten mit der Einwanderung etwa türkischer und marokkanischer Familien nach Deutschland ab den 1960er Jahren. In beiden Fällen erfolgte die Einwanderung von einer feudalistischen Agrargesellschaft in eine kapitalistische Industriegesellschaft. In beiden Fällen arbeitete die erste Einwanderergeneration überwiegend für die industrielle Massenproduktion. In beiden Fällen wies die zweite Einwanderergeneration eine im Vergleich zur ersten oder zum Durchschnitt erhöhte Kriminalitätsrate auf. Alkohol- und Cannabis-Konsum trotz Islam sind ein Zeichen dafür, dass traditionelle Gruppenregeln im neuen Land an Bedeutung verlieren können. Der Zerfall des Familiensystems, den Thomas und Znaniecki bei den polnischen Migrantinnen und Migranten beobachteten, lässt sich im von mir untersuchten Milieu allerdings nicht nachweisen. Hier bleiben die Familienbeziehungen eng und der Respekt vor den Eltern stark.

*The Polish Peasant* ist ein Werk, das den Gegensatz zwischen Modernität und Tradition stark betont und herausarbeitet. Die Gefahr eines Dualismus zwischen Modernität und Tradition ist, dass bestimmte Weltregionen als „modern“, „dynamisch“, „innovativ“ und „kreativ“ erscheinen, während andere Weltregionen und ländliche Gebiete als „traditionell“, „statisch“ oder gar „rückständig“ wahrgenommen werden (Meier et al., 2018, S. 177). Diese diskursiven Verbindungen können zu einem binär strukturierten Denken führen, das sich auch im von Stuart Hall (1994) identifizierten hierarchischen Repräsentationssystem vom „Westen und dem Rest“ widerspiegelt. Ethnologische Museen strichen etwa aufgrund dieser Gefahr oft

die Unterscheidung zwischen traditionell und modern als Kriterium bei der Katalogisierung. Auch anhand dieser Bedenken sollten Leserinnen und Leser die folgenden Ausführungen über traditionelles dörfliches Leben in der Türkei hinterfragen.

Die Mehrheit der ersten Generation türkischer und marokkanischer Einwanderer wurde in einem dörflichen Kontext mit feudalistischen und patriarchalen Strukturen geprägt (Tepecik, 2011, S. 285). Die folgende Erzählung von Cemal (41, Master, IT-Experte) über das Leben seiner Großeltern in diesem kulturellen Kontext steht exemplarisch für viele ähnlich lautende Erzählungen in den Interviews:

**Malte:** Wie verlief das Leben Ihrer Großeltern?

**Cemal:** So das klassische, der klassische Verlauf, wie es in der Türkei damals war, die Großeltern haben früh geheiratet, haben viele Kinder gehabt. Früher im Dorf war die Schule nicht so das wichtigste Thema, wichtigere Themen waren zum Beispiel, auf die Geschwister aufzupassen oder im Haushalt mitzumachen, und die Schulpflicht, ich weiß nicht ob es damals überhaupt eine Schulpflicht gab, wahrscheinlich schon, aber wurde auch in so dörflichen Regionen nicht so sehr ernst genommen. Das sieht man auch daran wie die Grundschule aufgebaut war. Damals war, da gab's eine Klasse für alle Kinder, ob 1. oder 4. Klasse, alle waren in der gleichen Klasse. Weil im Dorf gab's halt, keine Ahnung, eine gewisse Anzahl von Kindern, und die waren alle in einer Klasse.

Ebru Tepecik (2011, S. 285–286) beschreibt, wie die Aufgaben zwischen Mann und Frau nach den Normen der traditionellen türkischen Dorfgemeinschaft streng getrennt sind: Während die Frau für Hausarbeit und Erziehung zuständig ist, ist der Mann verantwortlich für den Unterhalt, die Repräsentation der Familie nach außen und den Schutz seiner Frau und Töchter. Der Mann hat das Machtmonopol und ihm obliegt die Verantwortung für die Einhaltung der kulturellen Normen und Werte durch die Familienmitglieder. Für die Kinder sind Gehorsam und unbedingter Respekt vor den Eltern geboten.

Ein wichtiges Motiv im *Polish Peasant* ist eine nach der Migration eingeschränkte Geltung von kollektiven Regeln, die zuvor über Generationen hinweg tradiert worden waren. Für türkische Migrantinnen und Migranten der ersten Generation in Deutschland beschreibt Tepecik (2011, S. 286–287) diesen Verlust an Geltung am Beispiel der Autorität der Vaterrolle. Obwohl innerhalb der türkischen Community traditionelle Männlichkeitsvorstellungen häufig weiter tradiert werden und vor allem die Autoritätsposition des Vaters familiär und kulturell gefordert wird, drohe nach der Migration ein Bedeutungsverlust der Autorität des Vaters. Der Machtverlust zeige sich unter anderem dadurch, dass die Kinder und Jugendlichen durch ihre sprachlichen Kompetenzen zumindest in der Außenwelt in eine überlegene Position gerieten. Für Jugendliche bedeute dies oft einen Zuwachs an Macht, den einige als Rollenumkehr empfänden. Einige Väter empfänden ihren Machtverlust hingegen als Kränkung und versuchten, ihre Macht mit Gewalt aufrechtzuerhalten (ebd.).

## Westdeutsche Einwanderungsgeschichte nach 1945

Die meisten von mir untersuchten jungen Männer sind Nachfahren von Arbeitsmigranten der ersten Generation. Insofern sind ihre Lebensverläufe nur vor dem Hintergrund der westdeutschen Einwanderungsgeschichte nach dem 2. Weltkrieg zu verstehen. Nach 1945 war die Bevölkerung in den Dimensionen Religion und Ethnie relativ homogen. „Verfolgung, Vertreibung und Völkermord hatten das doch beträchtliche Maß an Diversität der Vorkriegszeit auf ein minimales Maß reduziert. Juden, Afrodeutsche, Roma und Sinti lebten 1950 kaum noch in Deutschland“ (El-Mafaalani, 2018, S. 32). Die Jahre nach 1945 waren auch durch die Zuzüge von vertriebenen deutschsprachigen Bevölkerungsgruppen aus Mittel- und Osteuropa gekennzeichnet. Durch Kriegsverluste war die Zahl der im erwerbsfähigen Alter stehenden deutschen Männer erheblich reduziert. Volkswirtschaftlich gesehen stand also eine stark ausgeweitete Produktionskapazität, die auch durch die zerstörten Städte verursacht war, einem erheblich verringerten Arbeitskräfteangebot gegenüber (Tatligün, 1992, S. 10). Über den Mangel an Arbeitskräften beschwerten sich ab 1950 Vorstände und führende Angestellte der Kohlezechen und Stahlwerke, der Chemie- und Elektro-Konzerne, der Automobilindustrie und Bauwirtschaft (Engelmann, 1991, S. 37–38). Sie forderten „junge, fleißige, kräftige und vor allem genügsame, die Löhne nicht noch höher treibende, keine Überstunden scheuende Handarbeiter“ (ebd., S. 38). Daraufhin beschlossen Bundeskanzler Konrad Adenauer (CDU) und sein Kabinett, ausländische Arbeitskräfte ins Land zu holen.

Mit dem deutsch-italienischen Anwerbeabkommen von 1955 begann die organisierte Anwerbung von Arbeitsmigrantinnen und -migranten. Es folgten bilaterale Abkommen mit Spanien und Griechenland 1960, mit der Türkei 1961, mit Marokko 1963, mit Portugal 1964 und mit Jugoslawien 1968. So konnte die westdeutsche Industrie über die Arbeitsämter Arbeitskräfte aus dem Ausland anwerben. Auf diese Weise kamen zwischen 1955 und 1973 etwa 14 Millionen Arbeitskräfte nach Westdeutschland, von denen zwischen 11 und 12 Millionen in ihre Heimatländer zurückkehrten (Seeliger, 2021, S. 85). Die Arbeitsmigration war kein rein männliches Phänomen. Ungefähr 25 Prozent der Frauen kamen mit eigener Arbeitserlaubnis, 75 Prozent über die Familienzusammenführung (Tepecik, 2011, S. 19).

Wie stellte sich die Situation für die Türkei dar, die mit 900.000 Arbeitsemigranten bis 1973 die größte Gruppe entsendete<sup>5</sup>? 1967 gab es in der türkischen Bevölkerung eine Million

---

<sup>5</sup> In der sozialwissenschaftlichen Literatur findet sich die meiste Forschung zur Gruppe der aus der Türkei eingewanderten Familien und ihrer Nachkommen. Ich hingegen führte die meisten Interviews mit Marokkostämmigen, weil es sich bei dieser Gruppe in der Kleinstadt um eine der größten Einwanderergruppen handelt. Im Milieu des Wohnblocks herrschen aufgrund von sprachlichen und kulturellen Gemeinsamkeiten engere Verbindungen bei Türkeistämmigen und Marokkostämmigen jeweils untereinander als zwischen diesen

Arbeitslose und vier Millionen, die nur zur Erntezeit Arbeit finden konnten (Berger & Mohr, 1976, S. 39). Es gab eine große Masse an Landflüchtigen, die sich in das städtische ‚Arbeitslosenheer‘ einreihen oder marginale Beschäftigungen wie Bote, Lastenträger oder Straßenhändler annehmen mussten (Kleff, 1985, S. 65). Viele türkische Arbeitsemigranten, die Anfang der 1960er Jahre nach Westdeutschland kamen, waren in den 1950er Jahren aus den ländlichen Gebieten in türkische Großstädte wie Istanbul, Izmir oder Ankara übergesiedelt. Die Mehrzahl kam aus Anatolien, hatte geringe Schulkenntnisse<sup>6</sup> und keine Erfahrung mit Industriearbeit. Die Türkei litt in den Jahren um 1960 nicht nur unter Arbeitslosigkeit, sondern auch unter Auslandsschulden und politischer Instabilität. Für türkische Politiker waren die Anwerbeabkommen ein Mittel, um die Spannungen im Land vorübergehend abzumildern.

Waren die Anwerbeabkommen eine Win-win-Situation oder, wie marxistische Forschende sie interpretierten, Teil einer neokolonialen und imperialistischen Politik (Schwenken, 2018, S. 30)? Unstrittig ist, dass die Arbeitsmigrantinnen und -migranten sich sehr vorteilhaft auf die deutsche Volkswirtschaft auswirkten: Es waren kaum Ausbildungskosten mit ihnen verbunden, weil sie im erwerbsfähigen Alter kamen (Tatligün, 1992, S. 26). Sie arbeiteten für relativ niedrige Löhne, was der deutschen Industrie einen Wettbewerbsvorteil auf dem Weltmarkt verschaffte. Wirtschaftlich fungierten sie als ‚konjunkturelle Puffer‘: In der Rezession von 1967 kehrte ein Teil von ihnen in ihre Heimatländer zurück, in der Hochkonjunktur von 1968 gab es jedoch wieder verstärkte Einwanderung (Pfeiff, 2000, S. 11). Ab 1972 leitete ein rasanter Anstieg der Ölpreise eine Rezession ein, woraufhin die Bundesregierung unter Willy Brandt (SPD) 1973 einen Anwerbestopp für Migranten verfügte, die nicht aus der Europäischen Gemeinschaft (EG) kamen (ebd.). Während die Arbeitslosigkeit stieg, kam es zu einem Erlass der damaligen Bundesanstalt für Arbeit, Deutsche und EG-Ausländer bei der Arbeitsvermittlung zu bevorzugen (ebd.).

Für die Arbeitsmigrantinnen und -migranten stellte sich die Situation als weniger vorteilhaft dar. Die Anwerbekommissionen verbreiteten gezielte Fehlinformationen, in der Bundesrepublik (BRD) ließe sich durch Arbeit in kurzer Zeit ein Vermögen bilden (Tatligün, 1992, S. 15). Die Arbeitsmigranten mussten Bescheinigungen vorweisen, die Auskunft über ihre politischen Einstellungen und ihre Gesundheit geben sollten. Sie mussten nachweisen, dass sie körperlich und „geistig“ für die westdeutsche Industrie „geeignet“ und „tauglich“ waren

---

Gruppen. Gleichzeitig herrscht auch zwischen diesen Gruppen eine Verbundenheit. Sie entwickeln eine Gruppenidentität als Nachbarn, als Gläubige einer Religion, aus geteilten Erfahrungen in den Familiengeschichten und aus einer ähnlichen Position im Verhältnis zur deutschen Dominanzkultur heraus.

<sup>6</sup> Eine repräsentative Umfrage zur zweiten türkischen Einwanderergeneration ergab, dass über 70 Prozent der aus der Türkei nach Berlin und Frankfurt am Main migrierten Elternteile der Befragten keine weiterführende Schule besucht hatten (Lang et al., 2016, S. 12).

(ebd., S. 16). 16 Jahre nach Auschwitz musterten deutsche Arbeitsärztinnen und -ärzte etwa in der Türkei potenzielle Migrantinnen und Migranten und suchten nur die kräftigsten und gesündesten aus. Die türkische Schriftstellerin Gülen Yeğenoğlu (1987), die 1966 nach Westdeutschland kam, schreibt über die Gesundheitskontrolle der deutschen Arbeitsärzte:

Zur Bestätigung meines Arbeitsvertrages war es nötig, alle diese strengen Gesundheitskontrollen durchzustehen. Sie stellten zehn bis fünfzehn Frauen in eine Reihe und schrien, daß wir uns ausziehen sollten. Nachdem ich wieder zu Hause war, kam es mir vor, als habe ich ein Spiel gespielt oder einen Film gedreht. (S. 12)

Aus marxistischer Perspektive waren die Arbeitsmigranten in ihrer Heimat Opfer von Armut und kapitalistischer Krisenwirtschaft (Schwenken, 2018, S. 30). Demnach wurden sie als industrielle Reservearmee nach Westdeutschland geholt, wo das Kapital zusätzliche Arbeitskräfte ausbeuten konnte.

Die Arbeitsmigranten selbst verfolgten mit ihrer Emigration meist das Ziel, innerhalb weniger Jahre zu Geld zu kommen, um anschließend mit dem Bau eines eigenen Hauses in einem der türkischen Wirtschaftszentren den „Grundstein für eine geachtete urbane Existenz“ (Schiffauer, 1991, S. 163) zu legen. Sehr lange Arbeitszeiten, eine sparsame Lebensführung und hohe Devisenüberweisungen in die Heimat waren kennzeichnend für ihr Leben nach Ankunft in Westdeutschland (Tepecik, 2011, S. 20–21). Die Unternehmen mussten ihnen Gemeinschaftsunterkünfte zur Verfügung stellen. Zum Teil lebten sie dort in unwürdigen Lebensverhältnissen, etwa in Fabrikgebäuden oder Lagerhallen. Weil sie ihren Aufenthalt als befristet ansahen, sparten sie an Lebenshaltungskosten wie Miete und leisteten viele Überstunden (Pfeiff, 2000, S. 11). Es gab meistens wenig Kontakt zur deutschen Bevölkerung und wegen der Rückkehrabsicht schien es vielen Arbeitsmigrantinnen und -migranten anfangs nicht notwendig, die deutsche Sprache systematisch zu lernen (Tertilt, 1996, S. 164). Auch von der deutschen Politik war ursprünglich geplant, dass die Arbeitsmigranten nach einem oder zwei Jahren zurückgeschickt und durch neue Angeworbene ersetzt werden sollten. Aber sowohl ihre Arbeitgeber als auch Gewerkschaften waren gegen eine Rücksendung der neu angelernten und bewährten Mitarbeitenden (Pazarkaya, 2021).

Auch aus anderen Gründen kam es oft nicht zur Rückkehr der Arbeitsmigrantinnen und -migranten in ihre Heimat. Die Arbeitsmigration ab den 1960er Jahren war ein Massenphänomen. In vielen Ländern Europas gab es Arbeitsmigranten, die versuchten, mit ihren ersparten Devisen Grundstücke und Immobilien in der Heimat zu erwerben. Dies führte dazu, dass dort die Preise explodierten, so dass die Arbeitsmigranten ihre Rückkehr weiter verschieben mussten, bevor sie in eine gesicherte Existenz zurückkehren konnten (Tertilt, 1996, S. 165). Sie selbst und ihre Verwandten in der Heimat hatten oft hohe Erwartungen an die

Rückkehr: „Es sollte eine ‚strahlende‘ Rückkehr mit vorzeigbaren Erfolgen werden. Erfolglos, d.h. ohne genügend Geld zurückzukehren, hätte die bisherigen Mühen vergeblich gemacht“ (ebd., S. 164–165). Für türkische Arbeitsmigranten waren auch die instabilen politischen Verhältnisse in der Türkei ein Grund, die geplante Rückkehr nicht anzutreten (1971 und 1980 kam es in der Türkei jeweils zum Militärputsch, Mitte der 1970er Jahre zu gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen rechten und linken Gruppen). Nach dem Anwerbestopp 1973 hatten die Arbeitsmigranten die Wahl, entweder dauerhaft in ihre Heimat zurückzukehren oder ihre Familien nach Westdeutschland umziehen zu lassen. Ein Großteil entschied sich für die zweite Möglichkeit. Vor allem die Anzahl der Migranten aus der Türkei stieg in der Folge rasant, während sie sich bei anderen Gruppen (zum Beispiel aus Spanien oder Griechenland) durch viele Rückkehrer reduzierte (Tepecik, 2011, S. 18).

Um nicht mehr von Ehepartnern und Kindern getrennt zu leben, holten viele Arbeitsmigrantinnen und -migranten ihre Familien nach dem Anwerbestopp 1973 im Rahmen der Familienzusammenführung nach Deutschland. Viele von ihnen zogen dann aus den Gemeinschaftsunterkünften aus und begaben sich auf den Wohnungsmarkt, während ihre Kinder anfangen, Schulen und Kindergärten zu besuchen. Zum einen mieteten die ausländischen Arbeitskräfte besonders billige Wohnungen, weil ihr Einkommen niedrig war. Zum anderen hatte der Zuzug der als Ausländer stigmatisierten Gruppen in bestimmte Stadtviertel ein Absinken des Wohnwertes zur Folge, so dass deutsche Familien fortzogen und weitere ausländische Familien nachfolgten (Tatligün, 1992, S. 31). Diese Effekte trugen zur Entstehung der in dieser Zeit sogenannten „Ausländerviertel“ bei. Die in der Nähe liegenden Schulen und Kindergärten wiesen besonders hohe Ausländeranteile auf, was kulturellen Austausch und den Erwerb der deutschen Sprache beeinträchtigte (ebd., S. 32).

Für das Familienleben waren widersprüchliche Orientierungen zwischen Rückkehr und Verbleib in der BRD charakteristisch, so dass viele Eltern ihren Kindern keine klare Zukunftsperspektive vermitteln konnten (Tertilt, 1996, S. 166). Eine potenzielle Rückkehr ins Heimatland verzögerte sich immer weiter, auch wegen der durch Mieten und Versorgung einer Familie gestiegenen Ausgaben in Westdeutschland. Die Kinder der ersten Arbeitsmigranten betonten in Studien immer wieder die mangelnde physische und psychische Präsenz der Eltern bzw. eines Elternteils wegen der intensiven Erwerbstätigkeit (Tepecik, 2011, S. 21). Die von den Eltern erlittenen Enttäuschungen, Degradierungen und Diskriminierungen waren einerseits ermahnende Leidensgeschichten für die Kinder, andererseits führten sie oft zu „familiale[n] Aufträge[n] in der Form von hohen Leistungs- und Bildungserwartungen“ (ebd.). Bei Heimaturlauben in der Türkei versuchten die Eltern häufig, ihren Erfolg zu symbolisieren,

indem sie etwa mit einem Mercedes vorfuhr oder Immobilien erwarben, während das Leben in Westdeutschland von Statusunsicherheit gekennzeichnet war (Tertilt, 1996, S. 167).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Migrantinnen und -migranten der ersten Einwanderergeneration auf ihr Heimatland fixiert lebten – physisch in Westdeutschland, psychisch in der Heimat (Tatligün, 1992, S. 38). Für den Wiederaufbau und das ‚Wirtschaftswunder‘ auf deutscher Seite waren sie wichtige Arbeitskräfte. Im Heimatland waren sie für den Staat, für Geschäftsleute und Verwandte gerne gesehene ‚Devisenbringer‘ (ebd., S. 1). Während sie in Westdeutschland als Ausländer galten, wurden etwa türkische Migranten in der Heimat als *almancılar* („Deutschländer“) bezeichnet (ebd.).

### Subjektives Erleben der Migration in der Literatur: Ein Poem von Aras Ören (1973)

Der marxistische Literat Aras Ören (1973), der 1969 aus der Türkei nach Berlin migrierte, beschreibt in seinem 68-seitigen Poem *Was will Niyazi in der Naunynstraße?* sozialen Wandel anhand von verschiedenen Biografien, die sich in der Naunynstraße in Berlin kreuzen. Damit bringt er das subjektive Erleben der ersten Generation von Arbeitsmigrantinnen und -migranten zum Ausdruck, die einen doppelten Strukturbruch in ihrer Biografie erlebten: Zum einen den Umzug aus dem Heimatland in ein Land, in dem sie oft ausgegrenzt und diskriminiert wurden, und zum anderen den Wechsel vom traditionellen Dorfleben zur kapitalistischen Lohnarbeit in der Industrie, den auch Thomas und Znaniecki (1918/1996) in *The Polish Peasant* zum Thema machen. Ören beschreibt die Lohnarbeit der ersten Arbeitsmigranten in den Fabriken aus der Zeit des Fordismus auf der einen Seite als ausbeuterisch und krank machend, auf der anderen Seite als Quelle für ein gestiegenes Lohnniveau und ersten bescheidenen Wohlstand.

Kulisse der verschiedenen Handlungsstränge ist die Naunynstraße in Westberlin: „In der Naunynstraße / liegt jedem Fenster gegenüber / ein anderes Fenster / und hinter jedem Fenster / verschiedene Sorgen und / frische Hoffnungen“ (Ören, 1973, S. 28). Das Poem beginnt mit einem biografischen Rückblick von Frau Kutzer, einer 1905 geborenen Witwe. Ihre Biografie wird entlang von historischen Ereignissen (1. Weltkrieg, Weimarer Republik, 2. Weltkrieg) und Klassenlagen (Kleinbürgertum, Proletariat) rekonstruiert. Später beschreibt der Erzähler den Einzug einer türkischen Familie:

Ein verrückter Wind eines Tages / wirbelte den Schnurrbart eines Türken,  
und der Türke rannte hinter seinem Schnurrbart  
her und fand sich in der Naunynstraße.

Er zog in die Wohnung unter Frau Kutzer.  
Er war zurückhaltend, / ein Mann mittleren Alters.  
Er aß nichts, er trank nichts, er sparte nur. / Dann eines Tages, wie er gekommen war,

ist er leise wieder gegangen. / Er ist gegangen, aber  
ihm nach drängten seine Landsleute, / Frauen, Männer, / Kind und Kegel.  
Und die Naunynstraße wurde / voll von frischem Thymiangeruch,  
voll frischem Haß, / voll Sehnsucht, / voll mit Hoffnung, / bedeckt mit Steppenduft.  
Und die Naunynstraße, dämmrigfeucht, / nahm sie auf, die  
aus den Orten der Wildnis. (Ören, 1973, S. 21)

Ören spielt bewusst mit Vorurteilen der deutschen Bevölkerung gegenüber den neuen Nachbarn. Schnurrbärte waren ein wichtiges Element der stereotypen, herabsetzenden Darstellungen von Türken, die sich etwa in Zeichnungen in deutschen Schulbüchern der 1960er Jahre fanden (MMK Frankfurt, 2019). Das Bild des Windes, das einen türkischen Nachbarn herbeiwirbelt, symbolisiert größere Kräfte, die einen individuellen Lebensverlauf wie beim Spiel mit Bällen mitentscheiden. Der Protagonist Niyazi stellt seine Entscheidung, nach Deutschland zu migrieren, sowohl als eigene, reflektierte, von Träumen und Wünschen geleitete, als auch als von der wirtschaftlichen Not in der Türkei erzwungene Entscheidung dar:

Als das mit Deutschland aufkam / sagte ich mir, / so wie jedermann, ich auch:  
Deutschland ist ein kleines Amerika. / Gehst du dorthin, Niyazi,  
lebst du dort wie die Reichen von Bebek [einem reichen Viertel in Istanbul].  
Denn die Armen / können nur in Amerika – oder in Deutschland  
oder in einem anderen westlichen Land – / leben wie ein Amerikaner. Während  
das in unseren Ländern / nur eine Sache der Reichen ist. /  
Und nur wenn man wie ein Amerikaner lebt / kann der Mensch sagen, ich habe gelebt.

Dort hat jeder einen Wagen. / Moderne Wohnungen mit Bad, / stangenweise Anzüge,  
Nylonhemden / und Geliebte, die er an den Straßenecken küßt, / genau wie im Film.  
(Ören, 1973, S. 25)

....

Warum ich hierhergekommen bin, willst du wissen? / Das erklär ich dir auch:  
Es war Ende 1959, da hat bei uns / die Arbeit angefangen weniger zu werden.  
Das war die Schuld des seligen Menderes [türkischer Präsident zwischen 1950 und  
1960]. / Der Wert des Geldes fiel immer mehr, / Alles wurde irrsinnig teuer.  
Der Markt lag still. So wurden / aus den Werften in wenigen Monaten  
Friedhöfe mit Skeletten von Küstenfrachtern. (ebd., S. 33)

Ein wichtiges Motiv des Poems ist der enorme Arbeitseifer der türkischen Arbeitskräfte in Deutschland. Die beschriebenen Arbeiter schufteten und sparen, bis sie krank werden. Der Erzähler vergleicht ihre Lage mit Mäusen im Laufrad oder Pferden in der Tretmühle auf dem Feld (ebd., S. 42).

Alle arbeiten neun Stunden. / Ich rede nicht mal davon, wenn ich elf Stunden arbeite.  
Mich interessiert nur, was ich in der Tasche habe. / ....  
Wenn du arbeitest, kriegst du dein Geld. / Scher dich nicht um diese Deutschen, die  
sind an Bequemlichkeit gewöhnt, / dieser Überfluß verschmiert ihnen die Köpfe.  
Halten mächtig viel von sich selbst. / Die Nasen tragen sie ganz hoch,  
aber sie sehen nicht, wo sie hintreten. (ebd., S. 32–33)

Ein weiteres wichtiges Motiv des Textes ist die soziale Ungleichheit zwischen der migrantischen und der einheimischen Bevölkerung: „In die Fabrik an die weißglühenden Öfen geht er [zur Nachschicht], / Aluminium schmelzen, / den Schrott im Ofen schmelzen. / Warm wird von seiner Arbeit denen, / die ihre Villen / im Südwesten der Stadt bewohnen“ (Ören, 1973, S. 5). Der Erzähler beschreibt den Anstieg des Konsumniveaus, zuerst bei den Deutschen, mit Auto, Waschmaschine, Farbfernseher, Urlaub mit dem Flugzeug und Kaffeemaschine, später und bescheidener bei Türkinnen und Türken, die sich besuchen, sich den neuen Kühlschrank zeigen und sich gegenseitig Lohnabrechnungen am Küchentisch vorrechnen (ebd., S. 49). Der Erzähler stellt eine Situation dar, in der keiner der türkischen Arbeiter in Deutschland zufrieden ist, in der aber auch keiner daran denkt, sofort zurückzukehren (ebd.).

Auch die Tatsache, dass Türken oft selbstständige Unternehmer sind – 2017 arbeiteten insgesamt zwischen 3,4 und 5,3 Millionen Beschäftigte in migrantisch geführten Unternehmen in Deutschland (Leicht et al., 2021, S. 19) –, und das kulturelle Ideal der Selbstständigkeit werden im Poem verarbeitet: „Inzwischen hat er einen Kramladen aufgemacht. / In seiner Straße der fünfte“ (Ören, 1973, S. 44). Der Mythos, in die Türkei zurückzukehren, dort ein Haus zu kaufen und einen Laden zu eröffnen, durchzieht das ganze Poem. Um diesem Traum näherzukommen, müssen die Arbeitsmigranten in Fabriken arbeiten oder in Deutschland kleine Geschäfte als Mittel zu diesem Zweck eröffnen. Das Verhältnis zwischen Türken und Deutschen, das mit viel gegenseitigem Misstrauen beladen war, stellt der Erzähler beispielhaft in dieser Szene mit einem türkischen Ladenbesitzer und einer deutschen Kundin dar:

Wenn ich noch bißchen Geld gemacht hab,  
verkauf ich den Laden. Ich will weg von hier. / Lieber Himmel, was für ein Leben!  
Wer hätte gedacht, daß ich je / einen Laden haben würde.  
Zu Hause würden sie es nicht glauben: / Der Hufschmied Memet hat  
einen Laden aufgemacht in Deutschland ... /  
Warum mein Vorgänger wohl verkauft hat? / Wie man hört, hat er [den Laden] selber  
erst / vor kurzem übernommen ... / In der Fabrik hab ich mehr verdient.  
Sich so in Unkosten zu stürzen –  
Wenn ich pleite geh –. Am besten, ich erhöhe gleich morgen / die Preise ein bißchen.

Als sie auf der Straße vorbeigeht, / guckt Frau Meyer mal so hinein:  
(Wo es fünf Türken gibt, / da gibts einen Kramladen. / Sollen sie doch nach Hause gehn  
und da ihre Läden aufmachen. / Unsere schließen, / und die machen auf.)  
Memet: „Kommen Sie, Frau, bitte ...“  
(Soll ich reingehn? / Sie sagen ja, Hammelfleisch ist billig. /  
Aber den Kerlen kann man nicht trauen. / Neulich hat einer von denen  
Klaus Feck vor der Kneipe abgepaßt / und mit dem Messer umgebracht.  
Seht euch nur die Visagen an! / Richtige Wilde. /  
Bei denen muß man doch auf alles gefaßt sein. / Aber Brühfleisch vom Hammel  
ist auch nicht schlecht ...)  
Memet: „Was möchten Sie?“

(Zier dich nicht so. / Wenn du kaufen willst, kauf doch mal.  
Morgen kriegst du nicht mehr / zu diesem Preis.  
Sowas von geizig wie diese Deutschen / ist mir noch nicht vorgekommen.  
Da sind unsere doch leichter / bei der Hand ...) (Ören, 1973, S. 57–58)

Das Verhältnis zwischen Deutschen und Türken ist im Text nicht nur durch Misstrauen gekennzeichnet, sondern auch durch Beschimpfungen und brutale physische Gewalt wütender Deutscher<sup>7</sup>. Eine Quelle für die Wut der deutschen Arbeiter ist die Tatsache, dass die türkischen Arbeiter im Vergleich zu den deutschen so fleißig arbeiten und so viele Überstunden machen.

„In ihren Händen keine Maschinenpistolen. / Auf ihren Köpfen keine Stahlhelme, / an den Füßen keine Stiefel“ (Ören, 1973, S. 48). Diese Verse, die mehrmals wiederholt werden, spielen darauf an, dass nur 16 Jahre zwischen dem Beginn der Arbeitsmigration aus der Türkei und dem Ende des Nationalsozialismus lagen. Die „Generation Hitlerjugend“, die ihre gesamte Sozialisation im NS-Staat durchlaufen hat, ist in den 1960er Jahren 30 bis 40 Jahre alt. Allen Deutschen vermittelte der NS-Staat von 1933 bis 1945, sie seien die „Herrenrasse“ und damit anderen „Rassen“ überlegen. Beschimpfungen in Bezug auf türkische Arbeitsmigrantinnen und -migranten haben sich von Anfang an stark im kulturellen Gedächtnis der Deutschen verankert („Ausländer raus!“). Türkischen Ausdrucksformen haftete seitdem ein Stigma an. Das betrifft den Akzent der ersten Einwanderergeneration und den Ethnolekt der folgenden Generationen, die türkische Sprache und türkische Namen, ihren Phänotyp und ihre Kultur.

Der Erzähler stellt dar, wie der Hass, den große Teile der deutschen Bevölkerung den türkischen Migranten entgegenbrachten, bei diesen nicht ohne Reaktion blieb:

Auf dem Nachhauseweg in der U-Bahn hat Ali / immer an sein Dorf gedacht,  
an das Bachufer, / an dem er Nermin [seine Frau] in die Enge getrieben hatte.  
Zwischen den Abhängen, wie still ist es dort, / wie einsam  
am buschbedeckten Flußbett. / Und wenn eines Tages sich dorthin  
ein Deutscher verirren sollte, / beschloß Ali, / ihn so lange zu prügeln  
bis ihm die Kraft ausging – / für das, / was er einstecken mußte in diesen Tagen.

Das Nachbarschaftsverhältnis zwischen deutschen und türkischen Mietparteien stellt Ören beispielhaft an einer Szene im Treppenhaus dar:

Sie [Halime, eine türkische Frau] hebt den Kopf, die Kutzer,  
mit triefenden, glanzlosen Augen / guckt sie Halime ins Gesicht.

Halime: (Na mach schon, Alte, ich laß dich vorbei,  
geh schon, ich hab die Hände voll ...)  
Kutzer: „Dankeschön, dankeschön ...“

---

<sup>7</sup> In dieser Zeit begann eine lange Tradition der physischen Gewalt gegen Einwanderer und ihre Nachkommen. Die neonazistische Terrorzelle NSU beging etwa zwischen 2000 und 2006 acht ihrer zehn Mordanschläge auf türkische Selbständige, die Kleinläden wie eine Schneiderei, einen Internet-Kiosk oder einen Blumenhandel führten.

(Soviele Pakete, / soviele Sachen gekauft ... / Kauft nur, kauft nur.  
Ihr werdet auch verbraucht sein eines Tages / wie ich,  
dann schlurft auch ihr für hundert Gramm Wurst / zwei Straßen weiter zum Fleischer.  
(Ören, 1973, S. 56)

Am Ende des Poems stirbt Frau Kutzer und ein Türke zieht mit seiner fünfköpfigen Familie bereitwillig in die frei gewordene, kleine Wohnung. Der Protagonist Niyazi unterhält sich mit einem anderen türkischen Arbeiter über die Frage, wie die Arbeiterklasse sich vereinigen und im Sinne des berühmten Diktums von Karl Marx aufbegehren könne: „Die Theorie wird zur materiellen Gewalt, / wenn sie die Massen ergreift“ (Ören, 1973, S. 64).

Er [der andere Arbeiter] hat begriffen, daß er  
nur Futter kriegt, solange er wie eine Kuh / stehenbleibt und sich melken läßt.  
(Ören, 1973, S. 65)

„Gut, aber sag mir, wie sollen wir anfangen? / Manchmal werde ich selber mutlos.  
Du weißt ja, die meisten, die aus der Türkei kommen,  
haben ganz andere Klassenbegriffe, / viele fühlen sich / noch nicht mal als Arbeiter.  
Sie kommen aus Dörfern, wo sie  
für die Großgrundbesitzer geschuftet haben wie Vieh.  
Wo soll man da anfangen?“ (ebd., 66)

Die Motive des Poems lassen den historischen Kontext der Anwerbemigration lebendig erscheinen: die wirtschaftliche Not in der Türkei, die für viele eine Migration geradezu erzwang, die Situation in den deutschen Fabriken und den enormen Arbeitseifer der Arbeitsmigrantinnen und -migranten, den langsamen Anstieg des Konsumniveaus oder das kulturelle Ideal der Selbstständigkeit, das bis heute viele türkische Kleinunternehmer hervorbringt. Auch der Traum, ins Heimatland zurückzukehren und sich dort ein Haus zu kaufen, hält sich bis heute. Eindrücklich verschafft das Poem einen Einblick in die oft schwierigen Anfangsbeziehungen zwischen den Arbeitsmigranten und der autochthonen Bevölkerung, die nur 16 Jahre nach dem Nationalsozialismus schlechte Voraussetzungen für Toleranz in einer multikulturellen Gesellschaft aufwies.

## Überlieferte Erinnerungen von Großeltern und Eltern im Forschungsfeld

Die literarische Darstellung des subjektiven Erlebens der ersten Einwanderergeneration ergänze ich mit einer weiteren Textform: Erinnerungen, die in den Familien über die Generationen hinweg tradiert werden. Was erzählten mir Angehörige der zweiten oder dritten Einwanderergeneration im Feld über das Leben ihrer Großeltern oder Eltern, als diese in Deutschland ankamen? Ahmed (20, Hauptschulabschluss, arbeitslos) erklärt, warum viele aus der ersten Einwanderergeneration nicht systematisch Deutsch lernten:

**Ahmed:** Meine Oma ist auch schon lange hier. Aber trotzdem ist Deutsch sprechen immer noch so, so ich weiß nicht, damals wars halt auch anders. Damals hast du auch gearbeitet, da hast du auch nicht viel [Deutsch] gebraucht. Deswegen warn das ja auch Gastarbeiter zum Beispiel.

Dounia (Lehrerin) reagiert auf die diesbezüglich kritischen Aussagen von Deutschen:

**Dounia:** Ich finde beispielsweise die Aussage, ja die leben seit 40 Jahren hier, warum haben die nichts aus sich gemacht, ganz schwierig, sie hatten keine Zeit etwas aus sich zu machen, denn sie mussten sich hier ein Leben aufbauen. Und dann bleibt man einfach in seiner Bubble mit den Leuten die dieselbe Sprache sprechen und einem dahingehend helfen und geht Geld verdienen.

Bei der aufsuchenden Arbeit als Streetworker ist es für mich eine typische Erfahrung, abends auf den Straßen Gruppen von jungen, marokkostämmigen Männern zu treffen, deren Großväter bei einem großen Automobilhersteller in der Region arbeiteten. Ein marokkanischer Vater sagt heute über diesen Arbeitgeber: „Da konnte man noch richtig verdienen!“ Es ist ein nostalgischer Rückblick auf die Zeit des Fordismus, die in diesen Erinnerungen, aber auch beispielsweise in vielen soziologischen Texten nachträglich als eine Zeit mit sicherer Arbeit verklärt wird. Tatsächlich habe ich oft von Großvätern gehört, die bis zu ihrer Rente bei diesem Automobilhersteller arbeiteten. Auch ein Kollege erinnert sich, wie sein Vater, als er aus der Türkei einwanderte, morgens in der Kälte zur Frühschicht mit dem Bus zu diesem Automobilhersteller fahren musste. Cemal (41, Master, IT-Experte) erzählte über seinen Vater:

**Cemal:** Das war so Mitte der 70er, Ende der 70er. Und, mein Vater, ein klassischer Gastarbeiter, hat bei [dem Automobilhersteller] gearbeitet, unter anderem. Da gab's sehr viel Bedarf. Für ihn gab's eigentlich nur die Arbeit. Arbeiten, Geld sparen, das war sein Ziel. Geld sparen, um genug Geld zu haben, um in der Türkei sich ne Existenz aufbauen zu können, und die Arbeitsbedingungen waren natürlich hart. Also es war vor allem körperliche Arbeit. Insofern erinnere ich mich, dass er sich abends oft ausruhen musste. Also gemeinsame Aktivitäten, haben wir nur am Wochenende gehabt, also mit unserem Vater.

Ein weiteres Beschäftigungsfeld für viele Arbeitsmigranten der ersten Generation war das Baugewerbe. Insofern ist das häufig wiederholte Narrativ der Form „Die Gastarbeiter haben das Land nach dem Krieg wieder aufgebaut“ eine zutreffende Beschreibung. Fatiha (Erzieherin) erinnert sich:

**Fatiha:** Also mein Vater, meine Eltern sind seit 1974 verheiratet und er war mit meinem Opa nur hier in Deutschland, und meine Oma, meine Mutter, die warn in Marokko. Mein Vater und Opa die wollten eigentlich, das ist diese typische Gastarbeiter-Geschichte, eigentlich ein bisschen Geld verdienen, und dann zurück in die Heimat, haben aber festgestellt... Letztendlich hat er dann doch uns hierher gebracht.

**Malte:** Also könnte man sagen, dass deine Familiengeschichte auch viel mit diesem Anwerbeabkommen...

**Fatiha:** Ja [lacht]!

**Malte:** ...zwischen Marokko und Deutschland zu tun hat.

**Fatiha:** Genau tatsächlich.

**Malte:** Was haben denn deine Großeltern so aus dieser Phase erzählt?

**Fatiha:** Ja mein Großvater, und mein Vater erzählt auch immer sehr viel. Die haben auf dem Bau gearbeitet, und wenn wir zusammen irgendwo fahren dann erzählt mein Vater auch immer Geschichten, welche Straßen er wie umgegraben hatte, er war so als, ja der hat die Löcher gegraben, wenn andere irgendwas an Rohren oder so, Kanalisation oder sonst was machen mussten, und mein Großvater hat auch viel davon erzählt, wie hart tatsächlich die Arbeit war, und wie *dankbar* man tatsächlich dafür war, der hat auch mal erzählt, wir haben teilweise für drei *Mark* gearbeitet pro Tag und waren darüber mehr als dankbar. Und das hat der immer mal meinen Kindern gesagt, wenn die gemeint haben, neee, [öffnet die Stimme der Kinder nach] unter 14 Euro arbeiten wir nicht [lacht]. Und dann hat der gemeint, wir waren damals bei viel weniger unter noch härteren Bedingungen mehr als dankbar, weil man letztendlich eine Möglichkeit hatte, was aufzubauen, sowohl hier als auch drüben in Marokko, und das ist so das, was sie erzählen, tatsächlich dass es harte Arbeit war. Die haben auch viel als WG gewohnt, mit anderen Männern.

Aylin (26, Sozialarbeiterin) erinnert sich an die Einsamkeit ihres Großvaters, der wie viele andere vor der Familienzusammenführung längere Zeit alleine in Deutschland war:

**Aylin:** Mein Opa eh, war Gastarbeiter. Er ist damals, er war die erste Person, die hierhergezogen ist. Er war hier sehr lange allein, das weiß ich, er hatte auch eine sehr schwere Zeit. Meine Mama sagt immer wieder, dass er, ja, dass er es nicht einfach hatte, aufgrund der Einsamkeit, und dass er wirklich sehr, sehr, ja dass er sehr oft arbeiten war und dass meine Mama ihren Vater so ich glaube einmal im Jahr oder so gesehen hat und das wenn dann für ich weiß nicht zwei Wochen, vielleicht 2, 3 Wochen. Er hat dann eben meine Mutter, meine Oma auch noch mal hierher gerufen [lacht]. Meine Großmutter hatte es aber natürlich auch nicht einfach, mit den Kindern, so ganz allein, sie war zu der Zeit natürlich in der Türkei. Meine Oma hatte aber immerhin die Familie in der Türkei, sie war jetzt nicht wirklich einsam, aber so ganz allein auf sich gestellt, mit so vielen Kindern, war es auch für sie eben nicht einfach.

An die Herausforderungen mit der kulturellen Umstellung in Deutschland erinnern sich Hassan (31, Master, Ingenieur) und Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich):

**Hassan:** Mein Vater erzählt, es war ne wilde Zeit. Er hatte ja quasi noch nicht sone Community wie wir die jetzt haben, mit ner marokkanischen Moschee, mit nem marokkanischen Geschäft, mit Halal-Geschäften, wo du dein Halal-Fleisch kaufen kannst, das war ja damals nicht so, da haben die sich zu viert oder fünft zusammengeschlossen, haben n Schaf gekauft, haben's geschlachtet, halal geschlachtet und dann gegessen. Und da hast du, da gab's dann meistens einen Gebildeten von 100, der bisschen lesen und schreiben konnte, die deutsche Sprache konnte, und wenn dann n Brief kam oder sonst was vom Amt oder Sonstiges, war der derjenige der halt für alle übersetzen musste, oder den Brief ausfüllen musste.

**Malte:** Was hat dein Vater so aus der Zeit aus den 70er Jahren erzählt, als er in Deutschland ankam?

**Naima:** Ich muss grad mal überlegen. Ich glaube, als ich Kind war, hat er mehr erzählt, aber da hab ich halt vieles nicht verstehen können. Wenn man ihn jetzt so fragt, kommt relativ wenig. Also ich weiß, dass es am Anfang natürlich schwer war, so, ich mein ja klar, man kommt hierhin, aus einem bestimmten Grund. Man hat Familie die man versorgen möchte da drüben, also in Marokko waren damals die wirtschaftlichen Möglichkeiten nicht so gut, darum auch der Wunsch dann ins Ausland zu gehen.

Er war da sehr froh drüber, dass er zu den wenigen gehörte, die diese Möglichkeit bekommen haben. Aber es ist natürlich schwer, von der Familie entfernt zu sein. Aber auch von

der Kultur und das, was man gewohnt war, wie man aufgewachsen ist, aber zum Glück, was mein Vater damals sehr geschätzt hat, war diese marokkanische Community, also quasi eine Gruppe Gleichgesinnter und das hat ihm so ein bisschen Heimatgefühl gegeben.

Aber jetzt, wenn man halt ihn fragt, ist halt dieses, eine Mischung aus man war dankbar, dass man die Möglichkeit bekommen hat, aber, ja klar war's halt nicht einfach. Man verlässt Familie, Kultur, das gewohnte Umfeld, aber es war halt damals sehr schön für ihn, dass er diese Community bekommen, also trotzdem dennoch hatte, also etwas, was ihn an die Heimat erinnert hat, und auch jemanden, der quasi dasselbe durchgemacht hat, also sie haben halt dasselbe Leid durchgemacht, dieselben Hoffnungen geteilt. Also man hatte dann so jemanden mit dem man sich identifizieren konnte. Also es war eine Gruppe, die auf demselben Weg war, und es hat ihm glaube ich sehr gut getan.

Und dann, an dieser Gruppe hat er bis heute festgehalten, also das sind dann auch seine lebenslangen Freunde geblieben, ehm, genau und damals noch zusammen in WGs, und dann quasi als Gruppe in den Wohnblock hier gezogen, also das war dann quasi so damals sone Gruppenentscheidung.

Mein Vater hat sich dann eine Wohnung im Wohnblock gekauft, weil ihm die Community so wichtig geworden ist, dass er da einfach nicht von absehen konnte, also er hat sich wirklich für den Wohnblock entschieden, weil er wusste, ok das ist ein Stück Heimat, da geh ich hin, und da werd ich mich auch wohlfühlen, und da sollen auch meine Kinder aufwachsen, also in dieser Gemeinschaft, in der marokkanischen Gemeinschaft hier in Deutschland.

Ja ansonsten, was hat der noch erzählt? Klar [lacht] die lustigen Geschichten, was die da alles erlebt haben, mit den kulturellen, mit den kulturellen Differenzen.

Mit den Herausforderungen auch, also die haben damals auch mit Rassismus zu kämpfen gehabt, wurden teilweise als dumm dargestellt, weil man die Sprache nicht beherrschte [sie ist den Tränen nahe], aber, wo ich mir halt denke, das ist ja normal, wenn man, dass man, man kommt ja von einem Land mit einem komplett anderen Schriftbild, mit einer komplett anderen Grammatik, und dann soll man aber, also dann erwartet man, dass man das, keine Ahnung, in kurzer Zeit irgendwie total, eine neue Sprache komplett neu lernt, das ist doch auch ein bisschen unrealistisch, aber, ja, es ist halt, ist ja immer noch allgegenwärtig, dass man da auf Intoleranz stößt.

Er hat als erstes bei der Deutschen Bahn gearbeitet. Ich weiß nicht wo das war. Und dann ist er erst, ich glaub nach 7 Jahren oder so, [zu dem Automobilhersteller in der Region] gewechselt. Genau, und da war er auch angestellt bis zu einer Rente.

Inwiefern prägen die Erfahrungen der ersten Arbeitsmigrantinnen und -migranten noch heute die jungen Männer, die Gegenstand dieser Untersuchung sind? Sowohl in der literarischen Darstellung bei Aras Ören als auch in den überlieferten Erinnerungen sind Rassismuserfahrungen sehr präsent. Diese Gewalt brennt sich in die Körper, Gedanken und Träume ein und treibt auch die Nachkommen noch um. Die Ablehnung der deutschen Bevölkerung hat eine lange Evolution hinter sich. Wer abgelehnt wird, lehnt in der Regel auch selber diejenigen ab, die ihn oder sie ablehnen. Insofern wirkt das gegenseitige Misstrauen zwischen den Arbeitsmigranten der ersten Generation und der deutschen Bevölkerung bis heute fort. Es reproduziert sich, weil Kinder unbewusst einen Teil der Einstellungen der Eltern übernehmen. Ein türkischer Vater erklärte mir mal, warum etwa viele türkische, marokkanische oder pakistanische Kinder Angst vor Hunden haben: „Wenn die Eltern Angst vor Hunden haben,

haben die Kinder natürlich auch Angst vor Hunden. Ehrlich gesagt habe ich auch Angst vor Hunden.“ Auf ähnliche Weise können sich auch negative Einstellungen etwa gegenüber Ämtern, gegenüber Vertretern dieser Ämter, Lehrerinnen oder Deutschen im Allgemeinen reproduzieren.

Medienberichte über die Arbeitsmigrantinnen und -migranten und ihre Nachkommen trugen ihren Teil dazu bei, die Ablehnung der deutschen Bevölkerung zu verstärken. Einen Überblick über verschiedene Phasen im sehr gut erforschten Migrationsdiskurs, den die Deutschen seit 1950 mehr oder weniger durchgängig führen, gibt der Linguist Thomas Niehr (2020, S. 225). Ab Mitte der 1960er Jahre setzte im Migrationsdiskurs eine Phase mit intensiven Debatten über „Gastarbeiter“ ein. Es ist vermutlich kein Zufall, dass diese Phase nach zwei Anwerbeabkommen mit den muslimischen Ländern der Türkei und Marokkos einsetzte, und nicht etwa ab 1955, als überwiegend katholische Arbeitsmigranten aus Italien einwanderten. Während die Debatte über „Gastarbeiter“ nach Niehr (2020, S. 229) anfangs noch für die Zeit vergleichsweise freundlich ablief, oft mit dem Argument des Nutzens für die deutsche Wirtschaft, bekam sie ab den 1970er Jahren eine deutlich negativere Einfärbung.

Einige extreme Beispiele: 1973 erschien ein rassistischer Artikel im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* (1973), der heute online verfügbar ist, einen guten Eindruck über die Ablehnung der deutschen Bevölkerung vermittelt und die Schlagzeile hatte: „Die Türken kommen – rette sich wer kann!“ Andere leitende Zeitungen verwendeten in dieser Zeit Überschriften wie: „Rassenkrawalle durch Türkenflut“, „Die Türken an der Spree leben wie im Ghetto“ oder „Zustände wie in Amerika?“ (Seeliger, 2021, S. 85–86). Die Theorie des Nachrichtenwerts besagt, dass Medien über negative und konfliktreiche Ereignisse, die geeignet sind, Emotionen hervorzurufen, verstärkt berichten. Eine im Jahr 2000 durchgeführte Medienanalyse ergab, dass die betrachteten Berichte über Migranten häufig im Zusammenhang mit Kriminalität standen, dass Begriffe wie „Ausländerproblem“, „Türkenproblem“ oder „Asylantenproblem“ vorkamen und dass besonders die Boulevardzeitungen gerne die vermeintliche Fremdheit in einem exotischen Rahmen und Migranten als eine Bedrohung für die deutsche Gesellschaft darstellten (Ruhrmann & Demren, 2000). Nicht nur Aras Ören, sondern auch andere (post-)migrantische Literatinnen und Literaten vermitteln ab den 1970er Jahren das bedrückende Gefühl der Unerwünschtheit und mangelnden Akzeptanz (Tepecik, 2011, S. 22). Naimas Erzählung steht exemplarisch dafür, wie vielen Migrantinnen und Migranten bei diesen ungünstigen Bedingungen die Familie und die ethnische Community Schutz, Identifikation und Solidarität boten (und noch heute bieten).

Aufgrund der erhöhten Anzahl von Einwanderern aus der Türkei im Vergleich zu anderen Ländern haftet besonders dem Begriff des Türken ein Stigma an. Erving Goffman (1963/1970, S. 3, 12–13) definiert ein Stigma klassisch als ein Merkmal, mit dem eine tiefe Diskreditierung verbunden ist, die eine vollständige soziale Akzeptanz einschränkt. Nach Bourdieu (1998/2016) lässt sich von symbolischer Herrschaft einer Ethnie, einer Sprache oder Kultur sprechen, wenn nach kollektiven Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata das Türkische im Vergleich zum Deutschen abgewertet ist. Beispielsweise ist es sehr anerkannt, wenn Kinder bilingual mit Deutsch und Französisch aufwachsen. Bilingualität mit Türkisch oder Arabisch hingegen ist in vielen Bereichen stigmatisiert. Dies wird auch daran deutlich, dass Kinder und Jugendliche aus dem Wohnblock es heute nicht als eine ihrer Stärken empfinden, dass sie zwei Sprachen beherrschen, oft sogar mehr als zwei.

Nach Bourdieu (1998/2016) wirkt symbolische Herrschaft ohne jeglichen physischen Zwang, „wie durch Magie .... auf unsichtbare und heimtückische Weise ... durch das unmerkliche Vertrautwerden mit einer symbolisch strukturierten physischen Welt und die frühzeitige und fortwährende Erfahrung von Interaktionen, die von den Strukturen der Herrschaft geprägt sind“ (S. 71). Auch die Beherrschten tragen ihm zufolge zur Herrschaft bei, weil ihre körperlichen Emotionen wie Scham, Schüchternheit, Beklemmung, Ängstlichkeit, Zorn und Wut von Herrschaftseffekten, Erniedrigungen und Stigmata geprägt werden (ebd., S. 72). Nach dem kritischen Theoretiker Frantz Fanon (1952) ist es die stärkste Waffe des Kolonialherrn, dem Kolonisierten ein erniedrigtes Selbstbild aufzuzwingen, das sich durch Zermürbung, Neid und sprachliche Unsicherheit äußert. Ein erniedrigtes Selbstbild ist auch allgemein, nicht nur im spezifischen Fall des Kolonialismus, ein wesentliches Merkmal von symbolischer Herrschaft.

Junge Männer, die im Wohnblock aufwachsen, haben meist Eigenschaften, die noch heute von Stigmata geprägt sind: Ihr Wohnort, ihre islamische Religion, ihre muslimischen Vor- und Nachnamen und ihre Art zu sprechen (Wortwahl, Soziolekt, Ethnolekt). Dem kulturellen Kapital, das türkische oder marokkanische Familien in Form von Sprache, Liedgut, Sitten und Gebräuchen mit nach Deutschland brachten, „begegnet die Gesellschaft mit Geringschätzung, bestenfalls mit Unkenntnis“ (Tertilt, 1996, S. 242). Bis heute ist eine Defizitperspektive auf Migranten und ihre Nachkommen im Alltags- und Mediendiskurs präsent. Die Betroffenen müssen sich damit auseinandersetzen, dass sie oft als Problemfälle wahrgenommen werden, etwa im kriminologischen Bereich durch Ereignisse wie die Silvesternacht 2022/23 oder im schulischen Bereich durch Leistungserhebungen wie die Pisa-Studie. Das Etikett „türkisch“ ist semantisch im Allgemeinen eng mit niedrigem

Bildungsniveau und beruflichem Status verbunden (Lang et al., 2016, S. 183). Im Alltag außerhalb des Wohnblocks sind viele der jungen Männer mit einer Atmosphäre von Misstrauen, Herabwürdigung oder diskriminierender Mikro-Aggression konfrontiert.

Diese Bedingungen der Diskriminierung ändern sich, haben aber eine lange Tradition und wirken fort. Ihre historischen Ursachen liegen in der meist ablehnenden Haltung, die die deutsche Gesellschaft wenige Jahre nach dem Nationalsozialismus gegenüber den neuen ausländischen Arbeitskräften an den Tag legte, was zu einem oft schwierigen Start in diesem Verhältnis führte. Sowohl für *college boys* als auch für *corner boys* der zweiten und dritten Einwanderergeneration dient die harte Lohnarbeit ihrer Vorfahren, die oft an einer Geringschätzung von Seiten der deutschen Bevölkerung wenig änderte, als Kontrastfolie eigener Orientierungen. Während die einen beruflichen Status durch Bildungsabschlüsse anstreben, wenden sich die anderen von Lohnarbeit im Allgemeinen ab.

### Historische Entwicklung ab den 1970er Jahren

In den 1970er und 1980er Jahre gab es keine mit heute vergleichbare Integrationspolitik. Anfang der 1970er Jahre richtete die Bildungspolitik in vielen Bundesländern Klassen ein, die nur aus den Kindern aus migrantischen Familien bestanden (Tatligün, 1992, S. 53). In den 1980er Jahren gab es für türkische Schülerinnen und Schüler muttersprachlichen Unterricht, für den die Türkei einige hundert Lehrkräfte entsendete und Unterrichtsmaterial zur Verfügung stellte (ebd.). Die Inhalte der Schulbücher wurden von den türkischen Generalkonsulaten bestimmt. Die Frankfurter Rundschau schrieb 1991, dass sich in den türkischen Unterrichtsmaterialien „extremer Nationalismus und Militarismus, religiöse Intoleranz und ein veraltetes Rollenverständnis von Mann und Frau“ (ebd.) finden.

In seiner Regierungserklärung von 1982 machte Bundeskanzler Helmut Kohl (CDU) die „Ausländerpolitik“ zu einem von vier Dringlichkeitspunkten (Seeliger, 2021, S. 87). Eine praktische Maßnahme waren die Rückkehrprämien: Migrantische Familien bekamen 10.500 DM zuzüglich Sonderzahlungen pro Kind, wenn sie in ihr Heimatland zurückkehrten und auf ihre Rentenansprüche verzichteten (ebd.). In seiner Regierungserklärung von 1989 sagte Kohl: „Wir sind kein Einwanderungsland, und wir können es auch nicht werden“ (El-Mafaalani, 2018, S. 36).

Ab den 1980er Jahren kam es zu einem Verlust von industriellen Arbeitsplätzen, der nicht vollständig durch die Tertiarisierung ausgeglichen wurde. Ab den 1990er Jahren fand ein Globalisierungsschub statt, der auch durch Revolutionen in der IT- und Kommunikationsbranche begünstigt wurde. Die weltweite soziale Ungleichheit, gemessen

durch den GINI-Koeffizienten, reduzierte sich erheblich, vor allem wegen eines schnellen Wirtschaftswachstums in asiatischen Ländern (Milanovic, 2019, S. 7–8). In den klassischen Industriestaaten kam es hingegen zu einer Deindustrialisierung und einer verschärften sozialen Ungleichheit innerhalb der Staaten. Die Umstrukturierung des Arbeitsmarktes traf vor allem ungelernete Industriearbeiter. Die Globalisierung führte zu erhöhter Konkurrenz und zu einem Bedeutungszuwachs individueller Arbeitsmarktressourcen wie Bildung und beruflichen Qualifikationen, denn in vielen Berufen stiegen die technischen Anforderungen (Blossfeld et al., 2008, S. 44). Die steigende Arbeitslosigkeit betraf viele ehemalige Arbeitsmigrantinnen und -migranten, denn das Ausländerrecht regelte, dass freiwerdende Arbeitsplätze primär erwerbslosen Deutschen vermittelt werden mussten. 1998 betrug die Arbeitslosenquote von Ausländern 20,1 Prozent, während der Durchschnitt für Deutschland insgesamt bei 12,3 Prozent lag (Röbenack, 2020).

In den 1990er Jahren kamen viele Migrantinnen und Migranten aus Osteuropa und Staaten der ehemaligen Sowjetunion in die untersuchte Kleinstadt und allgemein nach Deutschland, was der Fall der Mauer 1989 und die Aufhebung der EU-Binnengrenzen ermöglichten. Aus Jugoslawien kamen in den 1990er Jahren viele vor Krieg Flüchtende. Bei den Türkeistämmigen in Deutschland stieg in dieser Zeit ähnlich wie in der Türkei die Zuwendung zur Religion (Ther, 2021). In den 1990er Jahren beschäftigte den sozialwissenschaftlichen Diskurs auch, dass die Delinquenz- und Kriminalitätsraten in der zweiten Einwanderergeneration besonders hoch waren, während dies für die Elterngeneration, die mit einem festen Arbeitsvertrag eingewandert war, nicht galt (Tertilt, 1996, S. 218). Für die zweite Einwanderergeneration waren die Ausgangsbedingungen ganz andere. Sie wuchsen in Deutschland auf und bildeten in Teilen eine eigenständige Kultur heraus, zu der Elemente wie die Symbole des Gangstarap genauso zählen können wie eine Fetischisierung von Marken wie Nike und Adidas, Elemente also, die der ersten Einwanderergeneration in der Regel sehr fremd waren. In die 1990er Jahre fällt auch eine Reihe von rechtsterroristischen Anschlägen, etwa in Schwandorf 1988, wo rechtsextreme Terroristen ein überwiegend von türkischen Parteien bewohntes Haus anzündeten und 4 Menschen ums Leben kamen, in Mölln und Solingen, wo 5 türkeistämmige Menschen starben, oder in Rostock-Lichtenhagen und Hoyerswerda.



*Abbildung 3. Kinder der zweiten und dritten Einwanderergeneration beschäftigen sich im Wohnblock mit Breakdance (Foto: Saraçoğlu, 2013).*

### *Historische Entwicklung des Wohnblocks ab den 1970er Jahren*

Der Wohnblock in der Kleinstadt wurde Anfang der 1970er Jahre gebaut. In Westeuropa entstanden zu dieser Zeit viele Großwohnsiedlungen am Rande von Städten und Ballungszentren. Sie sollten die Wohnungsnot nach dem 2. Weltkrieg endgültig überwinden. Die Architektur des Wohnblocks ist nicht für die Menschen gemacht, die heute dort leben. Vor allem erwarteten die Planenden eine deutlich geringere Kinderzahl, was am Grundriss der Wohnungen zu erkennen ist.

Bis Anfang der 1990er Jahre waren amerikanische Soldatinnen und Soldaten in direkter Nachbarschaft des Wohnblocks stationiert. Hassan (31, Master, Ingenieur) kennt die Erzählungen seiner großen Brüder:

**Hassan:** Das war hier teilweise, also erzählen noch meine älteren Brüder, das war ja Kaserne, da neben dem Wohnblock alles, das war ja alles Amerikaner, war alles eingezäunt gewesen, und das war glaube ich nochmal ne ganz, ganz andere, wildere Zeit. In dieser wilden Zeit ist glaube ich auch so ein bisschen der Ursprung gewesen, warum es jetzt so ist wie es jetzt ist. Meine Brüder erzählen noch viel, dass die sich da regelmäßig mit den amerikanischen Kindern gekloppt haben, dann kam da irgendwie die Militärpolizei und Sonstiges.

Und da haben die ja auch angefangen, ist ja auch mit den Drogen gekommen, weil die Amerikaner viele Drogen konsumiert haben, und die Bewohner des Wohnblocks die dann quasi organisiert haben, für die Amerikaner, und das denk ich auch, ist ein großer ausschlaggebender Punkt, warum es jetzt so ist wie es jetzt hier ist.

Und das war ja genau zu der Zeit, als dann quasi alle aus den verschiedensten Richtungen der Welt, dann hier zusammen quasi gekommen sind, aus Marokko, aus Türkei, aus Italien, aus Polen, aus Tschechien und was weiß ich, Jugoslawien, sich dann hier, musst dir halt vorstellen, viele kleine Kinder, die den anderen nicht verstanden haben, weil die sind ja alle neu aus dem Ausland gekommen, die wenigsten konnten richtig Deutsch, das war nochmal ne ganz andere Zeit. Bei uns ist es ja so hier gewesen, wir sind ja hier alle zusammen aufgewachsen, schon so als richtige Community, sag ich mal, ob der eine Türke, Afghane, Jugoslawe oder sonst was ist, macht ja nicht viel Unterschied. Aber es war damals noch mal was ganz anderes. Da waren quasi die Marokkaner fast komplett unter sich, die Türken fast komplett unter sich. Weil, die haben ja auch den anderen nicht verstanden.

Welchen Beitrag amerikanische Soldaten dazu leisteten, dass der Drogenhandel im Wohnblock explodierte, kann ich schlecht beurteilen, schätze den Beitrag aber deutlich geringer ein als Hassan, der hierin einen Ursprung sieht. Als die US-Armee 1991 ihre in der Kleinstadt stationierten Truppen abzog, zogen viele Familien aus dem Wohnblock nach und nach in die frei werdenden Wohnungen ehemaliger US-Soldaten in direkter Nachbarschaft.

Viele Bewohnerinnen und Bewohner der Kleinstadt erinnern sich gerne an den Markt, der in den 1990er Jahren regelmäßig auf einer Wiese vor dem Wohnblock stattfand. Von vielen Seiten hörte ich, dass es dort das beste Gemüse zu den besten Preisen zu kaufen gab, auch frischen Koriander und frisches Chili, was damals in Deutschland eine Seltenheit war. Hassan erinnert sich: „Es war wirklich multikulti hier, der Marokkaner hat, sag ich mal, bisschen Obst, Gemüse verkauft, dann hast du den Pakistaner oder den Afghanen gehabt, der Gewürze oder sowas verkauft hat, das ging dann jeden Samstag hier, die komplette Straße.“

Ende der 1990er Jahre beschloss das Stadtparlament der Kleinstadt die Erstellung eines Armutsberichtes als Reaktion auf die Lebensverhältnisse im Wohnblock. Ein Ergebnis war, dass besonders Kinder von Armut betroffen waren und dass Kinderarmut eine sehr starke sozialräumliche Dimension hatte, weil die meisten armen Kinder in „starkverdichteten Wohngebieten mit hochgeschossiger Bebauung“ wohnten. Mitarbeiterinnen einer Kita, die direkt neben dem Wohnblock gelegen ist, diagnostizierten „Auffälligkeiten in der Grobmotorik“ bei vielen Kindern, die sie als Folge der beengten Wohnverhältnisse sahen, und „Konzentrations- und Aufmerksamkeitsdefizite“ bei fast allen Kindern, was sie als Folge davon sahen, dass „in den meisten Familien der Fernseher die Beschäftigung mit den Kindern ersetzt“. Untersuchungen des Gesundheitsamtes ergaben, dass viele Kinder aus dem Wohnblock fehl- bzw. mangelernährt waren. Das Jugendamt meldete „schlechte Zähne, fahle Haut und Fehlen von witterungsgerechter Kleidung“. Die Förderung der Kinder könne häufig von den Eltern

nicht mehr geleistet werden, da diese mit der Sicherung ihres eigenen Überlebens befasst seien. Sozialarbeiterinnen gaben im Armutsbericht an, dass Jungen aufgrund des engen Wohnraums oft auf die Straße geschickt würden und dass Mädchen ihre jüngeren Geschwister schon im Grundschulalter selbstständig versorgten.

Heute sind die Verhältnisse weitaus weniger dramatisch, als sie der Armutsbericht vom Ende der 1990er Jahre darstellt. Der Wohnblock war für viele der etablierten türkischen und marokkanischen Familien in der Kleinstadt eine Art Sprungbrett. Sie bewohnten ihn für einige Jahre oder Jahrzehnte, zogen später dann aber oft in die umliegenden Gebiete. Christel (Sozialarbeiterin in Rente) sagte mir im Interview, dass die meisten Familien, mit denen sie in ihrem Berufsleben Kontakt hatte, aus dem Wohnblock wegzogen:

**Christel:** Die meisten die ich kenne sind raus. Also dieser Wohnblock ist wirklich eine große Integrationsmaschine, sag ich mal, da geht man rein, findet seinen Weg, und geht auch wieder raus. Es gibt natürlich auch welche die dringeblichen sind, ist ja klar. Aber die Migranten, die mal dort lebten, sind ja mittlerweile in der gesamten Stadt, also überall, gerade jetzt hier [in ihrer bürgerlichen Wohngegend] verändert sich einiges, da sind ehm, Migranten die sich hier die Häuser kaufen, sie in Stand setzen. Also hier die Familien, die sind, ihre Kinder sind aufgewachsen, sind nur noch alte Leute, die wohnen in viel zu großen Häusern, und das, irgendwann wird's dann verkauft, und das wird gekauft viel von Migranten. Ne also, und eh, überall sieht man, ja, Leute aus Afghanistan, aus Pakistan, aus der Türkei und und und, die hier die Häuser kaufen ne.

Seitdem im Rahmen der EU-Osterweiterung Bulgarien und Rumänien 2007 zu Mitgliedsstaaten der EU wurden, bewohnen zunehmend Arbeiter und Familien aus diesen Ländern die Wohnungen im Wohnblock. Ein erfahrener Kollege sieht in Zukunft die Kinder dieser Familien als unsere wesentliche Klientel in der Sozialen Arbeit. Denn die bulgarischen und rumänischen Familien machten jetzt eine Entwicklung durch, die die türkischen und marokkanischen zum großen Teil schon hinter sich hätten. Auch Cemal (41, Master, IT-Experte), der in den 1980er Jahren in einer türkischen Familie aufwuchs, beschreibt einen Zyklus, nach dem Familien, die schon länger in Deutschland wohnen, benachteiligte Wohngebiete verlassen, während Migrantinnen und Migranten aus anderen Ländern nachziehen, in diesem Fall aus Bulgarien:

**Cemal:** Die Bewohnerstruktur wurde ziemlich umgetauscht. Die bulgarischen und rumänischen Familien sind genau in der Parallelgesellschaft gelandet, wo ich aufgewachsen bin, sind mit den gleichen Problemen konfrontiert, wo die Väter denken, wir werden hier ein paar Jahre arbeiten, Geld verdienen und dann geht's zurück nach Bulgarien. Die Väter arbeiten im Baugewerbe, Lager, vielleicht als LKW-Fahrer. Und wo die Kinder hier zur Schule gehen oder in den Kindergarten, kein einziges Wort Deutsch können, im Kindergarten Deutsch lernen, also all die Probleme von damals wiederholen sich.

## Heterogenisierung der Lebenslagen

Die in diesem Kapitel beschriebene historische Entwicklung zeigt, dass es viele Gemeinsamkeiten in den Familiengeschichten von *college boys* und *corner boys* gibt. Seit der durch die Anwerbeabkommen eingeleiteten Arbeitsmigration setzte für die Nachkommen der eingewanderten Familien allerdings eine Heterogenisierung der Lebenslagen ein. Dies soll nicht den Eindruck vermitteln, die Arbeitsmigrantinnen und -migranten erster Generation seien eine homogene Gruppe gewesen. Allein in der Türkei gibt es über 40 verschiedene ethnische Gruppen, viele verschiedene Rechtsschulen des Islam, verschiedene Klassenlagen und politische Gruppen. Trotz dieser von Anfang an bestehenden Diversität gab es am Anfang ein übergreifendes Erfahrungsband, das sich aus einer ähnlichen Lebenslage nach der Einwanderung nach Deutschland ergab. Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich) beschrieb es so: „Was ich spannend finde, die Geschichten sind sich so ähnlich, aber irgendwie auch total unterschiedlich. Also die fangen teilweise ähnlich an, aber gehen dann komplett in eine andere Richtung.“

Heute ist die Situation in migrantischen Vierteln nicht mehr nur international, sondern transnational, also von einer Differenzierung der Migrationsformen betroffen. Im Wohnblock gibt es türkische Bulgaren, türkische Serben, Pakistaner, die nach längerer Zwischenstation in Italien einwanderten, sowie Familien, die ursprünglich aus Marokko kamen, einige Zeit, teilweise über mehrere Generationen, in Spanien lebten, und dann nach Deutschland migrierten. So entstehen transnationale soziale Räume, in denen Informationen, Menschen, Kapital, Waren, Emotionen und politische Ideen transportiert werden (Siebel, 2015, S. 346). Neben den Herkunftsregionen sind auch Klassenpositionen, Lebensführungen und Werte von einer Ausdifferenzierung betroffen. Allgemeine Annahmen, etwa dass Angehörige der zweiten oder dritten Generation sich von ihrer Herkunftskultur abgrenzen oder dass Assimilationsprozesse zwangsläufig von Generation zu Generation zunehmen, können als widerlegt gelten, weil sich das Spektrum der Entwicklungsrichtungen als weitaus vielfältiger erweist (King et al., 2011, S. 584).

Das Markt- und Sozialforschungsinstitut Sinus identifizierte 2008 in einer Studie acht Migrantenumilieus anhand einer qualitativen ethnografischen Leitstudie und anschließender Quantifizierung auf repräsentativer Basis (Hallenberg et al., 2018). Die Sinus-Milieus orientieren sich an der Lebensweltanalyse und gruppieren Menschen, die sich in ihrer Lebensauffassung und Lebensweise ähneln, etwa in grundlegenden Wertorientierungen oder in Einstellungen zu Arbeit, Familie, Medien oder Konsum. Ein Ergebnis ist, dass die

Zugehörigkeit zu einem Milieu den Alltag der Migrantinnen und Migranten mehr beeinflusst als die Religion oder die Herkunftskultur.

Die Pluralisierung der Gesellschaft betrifft die (post-)migrantische genauso wie die autochthone Bevölkerung. Schon Ulrich Beck stellte mit seiner These der Individualisierung ab den 1980er Jahren fest, dass es immer schwieriger wird, Normalbiografien zu beschreiben (Beck & Beck-Gernsheim, 1993). Mit *college boys* und *corner boys* beschreibe ich zwei Gruppen, die eine Polarisierung der Klassenlagen in der postmigrantischen Bevölkerung veranschaulichen. Auf der einen Seite stehen diejenigen, die von Generation zu Generation eine immer höhere Klassenposition erreichen, in die Mittelklasse ‚aufsteigen‘, immer höhere Bildungsabschlüsse erreichen und Wohneigentum erwerben. Sie werden diese akkumulierten Vorteile an ihre Nachfahren vererben. Ein großer Teil der Postmigrantinnen und -migranten begnügt sich nicht mehr mit der randständigen Position des *marginal man*, den Park in seiner klassischen Theorie des Fremden als Wanderer zwischen kulturellen Welten beschreibt (Nassehi, 2021, S. 134). Sie fristen nicht länger ein Dasein in ethnisch formierten ökonomischen Nischen, die von Autochthonen nicht bedient werden, sondern werden zu Konkurrenten auf Arbeits-, Wohnungs- und Geltungsmärkten (ebd.). Für sie kann der oft schwierige Start, den ihre Vorfahren nach Einwanderung beim Zusammentreffen mit der deutschen Bevölkerung erleben mussten, mehr und mehr als überwunden gelten.

Auf der anderen Seite beschreibe ich auch ein Milieu, das *corner boys* hervorbringt und bei dem sich bestimmte Probleme verfestigt haben. Das Sinus-Institut stellte 2018 im Vergleich zu 2008 eine zunehmende Prekarisierung in den marginalisierten Teilen der (post-)migrantischen Bevölkerung fest (Hallenberg et al., 2018, S. 8–9). Diese Menschen sind aufgrund ihrer Familiengeschichte in eine Negativspirale geraten. Sprachprobleme, erlebte Anfeindungen und Ausgrenzungserfahrungen, geringe Ressourcen und Arbeitslosigkeit führen zu Abwendung und Resignation angesichts ausbleibender Fortschritte und zu einem Rückzug in sozialräumlich homogene Netzwerke (ebd., S. 16). Die *corner boys*, die ich auf der Straße treffe, müssen als Resultat dieser Negativspirale mit langer Tradition gesehen werden.

## 5 Sozialer Kontext

Soziale Ungleichheit strukturiert sich entlang der drei Kernfelder *class*, *race* und *gender*. Diese gehören üblicherweise zu den sozial relevantesten Variablen. Wird eine Gesellschaft entlang von sozialer Herkunft, ethnischer Herkunft und Geschlecht stratifiziert, ergeben sich die stärksten Ungleichheiten in Bezug auf begehrte Güter wie Einkommen, Vermögen und Bildungsabschlüsse. Ein Klassensystem, ein Geschlechterrollensystem oder, in extremen Fällen, ein Kastensystem beschränkt die Auswahl an Entwicklungsmöglichkeiten, die einem bestimmten Individuum offenstehen, weil sie bestimmte Skripte von Lebensverläufen als Standard mehr oder weniger vorgeben (Fishkin, 2014, S. 121).

Nach dem Konzept der Intersektionalität ist eine schlichte Summierung verschiedener Benachteiligungsdimensionen wie *class*, *race* und *gender* (im Sinne der *triple oppression theory*) nicht sinnvoll, weil verschiedene Kombinationen dieser sozialen Kategorien eine jeweils andere Qualität der Erfahrung hervorbringen (Spies, 2010, S. 61–62). Es wäre etwa nicht sinnvoll, *corner boys* als privilegiert in Bezug auf ihr Geschlecht, aber benachteiligt in Bezug auf ihre soziale Klasse und ihre Ethnizität zu sehen. Ihr Genderskript lässt sich nicht ohne Bezug auf ihre soziale Klasse verstehen, und ihre soziale Klasse nicht ohne globale Ungleichheiten, die entlang von *race* strukturiert sind. Mit der Betonung der gleichzeitigen Wirksamkeit der Benachteiligungsdimensionen ist das Konzept der Intersektionalität eine Gegenperspektive zum Marxismus, der zwischen Hauptwiderspruch (das Klassensystem im Kapitalismus) und Nebenwidersprüchen (Patriarchat, Kolonialismus, Rassismus) unterscheidet.

Umstritten ist, ob die ‚klassische Trias‘ von *class*, *race* und *gender* eine notwendige Einengung ist, weil sonst Überkomplexität und Beliebigkeit drohen, oder ob eine solche Einengung zur Überbetonung dieser drei Dimensionen führt (Huxel, 2014, S. 19). In Deutschland verbindet derzeit die überdimensionierte Kategorie der Migration alle drei Variablen (Foroutan, 2019, S. 66).

In diesem Kapitel untersuche ich nacheinander die verschiedenen Benachteiligungsdimensionen im Leben von *corner boys* und *college boys*. Im ersten Teil des Kapitels geht es um soziale Klasse, hier definiert als die materielle Position in der Vermögens- und Einkommensverteilung. Im zweiten Teil „Migration und ethnischer Hintergrund“ geht es um Benachteiligungen, die sich aufgrund von *race* bzw. Ethnizität ergeben. Der dritte Teil des Kapitels behandelt Geschlecht und im vierten Teil füge ich der klassischen Trias noch die Religion, d.h. den Islam als eigenständige Benachteiligungsdimension hinzu.

## Soziale Klasse

*When you're poor, things just happen to you. You feel like you can't control anything. You're completely at God's mercy.*

*–Franzen (2021, S. 12–13), Crossroads*

Jedes Individuum wird in eine bestimmte soziale Position geboren und diese Position entscheidet maßgeblich über die Chancen und Möglichkeiten im Lebensverlauf. Weltweit zählt mehr als jeder andere Faktor für das spätere Einkommen im Erwachsenenalter das Land, in dem jemand geboren wird (Milanovic, 2015, S. 7). Innerhalb eines Landes ist die soziale Klasse entscheidend. Unabhängig von ihrem eigenen Zutun sind Personen in Machtbeziehungen eingebunden, die historisch, politisch, ökonomisch, geografisch und in familiären Verhältnissen entstanden sind (Schwenken, 2018, S. 169–170). Aufgrund des Kolonialismus ist Europa zutiefst verwoben mit der weltweiten sozialen Ungleichheit. Die Ungleichheit der Vermögen und Einkommen in Deutschland ist auch wegen der Tatsache verschärft, dass Menschen aus ärmeren Ländern mit wenig Vermögen und anfangs geringen Einkommen einwandern (Bäcker, 2022, S. 19).

Nach den Vereinten Nationen (UN) ist arm, wer nicht die Möglichkeit hat, die menschlichen Fähigkeiten auszuweiten, weil materielle Ressourcen und der Zugang zu Bildung und einem zufriedenstellenden Gesundheitssystem eingeschränkt sind (Eißel, 2018, S. 93). Internationale Studien weisen einen klaren Zusammenhang zwischen Armut und Lebenszufriedenheit nach (Nassehi, 2021, S. 17). Die Armutsbekämpfung in Deutschland hat sich historisch gesehen immer weiter ausdifferenziert und professionalisiert, von den Kirchen über die kommunale Armenfürsorge bis hin zum zentralen Sozialstaat (Huster et al., 2018, S. 13). Nach dem Grundgesetz gibt es über den Artikel 1 der Menschenwürde und den Artikel 20 des Sozialstaatsprinzips ein verfassungsrechtliches Sozialstaatspostulat (Hinrichs, 2018, S. 223). Ungünstige Startbedingungen auszugleichen ist nach dem Grundgesetz und nach der UN-Kinderrechtskonvention eine besondere Verpflichtung des Staates.

Während die Reallöhne insgesamt im Zeitraum zwischen 2007 und 2019 im Durchschnitt der deutschen Bevölkerung um 13 Prozent stiegen (Statistisches Bundesamt, 2023b), konzentriert sich Armut auf bestimmte Gruppen wie Arbeitslose, Alleinerziehende und (post-)migrantische Menschen (Röhl & Schröder, 2017, S. 32). Laut Mikrozensus (Statistisches Bundesamt, 2021b, S. 335) sind 28 Prozent der Personen mit Migrationshintergrund von relativer Armut betroffen, weil ihr Einkommen weniger als 60 Prozent des Medianeinkommens

beträgt, während es bei Personen ohne Migrationshintergrund 12 Prozent sind. Für Türkeistämmige liegt diese Armutsgefährdungsquote bei 32 Prozent (ebd.), für Marokkostämmige bei 48 Prozent (ebd., S. 339). Während es im sozialwissenschaftlichen Diskurs zu sozialer Ungleichheit umstritten ist, ob die gesellschaftliche ‚Mitte‘ zunehmend gefährdet ist, gilt als eindeutig, dass sich Armut in prekären sozialen Milieus verfestigt (Ohlbrecht & Reim, 2016, S. 130). Charakteristisch für diese Milieus sind besondere Vulnerabilitäten, institutionelle Unerreichbarkeit, soziale Abgeschlossenheit, verringerte Gesundheitschancen und Orientierungsmuster, die verhindern, aus dieser Lebenslage auszubrechen (ebd.). In diesen ‚Randzonen‘ der Gesellschaft, zu denen Der Paritätische, ein Wohlfahrtsverband, 10 bis 15 Prozent der Bevölkerung zählt (ebd.), herrscht oft Apathie als Reaktion auf das Gefühl, machtlos zu sein und nicht mehr gebraucht zu werden (ebd., S. 132). Armutskreisläufe erstrecken sich auf nachfolgende Generationen.

Der Gesellschaftstheoretiker Andreas Reckwitz (2019) beschreibt eine „prekäre Klasse“ (S. 102–107), die dem kollektiven Schicksal strukturell unsicherer Beschäftigungs- und damit auch Lebensbedingungen ausgesetzt ist. Angehörige arbeiten zum Teil im Dienstleistungsproletariat, etwa als Sicherheits-, Logistik- oder Reinigungspersonal. Aus der Perspektive anderer sozialer Klassen gilt die prekäre Klasse als:

Ort einer „schlechten“ Kultur, die nicht von Wert ist, sondern problematisch oder gar riskant: des Mangels an Bildung und kulturellen Kompetenzen, der schlechten Ernährung und Gesundheit, der schlechten Erziehung, Wohnviertel, Regionen und Schulen, dazu der schwierigen Jugendlichen, der rückständigen Versionen von Männlichkeit und Weiblichkeit und schließlich der problematischen politischen Einstellungen. (Reckwitz, 2017, S. 359–360)

Als subjektive Strategien zur Bewältigung dieser Deklassierungserfahrungen nennt Reckwitz (2019, S. 106) den Rückzug in lokale Gemeinschaften, politische Indifferenz und individuelle Aufstiegsfantasien. Der prekären Klasse fehlen die Geisteshaltung und die materiellen Ressourcen, um langfristige (Status-)Investitionen zu tätigen. Das alltägliche Leben in materiell prekären Verhältnissen erzeugt eine spezifische Mentalität, die auf ein kurzfristig orientiertes Überleben ausgerichtet ist, aber langfristig den Verbleib in der prekären Lage fördert (Kutzner, 2016, S. 114).

Die Soziologin Nadine Jukschat (2016) beschreibt Strategien zur Alltagsbewältigung eines Lebens in Prekarität, in ihrem Fall am Beispiel der ‚Aufstocker‘ bzw. der *working poor*. Sie beschränken ihre Ausgaben auf das Nötigste, verzichten etwa auf Urlaub und Schwimmbadbesuche und übernehmen Kleidung von Bekannten, deren Kinder herausgewachsen sind. Jukschat (2016) beschreibt ein „*prekäres Gleichgewicht*“ (S. 233) als Gemeinsamkeit aller *working poor*: Viele von ihnen insistieren darauf, dass sie ihr Leben

grundsätzlich im Griff haben und es finanziell einigermaßen gut bewältigen können. Allerdings gilt diese relative Autonomie nur, solange alles nach Plan läuft. Das prekäre Gleichgewicht gerät ins Wanken, wenn die Waschmaschine nicht mehr funktioniert, wenn Arbeitsstunden ausfallen oder wenn es zu einer verzögerten Lohnzahlung kommt. Damit ist die prekäre Klasse ständig von äußeren Faktoren abhängig und permanent durch Zufälle und Widrigkeiten bedroht.

Ein Leben in Armut produziert ein erhöhtes Stresslevel bei Eltern und Kindern, das sich negativ auf alle Bereiche der Sozialisation auswirkt. Es gibt einen engen Zusammenhang zwischen Armut und dem Cortisol-Level, das der Körper produziert und das ein Indikator für Stress ist (Banerjee & Duflo, 2011, S. 140). Wer gestresst ist, kann sich schlechter konzentrieren und ist damit unproduktiver (ebd.). Stress überträgt sich auf die Beziehungen innerhalb der Familie und kann diese konfliktreicher und feindseliger machen. „Parents’ psychological distress and conflict, in turn, are linked with parenting practices that are on average more punitive, harsh, inconsistent, and detached, as well as less nurturing, stimulating, and responsive to children’s needs“ (Kalil et al., 2016, S. 342). Neurowissenschaftliche Studien weisen darauf hin, dass Armut früh im Leben besonders schädlich ist, weil sich die Gehirne kleiner Kinder so schnell entwickeln, was sie besonders anfällig für ihre Umweltbedingungen macht (ebd.). Kinder in Armut sind beeinträchtigt, ihre individuellen Anlagen zu entfalten. Der indische Philosoph und Ökonom Amartya Sen (1999, S. 87) sieht Armut daher als Mangel an Entfaltungsmöglichkeiten und als eine inakzeptable Verschwendung von Talent.

Der kausale Einfluss, der allein dem Faktor Geld zukommt (und nicht etwa anderen sozioökonomischen Faktoren wie Bildung, Gesundheit oder Intelligenz der Eltern) lässt sich am besten durch Experimente nachweisen, bei denen bestimmte Familien Geldbeträge ausgezahlt bekommen und mit ähnlichen Familien der Kontrollgruppe ohne dieses Extraeinkommen verglichen werden. Eine andere Möglichkeit, den kausalen Einfluss von Geld zu isolieren, sind natürliche Experimente. Sie machen sich zunutze, dass Änderungen wohlfahrtsstaatlicher Regelungen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt eingeführt werden, auf „natürliche“ Weise zwei Gruppen voneinander trennen, nämlich die Kinder, die schon betroffen sind, und die Kinder, die aufgrund ihres Alters gerade nicht mehr betroffen sind. Studien dieser Art haben in den USA und Kanada nachgewiesen, dass sich ein gesteigertes Einkommen bei armen Familien signifikant positiv auf kognitive Fähigkeiten der Kinder auswirkt (Kalil et al., 2016, S. 346–347). Die Entwicklungsökonominnen Abhijit V. Banerjee und Esther Duflo (2011, S. 140) konnten nachweisen, dass in Ländern mit niedrigem Einkommen bei den Familien, die Entwicklungshilfe empfangen, das Cortisol-Level im Körper sinkt.

Viele Bewohner des Wohnblocks in der Kleinstadt zählen aufgrund ihrer Berufsgruppen und ihres Einkommens zur prekären Klasse. Ein ca. 40-jähriger Marokkaner sagte mir, dass viele seiner Bekannten im Wohnblock trotz Steuerklasse 3 (verheiratet) nur 1.500 oder 1.600 Euro netto im Monat verdienen. Dass Märkte für haushaltsbezogene Dienstleistungen entstehen, wenn Vermögen und Einkommen ungleich verteilt sind, zeigt sich auch in der Kleinstadt: Beispielsweise putzen viele marokkostämmige Mütter in wohlhabenderen Haushalten. Eine 26-jährige Sozialarbeiterin, die selbst als Kind im Wohnblock aufwuchs und nach der Grundschule auf die Hauptschule mit vielen anderen Kindern von dort ging, erinnert sich nicht daran, in ihrer Kindheit Armut bei anderen wahrgenommen zu haben. Sie sagte mir im Interview: „Als Sozialarbeiterin weiß ich, dass Armut nicht direkt auf Anhieb zu sehen ist, beim ersten Anblick, das kann man schwer erkennen, viele unterdrücken das sehr.“ Auch ich kann bestätigen, dass Kinder in der Kleinstadt, von denen ich weiß, dass sie in Armut leben, sich äußerlich nicht unbedingt auf Anhieb von anderen Kindern unterscheiden.

Zwei Zeugen für ein Leben in Prekarität, die in verschiedenen Kapiteln immer wieder auftauchen werden, sind die Cousins Ahmed und Aziz. Mit ihnen verbrachte ich zwei Abende, insgesamt acht Stunden, auf Bänken an verschiedenen Straßenecken, wobei sie Joints rauchten und mir gewährten, unser Gespräch aufzunehmen. Ihre Familie kommt aus Marokko, lebt aber zum Teil schon seit den 1960er Jahren in Deutschland. Ahmed und Aziz sind 20 Jahre alt, haben beide nach eigener Aussage einen schlechten Hauptschulabschluss und suchen bisher ohne Erfolg einen Ausbildungsplatz. Aziz arbeitet im Sicherheitsdienst, Ahmed ist zurzeit arbeitslos, seitdem er seine Stelle im Sicherheitsdienst wegen eines Konfliktes verlor. Als ich die beiden kennenlernte, realisierte ich, wie unsichtbar ‚Security-Leute‘ für mich zuvor gewesen waren und wie wenig ich mich gefragt hatte, was sie denken und was für ein Leben sie führen. Aziz‘ Familie hatte früher eine Bäckerei. Ahmeds Großvater arbeitete bis zu seiner Rente in der Stadtreinigung. Ahmed hatte in seinem Leben wenig Kontakt zu seinen Eltern und wuchs bei seiner Großmutter auf, die kein Deutsch kann und in Altersarmut lebt, weil sie ihr Leben überwiegend als Hausfrau verbrachte.

Aziz ist ein ziemlich voluminöser Mann. Ein 7-Tage-Bart wächst auf seinem großen, rundlichen Gesicht, mit dem er oft sehr freundlich lächelt. Er sagt von sich, dass er nicht besonders auf sein Äußeres achte. An einem Abend trug er zum Beispiel Jogginghose und Kapuzenpullover, beide in derselben Farbe, nämlich dunkelgrün. Die Kapuze seiner Pullover hatte er an beiden Abenden weit über den Kopf gezogen, so dass ich seine Kopfhare kein einziges Mal sah. Ahmed hingegen achtet sehr auf sein Äußeres und wird von seinen Freunden als jemand beschrieben, der modisch gekleidet ist und Frauen gut gefällt. Er trägt einen

gepflegten Bart, der am Kinn etwas länger ist, eine Bauchtasche im Louis Vuitton-Stil, eine schwarze Jeans mit Löchern und blitzblanke weiße Sneaker. Als wir über Markenkleidung sprechen, sagt Ahmed: „Und das wollen wir halt auch nicht zeigen, dass wir kein Geld haben.“

Im Gespräch mit Ahmed und Aziz fällt auf, dass es die meiste Zeit um Geld geht. Dies deckt sich mit den Beobachtungen des britischen Soziologen Mike Savage (2015, S. 62), der zur Klassengesellschaft forscht und feststellt, dass Geld in armen sozialen Klassen ständig Gesprächsthema ist, weil es den Alltag in allen Bereichen beschränkt. Ahmed und Aziz verwenden oft Sprachbilder wie „Kühlschrank leer“ oder „Kühlschrank vollmachen“. Ahmed berichtete auch über die Scham, die er als Kind empfand, weil das Jobcenter Klassenfahrten und Ähnliches für ihn bezahlte:

**Ahmed:** Dieses Geld, man sagt Geld ist nicht alles aber, schon von klein auf hast du gemerkt, Geld ist alles. Ohne Geld du hast, keine Autos, zum Spielen, ohne Geld du hast kein Kühlschrank der voll ist, ohne Geld kannst du dir auch deine Klassenfahrten nicht leisten, zum Beispiel. Du hast dich auch manchmal geschämt dass du, ich war zum Beispiel so einer, ich hab mich geschämt dass ich vom Arbeitsamt die Klassenfahrt gezahlt bekommen hab, und manchmal wollte ich das einfach nicht zeigen, dass ich dieses Geld nicht hab. Jeder hatte, nicht jeder aber, viele hatten halt das Geld, immer in bar oder in sonem Umschlag, und ich halt nicht, und weißte, jeder wusste ich hab das nicht bezahlt. [Wir hören das Klicken seines Feuerzeugs, mit dem er spielt.] Man hat halt gesagt, ja eh, du hast kein Geld oder so, weißte was ich mein? Aber, klar dann war's aber irgendwo auch gut, dass da das Arbeitsamt auch geholfen hat bei diesen Klassenfahrten. Sonst hätten wir einiges auch nicht machen können. Aber man schämt sich ja auch.

Aziz erzählte uns vom Verhältnis zu seinem Vater, den er als sehr geizig wahrnimmt. Einmal musste Aziz die ganzen Sommerferien lang arbeiten, weil er ohne Fahrschein in der S-Bahn erwischt wurde. „Mein Vater hat mich angeschrien, der hat mir gesagt, du bezahlst das, ich bezahl dir das nicht.“ Aziz musste seinen Vater dann 6 Wochen lang bei der Arbeit unterstützen. Der Vater arbeitete nämlich nach seiner regulären Arbeit noch in den Gärten von Privatleuten. Aziz erzählte eine weitere Geschichte, um den aus seiner Sicht extremen Geiz seines Vaters zu illustrieren:

**Aziz:** Einmal, ich hab den nach 5 Euro gefragt, und dann sagt er, er hat nicht, und ne Stunde später, schickt der mich zur Bank, ich sollte dem 50 Euro nach Hause holen, ich geh zur Bank, ich hol 50 Euro raus, und dann siehst du ja wie viel noch drauf ist gä, und da waren noch 5.500 Euro drauf. Und der wollte mir keine 5 Euro geben.

Ahmed und Maya, eine Freundin der beiden, die sich am zweiten Abend für ca. 90 Minuten zu uns gesellte, lachten über diese Geschichte.

Während Ahmed und Aziz in ihrer Vergangenheit Haschisch verkauften, um ihr Leben in Armut zu bewältigen, kennen sie gleichaltrige Frauen, die aus diesem Grund als

Sexarbeiterinnen arbeiten. Sie haben Verständnis und einen freundlichen Blick auf Sexarbeiterinnen und werten sie nicht im Sinne einer konservativen Moral ab:

**Ahmed:** Vielleicht haben die [Sexarbeiterinnen] auch Probleme, vielleicht hatten die auch nicht immer das bekommen was die immer wollten, oder hatten auch Mangel an Geld, aber, die haben halt dann diesen Weg gewählt, als Frau. Als Frau kannst du ja auch nicht viel machen, kannst du ja nicht, also ich würd's jetzt nicht denken, dass sone Frau hier irgendwas reißen kann wenn sie [mit Drogen] dealt.

Also bei denen, die wir jetzt kennen, das sind einfach ganz normale Weiber, wo du nicht denken würdest jetzt vielleicht, die könnte ne Prostituierte sein. Die geben sich auch meistens nicht so. Die haben auch meistens Kinder oder irgendwas, vielleicht, ist es halt *der* Grund warum die das machen, um die Kinder zu ernähren, um die Kinder irgendwas bieten zu können. Weil vielleicht der Vater nicht da ist, vielleicht alleinerziehende Mutter, man weiß es nicht. Der Staat hilft ja auch da nicht viel, da kriegt man pro Kind vielleicht 200 Euro, Kindergeld, und dann vielleicht son Sozialgeld, eh, mit der Schule und mit der Miete und so. Aber das kriegst du nicht hin. Ja und wenn du arbeitest, dann kriegst du das ja auch irgendwie nicht hin, weil, hast ja so viele Steuern auszugeben. Also bringt das dir wieder nichts. Dann machst du dann lieber sowas. Dieses *Geld*. Was fürn *Stress* dir eigentlich Geld macht, wie viele eigentlich, weinen oder, wie viele eigentlich so viel verlieren wegen dieses Geld.

Es gibt verschiedenste Bewältigungsstrategien von Armut: Migration in ein anderes Land, Arbeiten in mehreren Jobs, Drogenhandel, Sexarbeit, Kriminalität oder ein Leben im prekären Gleichgewicht. Einigen wenigen gelingt auch ein Bildungsaufstieg und damit soziale Mobilität trotz einer benachteiligten Ausgangslage. Studien zeigen regelmäßig, dass in Deutschland im Vergleich zu anderen OECD-Ländern ein besonders enger Zusammenhang zwischen der sozialen Klasse eines Kindes und seinem Bildungserfolg herrscht. „Mit nur 6 Prozent stellten diejenigen, die trotz schlechtem sozioökonomischem Status eine gute [Schul-]Leistung zeigten, eine vergleichsweise kleine Gruppe in Deutschland dar“ (Kuhlmann, 2018, S. 448).

Die soziale Klasse in der Kindheit ist ein Merkmal, das *college boys* und *corner boys* gemeinsam haben. Wie kommt es, dass sie sich trotzdem in so unterschiedliche Richtungen entwickeln? In den Lebensverläufen von *college boys* wirken bestimmte Schutzfaktoren, die ihnen einen sozialen Aufstieg trotz Armut ermöglichen. Als Schutzfaktoren gegen Armut kommen, wie in späteren Kapiteln ausgeführt, die Familie, insbesondere der Erziehungsstil der Eltern, das frühe Erlernen elementarer Bildungsressourcen in der Schule, die Religion und Selbstwirksamkeitsüberzeugungen in Betracht.

## Migration und ethnischer Hintergrund

**Bashir:** Es ist schwierig, sein Heimatland zu verlassen. Vor allem in unserer Kultur. Da werden Gedichte über das Heimatland geschrieben. Man ist stolz auf sein Land [Pakistan], man will es nicht verlassen, aber man ist gezwungen, und das tut einem weh, das tut einem weh.

### *Migrationstheorien*

Migration steht im engen Zusammenhang mit allen vier Prinzipien der Lebensverlaufstheorie (Jasso, 2004, S. 331–332). Gesetze, historische und ökonomische Bedingungen in Herkunfts- und Zielland ermöglichen oder beschränken die Migration (struktureller Kontext). Migrantische Netzwerke stellen eine Infrastruktur der Migration zur Verfügung (Informationen, Transport, Unterkunft, Arbeitsvermittlung, etc.) und verbinden viele Personen über große Distanzen und über Generationen hinweg (*linked lives*). Migration ist ein geplanter Akt (*agency*) und alle Aspekte der Migration hängen mit Zeit zusammen (*timing*): Sie findet zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt statt und die migrierende Person hat zum Zeitpunkt der Migration ein bestimmtes Alter, das für die anschließende Laufbahn relevant ist (also zum Beispiel für die Entwicklung von Einkommen oder Sprachfähigkeiten). Wegen dieser engen Verbindungen ist es nicht überraschend, dass *The Polish Peasant* von Thomas and Znaniecki (1918/1996) sowohl ein klassischer Vorläufer der Lebensverlaufstheorie als auch ein Klassiker der Migrationssoziologie ist (Jasso, 2004, S. 332).

Mit Hilfe der vier Prinzipien der Lebensverlaufstheorie lässt sich erklären, warum die Lebensverläufe von Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich) und ihren Geschwistern so unterschiedlich verliefen. Die drei ältesten Geschwister blieben in Marokko, weil sie zum Zeitpunkt der Migration der Familie schon das Alter von 14 Jahren überschritten. Eine gesetzliche Regelung in Deutschland erschwerte die Migration von Jugendlichen dieser Altersgruppe erheblich. Die jüngeren drei Kinder hingegen migrierten nach Deutschland. Nicht nur Naimas, sondern auch andere migrierte Familien in der Kleinstadt weisen dieses Muster auf: Je jünger die Kinder zum Zeitpunkt der Migration der Familie waren, desto höhere Bildungs- und Berufsabschlüsse erzielten sie.

Im sozialwissenschaftlichen Diskurs ist die Perspektive auf Migration sehr kontrovers. Nach neoklassischen Migrationstheorien ist Migration das Resultat von geografischen Differenzen beim Angebot und bei der Nachfrage nach Arbeitskraft. In Staaten mit einem großen Angebot an Arbeitskraft im Verhältnis zum Kapital ergeben sich niedrigere Löhne, in Staaten mit kapitalintensiver Produktion und einem geringeren Angebot an Arbeitskraft

ergeben sich höhere Löhne (Schwenken, 2018, S. 77). Dieses Lohndifferenzial ist ein Anreiz für Migration und die Migration führt idealiter zu einer Angleichung der Löhne. Aus dieser Perspektive ist Migration eine wirksame Form, um Wohlstand zu teilen, denn Migrantinnen und Migranten entfliehen einer Perspektivlosigkeit, verbessern ihre ökonomische Situation und überweisen Geld in ihr Herkunftsland, in dem die Kaufkraft dadurch steigt. Anders als bei klassischer Entwicklungshilfe wird durch diese Rücküberweisungen nicht die Regierung unterstützt, die nicht selten autoritär oder korrupt handelt (El-Mafaalani, 2018, S. 188). Nach dem Volkswirt Branko Milanovic (2019, S. 137) gibt es vom ökonomischen Standpunkt aus wenig Zweifel daran, dass es ineffizient es, die Beweglichkeit der Produktionsfaktoren Arbeit und Kapital zu beschränken. Denn bei einer maximalen Beweglichkeit werde jede Einheit von Arbeit und Kapital da investiert, wo ihre erwarteten Einkünfte am höchsten sind. Er spricht von einer Prämie bzw. Rendite auf Staatsangehörigkeit: Wenn das hohe Lohndifferenzial verschiedener Länder nicht zu einer Migration führen würde, wäre das so, wie wenn ein großer Zinsunterschied keine Kapitalbewegung auslösen würde (ebd., S. 130).

Neoklassische Migrationstheorien können wegen ihrer Ahistorizität nicht erklären, warum trotz weitgehend gleicher ökonomischer Bedingungen aus der einen Region viele, aus der anderen hingegen kaum Menschen migrieren (Schwenken, 2018, S. 79). Eine direkte Gegenposition vertritt die Weltsystemtheorie, nach der Migrationsprozesse Ausdruck der ungleichen globalen Arbeitsteilung sind, die der Kolonialismus etablierte und die sich in global organisierten Produktionsketten reproduziert. Nach dieser Perspektive besteht das Weltsystem aus konkurrierenden Machtzentren, die unterschieden werden in „Staaten des Zentrums (kapitalintensive Produktion, machtvolle Durchsetzung von Interessen, politische Stabilität), der Peripherie (ehemalige Kolonien, Primärgüterproduktion, starkes Angebot von Arbeitskraft, politische Instabilität, ökonomische und teils politische Abhängigkeit) und der Semiperipherie (ehemalige Kolonien bzw. Randzonen des Zentrums, autokratische Regierungen, geringe Arbeitsstandards)“ (Schwenken, 2018, S. 84). Aus dieser Perspektive reproduzieren die Geldüberweisungen von migrierten Familienmitgliedern globale Abhängigkeiten und verschärfen die soziale Ungleichheit in den Herkunftsländern zwischen denen, die sie empfangen, und dem Rest der Bevölkerung (ebd.). Die Emigration führe ökonomisch gesehen zu einem *brain drain*, ziehe die Avantgarden aus dem Herkunftsland und mache es so auch in politischer Hinsicht ärmer.

Die EU und Deutschland steuern Migration über eine Vielzahl von Gesetzen und restriktiven Visaregelungen für Staaten mit mittleren oder geringen Einkommen. Für das Thema Ausländerrecht reiche keine Fortbildung, hier brauche es ein ganzes Studium, so die

Aussage einer Kollegin. Ein türkischer Kollege, der für Migrationsberatung und Formularhilfe zuständig ist, erklärte mir in einem Flurgespräch, wie hoch die Anforderungen und bürokratischen Hürden für Menschen aus der Türkei sind. Beim Familiennachzug ist es z.B. so, dass die hier lebende Person nachweisen muss, den Lebensunterhalt (§ 5 AufenthG) der nachkommenden Personen zu sichern und ausreichend Wohnraum zur Verfügung zu stellen (§ 29 AufenthG). Auch Arbeits- und Touristenvisa sind schwer zu erhalten. Ein Cousin, der diesen Kollegen besuchen wollte, musste für ein Touristenvisum durch Wohnraum und eine unbefristete Arbeit in der Türkei nachweisen, dass er langfristig dort bleiben wollte. Zusätzlich musste er 6.000 Euro auf ein Sperrkonto überweisen. Diese Beispiele verdeutlichen ein globales Migrationsregime, das Menschen aufgrund ihrer Geburtsorte ungleiche Mobilitätschancen zuweist.

### *„College boy“ 1: Der Gymnasiast Sheraz*

Der Lebensverlauf des 14-jährigen Sheraz, der gerade auf dem Gymnasium die Grundlage für einen Bildungsaufstieg legt, ist Ausdruck eines globalen Migrationsregimes und transnationaler Netzwerke im Wohnblock der Kleinstadt. Sheraz ist in Pakistan geboren, migrierte im Kleinkindalter mit seiner Familie nach Griechenland und kam im Alter von 10 Jahren nach Deutschland, wo seine Familie von Anfang an im Wohnblock lebte. Auf einer Tonaufnahme sagt er: „Griechenland, dort hat mein Vater ... Da konnte man nicht viel verdienen und so. Dann sind wir nach Deutschland umgezogen. Wir hatten auch schon paar Familie in Deutschland, die wir kannten.“ Sein Vater arbeitet jetzt als Paketzusteller. Sheraz kam in der Grundschule in eine sogenannte I-Klasse, eine Intensivklasse für Schülerinnen und Schüler ohne Deutschkenntnisse. „Da lernt man halt am Anfang kurz Deutsch“, sagt er mir. Deutsch zu lernen ging bei ihm so schnell, dass er schon nach einem Halbjahr in die Regelklasse wechselte und am Ende der Grundschulzeit eine Gymnasialempfehlung bekam. Jetzt geht er in die 7. Klasse im Gymnasialzweig der Gesamtschule in der Nähe des Wohnblocks. Sheraz ist groß, sportlich und zurzeit im Stimmbruch.

Zum ersten Mal treffe ich Sheraz im Hinterhofbereich der Hochhäuser im Wohnblock. Er ist unterwegs mit seinem 12-jährigen Freund Mohamed und seinem 9-jährigen Bruder. Mohameds Familie hat eine ähnliche Migrationsgeschichte: Geboren in eine pakistanische Familie in Italien, migrierte er mit seiner Familie im Alter von 4 nach Deutschland. Er sagt: „Und da [in Italien] war auch nicht so viel Arbeit und so. Und dann sind wir auch hier umgezogen.“ Ich schlage den dreien vor, dass wir uns an einen Picknicktisch in der Nähe des

Parkdecks setzen. Sie dürfen allerdings wegen strenger Eltern nicht dorthin gehen, also bleiben wir einfach stehen, auf einem kleinen Weg im hinteren Bereich eines Hochhauses, wahrscheinlich im Sichtbereich der Balkone ihrer Familien. Sie gestatten mir, als Ethnograf eine Tonaufnahme zu machen, und der kleine Bruder fragt mich, ob sie ins Fernsehen kommen.

**Malte:** So die Aufnahme läuft. [Zu Sheraz] Also du hast ja gesagt, ihr seid vor einigen Jahren hierhin gezogen. Kannst du vielleicht von deinem Eindruck hier erzählen?

**Sheraz:** [Etwas unsicher] Ich weiß es nicht. Also ich bin jetzt seit weiß nicht, vier fünf Jahren oder so und... Ich bin einfach normal hier. Also ich bin jetzt nicht hier öfters draußen oder so. Geh normal in die Schule. Manchmal geh ich mit ihm, mit meinen Freunden n bisschen da hinten Fußball spielen und so. Also ich spiel auch im Verein Fußball. Und ja das wars eigentlich. Normal. Ich leb hier einfach nur ganz normal. Ich kenn hier keine Leute eigentlich. Normal, also meine Freunde, die ich in der Schule hab und so, die wohnen halt nicht hier.

Diese Erzählung steht exemplarisch für viele ähnlich lautende Aussagen, in denen sich ‚anständige‘ Kinder aus dem Wohnblock von allem abgrenzen, was die Hochhaussiedlung für viele Außenstehende repräsentiert. Die negative symbolische Wirkung ihres Wohnortes ist ihnen so sehr bewusst, dass sie ihr Zuvorkommen und sich als anders präsentieren. So ist zu verstehen, warum Sheraz so oft das Wort „normal“ benutzt. Er betont, dass er wenige Freunde in seiner Nachbarschaft hat, dass er im Verein Fußball spielt und dass er, wenn er auf die Straße im Wohnblock geht, nur zum Fußballspielen auf den kleinen Bolzplatz geht. Die ‚Anständigen‘ im Wohnblock, die ethnischen Minderheiten in Deutschland angehören, müssen ständig signalisieren, dass sie ‚anständig‘ sind, während weiße Deutsche aus anderen Wohngebieten nicht unter diesem Zugzwang stehen. Das ist vergleichbar mit der Situation, die Anderson (2000, S. 16–17) in *Code of the Street* für das Philadelphia der 1990er Jahre beschreibt: Die ‚anständigen‘ Schwarzen und Schwarzen der Mittelklasse müssen ständig signalisieren, dass sie nichts mit ‚Straße‘ zu tun haben. Demnach achten Schwarze der Mittelklasse beispielsweise mehr als Weiße der Mittelklasse darauf, dass ihre Kleidung und ihre Autos modern und sauber aussehen.

Auf den Gymnasialzweigen der Schulen in der Kleinstadt gibt es wenige Jungen, deren Familien heute noch im Wohnblock leben. Sheraz ist also soziologisch gesehen eine Seltenheit. So erklärt sich die Aussage zu seinen Schulfreunden: „Die wohnen halt nicht hier.“ Einer seiner wenigen Freunde aus dem Wohnblock ist sein Nachbar Mohamed. Zu ihm sagt er: „Unser Heimatland passt halt, wir haben die gleiche Sprache und so.“

Später frage ich als Streetworker vier mir bekannte postmigrantische Gymnasiasten nach Jungen, die im Wohnblock wohnen und aufs Gymnasium gehen. Sheraz selbst fallen einige Mädchen ein, aber er garantiert für alle 8. Klassen seines Gymnasialzweigs, dass dort außer ihm kein Junge im Wohnblock wohne (später lerne ich doch noch einen kennen). Ihm

fällt nur ein Zehntklässler ein, dessen Familie auch aus Pakistan kommt und dessen Eltern mit seinen Eltern befreundet sind. Er sagt: „Aber der ist viel zu schlau...“ Auch den drei anderen Gymnasiasten, die ich frage, fallen zwar einige Mädchen aus dem Wohnblock, aber keine Jungen ein. Die drei sind marokkostämmig und gehen in die 7., 8. bzw. 9. Klasse. Bei mindestens einem von ihnen wohnte die Familie anfangs im Wohnblock, zog dann aber später in ein wohlhabenderes Stadtviertel. Alle vier Gymnasiasten haben gemeinsam, dass sie sehr höflich sind.

Nach Sheraz' Aussage beim ersten Kennenlernen wünscht sich seine Familie seit mindestens einem Jahr, aus dem Wohnblock wegzuziehen, was bisher allerdings nicht geschah:

**Malte:** Was sind so deine ersten Erinnerungen hier, als ihr hier angekommen seid?

**Sheraz:** Ich... weiß nicht. [Im Hintergrund hören wir Kinder schreien.] Am Anfang waren wir halt so neugierig hier und wussten halt nicht was das so fürn Ort ist und so. Aber jetzt wollen wir halt umziehen. Das macht hier keinen Spaß so zu wohnen. Und jaa... Am Anfang wars noch ok. Danach wo wir hier länger gelebt haben und so, dann haben wirs gemerkt, dass es nicht so ein guter Ort ist und so und jetzt wollen wir halt nicht mehr hier leben und wollen halt umziehen.

**Malte:** Warum wollt ihr wegziehen?

**Sheraz:** Jaa halt, die Menschen und so sind jetzt nicht so gut und so. Und jaa... Andere Kinder und so reden auch darüber und so. Dass der Ort hier nicht so gut ist zum Leben und so und ja. Die Nachbarn stören auch zu viel. Über uns ist einer, ich weiß nicht, ich kenn die jetzt auch nicht, aber die bohren halt immer, wenn ich nachts schlafen will oder so, bohren die immer zuhause rum und so. Und unsere Nachbarn, die vor uns wohnen, die schreien da immer rum und haben so Musik an und dies das.

Auf der Tonaufnahme ergänzt Mohamed noch, dass es im Wohnblock Leute gebe, die „schlimme Sachen verkaufen“. Als ich nach den Berufen ihrer Nachbarn frage, sagt Mohamed, dass viele Leute „nicht so einen richtigen Job machen“, sondern das Geld vom Staat bekommen. Rassismuserfahrungen in Deutschland spielen sie eher herunter – auch das ist typisch für „anständige“ Kinder im Wohnblock.

Durch meine Arbeit als Streetworker lerne ich Sheraz und Mohamed in der folgenden Zeit immer besser kennen. Im Sommer spielen wir oft Fußball auf dem Bolzplatz im hinteren Bereich des Wohnblocks oder werfen Körbe in den angrenzenden Basketballkorb. Mohamed muss immer zu einer bestimmten Zeit nach Hause gehen, weil er noch den Koran lesen muss. Einmal, als bei Abenddämmerung die Ratten rauskommen und auch vereinzelt über den Bolzplatz laufen, sagt Mohamed euphemistisch zu seinem Freund: „Sheraz, räum mal deine Tasche da weg. Da ist eine Maus.“

Sheraz ist höflich und hat einen ehrlichen Charakter. Er ist gar nicht schüchtern im Umgang mit mir und traut sich auch mal, einen freundlichen Witz in meine Richtung zu machen. Seinen Freunden zeigt er gerne, dass er intelligenter ist als sie oder ärgert sie auf freundliche

Weise. Er ist verrückt nach Fußball und anderen Sportarten. Auf dem Gymnasium ist Deutsch seine einzige Schwäche, weshalb seine Eltern ihm Nachhilfe in Deutsch bezahlen. Ich sage ihm, dass Kinder, die in ihrer Freizeit lesen, besser in der Schule sind (Boeckenhoff et al., 2012, S. 390). Er sagt: „Ja, das mache ich halt nie.“ Er nimmt die Information aber an und hat von selbst die Idee, mal in die Stadtbücherei zu gehen. Ich sage, dass wahrscheinlich TikTok und Instagram für viele Jugendliche attraktiver sind. Er entgegnet, dass er in seinem TikTok-Account, wo er Videos zu Fußball und anderen Sportarten schaut, eine Sperre hat: Zwischen Schulschluss und 18:30 Uhr kann er dort keine Videos schauen, damit er sich auf die Hausaufgaben konzentrieren kann. Ich sage, dass seine Eltern sich wohl gut um ihn kümmern. Er entgegnet, seine Eltern hätten damit nichts zu tun, er selbst habe die Sperre eingestellt.

### *Integration*

Der Prozess, der in einem neuen Land nach einer Migration einsetzt, wird mit dem umstrittenen Konzept der Integration beschrieben (oder mit verwandten Konzepten wie Assimilation oder Konvergenz). Der Soziologe Hartmut Esser (1980, S. 221) unterteilt Integration klassisch in vier Dimensionen mit kognitiver Integration (mit Kenntnissen über Sprache und Kultur), struktureller Integration (mit Eingliederung in Bildungssystem und Arbeitsmarkt), sozialer Integration (über Freundschafts- und Nachbarschaftskontakte, Vereinsmitgliedschaften oder binationale Ehen) und schließlich identifikatorischer Integration (über eine Aneignung des Wertesystems der Aufnahmegesellschaft). Der Begriff der Integration ist kontrovers, weil er mit einem Denken in Kategorien von Leitkultur, ethnischer Homogenität und kultureller Dominanz konnotiert ist und weil in den politischen Debatten um Integration zu oft eine Angleichung an ein vermeintlich überlegenes Kernkollektiv eingefordert wurde (Foroutan, 2019, S. 40).

Der Soziologe Aladin El-Mafaalani (2018) spricht in seinem gleichnamigen Werk von einem „Integrationsparadox“. Nach seiner These führt gelungene Integration zu *mehr* Konflikten, weil die Ansprüche parallel zum Erfolg steigen. Er weist anhand vom Arbeitsmarkt, von Schulabschlüssen und vom Zugang zu Hochschulen, von Wohnverhältnissen und den stetig besseren Sprachkenntnissen nach, dass die Teilhabechancen von Postmigrantinnen und -migranten im historischen Vergleich stetig gewachsen sind (ebd., S. 30). Die größere Diversität und die Tatsache, dass mehr Menschen teilhaben können und wollen, führten auch zu mehr Dissens und Kontroversen. Seine These, dass Integration im historischen Vergleich relativ gut laufe, stößt nach seiner Erfahrung auf gewaltigen Widerstand, „von links über die Mitte bis rechts“ (ebd., S. 26). Der Soziologe Armin Nassehi (2021), der sich El-Mafaalanis

These anschließt, erklärt diesen Widerstand: „Der *evolutionäre*, nachgerade unmerkliche, auch unmerklich erfolgreiche Integrationsprozess ... fällt kaum auf. Das liegt daran, dass solche Veränderungen nur wenig Informationswert erzeugen, sondern sich eben evolutionär in der Zeit zu Gewohnheiten stabilisieren können“ (S. 72).

Im Milieu des Wohnblocks habe ich viel Evidenz dafür zusammengetragen, dass die These vom Integrationsparadox zutrifft. Christel (Sozialarbeiterin in Rente), die seit Anfang der 1980er Jahre Sozialarbeit im Wohnblock leistete und damit einen entsprechenden historischen Überblick hat, sagte mir im Interview, dass sich das Engagement der Stadt und die Arbeit in den Schulen und in den Kitas verbessert haben. Diese Organisationen hätten „sich auf das Publikum eingestellt“, seien „auf die besonderen Bedarfe der Menschen da“ eingegangen und hätten „mehr Verständnis“ entwickelt. „Das hat sich im Laufe der Jahre doch ehm, zum Positiven verändert.“ Auch in den Sportvereinen beobachtete sie eine Verbesserung: „In den Vereinen waren die [postmigrantischen] Kinder auch lange nicht gerne gesehen, das ist heute anders.“

Im Fernsehen ist zu beobachten, wie sich der Diskurs zu Migration im Laufe der Jahre verschob. Eine Dokumentation des ZDF vom Anfang der 1990er Jahre über den Wohnblock in der Kleinstadt stellt vermeintlich Defizitäres der Postmigranten in den Mittelpunkt und exotisiert ihre Kultur. Im starken Kontrast steht die zeitgenössische Dokumentation *Aschenberg* (S. Schröder, 2021), auch vom ZDF produziert, die von einer sozial segregierten Hochhaussiedlung handelt und positive, freundliche und empowernde Aspekte von Postmigrantinnen und -migranten betont.

Viele Jugendliche in der Kleinstadt sagten mir, diskriminierende Sprüche kämen eher von älteren Deutschen. Dounia, eine postmigrantische Lehrerin, hob im Interview positiv hervor, dass es heute viel mehr postmigrantische Lehrkräfte gebe als noch zu der Zeit, als sie zur Schule ging. Fatiha (Erzieherin) ist Mitglied des Ausländerbeirates, eines demokratisch gewählten Gremiums zur Interessenvertretung der ausländischen Bevölkerung auf städtischer Ebene. Sie gibt den islamischen Friedhof und den Leichenwaschraum als Beispiele für Fortschritt auf dem Weg zu einer pluralen Gesellschaft an und kommt insgesamt zu dieser Einschätzung:

**Malte:** Und würdest du sagen, insgesamt hat sich die Situation für Ausländerinnen und Ausländer verbessert?

**Fatiha:** Würde ich behaupten! Also ich finde dass vieles viel besser geworden ist. Dass natürlich vieles noch besser werden kann, aber dass vieles auch für Migranten mittlerweile besser geworden ist und einfacher und man jetzt auch viel mehr darauf ist, Gleichberechtigung, gleich behandelnd zu agieren und zu reagieren in der Politik.

Die beschriebenen Fortschritte sind relativ zu sehen und ergeben sich im historischen Vergleich, nicht im Vergleich zu einem hypothetischen Idealzustand. Zu bedenken ist, dass es keinen linearen Fortschritt gibt, dass Rückschritte und Diskursverschiebungen immer möglich sind. Unklar ist, inwieweit rechtspopulistische Gegenbewegungen weltweit die Politik der nächsten Jahrzehnte bestimmen werden und inwieweit die beschriebenen Fortschritte zu einer pluralen Gesellschaft Bestand haben werden. Unklar ist auch, wie schnell die bekannten und statistisch dokumentierten Ungleichheiten zwischen Menschen mit und ohne Migrationshintergrund durch intergenerationale Aufstiegsprozesse, etwa von *college boys*, abgebaut werden. Es ist durchaus denkbar, dass soziale Ungleichheit längerfristig ethnisch strukturiert sein wird, so wie das Schwarzsein in den USA bis heute eng mit sozialer Benachteiligung verknüpft ist (Lang et al., 2016, S. 13). Im nächsten Abschnitt zeige ich, wie viel Diskriminierung in der Kleinstadt bis heute vorherrscht.

### *Diskriminierung*

*Race is one of those major concepts which organize the great classificatory systems of difference ... in human societies.*

*Insofar as what we are talking about is the system for classifying difference, the body is a text. And we are all readers of it. ... We start to run the combinations. ... We are readers of race, that's what we are doing, we are readers of social difference.*

–(Hall, 1997/2021b, S. 359, 369)

Rassistisches Wissen bezeichnet ein Repertoire an Bildern, Vorstellungen und Ideen über ‚Andere‘ oder ‚Fremde‘, das institutionalisiert ist und im Alltag zur Deutung und Ordnung der sozialen Wirklichkeit führt (Foroutan, 2019, S. 104). Experimentelle Studien in der Psychologie haben sogenannte Priming Effekte nachgewiesen (Banerjee & Duflo, 2020, S. 114–115): Menschen schneiden bei kognitiven Tests unterschiedlich ab, wenn sie vorher an ihre Gruppenidentität erinnert werden, wenn diese Identität also ‚geprimed‘ wird. Eine Studie wies etwa nach, dass schwarze Menschen in den USA in einem kognitiven Test genauso gut wie weiße Menschen abschnitten, wenn der Test im Experiment als „laboratory problem solving task“ eingeführt wurde. Wurde er hingegen als „Test für intellektuelle Fähigkeiten“ eingeführt, schnitten schwarze Menschen schlechter ab (ebd.). Banerjee und Duflo (2020) begründen dies mit tief verwurzelten Stereotypen. „Self-discrimination undermines confidence and test performance. A history of being underestimated, patronized,

ignored, or despised by teachers and supervisors because you happen to be from a particular group will make it harder to achieve” (S. 138).

Im Sozioökonomischen Panel (SOEP), einer breit angelegten repräsentativen Längsschnittstudie mittels Befragung von deutschen Haushalten, gab 2017 ein Drittel der befragten Personen mit Migrationshintergrund an, in den letzten zwei Jahren Diskriminierung aufgrund der Herkunft erlebt zu haben (DeZIM & BiB, 2021). Das Milieu, das *corner boys* hervorbringt, ist allerdings für solche Befragungen schwer erreichbar. Ein Viertel der Befragten in der TIES-Studie, einer repräsentativen europäischen Studie zur zweiten Einwanderergeneration aus der Türkei, aus Marokko und aus dem ehemaligen Jugoslawien, fühlten sich konkret durch Lehrkräfte an den Schulen benachteiligt (Lang et al., 2016, S. 88). In 95 qualitativen Interviews, die die Migrationsforschende Christine Lang, Andreas Pott und Jens Schneider mit Bildungsaufsteigern und -aufsteigerinnen der zweiten türkischen Einwanderergeneration in Deutschland durchführten, berichteten über die Hälfte der Interviewten von Erlebnissen in der Schulzeit, die unter dem Begriff Diskriminierung zusammengefasst werden können (Lang et al., 2016, S. 87). Schon das Gefühl, benachteiligt zu werden, kann einen signifikant negativen Einfluss auf Schulleistungen haben (ebd., S. 93).

Nach meiner Feldforschung ergibt sich ein widersprüchliches Bild, wie ausgeprägt Diskriminierung durch Lehrkräfte an den weiterführenden Schulen in der Kleinstadt ist. Auf der einen Seite stehen einige sehr glaubwürdige Aussagen von Schülern, die auf mich als Streetworker zukommen und mir anvertrauen, welche latent oder offen diskriminierenden Sprüche einige Lehrkräfte von sich gaben. Auf der anderen Seite stehen Aussagen von Lehrerinnen, Schulsozialarbeiterinnen und Jugendlichen, nach denen Diskriminierung keinen breiten Raum einnimmt.

Im Gegensatz zu Diskriminierung an Schulen, habe ich in meiner Forschung von relativ wenigen Beispielen für Diskriminierung an Hochschulen gehört. Dies deckt sich mit den 95 qualitativen Interviews von Lang et al. (2016, S. 115). Die meisten interviewten türkeistämmigen Bildungsaufsteiger der zweiten Generation empfanden ihre Studienzeit als sehr positive und schöne Erfahrung (ebd.). Einer ihrer Interviewpartner drückte es so aus: „Man hatte zum ersten Mal mit Leuten zu tun, also auch mit türkischem Hintergrund, die ja auch das Abitur gemacht haben und die Jura studieren. Und vorher war’s immer so ‚der Gymnasiast‘, auch im Fußballverein“ (Lang et al., 2016, S. 111).

Durch experimentelle Studien mit fiktiven Bewerbungen ist gut belegt, dass junge Erwachsene mit nicht typisch deutschen, besonders mit muslimischen Namen, schlechtere Chancen auf einen Ausbildungsplatz haben (Foroutan, 2019, S. 88–90). Eine Studie mit 1.500

fiktiven Bewerbungen ergab, dass Bewerbungen mit dem Namen „Sandra Bauer“ in 18,8 Prozent der Fälle eine Einladung zum Vorstellungsgespräch bekamen, während dies bei sonst identischen Bewerbungen mit dem Namen „Meryem Öztürk“ bei 13,5 Prozent galt, und bei 4,2 Prozent, wenn die Bewerbung ein Foto mit Kopftuch enthielt (Weichselbaumer, 2016, S. 22). Dabei nahm die Diskriminierung zu, wenn es sich um fiktive Bewerbungen auf höher qualifizierte Stellen handelte. Auch eine repräsentative Befragung von Ausbildungsbetrieben, die noch keine Erfahrung mit Beschäftigten mit Migrationshintergrund haben, weist Vorbehalte nach, entweder wegen befürchteter Sprachbarrieren (38 Prozent) oder wegen kultureller Unterschiede (15 Prozent) (Enggruber & Rützel, 2015, S. 9). Ahmed (20, Hauptschulabschluss, arbeitslos) antwortete, als ich ihn fragte, ob er als Moslem Diskriminierungserfahrungen gemacht habe: „Also ich, ich glaub ich jetzt persönlich nicht. Aber ich merk das einfach, durch, wie lange suchen wir schon ne Ausbildung?“

Für die von Lang et al. (2016, S. 164) befragten Bildungsaufsteiger und -aufsteigerinnen und für die von mir befragten *college boys* gilt hingegen, dass sie auf dem Arbeitsmarkt weniger Diskriminierung erfahren als in der Schule. Lang et al. beschreiben aber, wie ihre Probanden sowohl die bildungsbürgerlichen Milieus der Lehrkräfte und Juristen, als auch die öffentlichen Verwaltungen als traditionell und ‚deutsch‘ dominiert erleben (ebd., S. 151). Nur eine ihrer befragten Bildungsaufsteigerinnen trug ein Kopftuch, was „möglicherweise kein Zufall ist“ (ebd., S. 146).

Viel Evidenz für Diskriminierung auf dem Wohnungsmarkt lässt sich sowohl in der soziologischen Literatur (Hallenberg et al., 2018, S. 30) als auch in Erzählungen aus meiner Feldforschung finden. In der Literatur beweisen experimentelle Studien das Phänomen der Diskriminierung, die fiktive Bewerbungen für Wohnungen etwa mit christlich-deutschen Namen auf der einen und mit muslimischen Namen auf der anderen Seite abschicken (Auspurg et al., 2019, S. 104). Im Feld sind es Erzählungen von Menschen, die sich mit großen Bemühungen, aber ohne Erfolg für Wohnungen in nicht-migrantisch geprägten Wohnvierteln bewerben. Kinderreiche Familien im Wohnblock, die seit langem den Wunsch hegen, ihren Kindern ein anderes Wohnumfeld zu bieten, realisieren teilweise, dass dies für sie nahezu unmöglich ist. Eine Mutter ist etwa besorgt, dass ihr Sohn zum Drogenkonsumenten wird, weil sich ihre Wohnung direkt neben einem Ort im Treppenhaus befindet, an dem *corner boys* regelmäßig Joints rauchen. Selbst wenn das Jobcenter eine Drei- oder Vierzimmerwohnung in einem anderen Wohngebiet zahlen würde, scheitert es oft an den Vermieterinnen und Vermietern, wenn diese hören, dass es sich um eine kinderreiche Familie handelt.

Als ich auf einer *blablacar*-Fahrt einem Mitte 50-jährigen deutschen Vermieter von diesem Phänomen erzählte, sagte er aus seiner Vermieter-Perspektive: „Kann ich verstehen.“ Er erklärte, dass es Vermieterinnen und Vermietern bei der Auswahl darum gehe, potenziellen Konflikten vorzubeugen. Viele Kinder führten tendenziell zu mehr Lautstärke im Hof und einer stärkeren Abnutzung von allem. Als Beispiel gibt er Türen, die stärker abgenutzt würden, wenn ein Kind im abgeschlossenen Zimmer ist, während ein anderes die Klinke gewaltsam runterdrückt. Auf dem Wohnungsmarkt kommt eine statistische Diskriminierung hinzu, wenn Vermieter muslimische Namen als Zeichen bzw. *proxy* für ein im Durchschnitt geringeres Einkommen nehmen (Auspurg et al., 2019, S. 98).

Es gibt verschiedene Formen, wie Betroffene mit Diskriminierung umgehen. Die in der Literatur mitgeteilten Umgangsformen finden sich im Feld bestätigt: „Sie reichen von offensivem Anklagen und klarem Benennen von Diskriminierung über den Versuch, Erklärungen zu finden und zu rationalisieren, bis hin zum Relativieren und Herunterspielen ihrer Bedeutung“ (Lang et al., 2016, S. 165). Diskriminierung, Stereotype und Fremdzuschreibungen können auch zu Selbstethnisierung und Retraditionalisierung führen. Die kritische Theorie arbeitete heraus, dass ein Subjekt, das mit negativen Zuschreibungen konfrontiert ist, versucht sein kann, diese mit Inhalt zu füllen, um den dauernden Widerspruch zwischen Selbst- und Fremdbild aufzulösen (Foroutan, 2019, S. 126). So kann es zu einer Internalisierung der Stereotype kommen.

Die nach wie vor vorherrschenden Diskriminierungen, Ausgrenzungen und Stereotype, die auf rassistischem Wissen basieren, zeigen, wie hoch die Hürden für einen Bildungsaufstieg sind. Dabei darf nicht vergessen werden, dass es auch viele Schlüsselpersonen gibt, die nicht diskriminieren und wesentlich zu den Bildungsaufstiegen beitragen. Lang et al. (2016) nennen diese vielen Lehrer, Nachbarinnen oder Universitätsdozentinnen, die Perspektiven aufzeigen, Talent und Potenzial entdecken und Orientierungshilfe bieten, „Heldinnen und Helden des Alltags“ (S. 202).

Es gibt kaum ein Thema, das in meinem Arbeitskontext so omnipräsent ist und so viel diskutiert wird, wie das Thema der Diskriminierung. Diese Tatsache widerlegt nicht El-Mafaalanis Theorie vom Integrationsparadox. Im Gegenteil: Sie bestätigt sie. Denn Postmigrantinnen und -migranten und ihre Nachkommen lassen sich vieles nicht mehr gefallen, was viele noch vor 30 Jahren als selbstverständlich hinnahmen. Zunehmend protestieren sie und fordern ihr Recht ein. Eine Haltung zum Thema Diskriminierung, die für viele Menschen in der Kleinstadt repräsentativ ist, gibt mir ein 24-jähriger, marokkostämmiger Mann am

Billardtisch: „Wir haben heute Roboter, die Menschen heilen, und trotzdem diskutieren wir noch über Dinge wie Hautfarbe und Religion. Unglaublich! Mensch ist Mensch!“

### *Zugehörigkeitsgefühl*

Das ambivalente Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland im Milieu des Wohnblocks muss vor dem Hintergrund der langen Tradition von Diskriminierung betrachtet werden. Unter jungen Deutschen ist eine repräsentative Haltung, dass jeder Mensch, der die deutsche Staatsangehörigkeit hat und Deutsch spricht, schlicht Deutscher ist (El-Mafaalani, 2018, S. 55). Diese Haltung gilt nicht für das von mir untersuchte Forschungsfeld. Die Feldteilnehmer operieren diskursiv mit einer Gegenüberstellung von „deutsch“ auf der einen und „türkisch“, „marokkanisch“ oder „muslimisch“ auf der anderen Seite. Sinnbildlich steht dafür ein Dialogausschnitt zwischen mir und einem 9-Jährigen, der sich ereignete, als ich an einem schönen Sommertag mit einer Gruppe von fünf 9 bis 15-Jährigen auf einer Bank zwischen zwei Hochhäusern im Wohnblock verweilte. Der Junge fragte mich: „Bist du Deutscher?“ – „Ja, und du?“ Hierauf entgegnete er: „Ich bin Muslim“, woraufhin ihn die älteren Jungen auslachten.

In einem bestimmten Diskurs der kritischen Soziologie wird die These der „kulturellen Zerrissenheit“, vom Leben zwischen zwei Kulturen, abgelehnt und dekonstruiert. Die These vermittele nämlich ein „national und räumlich fixiertes Kulturverständnis“ (Reitsamer & Prokop, 2015, S. 251) und konstruiere ein vermeintlich geschlossenes „Wir“. Ich habe im Feld allerdings viele Aussagen gehört, die darauf hinweisen, dass Kinder, Jugendliche und Erwachsene aus dem Wohnblock sehr wohl diesen Widerspruch zwischen zwei Kulturen empfinden. Auch die von Lang et al. (2016, S. 196) untersuchten Bildungsaufsteigerinnen und -aufsteiger berichteten häufig von einem ‚Switchen‘ zwischen den sehr verschiedenen Denk- und Handlungsmustern zuhause und etwa am Gymnasium. Ein Marokkaner erklärte mir, dass die postmigrantische Community sich ständig von ‚Deutschen‘ missverstanden fühle. Allein schon die Begriffe, die postmigrantische Jugendliche von zuhause aus kennen, seien einfach andere. Er gab mir ein Beispiel für eines dieser Missverständnisse: Wenn er deutschen Frauen nicht die Hand gab, interpretierten sie dies teilweise so, als hätte er sie nicht begrüßt. Er sagte sinngemäß: „Aber ich habe doch begrüßt! Ich habe in die Augen geschaut, gelächelt, meine Hand aufs Herz gelegt. Nur eben nicht die Hand gegeben. In solchen Situation wusste ich oft nicht, was richtig ist, weil ich zwei widersprüchliche Informationen bekam.“

Diese Haltung ist wiederum nicht repräsentativ für postmigrantische Menschen im Allgemeinen. In der bereits erwähnten Sinus-Studie über Migrantenumilieus gibt eine deutliche Mehrheit an, es sei leicht, die deutsche und die Lebensweise des Herkunftslandes

zusammenzubringen (Hallenberg et al., 2018, S. 18). Der Aussage, man fühle sich zwischen Deutschland und dem Herkunftsland hin- und hergerissen, stimmen insgesamt 27 Prozent der Befragten zu (ebd., S. 21). Je höher der Sozialstatus, desto unwahrscheinlicher ist die Zustimmung zu dieser Aussage, desto seltener fühlen sich die Milieus diskriminiert und desto häufiger sind die Kontakte zu autochthonen Deutschen (ebd., S. 21, 30, 33). Die Milieus mit hoher Zustimmung zu dieser Aussage bezeichnet die Studie als „prekäres Milieu“, „traditionelles Arbeitermilieu“ und als „religiös verwurzeltes Milieu“.

Wie stellt sich die Frage des Kulturunterschieds aus Sicht etwa vieler marokkanischer Familien, die ab den 1970er Jahren in den Wohnblock zogen? Ein Kollege, der ihre Situation aus eigener Erfahrung kennt, verschriftlichte zehn Geschichten von Biografien aus dem Wohnblock. Eine dieser Geschichten gibt Aufschluss über den erlebten Kulturunterschied:

[Deutschland wurde nach dem Krieg] erstaunlich schnell wieder aufgebaut. Mein Großvater war einer dieser Menschen, die Deutschland mit aufgebaut haben. ... [Er] hatte ständig Angst, dass seine Kinder zu sehr von der deutschen Lebensweise beeinflusst werden. Deshalb reagierte er oft mit Verboten, damit seine Kinder die marokkanische Tradition auch wahren. ... Meine Eltern leben immer noch in Deutschland und sie scheinen solche Ängste, wie mein Großvater sie hatte, nicht zu hegen. Denn sie haben mich so erzogen, dass ich meine marokkanische Tradition und Kultur beibehalte, ohne mich von der deutschen Kultur zu sehr beeinflussen zu lassen. (Amyay & Errais, 2011, S. 36–39)

Unter Umständen kann es bei Einwandergruppen zu einem Konservieren von Traditionen und Vorstellungen kommen, die in ihrem Herkunftsland längst überholt sind (El-Mafaalani, 2018, S. 113). Die Angst vor dem Fremdwerden der eigenen Kinder kann zu einer wertkonservativen Erziehung führen: „Moscheen und Kulturvereine wirken hier oft als Institutionen, die in einer als fremd und abweisend wahrgenommenen Umgebung sozialen Zusammenhalt stiften und den Transfer von Normen, Werten und Weltbildern zwischen den Generationen strukturieren“ (Seeliger, 2021, S. 87).

Einige Forschungsteilnehmer erklärten mir, dass es einen Unterschied mache, ob die Eltern selbst zumindest einen Teil ihrer Jugend in Deutschland verbrachten oder nicht. Falls dies zutreffe, könne grundsätzlich ein größeres Verständnis für die Situation von Jugendlichen in Deutschland vorausgesetzt werden. Die Erzählung von Fatiha (Erzieherin) ist ein Beispiel für den Fall, dass die Gegenüberstellung von Herkunftskultur und ‚deutscher‘ oder ‚westlicher‘ Kultur von Generation zu Generation abnimmt:

**Malte:** In der Geschichte [meines Kollegen] berichtet ein marokkanischer Mann davon, dass sein Großvater Angst hatte, dass seine Kinder die marokkanische Kultur und Tradition verlieren. Dadurch, dass er in Deutschland aufwächst. Und dass er sich zu sehr von der deutschen Lebensweise beeinflussen lässt. Kommt das häufig vor?

**Fatiha:** Grad in der ersten Generation ja! Ich weiß noch, meine Eltern waren sehr vorsichtig bei uns großen Kindern, da war das wirklich so, dieses, ok, da ist eine andere Kultur, ne andere Religion. Ich weiß zum Beispiel, meine erste Klassenfahrt, durfte ich nicht. Das war aber auch kein Problem für mich, weil in meiner Gruppe [von Freundinnen], die anderen sechs durften auch nicht, deswegen es gab immer diesen Zusammenhalt. Wir waren alle aus der zweiten Generation, aber, meine kleine Schwester durfte dann wieder, weil meine Eltern dann gemerkt haben, komm, so falsch kann's nicht sein, die andere ist ja, ich sag mal gut geraten, in Anführungsstrichen, und die ist jetzt nicht rebellisch oder sonst was. Dann haben sie sich peu à peu mehr getraut, mehr zugelassen. Aber am Anfang war die Angst da, oh Gott, nicht dass wir sie ganz verlieren, sowohl die Jungs als auch die Mädchen.

Wir sehen das auch bei unseren Eltern, wir machen das manchmal auch so als Scherz, jaja, die darf und das durfte ich damals nicht ne Papa und so, und das sind so Momente, die denen auch selber bewusst sind. Ja, wir dachten halt ne, dass diese andere Kultur, diese andere Religion uns aufgestülpt wird. Und wir nicht genug Kraft haben oder Persönlichkeit, dem Stand zu halten.

Ich merk das bei der zweiten und dritten Generation, denen ist ganz vieles total egal, Klassenfahrt ist überhaupt kein Thema mehr. Schwimmbad ist mittlerweile auch überhaupt kein Thema mehr, wenn man die entsprechende Kleidung für sein Kind aufbringen kann. Ganz vieles ist überhaupt kein Thema mehr.

Ich weiß noch damals, als ich meinem Papa gesagt hab, ich will meinen Führerschein machen, oahh, nee, Kind, nein, doch nicht du! Wo ich gesagt hab, wieso ich nicht? Während in Marokko jede zweite Frau schon Führerschein hatte, war das für ihn noch so ein Thema, ohh, noch ein bisschen mehr Freiraum, und und und, nicht dass das zu viel wird. Also das heißt, in unseren Ländern war die Entwicklung vorangeschritten, während hier viele aus der ersten Generation noch beharrt waren, so zu sein, wie sie sind. So schlimm, dass wir manchmal in Marokko als die Hinterwäldler sogar betitelt wurden. Die denken in Marokko wir sind viel zu streng zu unseren Kindern. Das ist es. Man war schon so ein bisschen auf dem Stand von damals und wollte das mit Ach und Krach festhalten, und das wurd dann mit Kind zu Kind mehr durchbrochen.

Eine Identität können Subjekte nur durch Zugehörigkeiten zu Gruppen herausbilden. Am Beispiel der deutsch-marokkanischen Identität lassen sich drei Grundtypen unterscheiden: Die Konstruktion eines eindeutigen Vorrangs entweder (1) der marokkanischen oder (2) der deutschen Identität oder (3) die Konstruktion einer sowohl marokkanischen als auch deutschen Identität bzw. die Betonung einer situativen und kontextbezogenen Verwendung dieser Benennungen. Typus 2 (Distanzierung vom Herkunftsmilieu, starke Identifizierung mit Deutschland) kam in meinem Untersuchungsfeld nicht vor. Auch bei Lang et al. (2016), die diese Typologie am Beispiel von 95 türkeistämmigen Bildungsaufsteigern entwickelten (S. 183), war der Typus 2 selten (S. 186–187). In meiner Forschung lässt sich vereinfacht sagen, dass *corner boys* sich in ihrer Identitätskonstruktion tendenziell dem Typus 1 zuordnen lassen, während *college boys* eher zu Typus 3 neigen. Aber auch bei *college boys* ist die Selbstbezeichnung etwa als „Marokkaner“ und die diskursive Gegenüberstellung von „marokkanisch“ und „deutsch“ sehr üblich. Ein Paradebeispiel für Typus 3 ist Cemal (41,

Master, IT-Experte), der in seiner Schulzeit zwischen zwei Freundeskreisen lebte, einem „deutschen“ am Gymnasium und einem „migrantischen“ in seiner Hochhaussiedlung:

**Cemal:** Das hat zu einer gewissen Identitätsfrage geführt. Zu welcher Gruppe gehört man? Sieht man sich eher bei den Deutschen oder eher bei den Migrant\*innen? Was ist man? Diesen Konflikt gab es. Ehm, und da hab ich halt festgestellt, mein Platz ist genau in der Mitte, und dazu stehe ich nach wie vor. Mein Platz ist genau in der Mitte, die Schnittstelle, bei manchen Themen eher die deutsche Gruppe, bei anderen Themen eher die Migrant\*innengruppe. Was so Organisation angeht, bin ich sehr deutsch, muss strikt geplant sein, mit Terminen, so Spontanbesuche, geht mal gar nicht. Aber wenn es darum geht, zum Beispiel Humor, ist jetzt vielleicht ein blödes Beispiel, aber im Türkischen ist ein anderer Humor, mit dem ich sehr gut zurechtkomme. Und auf der deutschen Seite müsste ich erklären, auf was der Humor basiert, und die meisten würden es überhaupt nicht verstehen. Also da seh ich mich eher auf der türkischen Seite. Auch zum Beispiel die Essenskultur, ist vielleicht auch bei mir eher die türkische Seite, also zu Abend nur ein Brot mit Käse, [lacht], nee, das gibt's nicht bei mir.

Unter Jugendlichen im Feld beobachte ich häufig eine sehr starke Betonung der Herkunftskultur. Sie äußert sich zum Beispiel, wenn sie die Nationalflaggen ihrer Herkunftsländer in ihren Instagram-Profilen posten. Die plakative Betonung der nationalen Zugehörigkeit ist vor dem Hintergrund der historisch gesehenen ethnischen deutschen Umwelt zu verstehen. Auch aktuell lassen sich immer wieder Beispiele finden, die sich negativ auf das Zugehörigkeitsgefühl meiner Forschungsteilnehmer auswirken. In meinen Feldnotizen steht:

In einer Teamsitzung erfahren wir, dass das Landesbildungsministerium in Absprache mit den Grundschulen den Schulbesuchstag für Erstklässler auf den Tag des Bayram legte, also auf das Fest des Fastenbrechens nach dem Ramadan und einen der wichtigsten muslimischen Feiertage.

Eine Kollegin, selbst Muslimin, erklärt, dass viele Muslime es einfach „schlucken“ würden, damit es nicht wieder heißt, die Muslime würden sich beschweren. Auch Klassenfahrten seien dieses Jahr auf die Zeit des Ramadan gefallen.

Neben solchen negativen Bezugnahmen auf ein Deutschland, das institutionell und alltäglich diskriminiert, gibt es im Feld auch positive Bezugnahmen, etwa auf den deutschen Rechtsstaat oder die Ausbildungsmöglichkeiten. Diese positiven Bezugnahmen kamen vor allem von der Gruppe der *college boys*. Unter *corner boys* waren sie eher die Ausnahme. Eine solche Ausnahme kam im Gespräch mit den Cousins Ahmed und Aziz (beide 20) vor. Zum einen sagten sie, dass sie in Marokko schon mit 13 oder 14 hätten anfangen müssen, für ihre Familie zu arbeiten. Aufschlussreich für ihr Zugehörigkeitsgefühl war zudem, als sie im März 2022, kurz nach Beginn des russischen Angriffskrieges in der Ukraine, ihre Bereitschaft mitteilten, in einem potenziellen Krieg für Deutschland zu kämpfen:

**Ahmed:** Aber wir würden zum Beispiel *wir*, die eigentlich nicht so als Deutsche gesehen werden, würden für dieses Land sogar kämpfen. Wir würden, warum nicht, wir leben hier.

**Aziz:** Ich sag mal so, wenn's hier, wenn hier die Bomben einschlagen, oder wenn's kurz davor ist schon, und die nach Hilfe schreien, der Staat, dann na klar, sind wir dabei. Wir haben ja auch

hier Familie, wir sind hier aufgewachsen, wir sind hier geboren worden, wir sind unser ganzes Leben hier. Was soll ich denn sonst verteidigen so, wenn du verstehst was ich meine, normal.

### *Homophilie*

Homophilie bezeichnet die Neigung von Menschen, sich bei Partnerschaften und Freundschaften, im Arbeitskontext und in anderen sozialen Settings mit Leuten zu umgeben, die ähnlich sind wie sie – ähnlich in Bezug auf alles von Sprache und Gesten, Sinn für Humor, Geschmack bei Musik oder TV-Serien bis hin zu unausgesprochenen Annahmen davon, was anständig ist und was nicht.

The downside to this very natural behavioral pattern becomes evident when we meet people from other groups. We hold back; we walk on eggshells, rationing our human warmth because we worry we might be misunderstood. Or we blunder forward, giving offence when none was intended. Either way, something important gets lost, with the result that we are less likely to communicate smoothly with people from other groups. (Banerjee & Duflo, 2020, S. 125)

In der (post-)migrantischen Community, die ich in der Kleinstadt beobachtete, herrscht ein starker Sinn für Gruppenidentität. Gemeinsamkeiten in Sprache, Religion und Wohnort, ähnlich verlaufende Geschichten der Einwanderung nach Deutschland, geteilte Vorstellungen von sozialen Beziehungen, vor allem in Familien, und eine ähnliche Position in der Sozialstruktur begünstigen intuitive Vertrautheit und Solidarität. Die intuitive Vertrautheit herrscht nicht etwa nur zwischen marokkanischen Menschen untereinander, sondern auch – mit einigen Abstrichen – zwischen marokkanischen und türkischen Menschen, und wird durch Aussagen wie „Alle Moslems sind Brüder“ bestärkt. Einmal war ich im Einkaufszentrum, einer für eine Kleinstadt typischen Shopping-Mall, und stand im Aufzug mit einer Gruppe von 5 Jugendlichen und einem ca. 40-jährigen Paar. Der Mann des Paares sagte zu den Jugendlichen: „Wir sind Kanaken, wir halten uns nicht daran, dass nur 2 Personen in den Aufzug dürfen“, woraufhin die Jugendlichen ihm herzlich zustimmten. Es kam zu einer spontanen Solidaritätsbekundung zwischen Menschen, die außer dem zugeschriebenen Migrationshintergrund wenig gemeinsam haben.

Bevor ich meine Arbeit als Streetworker antrat, war ich bereits zweimal freitagsabends zu Besuch im Jugendcafé gewesen. Einmal kam es zu dieser Situation:

Ein Mitarbeiter sagt mir, dass es ihn nerve, den Jungen ständig sagen zu müssen, dass sie eine Corona-Maske tragen und diese auch über die Nase ziehen müssen. Er erklärt mir auch, warum er sich plötzlich unter die Gruppe gemischt und einen der jungen Männer sehr laut und harsch angefahren habe. Dieser junge Mann habe mich nämlich mit einem Wort beleidigt, das

„Ungeziefer“, „Insekt“ oder „Bulle“ auf Tamazight<sup>8</sup> bedeutet. Er sei dann sofort dazwischengegangen und habe ihm streng gesagt: „Was ist los bei dir?? Du kennst ihn doch gar nicht!“ Ich bedanke mich für diese Verteidigung und sage, dass ich davon überhaupt nichts mitbekommen habe. Er sagt: „Ja, das merkst du nicht, wenn du kein Berberisch sprichst. Viele von denen sehen einfach nur deine helle Haut und deine blauen Augen und nicht den Menschen dahinter.“

Bezeichnend ist auch, dass mich fast noch nie jemand als „Bruder“ bezeichnete. Dieses Phänomen taucht auch schon in Hermann Tertilt's (1996) Ethnografie einer türkischen Jugendbande am Anfang der 1990er Jahre auf. Einer seiner Forschungsteilnehmer sagte ihm:

Ich kann mir nicht vorstellen, zu einem Deutschen zu sagen: „Du bist mein Bruder.“ Weil: ein Bruder, der teilt alles. Und das gibt's [unter Deutschen] nicht. ... Ich wüßte nicht, was ich mit einem Deutschen reden sollte, wenn ich trinke. Über was soll ich denn reden? Über Mädchen? Der denkt anders über die Mädchen. Wie willst du darüber reden? Da ist diese Distanz. (S. 102–103)

Die intuitive Vertrautheit in der migrantischen Community trägt auch zu einer Segregation der Freundeskreise bei, die wiederum soziale Mobilität erschwert und verlangsamt. Der Harvard-Ökonom Ray Chetty zeigte anhand von Big Data in Form von Facebook-Freundschaften, dass das unterste Einkommensquintil die beste Chance auf soziale Mobilität hat, wenn es Kontakte zu Gruppen mit höherem sozioökonomischen Status hat (Chetty et al., 2022). Ein Interviewpartner von Lang et al. (2016), ein Richter der zweiten Einwanderergeneration, sagte zu dem Phänomen, dass türkeistämmige Studierende an der Universität oft untereinander blieben: „Also es ist immer die Frage, ob das Huhn zuerst da war oder das Ei, ob die untereinander waren und keinen Bock auf die anderen hatten oder ob sie untereinander waren, weil die anderen sie gar nicht aufnehmen wollten“ (S. 113). Ein anderer Interviewpartner brachte die Erfahrung fast aller von ihnen interviewten selbstständigen Rechtsanwälte auf den Punkt: „Man darf da gar kein Hehl draus machen: Als türkischer Anwalt bekommen Sie türkische Mandanten. Da kommt kein Hans Müller hierhin und klingelt, weil er zu mir will oder so“ (Lang et al., 2016, S. 130).

Cemal (41, Master, IT-Experte) berichtete von „zwei Welten“ aus seiner Kindheit: „Nur deutsche Freunde“ am Gymnasium – „nur türkische Freunde“ in der Freizeit. Er sagte: „Und ich bin froh, dass es mittlerweile anders ist. Dass es jetzt besser vermischt ist. Also im Studium gibt's viele Migranten, auch im Gymnasium sind Migranten keine Seltenheit mehr. Aber zu

---

<sup>8</sup> Tamazight ist eine Sprache der Imazighen (Singular: Amazigh), der indigenen ethnischen Gruppen Nordafrikas, deren kulturelle Tradition lange vor der islamischen Zeit beginnt. Seit 2011 ist Tamazight in Marokko neben Arabisch auch offiziell als zweite Sprache anerkannt. Fast alle Marokkaner in der Kleinstadt haben Tamazight, und nicht Arabisch, als erste Muttersprache. Oft höre ich, wie sie Tamazight als „Berberisch“ bezeichnen. Ein Kollege erklärte mir allerdings, dass dieser Begriff von Kolonisatoren stamme und etymologisch mit „barbarisch“ verwandt sei. Jugendliche freuen sich immer, wenn sie merken, dass ich ihre Sprache kenne und sie als Tamazight bezeichne.

meinen Zeiten war das schon eine Besonderheit.“ Cemal, der ehrenamtlich in der Lokalpolitik viele Ämter ausführte, berichtete von großen Fortschritten in der Integrationspolitik und unterstützt damit El-Mafaalanis (2018) These vom Integrationsparadox: Vor 20 Jahren gab es eine Vollzeitstelle und zwei Teilzeitstellen in der Stadtverwaltung, die für Integrationsarbeit zuständig waren. Heute ist deutlich mehr Personal in diesem Bereich beschäftigt. Cemal berichtete aber auch über die Trägheit im Bereich der persönlichen Beziehungen, die sich nur bedingt über organisatorische Maßnahmen steuern lassen:

**Cemal:** So ein breites Spektrum, wir haben die Quartiersmanager, wir haben das Integrationskonzept, wir haben die Arbeitsgruppen, also personell sehr aufgestockt. Das ist schon ne deutliche Verbesserung zu damals, vor 20 Jahren. Also in manchen Bereichen hat sich das sehr positiv entwickelt und, ja, anders kann man das nicht sagen, es gibt viele ehrenamtliche Integrationslotsen oder -lotsinnen, die neue Migranten bei Behördengängen, Übersetzungen und Ähnlichem unterstützen. Also da passiert doch einiges, was es damals nicht gab. Aber manche Themen ändern sich halt leider nicht so schnell. Zum Beispiel habe ich den Eindruck, dass es uns immer noch nicht gelungen ist, die Barriere zwischen der ausländischen Bevölkerung und der klassisch deutschen Bevölkerung aufzulösen. Da ist immer noch so eine unsichtbare Grenze, die den Austausch verhindert.

Fatiha (Erzieherin), die viele Jahre in Ämtern der städtischen Integrationsarbeit tätig war, berichtete von einer ähnlichen Erfahrung mit dieser Barriere:

**Fatiha:** Was mich damals als Integrationslotsin bei Projekten immer so gestört hat, dass alle Kulturen viel miteinander machen, aber alle Kulturen im Sinne von die afghanische mit der türkischen mit der marokkanischen. Und das hatten wir früher, wenn wir Projekte angeboten haben, hatten wir entweder, ja ich mag das nicht sagen, die einen oder die anderen, aber es war dann tatsächlich so, man hatte dann entweder ein Projekt, da waren Deutsche viel anwesend, oder man hat ein Projekt, da waren halt eher Migranten viel, also diese Mischung, die fehlt mir selbst nach Jahren immer noch, da müssen wir auf jeden Fall dran arbeiten.

## Geschlecht

Gender ist ein organisierendes Prinzip aller sozialen Prozesse, und damit auch ein konstitutives Moment im Lebensverlauf der jungen Männer aus dem Wohnblock. Die gesellschaftliche Organisation des Geschlechterverhältnisses bezeichnet die Gesamtheit institutioneller Regelungen, durch die Frauen, Männer und Non-Binäre als soziale Gruppen zueinander positioniert sind (Gildemeister, 2000/2012, S. 216). Die Ordnung des Geschlechterverhältnisses, Produkt einer langen und umkämpften Entstehungsgeschichte, ist zentral vom Bereich der menschlichen Reproduktion beeinflusst, der Begehren und Sex, Gebären und Kindesversorgung umfasst (Connell, 1993, S. 71).

Im sozialwissenschaftlichen Diskurs ist die Männlichkeitsforschung im anglophonen Raum seit den 1980er Jahren ein Thema, in Deutschland seit Mitte der 1990er Jahre (Huxel, 2014, S. 26–27). Bis dahin galt das Subjekt der Moderne standardmäßig als männlich, so dass geschlechtsspezifische Forschung in der Regel Frauenforschung war. In der deutschen Forschung zu postmigrantischen Frauen aus dieser Zeit tauchten die Männer oft lediglich als patriarchale Väter oder Ehemänner auf (ebd., S. 32). In den 2010er Jahren waren postmigrantische Jungen allerdings ein Modethema in den Erziehungswissenschaften (ebd., S. 35). Zwei Themen untersuchten die Forschenden dabei besonders häufig: Gewalt, Kriminalität und delinquentes Verhalten auf der einen Seite und Bildung und Schule auf der anderen.

Besonders die Familie prägt die Geschlechterrollenvorstellungen der Kinder maßgeblich. Eltern bestärken tendenziell den Erfolg ihrer Kinder in geschlechtsstereotypen Aktivitäten und setzen tendenziell den Erfolg von Aktivitäten herab, die mit einem anderen Geschlecht konnotiert sind (Gecas, 2004, S. 381). Die Peergroups von Kindern sind meist stark nach Geschlecht segregiert. Schon kleine Kinder sanktionieren die Versuche anderer Kinder, geschlechtsstereotype Aktivitäten zu überwinden (ebd., S. 376). Die Segregation von Peergroups nach Geschlecht führt demnach zu Opposition zwischen Mädchen und Jungen, polarisiert Geschlechterrollen und -normen und fördert eine geschlechtsstereotype Sozialisation. Eine Konsequenz ist eine meist starke Identifikation mit dem eigenen Geschlecht. Eine weitere Konsequenz dieser Sozialisation ist, dass Mädchen und Jungen schon im Kindesalter ein unterschiedliches Spielverhalten an den Tag legen, das mit einer unterschiedlichen Inanspruchnahme von Raum einhergeht. „Während Jungen raumgreifende Spiele bevorzugen, kommen typische Mädchenspiele mit weit weniger Raum aus“ (Häußermann & Siebel, 2004, S. 198). Ein anderes Beispiel ist, dass Männer sozialisationsbedingt tendenziell mehr über sich selbst als zentrale Akteure sprechen, während Frauen oft über sich in Bezug auf Beziehungen zu anderen sprechen (Giele, 2009, S. 243). Traditionelle Maskulinität stigmatisiert die Bereiche der Kindeserziehung und der Emotionen (Hofmeister, 2009, S. 225).

Schon von klein auf kommt es zu einer „Dressur der Körper“ (Bourdieu, 1998/2016, S. 99) in Form einer Maskulinisierung des männlichen und einer Feminisierung des weiblichen Körpers. Wer gegen die dominanten Geschlechternormen rebellierte, nahm historisch gesehen und auch heute noch oft marginalisierte Rollen ein (Giele, 2009, S. 243).

## *Geschlechterverhältnis im Islam*

Die Organisation des Geschlechterverhältnisses im Milieu des Wohnblocks ist wegen des hohen Anteils von gläubigen Muslimen stark von Geschlechterrollen im Islam geprägt. Bashir Khan (25), Imam in einer Moschee in der Kleinstadt, erklärte mir, als ich seine Moschee besuchte, dass Männer und Frauen im Islam gleichberechtigt seien. Allerdings schreibe der Islam ihnen unterschiedliche Rollen zu. Bashir erklärte mir, dass Frauen in der vorislamischen Zeit, von der er sich wiederholt als einer negativen Kontrastfolie stark abgrenzt, keine Rechte hatten.

Insgesamt erlebe ich im muslimischen Milieu des Wohnblocks eine viel stärkere Segregation der Geschlechter, als ich es aus anderen Kontexten gewohnt bin. Frauen beten in der Moschee in der Regel getrennt von Männern. Bashir erklärte mir, dass er für beide Gruppen bete und dass sein Gebet per Mikrofon in den Gebetsaal der Frauen übertragen werde. Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich) erklärte, warum sie es bevorzugt, wenn Hochzeiten nach einer marokkanischen Tradition in zwei geschlechtergetrennten Sälen gefeiert werden:

**Naima:** Bei uns ist es typisch, dass wir, also man hat nicht nur einen Hochzeitssaal, sondern zwei, mindestens, und dass wir dann quasi geschlechtergetrennt feiern, dass die Frauen unter sich sind, und die Männer unter sich sind, und somit man auch gelassener feiern kann, ohne irgendwelche dummen Kommentare oder Blicke.

Also ich weiß, dass die Männer da ein anderes Empfinden haben, aber ich möchte als Frau, fühl mich freier, wenn es jetzt ums Tanzen geht, wenn ich nur unter Frauen bin, dann weiß ich, ok ich werd grad nicht *begafft*, weil *leider* Gottes, man kann ja gucken, ok, aber leider Gottes gibt's nicht nur Gucker, sondern manchmal auch Gaffer, und das ist unangenehm, das ist echt hässlich, dieses Verhalten.

Und wenn man es aber so macht, dann ist man halt gelassener, und unter sich, und auch die Männer können halt ihr Ding durchziehen, und müssen sich auch nicht verstellen, nur weil sie gerade mit den Gedanken woanders sind, dass sie sich besonders benehmen müssen oder sonst was.

Der folgende Ausschnitt meiner Feldnotizen beschreibt, wie es in bestimmten Familien zu Sanktionen führen kann, wenn die Segregation der Geschlechter gelockert wird:

Am ersten Freitag im Ramadan sind die Straßen abends nach dem Fastenbrechen voll mit Menschen auf dem Weg zur Moschee. Ich sehe 4 Frauen, die mir entgegenkommen, unter ihnen auch die 15-jährige Iman. Ich frage sie wie immer: „Wie geht's dir?“ Iman sieht sichtlich beschämt aus, antwortet aber wie immer höflich, dass es ihr gut gehe. Eine der erwachsenen Frauen fährt mich sofort im nervösen Tonfall an: „Was wollen Sie??“ Iman klärt die Situation schnell und leise. Die erwachsene Frau antwortet ihr: „Ach so, ihr kennt den.“ Einige Tage später entschuldigt sich Iman bei mir. Die Frau sei die Mutter ihrer Freundin gewesen, die sich an diesem Abend verantwortlich gefühlt habe. Die Situation ist Iman etwas unangenehm.

Einmal hörte ich in der Organisation, wie eine Marokkanerin und eine Pakistanerin, beide ca. 40-jährige Mütter, sich über das Geschlechterverhältnis im Islam austauschten. Sie sprachen über den Unterschied zwischen religiösen Vorschriften, die für sie beide gleich sind, und kulturellen Vorschriften, die für sie unterschiedlich sind. Islamisch sei zum Beispiel die Auffassung, dass der Mann der Frau Geld als Sicherheit geben müsse. Gleichzeitig dürfe die Frau aber auch nicht zu viel fordern, um den Mann nicht dazu zu drängen, sich zu verschulden.

Im Einklang mit dieser Rollenverteilung arbeiten 8 der 10 Mütter von Bildungsaufsteigern und *corner boys*, mit denen ich ein biografisches Interview führte, als Hausfrauen, während 2 nur teilweise als Hausfrauen arbeiteten. Cemal (41, Master, IT-Experte) berichtete – ähnlich wie viele andere: „Unsere Familienstruktur zuhause war ne ganz klassische, das heißt, Vater geht arbeiten, die Mutter passt auf die Kinder auf, so wurd’s ausgelebt“. Gesamtgesellschaftlich ist allerdings für jüngere Einwanderergenerationen eine – auch pragmatisch bedingte – Aufweichung traditioneller Vorstellungen in Bezug auf die Stellung der Frau im Haushalt zu beobachten (Hallenberg et al., 2018, S. 37–38). Noch heute ist die Erwerbsbeteiligung muslimischer Frauen deutlich geringer als die von nichtmuslimischen zugewanderten Frauen oder von einheimischen Frauen (Sauer & Halm, 2019, S. 79, 92). Eine hohe Religiosität muslimischer Frauen hängt negativ mit ihrer Erwerbsbeteiligung zusammen, ebenso wie die Anzahl und das Alter von Kindern. Generationenvergleiche machen jedoch deutlich, dass muslimische Frauen der zweiten und dritten Einwanderergeneration wesentlich häufiger erwerbstätig sind als solche der ersten, was vor allem durch ihre besseren Bildungsvoraussetzungen verursacht ist (ebd., S. 112–113). Dieses Muster lässt sich etwa in den Krankenhäusern der Region beobachten, wo viele junge muslimische Frauen als Pflegerinnen beschäftigt sind.

In oben beschriebener Situation erzählte die Marokkanerin der Pakistanerin, wie in ihrer Kultur Söhne gegenüber Töchtern bevorzugt würden – wie es für viele eine enttäuschende Nachricht sei, eine Tochter zu bekommen, was auch durch die Kommentare der Verwandtschaft bestärkt werde. Als ihre Schwester etwa erfuhr, dass sie ein Mädchen bekommen würde, kam als Reaktion von vielen: „Du Arme!“ An anderer Stelle sagte mir ein Türke, als wir über eine marokkanische Familie mit 5 Söhnen sprachen: „Einige würden sagen, dass das ein Zeichen für gute Gene ist.“

Einmal erklärte mir ein marokkostämmiger junger Mann in einer Sporthalle, welche Themen tabuisiert seien, wenn junge Männer seiner Kultur miteinander reden:

„Tabuisiert ist zum Beispiel die Frage: Wie haben du und deine Freundin euch kennengelernt? Da denk ich mir: Das geht dich n Scheißdreck an, wie ich meine Freundin kennengelernt habe. Das ist meine Freundin, das hat nichts mit dir zu tun.“ Auch über Schwestern würden die jungen

Männer nicht reden. „Nur, wenn du siehst, dass meine Schwester was Schlechtes gemacht hat, dann sollst du mir das sagen. Ansonsten ist das kein Thema zwischen uns.“ Die Brüder würden ihre Schwestern auch beschützen. Keiner wolle, dass eine Schwester zur „Dorfmatratze“ werde. Das würde auch die Schwester psychisch und körperlich beeinträchtigen.

An anderer Stelle erzählte mir ein türkeistämmiger Mann, er habe früher eine Freundin gehabt, mit der er sich oft gestritten habe, wobei sich der Streit ständig im Kreis gedreht habe. Sie wollte rausgehen und Leggings anziehen. Er konnte das nicht akzeptieren und sagte: „Nein, du gehst jetzt nicht quasi nackt auf die Straße.“

Wie in vielen anderen Kontexten auch ist das legitime Modell der Sexualität und Familienstruktur im Milieu des Wohnblocks heterosexuell und reproduktionsorientiert. Eine Studie von Margret Spohn (2002) über türkische Einwanderer der ersten Generation ergab:

Allen Männern gemeinsam ist ... die Vorstellung, dass das Ziel ihrer Kinder sein muss, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Für andere Lebensentwürfe wird kein Verständnis gezeigt und eher mit Trauer und Unverständnis über die Kinder gesprochen, die diesen gewünschten Lebensplan nicht verfolgen. (S. 441)

Im von mir untersuchten Milieu habe ich nicht erlebt, dass sich an dieser Vorstellung in jüngeren Generationen grundsätzlich etwas geändert hätte. Die Diversifizierung der Lebensverlaufsmuster betrifft allerdings auch die Nachfahren der ersten Einwanderergeneration. Unter den strukturellen Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen in Deutschland bekommen viele von ihnen später Kinder, als es der Idealvorstellung ihrer Eltern entspricht. Auch Paare ohne Kinder und Alleinstehende gibt es heute insgesamt in der postmigrantischen Bevölkerung häufiger, allerdings deutlich seltener als bei autochthonen Deutschen (Hallenberg et al., 2018, S. 36).

Einmal hörte ich, wie zwei Anfang 20-jährige Männer, ein Türkeistämmiger und ein Marokkostämmiger, sich über die Frage unterhielten, wann das richtige Alter zum Heiraten sei:

Ein älterer Mann rät den beiden, früh zu heiraten. Auch der junge Türkeistämmige scheint diese Norm verinnerlicht zu haben. Er sagt: „Man soll ja eigentlich sofort [nach dem Kennenlernen] heiraten und es nicht lange hinauszögern.“ Aber trotzdem sind beide jungen Männer skeptisch und überlegen, ob sie nicht doch eine längere Prüfphase einlegen sollten, damit nichts schief geht. Der ältere Mann fragt kritisch: „Was sollte denn schiefgehen? Wovor habt ihr Angst?“ Der Türkeistämmige antwortet: „Sie könnte immer mehr von dir fordern. Oder sie könnte zu viele Freiheiten für sich einfordern, sich zum Beispiel abends mit Freundinnen treffen und feiern.“

Ein Mitte 20-jähriger marokkostämmiger Mann erzählte mir, wie die Kennenlernphase vor einer Heirat in seinem Milieu ablaufe:

**Maruan:** Eine Ehe läuft bei uns so ab, dass die Familien sich erstmal beschnuppern. Die marokkanischen Familien sind gut vernetzt. Die fragen dann auch andere Bekannte nach dem Ruf der anderen Familie. Wenn ich jetzt zum Beispiel heiraten würde, dann würde ich erstmal

über Bekannte erfahren, wo es eine Familie gibt, die schöne Töchter hat. Dann besuchen sich unsere Familien erstmal ganz diskret zum ersten Treffen. Dann kommt es zu weiteren Treffen, bei denen auch immer viele Gastgeschenke mitgebracht werden. So erzähle ich dir das, damit du dir das einfach mal vorstellen kannst, wie das bei uns läuft.

Quantitative Studien verwenden den Anteil an bikulturellen Ehen manchmal als *proxy* bzw. Indikator für das Ausmaß der Integration (Tressat, 2011, S. 26). Für Türkeistämmige gilt etwa, dass 5 Prozent bikulturelle Ehen eingehen (ebd.). Studien konnten zeigen, dass besonders Muslime es vorziehen, unter sich zu heiraten (Foroutan, 2019, S. 98–99). Andere Studien konnten nachweisen, dass für zwei Drittel der türkeistämmigen Muslime nichtmuslimische Schwiegertöchter, insbesondere aber nichtmuslimische Schwiegersöhne ein großes Problem darstellen würden (ebd., S. 99). Die Scheidungsquoten von Muslimen in Deutschland sind geringer als für andere Gruppen (Jacob, 2020, S. 1926). Mir selbst sind 3 Fälle von Scheidungen in der marokkanischen Community in der Kleinstadt bekannt. Saad (22, Ingenieursstudent) erzählte mir von der glücklichen Ehe seiner Eltern. Seine Mutter kam als 17-Jährige per Familienzusammenführung nach der Heirat zu ihrem 25-jährigen Mann nach Deutschland:

**Saad:** Als sie hierhin gekommen ist, hat sie mir gesagt, war sie recht schüchtern, weil man sich ja nicht wirklich kennengelernt hat, man hat sich halt nur einmal gesehen. Und dann konnte man halt optisch jetzt erstmal sagen, will ich oder will ich nicht. Meine Mutter durfte natürlich auch mitentscheiden, sie wollte natürlich, macht ja Sinn. Und ja, dann hat's halt angefangen, dass man sich dann kennenlernt, sich aneinander anpasst. Und ich kann sagen, meine Eltern sind an sich sehr unterschiedliche Menschen, aber man passt sich aneinander an, also der eine respektiert die Wünsche des anderen, und so haben die's mir auch erklärt, so sollte es auch sein.

Auch in der Sozialen Arbeit der Organisation gibt es eine stark ausgeprägte Segregation der Geschlechter. Wenn Kinder und Jugendliche gebeten werden, bei Veranstaltungen Essensgerichte mitzubringen, ist allen klar, dass „die Mamas die Gerichte vorbereiten“, wie eine marokkostämmige Kollegin es mit einem Lächeln ausdrückte. Eine andere, sehr erfahrene Kollegin sagte, an den Geschlechterverhältnissen der Jugendlichen in der Kleinstadt habe sich innerhalb der letzten 30 Jahre wenig geändert. Die Mädchen würden teilweise nicht zu Veranstaltungen gehen, bei denen sich Jungen aufhalten. Das liege auch an sozialer Kontrolle. Viele Mädchen wollten nicht von Bekannten ihrer Familie an einem öffentlichen Ort gesehen werden, wie sie etwa mit Jungen Billard spielen.



*Abbildung 4. Muslimische Mädchen in der Kleinstadt (Foto: Anonym, 2022).*

In der Organisation gibt es einen Raum, in dem nur Mädchen sich aufhalten dürfen, und es gibt neben dem Jugendcafé, einer offenen Anlaufstelle am Wochenende, das Mädchencafé, das einmal die Woche stattfindet. Die Initiative, ein separates Mädchencafé zu gründen, ging von den Mädchen selbst aus. Bei der Benennung der Angebote Jugendcafé und Mädchencafé fiel mir anfangs auf, dass das Standardgeschlecht als männlich konstruiert wird (unmarkiert), das besondere Geschlecht hingegen als weiblich (markiert). Denn unser Jugendcafé ist de facto ein Jungencafé. Eine Kontroverse in der Sozialen Arbeit der Kleinstadt ist, wie mit dieser Geschlechtertrennung umzugehen ist. Von verschiedensten Seiten kommt immer wieder der Wunsch auf, der starken Segregation der Geschlechter entgegenzuwirken. Die Gegenposition setzt sich für eine Akzeptanz von Kulturunterschieden ein und respektiert den Wunsch der muslimischen Mädchen nach der Geschlechtertrennung.

Das Mädchencafé wird hauptsächlich von marokkostämmigen Mädchen im Alter von durchschnittlich 15 Jahren besucht. Die meisten Teilnehmerinnen, die ich kenne, tragen ein Kopftuch, sind sehr religiös, sehr freundlich und überwiegend selbstbewusst. Im Mädchencafé

unterhalten sie sich viel miteinander, manchmal backen, kochen oder tanzen sie. Beim Tanzen dunkeln sie den Saal ab, um vor Blicken geschützt zu sein. Manchmal kommen auch Gäste ins Mädchencafé – etwa eine Gynäkologin, ein Polizist oder eine Mechatronikerin. Wünsche der Mädchen für die Zukunft sind ein Ausflug nach Köln, um die große Moschee zu besichtigen, und ein Ausflug ins Schwimmbad. Es müsste allerdings ein Schwimmbad sein, das an dem Tag nur für Frauen geöffnet ist und bei dem auch alle Mitarbeitenden Frauen sind.

Für das Mädchencafé ist auch ein kleiner Kurs zur Selbstverteidigung bzw. Selbstbehauptung geplant. Denn die Mädchen berichteten auch mir davon, dass sie grundsätzlich Angst haben, im Dunkeln alleine im öffentlichen Raum unterwegs zu sein. Eine Gruppe von Freundinnen berichtete mir, dass sie deshalb im Dunkeln immer nur als Freundinnengruppe unterwegs sind. Vor allem an einem Kiosk seien sie öfter „blöd angemacht“ worden. Aus dem städtischen Freibad hörte ich, dass sich einige Mädchen und junge Frauen (nicht die Besucherinnen des Mädchencafés) dort nicht wohl fühlten, weil sie Blicken und Sprüchen von männlichen Jugendlichen ausgesetzt waren.

### *Sexualität unter corner boys*

Die Kurzfilm-Dokumentation *Vers la Tendresse* bzw. *Towards Tenderness* von Alice Diop (2016) zeigt *corner boys* in den Pariser Vorstädten – zwischen toxischer Maskulinität und Momenten der Verletzlichkeit. Einer der jungen Männer berichtet, dass es ein Problem für Männer ihres Milieus sei, eine Frau fürs Leben zu finden. Die erste Frage jeder Frau sei immer: „Was machst du [beruflich]?“ Für Männer, die nicht arbeiten, sei das ein Problem. Viele Männer in diesem Milieu haben auch nicht die Möglichkeit, Zuneigung und Sex von Frauen zu bekommen. Ein junger Mann berichtet, dass Alkohol, Zigaretten und Cannabis bei ihm eine Kompensation für diesen Mangel seien.

Auf der anderen Seite gibt es in der Kleinstadt auch *corner boys*, die – vermeintlich oder tatsächlich – sehr beliebt bei Frauen sind. Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich) erinnert sich an ihre „Teenie-Zeit“, in der viele Freundinnen in *corner boys* „verknallt“ waren. „Ja klar, so *bad boy image* ist schon anziehend [lacht]. Bescheuert, ist aber der Fall.“ Für einige jugendliche *corner boys* ist der *body count* eine wichtige statusmarkierende Größe. Die Kennzahl gibt an, mit wie vielen Personen jemand schon Sex hatte. Als ich der Gruppe von Kiffern um Gürkan (17, Schulabbrecher) vorschlug, an einem Sportprojekt teilzunehmen, antwortete er: „Der einzige Sport, den ich mache, ist Ficken.“ Ein anderes Mal sagte mir der *corner boy* Tayo (18): „Wir gehen jetzt noch in den Puff. Zu Pussys.“ In seiner Gruppe von *corner boys* sind die ersten Assoziationen, wenn es um Frauen geht, oft entweder

Sex oder Kochen. Ein anderes Extrem ist der Viertklässler Ferhat, der mir sagte, er habe in der folgenden Woche „schlechten Unterricht“ in der Schule, und damit Sexualkunde meinte. Er sagte: „Das ist bei uns haram.“ In biografischen Interviews mit *college boys* habe ich mehrmals das Muster beobachtet, dass muslimische Männer Alkohol und Frauen auf einer Linie nennen, um bestimmte rebellischere Phasen ihrer Jugend zu beschreiben.

Die Cousins Ahmed und Aziz (beide 20, intermittierende Arbeit im Sicherheitsdienst) erzählten mir, wie sie in der Vergangenheit Geld, das sie durch den Verkauf von Haschisch machten, immer auf der Stelle verschleuderten. Neben Zigaretten, großen Platten von Haschisch, Taxifahrten, Red Bull, Essen und „was zum Naschen“, ihrer Internet-Flatrate und Kleidung ergänzten sie auch noch Nächte im Hotel:

**Ahmed:** Dann schläfst du noch da, brauchst noch n Hotel oder was weiß ich. So. Klar das ist so Luxus den wir uns gönnen, aber das ist halt, wir haben keine andere Wahl. Wir brauchen halt n Hotel, wir können nicht bei uns zuhause chillen, zum Beispiel, wir können nicht bei uns irgendwen nach Hause bringen und eh unsern Spaß haben, wir müssen halt irgendwohin gehen, ob es n Hotel ist oder bei jemanden anders. Und das kostet halt alles Geld für uns. Das müssen wir uns halt dadurch irgendwie leisten. Deswegen ist auch schnell unser Geld weg.

Ahmed, der mit zwei Geschwistern in einer kleinen Wohnung bei seiner Großmutter lebt, fehlt ein privater Ort, an den er eine Freundin einladen kann. Als ich einem muslimischen Kollegen von dieser Situation erzählte, ergänzte dieser: „Selbst wenn sie sich nicht ihre Zimmer mit Geschwistern teilen würden, sie könnten trotzdem keine Frauen mit nach Hause bringen. Das geht einfach in unserer Kultur gar nicht.“

Gibt es Frauen in Gesellschaft von *corner boys*? Ja, aber eher selten. Und die Frauen, die Zeit mit *corner boys* verbringen, nehmen nach meiner Erfahrung häufig randständige Positionen ein, etwa als eine Freundin von einem der Jungen, die die anderen noch nicht so gut kennt. Einmal erlebte ich eine Begrüßungszeremonie unter 17-jährigen *corner boys*. Die Art der Begrüßung (Länge, Intensität, mit oder ohne Umarmung) untereinander war streng nach empfundener Nähe strukturiert. Die einzige Frau stand am Rand und wurde von niemandem auf besondere Weise begrüßt, weder gestisch noch verbal. An einem der zwei Abende, die ich mit den Cousins Ahmed und Aziz (beide 20) verbrachte, kam zwischendurch auch Maya (20) und verbrachte etwa 90 Minuten mit uns. Zu Ahmed hat sie eine relativ vertraute Beziehung mit gegenseitigem Necken. Bevor sie sich verabschiedete, ließ sie sich von ihm etwas Haschisch geben. Die zwei Cousins kommentierten dies, als sie sich auf den Weg machte, und schlossen dabei auch an einen Diskurs an, der Frauen Hysterie zuschreibt und der nicht erst seit der Psychoanalyse Freuds eine lange Tradition hat:

**Ahmed:** Immer diese *Schnorrer*. [Das letzte Wort sagt er laut, für Maya beim Weggehen noch hörbar. Dann zu uns:] Ja manchmal ist es, ist es eh, n Thema, mit eh Mädchen, zu chillen, das

macht dann manchmal Kopfschmerzen. Man merkt, das ist immer noch n Mädchen. Und deswegen, ist das dann meistens, fühlen wir uns, klar eh, ne Stunde, 2, *maximal*, kann man da verbringen, und dann wird's wirklich, irgendwann...

**Aziz:** ... zu viel. Man wird auch, manchmal werden Frauen einfach so aggressiv, ich weiß nicht was da bei denen so tickt.

**Ahmed:** Also die mit denen wir jetzt zu tun haben.

**Aziz:** Also die zum Beispiel [er meint Maya], aber ich hab die mal gefragt, woran das liegt, weil wir chillen und dann sie rastet einfach aus...

### *Marginalisierte Männlichkeit*

Bei der Streetwork-Tagung erzählte uns der Seminarleiter Werner viel über benachteiligte Milieus und unterprivilegierte Menschen:

„Ihr kennt doch diese Sinus-Milieus oder? Ich meine das Milieu, das sich in diesem Diagramm unten links befindet. Arm und antiquierte Rollenbilder.“ Antiquierte Rollenbilder seien ein großes Problem, denn sie führten dazu, dass die Personen in vielen verschiedenen Kontexten im Leben anecken. Antiquierte Rollenbilder führten zum ständigen Scheitern in Kontexten außerhalb eines kleinen Kosmos. In diesem Sinus-Milieu sei es für Männer typisch, Kfz-Mechatroniker als Berufswunsch zu haben. Junge Mädchen würden oft den Wunsch äußern, beruflich mit Fingernägeln, Haaren oder Schminke zu tun zu haben, weil es nach einem antiquierten Rollenbild üblich sei, dass Frauen sich für Männer schön machen. Dieses Muster für die Berufswünsche von Mädchen in armutsgeprägten Verhältnissen stellt auch Anderson (2000, S. 10) für ein Stadtviertel in Philadelphia fest.

Die besondere Benachteiligungsdimension des männlichen Geschlechts zeigt sich deutlich im schulischen Bereich. Armutserfahrung wirkt sich bei Jungen stärker negativ auf den Schulerfolg aus (Boeckenhoff et al., 2012, S. 389). „Die Zahl der männlichen Studierenden türkischer Herkunft stieg von 1980–1996 um das 2,5-Fache, während sich die Zahl der weiblichen Studierenden türkischer Herkunft im gleichen Zeitraum um das 9,5-Fache erweiterte“ (Tepecik, 2011, S. 26). Für viele Jungen ist die Schule keine empowernde Organisation, sondern ein Ort des Misserfolgs und der Ausgrenzung. Sie entwickeln ihre Maskulinität in Opposition zur Macht und Autorität der Schule. Dass Mädchen besser in der Schule abschneiden, ist auch in der Kleinstadt zu beobachten, in der die Anzahl von Mädchen aus dem Wohnblock im Gymnasialzweig die Anzahl von Jungen in gleicher Position weit übersteigt. Dieses Phänomen könnte eine unintendierte Folge einer traditionellen Erziehung sein (Salikutluk & Heyne, 2014, S. 425). Haushaltspflichten und eine stärkere soziale Kontrolle bei Mädchen führen demnach indirekt zu Verhaltensweisen, die im Bildungssystem belohnt werden. Traditionell geprägte Männlichkeitsbilder seien hingegen oft mit Anti-Schulnormen verbunden (ebd., S. 426). Unter Jungen können demnach Bemühungen in der Schule als weiblich wahrgenommen und durch die Peergroup negativ sanktioniert werden. Aylin (26,

Sozialarbeiterin) drückte es so aus: „Wir Frauen sind eher so, wir wollen uns in der Schule gegenseitig ermutigen ne, wir wollen uns immer gegenseitig pushen. Aber die Männer ziehen sich glaube ich gegenseitig ein bisschen runter.“ Jungen dürfen oft von zuhause aus mehr Zeit auf den Straßen verbringen, wodurch ihnen aber auch Zeit entgeht, die die Mädchen zuhause für Schulaufgaben nutzen können.

In *Of Boys and Men: Why the Modern Male Is Struggling* beschreibt Richard V. Reeves (2022) eine spezifisch männliche Arbeitslosigkeit. 2020 gingen 58 Prozent der verliehenen Bachelor-Titel in den USA an Frauen (ebd., S. 11), während der Anteil in Deutschland bei 52 Prozent lag (Statistisches Bundesamt, 2023a). Deindustrialisierung und Tertiärisierung führten nach Reeves (2022, S. 21–22) zu einem starken Rückgang von Arbeitsstellen, in denen physische Kraft einen Vorteil verschafft. Auch gefördert durch Stipendien, Auswahlverfahren und spezielle Programme beobachtet Reeves einen Anstieg von Frauen in den STEM-Fächern (*science, technology, engineering, mathematics*) seit 1980 (ebd., S. 13, 153). Aber die Desegregation des Arbeitsmarktes habe nur in eine Richtung funktioniert. Ein ähnlicher Anstieg von Männern in den HEAL-Berufen (*health, education, administration, literacy*) blieb aus. Das Problem der spezifisch männlichen Arbeitslosigkeit ist nach Reeves (2022, S. 152) auch dadurch begründet, dass 23 Prozent des US-amerikanischen Arbeitsmarktes aus HEAL-Berufen, aber nur 9 Prozent aus STEM-Berufen bestehe.

Im muslimischen Milieu des Wohnblocks sind Berufe deutlich nach Geschlecht segregiert. Männer arbeiten vermehrt im technischen, handwerklichen oder kaufmännischen, Frauen oft im sozialen oder medizinischen Bereich. Stark geschlechtsspezifische Berufswünsche nach diesem Muster erlebt auch eine Lehrerin im Fach Arbeitslehre, die an einer Schule in der Nähe des Wohnblocks unterrichtet. Die Berufe des Pflegers oder Erziehers kommen für viele männliche Jugendliche wegen traditioneller Geschlechterrollenvorstellungen nicht in Frage. Reeves stößt mit seiner These von spezifisch männlichen Problemlagen oft auf Überraschung oder Widerstand, weil sie in den Milieus der akademischen Mittelklasse, in denen er sich bewegt, nicht sichtbar sind. Denn die Folgen der männlichen Arbeitslosigkeit (Drogenkonsum, Kriminalität) sind in der prekären Klasse konzentriert.

Männer im Wohnblock sind mit negativen Zuschreibungen an ihr Geschlecht konfrontiert. In Deutschland beschreiben Lehrkräfte an Schulen postmigrantische Jungen häufig als „Verursacher von Problemen“ (Huxel, 2014, S. 15). Christel (Sozialarbeiterin in Rente) sagte mir im Interview, dass sie in ihrer ca. 30-jährigen Berufserfahrung ab den 1980er Jahren im Wohnblock „viele super fitte Frauen“ kennenlernte. Über die Männer könne sie das meist weniger sagen.

**Christel:** Die Frauen sind aus meiner Sicht offener, und sie tragen die, also eigentlich die größte Last der Integration. Ehm, sie kümmern sich um den Haushalt, um die Kinder, um die Bürokratie, also um den Gang zu Ämtern, und haben wenig Unterstützung von den Männern dabei. Die gehen arbeiten und gut ist, ne wenn sie arbeiten gehen ne.

Die Frauen haben auch schon viel Deutsch gelernt, also wir haben damals auch Alphabetisierungskurse angeboten, mit Kinderbetreuung, und wenn man das so strukturiert, dann sind die Frauen auch da, und die machen das, bei den Männern ist das schwieriger.

**Malte:** Und die Männer, wie verbringen die ihre Freizeit?

**Christel:** Ja so ähnlich wie die *corner* Jungs [lacht]. Also im Sommer sind die alle draußen, ne, sitzen dann in der Anlage rum, nach der Arbeit natürlich, also es gibt dann welche, die auch nicht arbeiten gehen, aber ne, die meisten gehen halt arbeiten ne. Und gehen in die Moschee, die Moscheen da sind ja sehr gut ausgestattet, die haben ja dort auch n Café ne, da sitzen die dann im Café und babbeln.

**Malte:** Gibt es viele Alleinerziehende in diesen Hochhäusern?

**Christel:** Also ich sag mal [lacht], in den meisten Familien, oder in *vielen* Familien, egal ob die Leute verheiratet sind oder nicht, die Frauen leben die Situation von Alleinerziehenden. Weil sie für fast alles verantwortlich sind.

Ihren Eindruck von Vätern, die nur arbeiten und sonst kaum Verantwortung übernehmen, kann ich so nicht bestätigen. Sofort fallen mir Gegenbeispiele ein, wobei es die immer gibt in der sozialen Welt, in der es fast immer um Tendenzen, und nicht um Schwarz-Weiß-Unterscheidungen geht. Trotzdem scheint Christels Darstellung insgesamt eher ein Bild vergangener Zeiten oder Ausdruck von etablierten negativen Zuschreibungen zu sein.

Viele Ausdrucksformen von *corner boys* lassen sich mit dem Konzept der marginalisierten Männlichkeit, das Raewyn Connell (1993) in *Masculinities* entwickelt, besser verstehen. Männlichkeitsvorstellungen entwickeln sich in der Sozialisation in Abhängigkeit von Kultur, historischer Zeit, Religion, sozialer Klasse und Milieu. Connell untersucht die dynamischen Beziehungen, die sich zwischen verschiedenen Formen von Männlichkeit ergeben.

Mit hegemonialer Männlichkeit beschreibt Connell (1993, S. 77) eine Form von Maskulinität, die eine kulturell führende Position innerhalb einer Gesellschaft einnimmt. Demnach ist hegemoniale Maskulinität die jeweils aktuell akzeptierte Legitimierung des Patriarchats. Sie ist ein erfolgreicher Anspruch auf Autorität, der weniger mit Gewalt, als vielmehr durch Akzeptanz der beherrschten Gruppen durchgesetzt wird. Es handelt sich um eine nicht markierte Männlichkeit, „deren Schwierigkeit sie zu bestimmen, gerade ihren Erfolg ausmacht“ (Spies, 2010, S. 394–395). In Deutschland ist vor allem eine weiße, bürgerliche Männlichkeit hegemonial, die zum Beispiel im Topmanagement oder in den Massenmedien zu finden ist. Welche Männlichkeit eine kulturell führende Rolle einnimmt, wandelt sich im Lauf der Zeit, wie die Soziologinnen Nina Baur und Heather Hofmeister (2008, S. 281) für

Deutschland herausarbeiten: eine aristokratische Männlichkeit vor der industriellen Revolution, eine bourgeoise oder militärische Männlichkeit bis zum 2. Weltkrieg und eine technische oder Management-Männlichkeit nach dem 2. Weltkrieg. An vielen US-amerikanischen oder australischen High Schools ist die Männlichkeit im kompetitiven Sport unter Jugendlichen hegemonial (Connell, 1993, S. 37). Die Anzahl von Männern, die hegemoniale Männlichkeit verkörpern, ist relativ gering. Aber die Mehrheit der Männer profitiert von einer „patriarchalen Dividende“, also von einem ökonomischen Vorteil im Vergleich zu Frauen, der sich in besser bezahlten Jobs und besseren Möglichkeiten zur Beförderung äußert (ebd., S. 79).

Auf der anderen Seite verkörpern bestimmte Männer, die aufgrund ihrer Klassenlage nicht von der patriarchalen Dividende profitieren, eine marginalisierte Männlichkeit (Connell, 1993, S. 116). Unter *corner boys* äußert sie sich in Anti-Schulnormen, einer aggressiven Aura, einer starken Ablehnung von Homosexualität, einer Degradierung von Frauen und in einer hohen Risikoaffinität (Schlägereien, Glücksspiel, exzessiver Drogenkonsum). Protest gegen den Staat und seine Organe ist eine weitere Ausdrucksform marginalisierter Männlichkeit. In diesen Bereich fällt der Angriff durch Steinewerfen auf Polizei- und Rettungskräfte am Anfang der Corona-Zeit oder auch eine spätere, von der Polizei intern als „Mutprobe“ bezeichnete Aktion, bei der ein Polizeiwagen im Wohnblock mit Steinen beworfen wurde. Genau wie White-Collar-Kriminalität ist Straßekriminalität eine klassenspezifische Ausprägung von Männlichkeit (Connell, 1993, S. 36). Im deutschen Gangstarap setzen die Rapper einer weißen Managermännlichkeit den Idealtypus einer migrantischen Aufsteigermännlichkeit entgegen (Seeliger, 2021, S. 13).

All diese Ausprägungen von marginalisierter Männlichkeit haben gemeinsam, dass sie einen Anspruch auf Macht haben, wenn es für die jungen Männer keine wirklichen Ressourcen für Macht gibt (Connell, 1993, S. 111). Es fehlt ihnen die finanzielle Sicherheit, um der dominanten Norm entsprechend zu heiraten und eine Familie zu ernähren. Eine Möglichkeit, einen Rollenkonflikt trotz mangelnder Aussicht auf eine stabile Berufstätigkeit zu vermeiden, besteht darin, die Männlichkeit auf anderen Wegen zu beweisen (Anderson, 1990, S. 136). Eine offensive Zurschaustellung männlicher Körper und Praktiken etwa über eine Selbstinszenierung als jemand, der zurückschlägt und mit dem niemand Probleme haben möchte, ist ein solcher Weg. Männlichkeit wird zur letzten Ressource für diejenigen, denen in ihrem Lebensverlauf immer mehr Kontexte schwinden, in denen sie ihren Körper in gesellschaftlich anerkannter Weise platzieren können (Huxel, 2014, S. 38). Ein Habitus marginalisierter Männlichkeit entsteht schon in der Kindheit als Reaktion auf ein Gefühl der Machtlosigkeit und aus Protest gegen die als ungerecht empfundenen Entbehrungen. Nach

Bourdieu (1998/2016) sind Imponiergehabe und die teilweise verbissenen Investitionen in männliche (Gewalt-)Spiele ein Kampf gegen das Gefühl der Verletzbarkeit und gegen die „Angst vor dem *Weiblichen*, und zwar in erster Linie in einem selbst“ (S. 96).

Die klassenspezifischen Ausdrucksformen marginalisierter Männlichkeit unter *corner boys* im Wohnblock mischen sich mit kulturell oder islamisch geprägten Vorstellungen. Einige marokkostämmige junge Männer erklärten mir, dass es das Schlimmste in ihrer Kultur sei, wenn jemand ihre Mutter beleidigt. Die Cousins Ahmed und Aziz (beide 20, intermittierende Arbeit im Sicherheitsdienst) erklärten:

**Ahmed:** Wir sind halt auch so, auch bei unsere Kultur das sag ich mal so, das ist so dass die Mutter auch sehr viel Wert hat. Eine Mutter das ist...

**Aziz:** Alles.

**Ahmed:** Man reagiert ja richtig allergisch drauf, wenn jemand irgendwas Falsches über die Mutter sagt.

**Aziz:** Zum Beispiel in der einen Schule wo ich war, wo ich voll Stress hatte mit der einen Lehrerin und die dann mir gesagt hat, deine arme Mutter, die tut mir echt Leid, da hat die echt Glück gehabt, dass da nicht irgendwas geflogen ist. Außer die Tür.

Unter Bedingungen marginalisierter Männlichkeit sind männliche Familienangehörige über Kritik und Beleidigungen ihrer weiblichen Verwandten angreifbar. Andere nutzen diese Angreifbarkeit aus, was zu ritualisierten sprachlichen Beleidigungsduellen führt. Oft teilen mir Jugendliche ihre Überzeugung mit, sie dürften sich nach Beleidigungen nicht still verhalten. Denn dies würde provozieren, immer wieder gedemütigt zu werden.

## Religion

Heute gehe ich mit zwei Kollegen vor der Organisation entlang. Dort steht eine Skulptur in Form eines großen Steines. Eingraviert ist – wahrscheinlich aus emanzipatorisch-linker Perspektive – unter anderem der Spruch: „Gemeinsam kämpfen.“ Ein Vater – dem Erscheinungsbild nach gläubiger Moslem – steht mit seinem 3-jährigen Sohn vor diesem Stein und spricht uns freundlich an. Er sagt uns: „Ich musste meinem Sohn gerade vorlesen, was hier steht. ‚Gemeinsam leben‘ hätte ich schöner gefunden als ‚Gemeinsam kämpfen‘.“

Dieser Abschnitt beschreibt ein Spektrum von Möglichkeiten, den Islam zu praktizieren, von starker Frömmigkeit, wie sie in diesem Beispiel zum Ausdruck kommt, bis hin zu einer Vernachlässigung islamischer Praktiken aufgrund des Wertesystems der Straße. Eines haben jedoch – mit Ausnahme eines *college boy* – alle Muslime, die ich im Feld kennenlernte, gemeinsam: Sie beschreiben sich als gläubige Menschen. Daran zeigt sich wieder, dass ich eine Milieustudie durchführe, und keine repräsentative Studie über Muslime in Deutschland. Denn eine repräsentative Erhebung ergab zwar, dass der Islam unter (Post-)Migrantinnen und -migranten die Religion mit der höchsten subjektiven Religiosität ist: 68 Prozent der befragten Muslime gaben an, die Religion habe eine große oder sehr große Bedeutung in ihrem Leben, gefolgt von orthodoxen Christen mit 42 Prozent (Hallenberg et al., 2018, S. 40). Trotzdem besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen diesen 68 Prozent und den nahezu 100 Prozent im Milieu des Wohnblocks der Kleinstadt.

### *College boy 2: Der Arzt Salman*

Dr. Salman Arain lässt sich einem Typus zurechnen, der mir im Feld immer wieder begegnete, und zwar dem Typus, der sehr starke Religiosität und großen beruflichen Erfolg miteinander verbindet. Der 38-jährige Arzt ist mittelgroß, athletisch gebaut, trägt einen gepflegten Bart und hat einige graue Strähnen in seinen schwarzen Haaren. Im Gegensatz zu anderen Bildungsaufsteigern seiner Kohorte, die im Wohnblock aufwuchsen, von denen ihm insgesamt 3 einfallen, wohnt er noch heute dort. Ich treffe ihn zum biografischen Interview an zwei verschiedenen Abenden in einer Moschee, wo er immer um 21:45 Uhr das Abendgebet verrichtet. Er fährt mit einem auffällig teuren, schwarzen Mercedes vor, der sehr neu wirkt, quasi wie frisch aus dem Autohaus gekauft. Er gehört nicht zu den Leuten, die schnell das Du anbieten. Trotzdem fängt er an, mich zu duzen, bevor er mir seine Lebensgeschichte erzählt. Seine Stegreiferzählung fällt ziemlich kurz aus, enthält aber ein typisches Rechtfertigungsmuster, warum seine Familie in den Wohnblock zog:

**Salman:** Also, ich bin als Kleinkind hier mit der Familie aus Pakistan geflohen sozusagen oder hergezogen. Ich war zweieinhalb Jahre alt. Wir sind dann als ich 3 war hier in den Wohnblock gezogen. Damals war der Wohnblock noch nicht so, wie er jetzt ist. Das war deutlich angenehmer dort. Also die waren eigentlich anfangs auch als Luxuswohnungen gedacht und damals haben meine Eltern dann die Wohnung gekauft und dachten, ja, schöne Gegend, passt, baut sich alles auf, wird super sein. Na ja, und dann bin ich hier zur Grundschule, also Kindergarten, Grundschule und dann irgendwann hier aufs Gymnasium gegangen. Habe dann dort mein Abitur gemacht, Zivildienst auch noch abgeleistet und dann aber erst mal BWL studiert in ner Kooperation mit einem Unternehmen. Also das war das duale Studium, das wird so bezahlt und das ist so, ja eigentlich sehr praktisch. Das habe ich abgeschlossen und dann anschließend in Heidelberg Medizin studiert. Und danach war ich nach dem Abschluss für circa zehn Monate in der Schweiz, habe dort gearbeitet und bin dann wieder zurückgekommen und seit fünfeinhalb Jahren hier in der Klinik und habe jetzt vor nem Jahr meinen Facharzt gemacht. [Pause] Das wars, zur beruflichen Biografie. Das war kurz [lacht].

Als nächstes kommt Salman detaillierter auf den Wohnblock zu sprechen. Er beschreibt es – wie auch der *college boy* Hassan (31, Master, Ingenieur) – als positive Ressource für seine Persönlichkeit, dort aufgewachsen zu sein. Bourdieu (1979/1984, S. 290) bezeichnet diese Art, aus einer Not eine Tugend zu machen, als *amor fati* (Schicksalsliebe).

**Malte** Fällt dir sonst noch was? Das war jetzt die berufliche Biografie. Du kannst auch von anderen Sachen erzählen.

**Salman** Ach so, ja, ich bin ja hier aufgewachsen, letztendlich, hier im Wohnblock. Ehm, ja die Zeiten haben sich hier geändert, ja es gab so Phasen, letztendlich. So die Anfangsphase, als Kleinkind habe ich ja nicht wirklich so realisiert, weil das normal war, wenn man da so aufwächst, ist es normal, wenn es so ist, wie es ist. Das realisierst du ja erst, wenn du so 10 bist. Dann hat es schon angefangen, dass man gemerkt hat, auch in der Schule, wenn Leute gefragt haben, ja, wo wohnst du denn? Dann haben die Leute auch schon so ein bisschen geguckt und das hat man selbst irgendwie nicht begriffen, weil wenn man da aufwächst, es wirkt sich nicht so negativ aus für einen. Wenn du dann in so einer Atmosphäre, in so einer Gegend aufwächst, dann ist es für dich der normale Alltag. Und für mich war das der normale Alltag, überall auf der Straße viele Leute mit Drogen handeln zu sehen, dass dort unterschiedlichste Menschen sind, unterschiedlichste Charaktere zusammenkommen. Und damit wächst man dann letztendlich auf und baut irgendwann dann auch die eigene Persönlichkeit dementsprechend auf. Ne, du kommst eben mit vielen Leuten einfach klar. Ich hab daraus Positives rausziehen können, indem ich die Erfahrung gesammelt habe, wie man mit Menschen umzugehen hat, wie man mit unterschiedlichsten Leuten aus unterschiedlichsten Gegenden der Welt klarkommt. Und ich glaube, das hat mich irgendwo auch sicherlich bereichert.

Es war auch sicherlich schwierig, so außerhalb dieses Mikrokosmoses im Wohnblock, außerhalb, da einfach Freundschaften zu finden, weil die Leute einen auch irgendwann mal immer in so Schubladen gesteckt haben.

Es gibt sehr, sehr gute Freundschaften dort. Lange Zeit waren wir mit unseren Nachbarn, die jetzt ausgezogen sind, also mindestens 30 Jahre waren das unsere Nachbarn. Ja, wir haben alle zusammen wie ne große Familie gelebt. Das war sehr schön. Das waren Kurden, und man kennt sich auch einfach im Hochhaus.

Und das sind auch so schöne Erfahrungen, wenn man zum Beispiel im Ausland Leute aus dem Wohnblock trifft. Ich hab in Mekka, wo ich meine Umrah [Pilgerfahrt nach Mekka, eine der fünf Glaubenssäulen im Islam, jeder muslimische Mensch sollte sie absolvieren, wenn er die finanziellen Mittel hat] gemacht habe, einen aus meinem Hochhaus getroffen. Dann wo noch? Ah in Ägypten habe ich noch jemanden getroffen gehabt. Der hat seine Flitterwochen

dort gemacht und es war sehr, sehr schön, die Leute auch da zu treffen. Das ist ne schöne irgendwo ne familiäre Atmosphäre.

Tja, und als Mediziner ist es, wenn mich Leute fragen, dass ich aus der Gegend komme, ist es für die schon sehr verwunderlich auch, dass, also die können es fast gar nicht fassen. Also die gehen stark davon aus, dass ich jetzt gerade da eingezogen bin und irgendwie ne Fehlinvestition geleistet hab [lacht]. Und wenn ich denen dann erzähle, dass ich seit *Jahren* dort schon lebe und dass das meine Heimat ist, dann sind die auch total verwundert und denken sich, das ist ne Seltenheit einfach. Also man wird da schon irgendwie ehm, ja, stigmatisiert irgendwo, dass man, wenn man aus der Gegend kommt oder aus dem Wohnblock letztendlich kommt, dass man irgendwie nicht unbedingt in der Lage sein kann, ähm ja, höherwertige oder akademische Abschlüsse zu machen.

**Malte** Hat dich da mal jemand besucht?

**Salman** Von den Medizinern? Näh, die trauen sich nicht dahin.

Salman kennt drei weitere Männer persönlich, die in seinem Alter sind, im Wohnblock aufwachsen und einen akademischen Abschluss machten: einen marokkanischen Anwalt, einen afghanischen Zahnarzt und einen pakistanischen Zahnarzt. Mit Freude beobachtet er aber, dass viele Familien, die zuvor im Wohnblock wohnten und dann in angrenzende Gebiete zogen, heute Kinder haben, die einen Bildungsaufstieg hinlegen. Er sagt: „In der Klasse meiner Nichte sind 24 Kinder mit Migrationshintergrund, die im Gymnasialzweig sind [lacht]. Das gab es früher nicht. Also Eltern haben auch erkannt, dass Bildung einfach wichtig ist.“

Als ich ihn auf seine Familiengeschichte anspreche, erzählt Salman erstmal wie selbstverständlich nur von den Männern: Der Urgroßvater gründete in Pakistan ein erfolgreiches Unternehmen, das Nähmaschinen produzierte und ihn „wohlhabend“ und „neureich“ machte. Der Großvater war ein Lebemann und „verhaute“ einen großen Teil des Wohlstands. Salmans Vater machte in Pakistan einen Abschluss zum Diplomingenieur. Salman selbst war erst zweimal in seinem Leben wieder dort und lernte seinen Großvater nie kennen. Erst nach einem nachdenklichen Schweigen kommt er noch kurz auf seine Mutter zu sprechen, zu der er sagt, dass sie mit 20 oder 21 früh verheiratet wurde und dementsprechend nicht viel Schul- und Berufsausbildung durchlaufen habe.

Salman gehört zur islamischen Gemeinschaft der Ahmadiyya. In Pakistan gab es in den 1970er Jahren Aussprüche, nach denen Ahmadiyya-Muslime offiziell als Nichtmuslime deklariert wurden. „Und wenn man da als Nicht-Moslem deklariert wird, also als Moslem, der vom Glauben abgefallen ist, ist man zum Tode verurteilt. Dann darf eigentlich jeder hingehen und dich töten.“ Es kam zu Plünderungen, Ausschreitungen, Morden und Attacken. Nach einer dieser Attacken starb auch Salmans Großvater mütterlicherseits an einer Kopfverletzung. Sein Großvater väterlicherseits sagte: „Wandert aus, lieber, versucht, draußen, irgendwo im Ausland eure Zukunft zu finden“, was Salmans Vater dann umsetzte. Weil sein Abschluss als Ingenieur in Deutschland „natürlich nicht anerkannt wurde“, arbeitete er als Fräser und Dreher. Eine

spätere Geschäftsidee des Vaters im Import und Export lief erst gut, bis der Irakkrieg „diese Geschäfte dann leider wieder kaputt machte“. Zur Erziehung seiner Eltern sagt Salman: „Ja, also unsere Beziehung war immer gut. Meine Eltern waren sehr fürsorgliche Eltern. Also es ist auch vom Glauben her, aber es war auch immer hohe Priorität bei ihnen, dass wir zumindest einen akademischen Abschluss schaffen.“

Als Salman in der Pubertät mal eine schulisch schwierige Phase hatte, überlegte er, von der Schule mit einem Hauptschulabschluss abzugehen, um sofort zu arbeiten und Geld zu verdienen, anstatt noch das Gymnasium abzuschließen. Sein Vater erklärte ihm:

**Salman:** Er hat gesagt, ja Salman guck mal, du kannst das gerne machen, wenn du damit zufrieden bist. Aber überleg dir, n Hauptschulabschluss, mit nem Hauptabschluss wirst du auf dieser Insel bleiben. Mit dem Realabschluss kriegst du ein kleines Boot und kannst von einer Insel zur anderen. Aber wenn du dann Abitur gemacht hast, dann hast du ein Schiff. Mit dem Schiff kannst du die ganze Welt bereisen. Und das ist etwas, was mir so komplett in Erinnerung geblieben ist. Und er hatte recht letztendlich, ja. Das hat mir alle Wege geöffnet. Ich habe mit dem Abitur tatsächlich alles machen können, was ich machen wollte und kann tatsächlich alles machen, was ich jetzt machen möchte.

Salman erzählt mir detailliert von seiner Schulzeit. Er erinnert sich, dass in seiner Grundschulklasse neben „5 Deutschen“ „26 Kinder mit Migrationshintergrund“ waren:

**Salman:** Also ich glaube die Eltern von den Deutschen waren nicht so glücklich darüber, weil es auch sprachliche Defizite sicherlich gab ja. Und ähm, ich weiß noch, wir hatten diese 5 Deutschen, die dann mit mir zusammen dann auch als einziger Junge mit Migrationshintergrund ins Gymnasium gegangen sind. Und dann hat sich der Spieß leider gedreht. Dann war ich der einzige mit Migrationshintergrund und die restlichen waren also ursprüngliche Deutsche, also Urdeutsche sozusagen.

Das Verhältnis zu seinen Mitschülern am Gymnasium war nach Salman insgesamt „schwierig“. Er sagt mit trauriger Stimme, dass er nie richtige Freundschaften zu autochthonen Deutschen hatte. „Die Mentalität war einfach ne ganz andere.“ Ein Problem war ihm zufolge auch, dass er sozial ausgegrenzt wurde, weil er sich keine Kleidung von angesagten Marken leisten konnte:

**Salman:** Kinder sind einfach so. So rückblickend, damals fand ich alle Menschen schlecht, alle Menschen ja. Nur weil ich anders aussehe, weil ich *die* Schuhe nicht habe oder weil ich *das* nicht habe, werde ich ausgeschlossen. Aber Kinder sind so einfach. Kinder, die finden solche Sachen einfach interessant. Kinder lassen sich schnell manipulieren durch irgendwelche Marken-Sachen oder irgendetwas was du jetzt hast. Und von daher, damals war das natürlich traurig, so als Einzelgänger in der Klasse zu sein und niemanden wirklich zu haben als Freund.

Also, es ging so um Schuhe und so, um Nike-Sachen, um so Klamotten, um Marken-Sachen. Und in der Grundschule war das nie ein Thema. Also, wir alle haben uns als gleich gesehen. Aber dann plötzlich waren Marken-Sachen ein Thema. Und ich hab mir mal meine Bilder angeguckt. Meine Mutter hat mich in der fünften Klasse fotografiert. Und ich habe dann immer son Hemd getragen, mit ner Hose, so wie Sheldon aus *Big Bang Theory*. Und alle anderen so lässig, mit Sportsachen, und ich so, häh, was ist denn jetzt los? Und das war so das Gefühl, dass man gemerkt hat, man ist anders.

Bescheidenheit aufgrund vom geringen Einkommen der Eltern ist ein Motiv, das sich fast durch Salmans gesamte Biografie zieht, bis zur Anstellung als Arzt. Er übernahm Kleidung und Schreibmaterial von seinen Schwestern. Früh fing er an, neben der Schule zu arbeiten. Er nennt Zeitungen austragen, Arbeit im Callcenter und Verkaufsstände auf Flohmärkten.

**Salman:** Also sone normale Kindheit, wenn ich so jetzt drüber nachdenke, denke ich, sone normale Kindheit, wie meine Neffen zum Beispiel, dass sie hier die ganze Zeit TikTok oder irgendwie so, sowas hatte ich gar nicht. Schon eigentlich voll dramatisch [lacht], wenn ich jetzt so überlege. Und eigentlich voll traurig auch, aber das waren so die Zeiten damals.

Ich war traurig, dass ich so was nicht habe. Dass der *finanzielle* Aspekt *immer* im Vordergrund stand. Also jetzt nicht, dass ich kein Essen bekommen habe oder irgendwie kein Dach über dem Kopf hatte. Dafür haben meine Eltern natürlich gesorgt. Aber so diesen Zusatz, diesen, das was eigentlich, was Kinder sich so ein bisschen wünschen, dass man sagt, ja, ich möchte jetzt einfach so ein T-Shirt haben mit irgendeinem Logo drauf.

Salman schätzt ein, dass sich die Situation der Ausgrenzung aufgrund von fehlenden Statussymbolen an den Schulen heute bestimmt geändert habe. Er sagt: „Eltern verdienen heute viel mehr Geld“, was für sein Umfeld sicherlich zutrifft.

Was seine Schulleistungen am Gymnasium angeht, hebt Salman einen Mathelehrer positiv hervor, der früh sein Potenzial entdeckte, auch weil Salman ihn im Schach besiegte. Im Vergleich war er in anderen Fächern schwächer, was er dem „Problem des Sprachlichen“ zurechnet. Dies änderte sich, als er in die Pubertät kam, sich plötzlich intensiv mit Religion befasste und anfang, vor allem den Koran, aber auch die Thora, die Bibel oder die Vedas (also den religiösen Text des Hinduismus) zu lesen.

**Salman:** Ich hatte, Probleme mit der deutschen Sprache, bis dahin, weil ich bis dahin keine Bücher gelesen hatte. Bis zur 8. Klasse, hatte ich eigentlich nie Bücher gelesen. Das war für uns eigentlich so, also wir hatten pakistanische Bücher, das konnte ich nicht so gut lesen. Und ich war total schlecht in der Rechtschreibung, in der Ausdrucksweise. Ich habe so viele grammatikalische Fehler gemacht und so rückblickend erkenne ich, dass Lesen ein Bestandteil dessen ist, um die Sprache zu erlernen. Das ist dann bei mir deutlich stärker und intensiver geworden, so dass ich dann dementsprechend auch in den anderen Bereichen besser wurde.

Als wichtigsten Grund für seinen Bildungsaufstieg gibt Salman immer wieder den Islam an:

**Salman:** Und irgendwann [in der Pubertät] hat der Glaube auch sicherlich dazu beigetragen, dass mir klar wurde, dass im Islam Wissen und Bildung vorgeschrieben sind, sich Wissen anzueignen und wissensbegierig zu sein. Das ist Bestandteil unseres Glaubens, dass wir nicht einfach alles hinnehmen, sondern alles hinterfragen sollen. Der Islam ist eine Religion, die knallhart sagt, versteh mich! Bildung ist ein Bestandteil, um den Glauben überhaupt verstehen zu können. Weil das erwartet der Islam. Ohne Bildung, ohne Wissen ist man am Ende nur eine Marionette und muss blind folgen. Jeder Moslem ist eigentlich dazu verpflichtet, ein Gelehrter seines Glaubens zu sein. Und der Islam fordert die Muslime auch auf, die Naturgesetze zu verstehen und die Natur zu verstehen, weil darin die Wunder Gottes zu sehen sind.

Im Alter von 15 oder 16 fing es bei Salmans Mitschülern mit „Partys, Alkohol und Weggehen“ an. Sie fragten ihn immer wieder, ob er mitkommen wolle.

**Salman:** Und ich dann irgendwann, ja, ich komm mit, hab das meinen Eltern dann gesagt und meine Eltern so, nee, das machen wir nicht, also wir sind Muslime. Und ich so, ja, okay, wir sind Muslime, aber wieso darf ich das nicht machen? Wieso? Wieso nicht? Vielleicht macht es ja Spaß. Und für mich war dann klar, ich muss mich damit auseinandersetzen – also einfach so hinnehmen, ging nicht mehr. Bis dahin hatte sich schon so ein Intellekt entwickelt, der so rebellisch und so protestierend war, alles zu hinterfragen.

Dann hab ich gesagt, okay, ich mach das nicht einfach so blind. Ich muss das, ich les mir das durch. Ich les mir den Koran durch, ich lese mir die Religion durch. Ich geb der Sache ne Chance. Und dann habe ich irgendwann angefangen, den Koran auf meiner Sprache zu lesen, also auf Deutsch zu lesen, um ihn zu verstehen. Bis dahin hatte ich immer nur auf Arabisch gelesen. Dann habe ich ihn auf Deutsch gelesen, nicht einmal, nicht zweimal, sondern mehrmals. Hab die Thora gelesen, hab die Bibel gelesen, hab die Vedas gelesen.

Und irgendwann war mir klar, der Islam ist die wahre Religion. Alles andere macht überhaupt keinen Sinn. Alles andere bezieht sich nur auf den Islam. Bzw. der Koran ist das Wort Gottes letztendlich, was übrig geblieben ist von allen heiligen Büchern. In anderen heiligen Büchern sieht man, dass da menschliche Merkmale einfließen, ja dass Menschen Sachen verändert haben. Und der Koran ist das was, so rein ist, das ist das, was Gottes Wort eigentlich beinhaltet.

Salman bekam durch die Beschäftigung mit dem Islam das Gefühl: „Krass, hier bin ich gleich, hier werde ich gleich wertgeschätzt“, was sicherlich vor dem Hintergrund der sozialen Ausgrenzung in der Schule umso befreiender wirken musste. „Irgendwann spürst du das auch, du spürst, dass du auf dem richtigen Weg bist, und du spürst auch Gottes Hilfe. Das hört sich jetzt so ein bisschen komisch an, aber es ist wirklich so, du spürst es.“ Durch dieses Gefühl, auf dem richtigen Weg zu sein, hatte sich die Frage der Partys erledigt: „Für mich war dann relativ schnell klar, dass im Club feiern nichts für mich ist. Das funktioniert nur mit dem Trinken, nur mit dem Alkohol. Ohne Alkohol schämt man sich dort. Das ist ein Fremdschämen hoch 10.“ Bis heute hat Salman noch nie in seinem Leben Alkohol getrunken oder Cannabis geraucht. Dies ist ein nicht zu unterschätzender Faktor in den Biografien von stark gläubigen, beruflich erfolgreichen Muslimen, wenn man bedenkt, wie viel Zeit sie in den Erwerb von Bildung investieren können, während andere ihre Zeit mit Partys und dem anschließenden Auskurieren verbringen. Allerdings können sich auch Partys durch den Erwerb von sozialem Kapital förderlich auf den beruflichen Erfolg auswirken (Uggen & Massoglia, 2004, S. 322).

Positiv hebt Salman seine Religion besonders im Vergleich zum Christentum hervor. ‚Sticheleien‘ gegen das Christentum sind mir im Feld auf unterschiedlichsten Reflexionsniveaus begegnet. Oft fragen mich Jugendliche im Feld, welche Religion ich habe. Als einmal ein *corner boy* erfuhr, dass ich christlich getauft wurde, verhöhnte er mich: „Dann glaubst du also, dass Gott ein Kind hat? Ich bin Moslem. Stolzer Moslem.“ Ein anderes Mal fragte mich ein 14-Jähriger beim Tischfußball, ob ich glaube, dass das Christentum die

Wahrheit sei, was ich verneinte. Er sagte mir: „Ich glaube, dass der Islam die Wahrheit ist.“ In einer mehrheitlich christlich geprägten Gesellschaft ist es ein typisches Muster, dass Muslime Vorzüge ihrer Religion hervorheben. Bei Salman klingt das so:

**Salman:** Und das Wichtige im Islam, anders als in anderen Religionen, zum Beispiel im Christentum war's ja lange so, dass dann irgendwelche Menschen dazwischen stehen, über die man Gott erreichen soll. Und im Islam ist es so, dass man seine eigene Beziehung zu Gott findet. Also ich brauche weder Imam noch Mullah noch Kalifen um Gott zu finden. Da ist die persönliche Verbindung zwischen mir und Gott entscheidend. Und das ist das Wunderschöne. Weil du bist, du, du musst nicht dein Zehntes geben, um ins Paradies zu gehen. Die Lehre des Islam sagt, dass der Mensch frei ist, absolut frei ist und nur ein freier Mensch kann am Tag des Jüngsten Gerichts gerecht belohnt oder bestraft werden.

Ein kollektivgeschichtliches Ereignis mit entscheidendem Einfluss auf Salmans Lebensverlauf waren die Terroranschläge vom 11. September 2001. War er zuvor, in der 11. Klasse, nach eigener Aussage Stufenbester, führte die Reaktion auf 9/11 bei ihm zu einer Trotzhaltung, so dass er in der 12. und 13. Klasse die Schule eher nebenbei machte und sich viel mehr auf die Religion konzentrierte. So beschreibt Salman selbst diesen Prozess:

**Salman:** Ich war irgendwann in der 11. Klasse sogar Stufenbester. Und dann kam der 11. September. Zu dem Zeitpunkt hatte ich mich schon sehr intensiv mit meinem Glauben beschäftigt, aber ich habe das nicht offensichtlich nach außen getragen. Und dann kam der 11. September und dann, ich weiß noch, ist eine Klassenkameradin nach ihrem einjährigen USA-Aufenthalt wieder zurückgekommen und hat berichtet wie schlimm 9/11 war, als ob sie das selbst erlebt hat. „Wir hatten ein Jahr, das total schlimm war.“ Sie hat natürlich immer so getan, dass es sie bedrückt. Auch der Afghanistan-Krieg wurde mal irgendwann Thema und ich habe mich dagegen positioniert.

Also ich hab gesagt das ist falsch. Es ist absolut falsch. Zum einen wurde das alles so dem Islam zugeschoben, dass der Islam eine radikale Religion ist. Und ich habe mich damals in der Verantwortung gesehen, in meiner rebellischen Phase und auch in meiner, ja vielleicht damals auch sehr provokanten Art und Weise, dass ich den Islam verteidigen muss. Heute rückblickend würde ich sagen, das war die falsche Methode, das hätte man anders machen müssen. Aber als junger Mensch denkt man, nein, das lass ich mir jetzt nicht gefallen. Ich rebellierte dagegen, und da hat man dann wieder gemerkt, also dann war wirklich Religion, häufiges Thema in der Schule und auch ein Thema, das wieder zu Diskriminierung geführt hat.

Aufgrund der Tatsache, dass man dann den Islam letztendlich so attackiert hat, sah ich mich in der Verpflichtung, den Islam zu verteidigen. Das war so mein Dschihad, dass ich das nicht einfach so stehen lassen kann, dass man sagt, der Islam ist schuld an dieser Misere. Und ich habe mich dann absolut dagegen positioniert. Und das war dann so der Aspekt, dass man mich auch wieder in eine Schublade gesteckt hat, und gesagt hat, der ist radikal.

Auch die Lehrer. Die die mich eigentlich bis dahin sehr lange gekannt haben und mich eigentlich sehr gemocht haben, die Entwicklung auch gesehen hatten und gesehen haben, bor wie krass, der ist so gut geworden. Und dann plötzlich, nachdem ich gesagt habe, Afghanistan-Krieg geht gar nicht, man kann nicht einfach so hingehen und ein Land vernichten, nur wegen einem Verrückten, und das ist nicht der Islam, der Islam lehrt was ganz anderes.

Für die war das dann, ach der sagt das jetzt, ja der ist wahrscheinlich radikal einfach. Und das war dann so immer wieder so die Diskussion in den Klassen. Und es ist ja nicht irgendwie von der Hand zu weisen, dass wenn ein Schüler einem nicht sympathisch ist, die Noten dann dementsprechend auch anders sind. Also wenn, wenn du jemanden hast, wo du

weiß, ja, der diskutiert ständig, der sagt nicht einfach ja, der, der nimmt das nicht so hin, dann bist du in bestimmten Fächern, wo man letztendlich die Note beeinflussen kann, schnell runter.

Und für mich war das dann so die Phase, als ich das so gemerkt hab, bin ich leider in die falsche Richtung gedriftet. Ich bin so in die radikale Richtung gedriftet. Ich bin irgendwann in die Schule mit einem Hidscha... Also mit einem langen... Das, was die hier anhaben [er dreht sich um, während wir am zweiten Abend im Garten der Moschee sitzen, und zeigt auf die älteren, traditionell gekleideten Männer].

**Malte** So eine Abaya oder so?

**Salman** So eine Art Abaya, ja. Und mit Gebetsmütze in die Schule gegangen, und ich war damals in der Schul-, Mitglied der Schulkonferenz und habe denen gesagt, das war so in der Zeit irgendwann Weihnachten und es war Fastenzeit. Und ich habe denen dann gesagt, weil ich die morgens so beten gesehen habe und die haben dann irgendwann so einen Gebetstag gemacht, immer, jeden Tag [spricht etwas abwertend] für die Toten und für alle, die dann da irgendwie, so einen Gebetstag von der Religion aus, Christen. Da habe ich dann gesagt, okay, ich will einen Gebetsraum haben [lacht]. Ich will einen Gebetsraum für alle Muslime haben, damit die während des Fastenmonats beten können. Und danach fing das so richtig schlimm an, also schlimm im Sinne von, dass man gemerkt hat und jeden Tag gespürt hat, man ist nicht willkommen.

Ich habe mich vor circa fünf, sechs Jahren zu einem Klassentreffen wieder begeben und da haben sich tatsächlich einige der Klassenkameraden entschuldigt und gemeint, ey das was da passiert ist, war nicht korrekt. Wir haben uns falsch verhalten, wir wussten es einfach nicht. Und das fand ich sehr schön. Man sollte Menschen immer vergeben können.

Im Gespräch äußert Salman auch verschiedene Überzeugungen, die er vertritt. Der ehemalige Student der Betriebswirtschaftslehre erwartet meinungsstark eine Wirtschaftskrise: „Ich glaube, wir werden die schlimmste Wirtschaftskrise haben, die wir je hatten. Und da wird sich zeigen, wie die Leute in den sieben fetten Jahren was angesammelt haben.“ Schon oft überlegte er, aus dem Wohnblock wegzuziehen. Allerdings fielen diese Überlegungen in die Zeit des „Immobilienbooms“. Er hätte es sich zwar leisten können, sah aber nicht ein, so viel für ein Haus zu zahlen. „Jetzt wette ich auf die Immobilienblase, dass sie platzt. [Bedeutungsvoll] Dann werde ich wahrscheinlich aus dem Wohnblock ausziehen.“

Salman vertritt die konservative Position, dass Disziplin im Leben wichtig sei und dass junge Menschen eine Bringschuld hätten, um im Bildungs- und Berufssystem erfolgreich zu werden. Er beklagt, dass Disziplin zu einem negativ konnotierten Wort wurde, und vertritt mit dieser Meinung keine randständige Position unter bildungserfolgreichen Postmigranten. Bei der Sinus-Studie über Migrantenumilieus antworteten 62 Prozent der Befragten, die Jugend brauche heute „am nötigsten strenge Disziplin“ (Hallenberg et al., 2018, S. 38). Vom Thema der Disziplin handelt auch die folgende kurze Anekdote:

In einer Sitzung unseres Teams mit der Flüchtlingsberatung unterhalten sich zwei erfahrene türkische Kollegen darüber, dass ein Afghane die Leitung der Ausländerbehörde übernommen hat. Der eine hofft darauf, dass dies einige positive Änderungen und mehr Verständnis für die Lage seiner Klienten bewirken könnte. Der andere wendet ein: „Oft sind gerade diese

ausländischen Aufsteigertypen besonders streng und unnachgiebig.“ – „Ja stimmt, deutscher als deutsch.“ – „Das hast du jetzt gesagt!“

Das erste Mal traf ich Salman, damals für mich noch als Herrn Dr. Arain, bei einer städtischen Veranstaltung. Er kam, um die Interessen der Bewohnerinnen und Bewohner des Wohnblocks zu vertreten. Auf der Veranstaltung beklagte eine junge Frau, wie hart der Weg des Bildungsaufstiegs für Jugendliche aus dem Wohnblock sei. In meinen Feldnotizen steht:

Als nächstes sprechen wir über die Schwierigkeiten im Leben der Jugendlichen. Eine junge marokkostämmige Frau sagt, sie selbst habe früher um 6 Uhr aufstehen müssen, um ihr Fachabi an einem Berufskolleg machen zu können, weil es so ein Berufskolleg nicht in der Kleinstadt gebe und die Busverbindung so schlecht sei. Herr Dr. Arain wendet ein, dass das Leben nun einmal hart sei. Man dürfe den Jugendlichen auch nicht alles im Leben erleichtern und ihnen den Eindruck vermitteln, dass das System sich an sie anpassen müsse. Es müsse vielmehr zu einer Anpassung der Jugendlichen an das System kommen. Im Berufsleben später sei das nicht anders.

Die junge Frau hatte vorher von einer Lehrerin erzählt, die einer Schülerin, als diese ihr mitteilte, sie wolle Medizin studieren, das Gefühl vermittelte: „Medizin ist hier oben, du bist hier unten.“ Herr Dr. Arain sagt jetzt: „Wenn wir es den Jugendlichen immer möglichst einfach machen, dann wird diese Schülerin am Ende mit Sicherheit keine Ärztin.“ Er beklagt auch, dass Disziplin heute zu einem Fremdwort, zu etwas Uncoolem geworden sei.

Herr Dr. Arain winkt auch die Beschwerde ab, es gebe kein Berufskolleg in der Kleinstadt. Die Leute könnten auch nicht erwarten, dass eine Universität hierhin komme, sondern sie müssten sich selbst dorthin begeben. Er habe sich als Kind auch einfach immer ein Fahrrad geschnappt. Er beobachtet auch mit Stirnrunzeln, dass Mütter im Wohnblock ihre Kinder heute oft den sehr kurzen Weg in die Kita bringen und von dort wieder abholen. So etwas habe es früher nicht gegeben.

Bei der Veranstaltung hielt Salman auch ein Plädoyer zum Thema Zugehörigkeit:

Herr Dr. Arain ist überzeugt, dass die ehemaligen Einwanderer sich in Deutschland zugehörig fühlen müssten. Es dürfe nicht immer nur darum gehen, eine neue Moschee zu bauen, und es dürfe auch nicht immer heißen: „Ich werde diskriminiert.“ Er gibt das Beispiel von Pakistanern in England, die sich mittlerweile als Briten sehen würden. Das sei in Deutschland ganz anders, hier würden sich Personen selbst der dritten oder vierten Einwanderergeneration immer noch als Marokkaner oder als Türken sehen.

Anstatt sich ständig über Diskriminierung zu beschweren, sollten Eingewanderte stärker ihr Recht einfordern und sich stärker als Deutsche fühlen bzw. als Weltbürger. Er sagt sinngemäß: „Ich selbst sehe mich als Weltbürger, Grenzen sind nur menschengemacht. Aber die Leute grenzen sich ab, wollen sich auch abgrenzen. Bei mir in der Klinik sage ich immer ganz klar, ich bin Deutscher. Auch Leute mit schwarzen Haaren, dunkler Haut, und auch Frauen mit Kopftuch gehören zu Deutschland. Dieses Recht müssen wir stärker einfordern. Und dazu haben wir auch alles Recht! Wir haben dieses Land wieder mit aufgebaut. Wir sind Bestandteil von Deutschland. Schon Jugendliche müssen sich zum Staat zugehörig fühlen. Stattdessen heißt es immer: ‚Die akzeptieren uns doch eh nicht.‘ Diese Denkweise entwickeln Kinder ja nicht von selbst, sondern die wird ihnen vorgelebt. Das Problem ist auch, dass viele sich denken, dass sie sowieso nicht hierbleiben werden, sondern dass sie irgendwann wieder in ihr Heimatland gehen werden. Aber das klappt sowieso nicht, weil sie dort auch fremd sind.“

Im biografischen Interview rede ich mit Salman über die Lebensverläufe von ehemaligen *corner boys*, die mit ihm ab den 1980er Jahren im Wohnblock aufwuchsen. Die aggressive Aura, die einige ausstrahlen, interpretiert er als eine Art Schutzmechanismus. Als ihm einmal die Reifen seines Autos durchstochen wurden, dachte er sich: „Das sind so pubertäre Menschen, die dann in einer Phase sind, wo die sich denken, ich kann mich nur auf die Art und Weise überhaupt artikulieren.“ Zwei Lebenswege von ehemaligen Weggefährten fasst er so zusammen: „Einer ist Heroin-süchtig geworden und gestorben. Der andere ist n Dealer, bis heute noch ein Dealer, auch schon damals in der Grundschule Dealer gewesen, jetzt weiterhin Dealer geblieben.“ Andere arbeiten jetzt im Gartenbau, in einer Tankstelle, bei Burger King oder McDonald's oder haben sich selbstständig gemacht, zum Beispiel als Bäcker. Viele seien auch arbeitslos geblieben, was auch für die nachfolgende Generation zu einem Anreiz führe, „nebenbei was zu verdienen“.

An verschiedenen Stellen im Gespräch wiederholt Salman, dass für Menschen seiner Klassenlage bei allen Entscheidungen im Lebensverlauf das Primat beim Finanziellen liege. Die staatliche Unterstützung im Studium durch das BAföG habe ihm zwar sehr geholfen, trotzdem habe er während seiner Studienjahre im Gegensatz zu den meisten anderen Studierenden immer wieder Unsicherheit gespürt und sich gefragt, ob nicht doch ein Studienabbruch und direkter Einstieg in die Lohnarbeit der bessere Weg sei. Er fügt wieder hinzu, dass dies für die Generation in seinem Umfeld, die jetzt aufwachse, anders sei, weil die Eltern heute ein höheres Einkommen hätten.

Am Ende des Gesprächs vergleicht er noch die Situation von *corner boys*, die den Traum von Ruhm und Reichtum verfolgen, von Bewohnern des Wohnblocks, die pragmatischer sind und gerade verfügbare reguläre Lohnarbeit annehmen, mit meiner Situation als autochthonem Deutschem, von dem er, ohne dass ich ihm hierzu Informationen gegeben hätte, zurecht annimmt, dass die Ausgangslage von Anfang an eine andere ist:

**Salman:** Viele Jugendliche wollen Straße sein, ja, das ist ja mittlerweile, das ist ja schon so *en vogue*. Man will jetzt Rapper werden, Influencer werden und was weiß ich. Das sind so die neuen Geschäfts- oder die neuen Berufswünsche, die manche hegen. Ja, ich werde jetzt Rapper und werde Millionen verdienen. Es dreht sich ja meistens immer ums Geld. Es geht ja oft nur darum, dass das Finanzielle irgendwie, dass man finanziell abgesichert ist. Also du zum Beispiel, du bist jetzt ein Beispiel, dir geht es nicht ums Finanzielle. Dir geht es ja darum, dass du etwas machst, was dich erfüllt. Es ist nicht das Finanzielle, was dich reizt.

Und das ist bei den Leuten nicht so, die haben nicht die Optionen. Also bei mir auch, bei mir war es so, das Finanzielle geht vor, weil das Finanzielle eben, du musst, es gibt ja diese Bedürfnispyramide [nach Maslow], die kennst du ja. Ja und so ist es auch hier, dass man erst mal so, den Grundbedarf decken muss, dass man finanziell irgendwie abgesichert sein muss, um irgendwie höher zu kommen. Und natürlich versuchen manche direkt ganz nach oben zu gehen und das sind dann so diese Traumberufe wie Rapper werden, berühmt werden, viel Geld

haben, ausgesorgt haben. Und andere sagen dann ja, ich mache einfach irgendeinen Job, den ich bekomme, weil ich sonst dieses Fundament gar nicht habe, wo ich drauf aufbauen kann.

Bei dir ist es jetzt so, ich gehe stark davon aus, du wirst was erben. Deine Eltern haben irgendein Haus, deine Ur-Eltern hatten, oder deine Großeltern hatten ein Haus, und so weiter. Man erbt etwas. Man hat ein finanzielles, einen Puffer, einfach. Es gibt eine finanzielle Unterstützung. Damit wird dein Horizont oder die Möglichkeiten, dir deinen Beruf auszuwählen, enorm gesteigert. Du kannst dir das aussuchen, was dir Spaß macht. Natürlich nur solange du dich darin bemühst und deinen Intellekt auch dahingehend irgendwie förderst, aber sonst stehen dir alle Türen offen. Jemand, der aber finanziell nicht abgesichert ist, der muss sich das aussuchen, wo er die finanzielle Absicherung bekommt. Das ist das A und O, das ist die Prämisse.

### *Der Imam Bashir Khan*

Salmans Bildungskarriere lässt sich nur vor dem Hintergrund seines starken Glaubens verstehen. Um mehr über seinen religiösen Hintergrund zu erfahren, treffe ich Bashir Khan, den Imam seiner Gemeinde, zu einem Gespräch, das aus meiner Perspektive ein Experteninterview ist, während er es für sich als gute Möglichkeit definiert, seine Gemeinde zu präsentieren.

Der Imam ist ca. 25 Jahre alt, groß und schlank, trägt Bart, Brille und Gebetsmütze und fällt sofort durch seine herzliche Freundlichkeit auf. Er sagt mir beim Kennenlernen: „Ich nutze WhatsApp – ich bin eigentlich ein ganz moderner Junge“, und lacht dabei. Als Ahmadiyya-Moslem erklärt er mir den theologischen Hintergrund, warum Mitglieder seiner Gemeinde in Pakistan als Blasphemiker gelten und verfolgt werden: Während andere Muslime den Koran so auslegen, dass der heilige Prophet der letzte Prophet ist, glauben Ahmadiyya-Muslime, dass nach Mohammed noch andere Propheten kommen können, wie zum Beispiel der Messias, der ihre Gemeinde im späten 19. Jahrhundert in Indien gründete. Die pakistanische Regierung erließ ab den 1970er Jahren Blasphemie-Gesetze, die die Religionsfreiheit für Ahmadiyya-Muslime massiv einschränkten. Nach Bashir werden auch schon Kinder dort indoktriniert und mit Videos gegen die Ahmadiyya-Gemeinde aufgehetzt. Bashirs Eltern mussten daher ähnlich wie Salmans Eltern aus Pakistan fliehen, was Bashir als „Grund, warum ich hier bin“ bezeichnet.

An Bashir fällt auf, dass er eine sehr positive Meinung von Deutschland hat. Er ist dankbar dafür, dass ab den 2000er Jahren in ganz Deutschland und auch in der Kleinstadt zunehmend repräsentative Moscheebauten entstanden, während die Moscheen zuvor häufig in Hinterhäusern, Lagerhallen, Privathäusern oder auch Kellern eingerichtet werden mussten. Bashir hebt hervor, dass das Gesetz in Deutschland „stark“ sei und dass die geltende Religionsfreiheit seiner Gemeinde garantiere, ihre Religion frei zu praktizieren. Fälle körperlicher Gewalt gegen Ahmadiyya-Muslime sind ihm aus Deutschland nicht bekannt. In

Einzelfällen erlebte er verbale Anfeindungen. Ihm ist wichtig zu betonen, dass sie nicht von autochthonen Deutschen kamen, sondern von anderen Muslimen, die seiner Gemeinde vorwerfen, den heiligen Propheten zu beleidigen. Als ich einmal mit dem Gedanken spielte, Bashir als Gast in unser Jugendcafé einzuladen, sagte mir ein Kollege, dass das bei unseren Jugendlichen keine gute Idee sei, denn die Ahmadiyya-Gemeinde gelte bei anderen Muslimen als Sekte.

Von Mitgliedern der Ahmadiyya-Gemeinde ist in der Kleinstadt bekannt, dass ihre Kinder sehr gut im deutschen Bildungssystem abschneiden. Bashir erklärt mir, dass seine Gemeinde als islamische Gemeinde sehr viel Wert auf Bildung lege. Sie habe auch eine Zentrale in Deutschland eingerichtet, die sich um die beruflichen Werdegänge der Jugendlichen Sorge. Eltern obliege die Aufgabe, ihre Kinder zu einem „Nutzen bringenden Mitglied der Gesellschaft“ zu erziehen. Zur Erziehung sagt er: „Die Reform der Jugend ist die Reform der Nation.“ Respekt vor Lehrkräften sei auch sehr wichtig: „Deine Lehrer sind deine zweiten Eltern.“ Das Ergebnis dieser Einstellungen sind viele Schülerinnen und Schüler mit sehr guten Noten und viele hochqualifizierte Berufstätige. Von *corner boys* aus seiner Gemeinde habe er noch nicht gehört. Ihm fallen nur Einzelfälle von Söhnen ein, die anfangen, Zigaretten zu rauchen oder die in Deutschland mit einer vulgären Sprache in Kontakt kamen und sie sich aneigneten. Die Eltern definierten dies als großes Problem, weshalb sie sich an ihn als Imam wandten.

Bashir schätzt, dass sich für die meisten Mitglieder seiner Gemeinde die Hoffnungen und Wünsche, die die Familien mit der Migration nach Deutschland verbanden, erfüllt haben. Alle seien dankbar, dass sie hier Asyl bekamen. Für die über 40-jährigen Eltern sei es nach der Migration nicht mehr im gleichen Maße möglich gewesen, die deutsche Sprache zu lernen. Für diese Eltern, die in einigen Fällen mit „leeren Händen“ kommen und sich als Taxifahrer oder in einer Pizzeria „über Wasser halten“, gehe es lediglich darum, ihren Kindern ein gutes Leben zu ermöglichen und „alles auf ihre Kinder zu setzen“. Bashirs positive Haltung zu Deutschland, hier in Bezug auf den Wohlfahrtsstaat, wird wieder deutlich, als ich ihn auf Armut in den Familien anspreche:

**Bashir:** In Deutschland ist man ja durch viele Leistungen gut abgesichert, deshalb hat man, wenn man hier ist, ne Armut in Anführungszeichen, weil in Deutschland ist man nicht unbedingt arm würde ich sagen, dann ist das nicht sone Armut wie in Pakistan. In Pakistan, wenn man arm ist, dann ist man richtig arm. Und für die, wenn die hier auswandern und hierher kommen, ist es ein Luxus, ja.

Er sagt sogar, dass gerade die Familien, die relativ gesehen arm seien, oft Kinder hätten, die besonders erfolgreich in der Schule seien. Diese Kinder hätten keinen Luxus, sie hätten zum

Beispiel kein Handy als Ablenkung, und ihnen bliebe nichts als die Schule. Außerdem beobachtet er, dass in Familien, in denen die Kinder besonders gut in der Schule sind, der Glaube „richtig stark“ ist: „Da wird wirklich fünfmal am Tag gebetet, und es gibt keine vulgäre Sprache. Und was ganz wichtig ist, dass die beten, dass die wirklich, alles vernachlässigen würden, nur nicht das Gebet.“ Der Glaube kann in solchen Fällen als Schutzfaktor gegen Armut wirken.

Schon Weber (1904/2013) arbeitete klassisch heraus, dass religiöse Überzeugungen und Praktiken wirtschaftlich-materielle Konsequenzen zeitigen können. Die Ausführungen zur Ahmadiyya-Gemeinde zeigen, dass Salmans Lebensverlauf und seine Verbindung von religiöser Askese, systematischer Lebensführung und Leistungssteigerung keine Anomalie ist. Die beschriebene Gemeinde mit ihrem intensiv gelebten Verhältnis von Glaube und Bildung produziert weltweit Ärztinnen und Ärzte in großer Anzahl (Moten, 2018, S. 40).

### *Bedeutung des Islam für corner boys*

Ähnlich wie Salman fühlten viele Muslime in Deutschland, dass sie sich in Bezug auf den kritischen Islamdiskurs nach 9/11 positionieren und ihre Religion verteidigen mussten. Said (1978/2003) schreibt im Vorwort zur Neuauflage von *Orientalism*:

There has been so massive and calculatedly aggressive an attack on the contemporary societies of the Arab and Muslim for their backwardness, lack of democracy, and abrogation of women's rights that we simply forget that such notions as modernity, enlightenment, and democracy are by no means simple and agreed-upon concepts that one either does or does not find, like Easter eggs in the living room. (S. xix)

El-Mafaalani (2018, S. 140–142) beschreibt Krisentendenzen im Islam. Diese resultierten aus einem empfundenen Widerspruch: Auf der einen Seite berufe sich der Islam der Überlieferung nach auf die letzte Botschaft Gottes, was zu der Idee der Vollendung und damit auch zum latenten Gefühl der Überlegenheit führe. Dieses Gefühl, das auch der Arzt Salman vermittelt, begegnet mir oft bei Jugendlichen, die etwa in ihrem WhatsApp-Status schreiben: „Der Islam ist die wahre Religion“. Der empfundene Widerspruch entsteht El-Mafaalani zufolge, weil auf der anderen Seite die Lage von Muslimen national (die Positionen etwa in der deutschen Klassengesellschaft) und international (die Lage von vielen mehrheitlich muslimischen Ländern) tendenziell nicht als überlegen empfunden wird: „Je nachdem, wohin man schaut, erleben Muslime ihre Situation eher als schwach, unterlegen, krisenhaft oder chaotisch.“ (El-Mafaalani, 2018, S. 141) Gegen die These von Krisentendenzen im Islam sprechen die vielen Tausend Gläubigen, die sich jede Woche in den Moscheen der Kleinstadt zum gemeinsamen Gebet versammeln.

In den mehrheitlich muslimischen Ländern Nordafrikas und Südwestasiens fanden Säkularisierungsprozesse nicht im gleichen Maße statt wie in europäischen Ländern. Im Falle der Türkei gab es in der kemalistischen Tradition einen Säkularisierungsprozess, der aber ab den 1990er Jahren und verstärkt unter Präsident Recep Tayyip Erdoğan ab 2003 rückgängig gemacht wurde. Türkeistämmige Männer im Milieu des Wohnblocks, deren Frauen oft ein Kopftuch tragen, erinnern sich noch heute entsetzt daran, dass es in der Türkei in den 1980er und 1990er Jahren ein Kopftuchverbot in Behörden, Schulen und Universitäten gab. Die mir bekannten Türkeistämmigen im Wohnblock stammen aus einer religiösen Schicht der Türkei und wählen folglich, falls sie noch das türkische Wahlrecht haben, Erdoğan, tragen also zu dessen wiederholt überproportionalem Wahlerfolg in Deutschland bei<sup>9</sup>. Als Erdoğan 2023 die Stichwahl zur Präsidentschaftswahl knapp gewann, fuhr im Wohnblock zur Feier eine hupende Autokolonne vorbei.

Patriarchale Strukturen sind älter als der Islam, aber der Islam bestätigte und legitimierte – wie auch das Christentum – diese patriarchalen Strukturen. Die Weltreligionen sind grundsätzlich traditionell angelegt und widerstehen gesellschaftlichen Veränderungen in der Regel stärker als andere Kulturbereiche (Pfeiff, 2000, S. 23). In den mehrheitlich muslimischen Ländern gibt es, was die Ausprägung des Patriarchats angeht, ein großes Stadt-Land-Gefälle, wobei die meisten Arbeitsmigrantinnen und -migranten der ersten Generation aus ländlichen Gebieten kamen. Nach der Einwanderung kann die Bedeutung der Religion, auch in Abhängigkeit vom Zugehörigkeitsgefühl im neuen Land, entweder zunehmen oder abnehmen. Nimmt man diese Faktoren zusammen – geringfügige Säkularisierung in den Herkunftsländern, Herkunft aus mehrheitlich ländlichen Gebieten, Bewahrung der Tradition aufgrund von schwach ausgeprägtem Zugehörigkeitsgefühl in Deutschland, räumliche Segregation von Menschen einer ähnlichen Klassenlage in einem Milieu und Wohnblock – lässt sich verstehen, warum die Türkei- oder Marokkostämmigen, die mir heute begegnen, in vielen Bereichen wie Religion, Geschlecht oder Familie konservativer denken als der Durchschnitt der deutschen Bevölkerung.

---

<sup>9</sup> Bei der Präsidentschaftswahl 2023 stimmten zum Beispiel im zweiten Wahlgang 67 Prozent der wahlberechtigten Türkinnen und Türken in Deutschland für Erdoğan, während sein Wahlerfolg insgesamt bei 52 Prozent lag.



Abbildung 5. Religiöse Memes auf Social Media, die unter Jugendlichen zirkulieren (islamland.de, 2022; Memon, 2022).

Die von El-Mafaalani beschriebenen Krisentendenzen im Islam finden verschiedenste Ausdrucksformen. Ein gutes Beispiel hierfür ist eine Familie mit zwei Brüdern, von denen der eine extrem religiös wird, während der andere Haschisch verkauft. Letzterer ist Ahmed (20, aktuell arbeitslos). Er und sein Cousin Aziz (20, Arbeit im Sicherheitsdienst) erzählten mir an einem Abend von Ahmeds Bruder:

**Ahmed:** Bei mir, ich hab n großen Bruder und ich bin der Mittlere, also ich bin der Zweitälteste von uns. Aber ich denk mal mein Bruder hat vielleicht auch n bisschen Probleme. Er ist halt so einer, er praktiziert die Religion halt. Er interessiert sich halt viel mehr über die Religion wie als wir jetzt.

**Aziz:** Zum Beispiel wir gehen raus zum Zigarettenrauchen, vielleicht mal n Joint rauchen oder zum Chillen, er geht raus um in die Moschee zu gehen, um dort zu beten.

**Ahmed:** Oder um Koran zu lernen.

**Aziz:** Oder so um sich in der Richtung Islam weiterzubilden.

**Ahmed:** Klar und dadurch dass auch der dann, sein Aussehen ist halt anders geworden. Bei uns muss man halt, es ist halt wichtig dass du nen Bart trägst, und er ist halt so einer, er hat n bisschen längere Haare und dann kommt's direkt so rüber, ok, der sieht dann so aus wie die von dem IS. Und auch bei Bewerbungen zum Beispiel, der zum Beispiel hat ich glaub fast gar keine Perspektive. Der war auch, ich weiß nicht, kennen Sie dieses Lies-Projekt?

**Malte:** Nee.

**Ahmed:** Da standen die so, haben Koran verteilt. Das ist auch n bisschen länger her. Und durch diese Sache, weil der einfach in diesem Moment 15, 16 war, und den Glauben einfach mehr wissen, er wollte sich einfach...

**Aziz:** Der hat sich dafür interessiert. Extrem halt. Wie wenn ich mich für, dafür interessiere jetzt Karriere zu machen als Drogendealer oder Karriere zu machen als Polizist. Das war halt für ihn, er will Karriere machen in dem Thema.

**Ahmed:** Und dadurch dass er halt da mitgemacht hat und eh keine Ahnung, der Leiter oder so von da eh kein gutes Gesicht hat, wurden die Leute die da waren und einfach nur den Koran verteilt haben und auch darüber was, die waren ja dafür da um zu diskutieren zum Beispiel,

zum Beispiel du hast ne Frage über den Koran, stell sie mir, ich beantworte sie dir. Sowas war das. Das hat sich dann irgendwann herausgestellt dass der Pierre Vogel, ich glaub den kennen Sie?

**Malte:** Nee, wer ist das?

**Aziz:** Das ist son Prediger.

**Ahmed:** Radikaler, nennen die das ja. Radikaler Islamist.

**Malte:** Ach so.

**Ahmed:** Zum Thema da, nach Syrien und sowas. Und das war halt der Leiter davon. So und das ist das was die auch, was die Polizei dann mitbekommen hat und eh, die Leute dann auch, die wussten auch, wer da mitgemacht hat. Die wussten dass mein Bruder dabei ist, steht auch da in seiner Polizeiakte. Er wurd auch öfters angehalten zum Beispiel wegen seines Aussehen. Und wie gesagt er war jung, er wollte einfach nur... Und das ist halt das, wo die ihm dann die Zukunft jetzt versaut haben.

**Malte:** Was macht er jetzt?

**Ahmed:** Also er praktiziert seinen Glauben, eh, der arbeitet jetzt auch in der Baubranche als Logistikkordinator, aber er wollte halt schon gerne ne Ausbildung machen, aber das hat dann nicht so geklappt. Und in der Firma wo der auch ist, sind halt die Chefs auch Moslems. Aber man verdient jetzt auch nicht so viel da, dass man. Er will sich auch halt gerne weiterbilden. Er wollte auch halt gerne, vielleicht in ner Firma arbeiten und da Karriere machen. Aber dadurch geht das ja nicht.

**Malte:** Wie ist dein Verhältnis zu ihm?

**Ahmed:** Gut. Also ich und mein großer Bruder wir waren immer, mit ihm [Aziz] auch, er kennt ihn auch sehr gut, der war immer, also der ist wie ein normaler Mensch einfach, er lacht, der ist auch witzig...

**Aziz:** Der macht Witze.

**Ahmed:** Der baut auch mal Scheiße. Aber jetzt, wir haben ein sehr gutes Verhältnis.

**Malte:** Aber er raucht und kifft gar nicht ne, und hat das auch nie gemacht oder?

**Ahmed:** Nein, nein, nein. Der hat das nie gemacht. Der hat das, von sowas auch distanziert. So klar, das ist zum Beispiel sone Sache die er nicht [von mir] weiß.

**Malte:** Ach das weiß er gar nicht?

**Ahmed:** Nein. Das weiß er nicht weil, ich glaub ich weiß nicht wie er reagieren würde, aber ich glaub er...

**Aziz:** Der wär enttäuscht.

**Ahmed:** Klar wär er enttäuscht.

**Aziz:** Extrem.

**Ahmed:** Weil der halt, der lehrt mir immer die Sachen die falsch sind.

**Malte:** Und versucht dein Bruder manchmal dich dazu zu bringen dass du öfter in die Moschee gehst?

**Ahmed:** Das war früher so. Früher hat der das öfters versucht und hat gesagt, ja komm, glaub mir das wird dir weiterbringen, glaub mir das ist besser.

**Aziz:** Aber das ist wie Schule damals. Ja deine Eltern haben dir auch gesagt, komm, das bringt dich weiter, mach, zieh durch, du sollst eh irgendwann mal was Gutes werden, so.

Der Fall von Ahmeds Bruder ist ein Beispiel für ein männliches Spezialthema. „Der hat sich einfach dafür interessiert. Extrem halt.“ Andere Fälle von religiösem Fanatismus sind mir im Feld nicht begegnet. Wichtig ist es den zwei Cousins, Ahmeds Bruder nicht auf seine Frömmigkeit zu reduzieren: „Er lacht, der ist auch witzig.“ An anderer Stelle erfahre ich auch von Ahmed, dass sein Bruder ein sehr guter Hobbyfotograf ist, der gerne in kleine Städte im

Umkreis fährt und dort Fotos macht. Ahmed und sein Bruder haben jeweils andere Wege gefunden, um mit der Marginalität in ihrem Leben umzugehen. Beide teilen sich ein Zimmer der kleinen Wohnung ihrer Großmutter. Die mangelnde Privatsphäre konnte genauso wenig wie die Tatsache, dass Ahmed mit seinem Haschisch viel vor seinem Bruder zu verbergen hat, das gute Verhältnis und den gegenseitigen Respekt der Brüder stören.

Die Kölner Silvesternacht 2015/16, bei der mehrheitlich nordafrikanische junge Männer sexuelle Übergriffe und Diebstähle gegenüber Frauen verübten, verschärfte die Debatte darüber, ob Muslime häufiger kriminell seien. Carol et al. (2020) untersuchten diese Frage anhand von Datensätzen, die aus Befragungen von Jugendlichen aus Köln, Mannheim und Brüssel hervorgingen. Nach ihren Daten ist eine hohe Religiosität insgesamt verbunden mit einer geringeren Delinquenzrate. Dieser Zusammenhang gelte vor allem für Muslime. Bei Gewaltverbrechen geben ihre Daten allerdings den umgekehrten Zusammenhang an: Jugendliche, die angeben, gläubige Muslime zu sein, verüben mehr Gewaltverbrechen. Dieses Phänomen erklären sie näher, indem sie zwischen abstinent Religiösen und nicht-abstinent Religiösen unterscheiden. Diejenigen, die öfter gewalttätig werden, sind die nicht-abstinent Religiösen, also diejenigen, die zwar angeben, religiös zu sein, die aber ihre Religion zumindest in der Vergangenheit in Bezug etwa auf Alkohol und Drogen nicht immer praktizierten.

Was die Gruppe der abstinent Religiösen betrifft, bestätigen die Daten der Studie die sogenannte Fegefeuer-Hypothese (Carol et al., 2020, S. 3606): Religiöse Menschen begehen seltener Straftaten oder andere als sündhaft angesehene Handlungen, weil sie Angst haben, in die Hölle zu kommen. Das Konzept der Sünde ist allen Religionen inhärent. Historisch gesehen hatten alle religiösen Gemeinschaften ein Interesse an sozialer Konformität, weil sie als Gemeinschaft besser dauerhaft bestehen konnten, wenn die Mitglieder denselben Normen folgten. Die Androhung, in die Hölle zu kommen, ist als Abschreckung zu verstehen, um die moralischen Normen zu stärken. Insofern ist es nicht verwunderlich, wenn heute gläubige und praktizierende Muslime einem rechtschaffenen Lebensstil nachgehen und wenn die Meidung von Alkohol, Drogen und Ähnlichem sowie der regelmäßige Austausch mit Gleichgesinnten in der sozialen Gemeinschaft einer Moschee zu geringen Delinquenzraten führen.

Die erhöhte Anzahl von Gewaltverbrechen geht auf die Gruppe der nicht-abstinent Religiösen zurück, deren Praktizierung des Islam eingeschränkt ist. Diese Jugendlichen können sich in einer anomischen Situation wiederfinden, in der die religiösen Regeln, die das Leben regulieren, ihre Kraft verloren haben (Carol et al., 2020, S. 3608). Sozialer Ausschluss, Statusdeprivation, erschwelter Zugang zum Arbeitsmarkt, erlebte Gewalt in den Familien und gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen steigern das Risiko für Gewaltverbrechen und

allgemein für eine Ablehnung der Normen der ethnischen Mehrheit. Carol et al. (2020) ziehen als Fazit:

We reveal that ‘troublemakers’ from Muslim-majority countries are not religious in the proper sense. Instead, some have binge drinking experience. Thus, it is not primarily about religion, immigrant origin or abstinence alone but a combination of these attributes. (S. 3618)

Auch wenn die statistisch häufigeren Gewaltverbrechen auf die Gruppe der nicht-abstinent Religiösen zurückgehen, möchte ich nicht den Eindruck erwecken, von dieser Gruppe gehe eine grundsätzliche Gefährdung aus. Für die überwiegende Mehrheit der nicht-abstinent Religiösen, zu denen alle von mir untersuchten *corner boys* gehören, gilt, dass sie keine Neigungen zu Gewalttaten haben. In Kapitel 7 stelle ich einige *corner boys* vor, die wegen Körperverletzung verurteilt wurden. In allen Fällen handelte es sich um Gewalt unter rivalisierenden Jugendlichen.

Vertreter des Typus der nicht-abstinent Religiösen sind die Cousins Ahmed und Aziz.

Hier zeigt sich ihre Einstellung zum Moscheebesuch:

**Malte:** Geht ihr auch in die Moschee, wöchentlich?

**Aziz:** Nein. Leider nicht.

**Ahmed:** Leider nicht wöchentlich, aber an Ramadan zum Beispiel. Gehen wir abends.

**Malte:** Am Ende vom Ramadan oder jeden Abend im Ramadan?

**Ahmed:** Fast jeden Abend.

**Aziz:** Jeden Abend. Am besten jeden Abend, wenn du’s hinkriegst.

**Ahmed:** Kommt drauf an. Klar, vielleicht gibt’s einen Tag, wo du dir denkst so ok...

**Aziz:** Wo du’s gerade mal nicht schaffst.

**Ahmed:** Oder wo du ehrlich bist und dir denkst kein Bock. Weißte? Es gibt auch so Tage.

**Aziz:** Ja.

**Ahmed:** Wo du dir denkst, einfach keine Lust. Ja. Da muss man ehrlich sein. Vielleicht, das ist falsch klar aber, du denkst dir dann nicht viel dabei in diesem Moment, weil du in diesem Moment denkst, ach ich würd lieber chillen.

Regelmäßige Moscheegänger bestätigten mir das erwartbare Muster, dass die meisten *corner boys* eher unregelmäßig in die Moschee kommen. Uneingeschränkte Bedeutung, auch unter *corner boys*, hat allerdings der Fastenmonat Ramadan. Nahezu alle Muslime im von mir untersuchten Milieu fasten. Ahmed und Aziz bringen ihre Einstellung auf den Punkt:

**Ahmed:** Auch wenn wir kiffen, wir reden auch über unsere Religion und sagen vielleicht, ok das machen wir falsch, das wollen wir gut machen.

**Aziz:** Zum Beispiel bald kommt der Ramadan.

**Ahmed:** So das ist sone Sache so, da kannst du vielleicht entweder, du machst den Ramadan, du kannst da auch bisschen zeigen, viele sagen, jaa du kiffst, du trinkst, du bumst, aber *Ramadan* machst du, du bist son Teilzeit-Moslem. Aber, bei uns ist es, lieber machst du *etwas*, als dass du gar nichts machst. Vielleicht lernst du ja auch in diesem Monat, es gibt ja viele ja auch die in diesem Monat dann lernen...

**Aziz:** Sozusagen die Erleuchtung bekommen vielleicht weil die sich grad da drin, da drin sind und dabei sind und eh voll so mit Herz...

**Ahmed:** Und sich denken ok, ich hör damit auf, ich hör damit auf, ich hör damit auf.

**Aziz:** Ja, zum Beispiel.

In diesem Gespräch wird deutlich, dass die religiösen Regeln abgesehen von Ausnahmen keine handlungsrelevante Kraft für Ahmed und Aziz haben. Die beiden leben mit dem ständigen Gefühl, dass sie ihren eigenen moralischen Ansprüchen nicht gerecht werden, und sind auch für andere Mitglieder der religiösen Gemeinschaft aufgrund ihrer Laster leicht kritisierbar. Subjektiv fühlen Ahmed und Aziz, und das habe ich oft bei nicht-abstinenten *corner boys* beobachtet, eine hohe Verbundenheit mit ihrer Religion. Der Glaube an ein Leben nach dem Tod bewahrt Ahmed nach eigener Aussage davor, größere Investitionen im nichtlegalen Bereich zu tätigen, und unterstützt damit die Fegefeuer-Hypothese:

**Ahmed:** Du kannst ja auch n guter Moslem sein und auch diese Sünde... Die machst du ja aus nem Grund, keine Ahnung, vielleicht ne Sucht oder keine Ahnung, man weiß es ja nicht. Jeder hat seine Sachen, warum er es macht. Aber dadurch dass du... Ich find's gut dass du immer deinen Glauben trotzdem... Du weißt dass du... Hätten wir jetzt nicht wirklich diesen Glauben, will ich dir ehrlich sagen, würd ich viel mehr machen [zum Beispiel Drogen verkaufen]. Hätt ich diesen Glauben nicht, wirklich, manche Dinge, da hätt ich drauf geschissen, wirklich, ich hätt gesagt, Scheiß drauf. Keiner hat mir gezeigt so was die Hölle oder nen Himmel ist oder, wie man da reinkommt oder was man da alles macht oder was nach dem Tod passiert. Du denkst dir dann, ok Scheiß drauf, ich sterb einfach. Und danach schlaf ich. Dann machst du ja automatisch mehr [delinquente Taten]. Und deswegen sag ich, diese Religion hat auf jeden Fall auch damit was zu tun, dass wir auch diese Menschen geworden sind, vielleicht mit diesem gewissen Respekt den viele nicht haben.

Nach dem Imam Bashir Khan sind der Islam und das Leben als *corner boy* zwei grundsätzlich konträre Welten:

**Bashir:** Ich seh ja auch, ich fahr ja jeden Tag, und ich seh ja draußen, wie die Jungs da abhängen und so, und dann denk ich mir ok, könnte auf jeden Fall was besser gemacht werden.

Das ist miteinander nicht vereinbar, das geht nicht Hand in Hand, man kann nicht kriminell sein und sagen, hey, ich geh mal kurz beten, danach, lass weiter verticken, so geht das nicht! Und das wissen die auch selbst. Das wissen die auch selbst und das passiert dann, wenn man einfach, den Glauben an Gott eigentlich verliert. Weil solange man weiß, dass es oben einen Gott gibt, der der Schöpfer ist, der letztendlich richten wird, würde man eigentlich nicht auf die schiefe Bahn kommen. Das ist meiner Meinung nach der Hauptgrund, dass man nicht den Glauben an Gott hat, den man eigentlich haben sollte, hinsichtlich dass er der Schöpfer ist und dass er wirklich, dass wir letztendlich zu ihm zurückkehren werden.

Unser Glaube ist es ja, dass es auch ein Leben nach dem Tod gibt, das ewige Leben sozusagen, und dieses [weltliche] Leben ist nur eine Prüfung. Und gemäß dieser Prüfung wird dann Gott später urteilen. Und man ist einfach in dieser Prüfung gefangen sozusagen, von den weltlichen Bedürfnissen, ich mein das sind ja Bedürfnisse, dass man einfach in Armut lebt und man denkt man kann durch Drogen verticken, mehr Geld machen, und sich so sozusagen ein leichtes Leben schaffen, und dass man einfach in diesen Sachen gefangen ist, weil man die Tatsache außer Acht lässt, dass das Leben nicht ewig ist, dass dieses Leben letztendlich zu Ende gehen wird und nach dem Leben erwartet euch das Eigentliche. Das ist so der Gedanke, der dann in den Jugendlichen oder in den Muslimen sozusagen verloren geht. Dass man da keine

Hemmungen mehr hat, auf dieser schiefen Bahn zu bleiben. Ich mein, die Religion sagt auch, dass der Satan auf jedem geraden Weg wartet, damit er dich vom Weg abbringen kann.

**Malte:** Der Glaube ist ja zum einen ein Mittel für diesen sozialen Kontakt, und das haben die ja auf der Straße da auch, da sind die mit ihren Peers und haben diese Gemeinschaft. Zum anderen hat der Glaube natürlich noch diese Vorstellung vom Sinn des Lebens und davon was nach dem Leben ist. Und diese Straßenorientierung, das ist auch so eine ganze Weltanschauung, die haben auch ihre Vorstellungen vom Leben und ihre Moral und so weiter.

Bashir liefert hier die religiöse Erklärung, dass das Leben als nicht-abstinenter *corner boy* Ausdruck für die „Fänge des Satans“ ist (wie er an anderer Stelle sagt). Er vertritt auch die geläufige Ansicht, dass die kriminelle Laufbahn der leichte Weg sei, während das rechtschaffene Leben viel Disziplin verlange. In einer ganz anderen Wertsphäre, der Wertsphäre der Straße, heißt es hingegen in Form eines Textes im Gangstarap: „Wer sagt, der krumme Weg war der leichte, labert Scheiße!“ (Haftbefehl & Xatar, 2016).

## 6 Geografischer Kontext: Wohnform Hochhaussiedlung

*Was für Leute waren das, die solche / Straßen bauten, solche Häuser,  
wo aus den Mauern immer nur neue Mauern kommen ....  
Wer waren sie, die mit Hacke und Schaufel,  
die mit dem Lineal all diese Sachen bauten?  
Wenn es für sie selber gewesen wäre, / dann hätten sie es sicher anders  
gemacht,  
dann würde, wenn du das Fenster öffnest, / hell der ganze Himmel  
hereinfallen,  
oder ein grünes Meer, Blumen mit süßem Duft, / handgroße Schmetterlinge  
und unbeschreibliche Stille, die dich innen / behaglich wärmt. So  
würden sie es gewollt haben.  
–Ören (1973, S. 63), Was will Niyazi in der Naunynstraße?*

**Maya:** Ich find auch, die Modelle von den Hochhäusern sehr praktisch für uns alle gemacht. Weil da hast du viel Auslauf-Möglichkeiten, da hast du deine Türen, da hast du...

**Aziz:** Da hast du 3 Eingänge.

**Maya:** ... diese 3 Eingänge, diese Ausgänge, dann diese Stufen, weil ich find das schon geil in den Blocks zum Beispiel. Das sind so Hochhäuser, son paar Kasten hingestellt und gut ist.

**Ahmed:** Ja son Viereck-Kasten einfach so uffgestellt.

**Maya:** Aber, die hätten sich auch Mühe geben können.

**Ahmed:** Bestimmt hat der auch n Joint geraucht, der das gebaut hat. So wie das aussieht.

**Maya:** [Lacht] Hat sich gedacht, das könntste doch, bisschen erhöhen...

**Ahmed:** ... Dann hätteste mehr Wohnungen erstens, wenn du schon hier so Hochhäuser so uffklatschst, klatsch doch mal n bisschen höher druf.

**Maya:** Ja erstmal das. Haste mehr Wohnungen, machste mehr Geld.

**Ahmed:** Machste 3, 4 Ausgänge. Da ist n schöner Garten dahinten drin...

**Maya:** Machste nen Spielplätzchen hin und jut ist ne.

**Ahmed:** Dann machste da Parkplatz hin.

Der Wohnblock in der Kleinstadt ist bauliches Erbe vergangener Zeiten. Er ist kein neutraler Ort, sondern insofern von Macht durchzogen, als er den Willen und die Absichten von Architekturbüros, Wohnungsbaugesellschaften und den Planungsbüros von Stadtverwaltungen aus den 1970er Jahren in den Alltag der heute dort Lebenden bringt (Meier et al., 2018, S. 96). So leben die Normen der Planungszeit (bürgerliche *Kleinfamilie*, Autostadt, fordistische Rationalisierung) in der physischen Struktur der Hochhäuser fort. Ein Wohnviertel wie die Hochhaussiedlung ist als Gelegenheitsstruktur mit Aufforderungscharakter zu verstehen, die ihren Bewohnern bestimmte Verhaltensweisen nahelegt, Restriktionen auferlegt und durch räumliche Nähe bestimmte soziale Kontakte erleichtert (Friedrichs & Blasius, 2000, S. 24; Siebel, 2015, S. 331–332). Ein Ort besteht aus materieller Form, sozialen Praktiken und

kulturellen Repräsentationen, die ganz unterschiedlich ausfallen können (Browning et al., 2016, S. 598). In „Heat Maps“ der Polizei beispielsweise taucht der Wohnblock als Ort auf, an dem sich Rauschgiftkriminalität und Körperverletzungen konzentrieren, was in der grafischen Darstellung wie ein bedrohliches Geschwür wirkt.

Ein sozialräumlicher Fokus ist allen Dimensionen der Lebensverlaufstheorie inhärent (Browning et al., 2016, S. 598–599). Der historische und soziale *Kontext* wirkt immer über einen konkreten Ort vermittelt. Nachbarschaft, Kitas, Schulen und Peers hängen vom Wohnort ab – allgemein brauchen alle persönlichen (*face-to-face*) Begegnungen immer ein räumliches Setting (*linked lives*). Wohnorte sind auch das Resultat von Entscheidungen einzelner Haushalte (*agency*), wobei persönliche Präferenzen umso mehr an Bedeutung verlieren, je stärker die Restriktionen sind, die ein geringes Einkommen auferlegt. Unter das Prinzip *timing* fällt die Tatsache, dass es besonders sensitive Phasen im Lebensverlauf gibt. Ein längerer Verbleib in einer bestimmten Umgebung kann langfristige kumulative, sogar inter-generationale Konsequenzen haben. Insbesondere die Adoleszenz ist eine kritische Phase, weil während dieser Phase die Umgebung außerhalb des Elternhauses an Bedeutung gewinnt.

Die Lebensgeschichte des *corner boy* Hamza am Anfang dieses Kapitels ist eine genretypische Darstellung mit wesentlichen Elementen aus dem symbolischen Universum ‚Straße‘. Hamza kultiviert den negativen Ruf seines Wohnblocks, zu dem er ein ambivalentes Gefühl zwischen Liebe und Verachtung hat. Im darauf folgenden Abschnitt erzähle ich einige Geschichten von meiner Arbeit als Streetworker, die zusammengenommen die Stimmung in der Umgebung des Wohnblocks vermitteln. Schließlich folgt ein Abschnitt, in dem die Bewohnerinnen und Bewohner zu Wort kommen und ihre Wohnsituation in der Hochhaussiedlung bewerten.

Zu beachten ist bei all dem, dass *corner boys* sich von der Stimmung in ihrer Nachbarschaft, wie sie in diesem Kapitel zum Ausdruck kommt, angezogen fühlen. Sie verbringen einen großen Teil ihrer Zeit an verschiedenen Straßenecken, weil ihre Bedürfnisse nach Identität und Gemeinschaft dort befriedigt werden. *College boys* hingegen fühlen sich tendenziell von dem, was an verschiedenen Ecken in ihrer Wohnumgebung geschieht, abgestoßen. Von klein auf achten ihre Eltern mit darauf, dass sie möglichst wenig Zeit auf der Straße verbringen, und strukturieren den Tagesablauf entsprechend mit Nachhilfe, Fußballtraining, Moscheebesuchen, Koran- oder Arabischunterricht.



*Abbildung 6. Ein anderer Wohnblock in der Kleinstadt (eigenes Foto, 2022). Großwohnsiedlungen dieser Art entstanden in den 1970er Jahren, um die Wohnungsnot nach dem 2. Weltkrieg endgültig zu überwinden.*

### *Corner boy 1: Hamza über seinen Wohnblock*

Der 14-jährige *corner boy* Hamza, der vor zwei Jahren mit seiner Familie von Marokko nach Deutschland migrierte und in den Wohnblock zog, ist seitdem in einer besonders sensiblen Phase seines Lebensverlaufes den Bedingungen des sozialräumlichen Kontextes ausgesetzt. An einem Freitagabend, als ich ihn auf der Straße treffe, ist er spontan bereit, mit mir ins Streetwork-Büro der Organisation zu kommen, um ein biografisches Interview zu geben. Bei ihm ist offensichtlich, dass seine Hauptmotivation die 10 Euro sind, die ich ihm als Aufwandsentschädigung anbiete. Er trägt ein neu aussehendes schwarzes Fußball-Trikot. Später betont er, dass er all seine Kleidung in Marokko kaufte. Es lohnt sich, seine Stegreiferzählung nahezu in Gänze zu zitieren. Wie ein Touristenführer stellt er die unterschiedlichen Gruppen vor, die aus seiner Sicht im Wohnblock anzutreffen sind:

**Hamza:** Ich bin schon seit zwei Jahren hier in Deutschland, zwei Jahre und, ich leb hier ganz gut, mit meinen Freunde, mit meinen Kollegen, wir verstehen uns alle gut. Ja, ich hab mein Leben, hier im Wohnblock, da. Ja, wir chillen da, trinken da, also nicht Alkohol oder so. Ja, wir

essen da, wir sind alle für mich wie Gebrüder, ja. Wir gehen alle in der Schule, ich geh immer in der Schule, 7 Uhr aufstehen, 13 Uhr aus, immer das Gleiche. Nichts schwänzen, nichts! Immer in der Schule, ja. Wir machen unser Geld, also jetzt keine Drogen, wir kaufen Klamotten, verkaufen weiter, ja dann bringen wir's Brot nach Hause, ja. Wenn's Geld zu viel ist, dann teilen wir unsere Geld, ja. Und was soll ich denn noch sagen, also,

in der Kleinstadt ist auch noch schlimm, wir haben genug, hier sind Leute mit Pfefferspray, die immer rumlaufen, die auch immer was klauen. Immer, immer wenn ich rumlaufe, mach ich immer meine Taschen zu, ja, pack ich immer alles gut ein, dass das Leute nicht sieht.

Die Kleinstadt ist auch jetzt richtig schlimm, da gibt's auch paar Alkoholiker, paar Diebe die auch direkt was klauen. Also ich wurd letzte Mal fast überfallen von ein Junge, also nicht ein Junge, so ein Alkoholiker, der hat gesagt gib mir Geld, wenn nicht ich schlag dich. Und dann bin ich halt abgehauen, gaanz einfach ja.

Es gibt's Leute hier, ich kann mich noch erinnern, hier im Wohnblock, da sind, da waren noch richtig viel Polizei, Polizei. Das war aber schon lange, da wo ich neu hier im Wohnblock war. Hier warn auch Leute, früher einmal, die haben gegen Bulgaren gekämpft, und so auf einmal, die haben Macheten rausgeholt, Messer, alles alles. Dann habe ich Polizei gesehen, alles. Da hab ich gesehen, bin ich noch zu meinen Eltern gegangen. Dann ja, meine Eltern haben gesagt, ich muss zuhause bleiben, dies das. Und demnach Kopfschmerzen [hier etwa: Alltagsprobleme] gemacht.

Und dann, es gibt's auch viele, es gibt's auch viele, hier in der Kleinstadt, gibt's auch viele Diebe, die Fahrrad klauen. Auch immer, immer auch verfolgen, also egal wo du gehst, immer nach hinten gucken, man weiß nie, vielleicht verfolgt dich jemand. Immer nach hinten gucken. Am besten ist, wenn man ein Pfefferspray dabei hat, das ist am besten. Rausholen, wenn dich jemanden, dich angreift, direkt anpfeffern, dass er direkt liegt, danach direkt Polizei rufen. Und dann fertig, gaanz einfach. Problem ist schon geklärt. Viel viel besser als, als wenn du den schlägst oder mit Messer zu dem gehst, danach halt, halt ein Stich gibst, viel viel besser, einfach anpfeffern, da liegt der kurz fünf Minuten kurz auf Boden, dann kommt 110, Polizei, die werden danach kommen, werden danach halt schon mit ihm reden, dies das.

Es gibt's auch hier viel betrunkene, viel besoffene Bulgaren. Ich kann mir jeden Abend nicht schlafen, wegen Bulgaren, sind richtig laut, Musik, zum Beispiel heute konnte ich auch nicht schlafen, gestern auch nicht, vorgestern auch nicht, seitdem, seitdem wir Sommerferien haben, kann ich zurzeit gar nicht mehr schlafen, wegen die Bulgaren, die Bulgaren sind immer laut, kämpfen, streiten, schlagen deren's Frauen, ich kann nie schlafen wegen die haben immer Musik laut, Fenster offen, und man kann jetzt nicht einfach rübergehen und sagen macht das Lied, also macht das Musik, aus oder leise. Man weiß nie, vielleicht wirst du geschlagen, dann vielleicht, ja vielleicht, vielleicht wirst du tot gehauen. Auch wenn du die Polizei rufst, wird auch nichts bringen. Wenn die Polizei weg sind, werden die danach auch wieder die Musik auch wieder lauter machen, das ist halt so. Das ist immer so. Ich hab noch vorgestern gesehen, wie ein Polizei dahingegangen, und haben gesagt, macht's Musik leise, 10, 20 Minuten, 30 Minuten war's richtig leise, auf *einmal*, die haben die Mucke *richtig* laut angemacht, die haben's richtig laut angemacht. Die Kleinstadt ist halt so.

Die Kleinstadt, die Kleinstadt ist halt so, ist klein, aber ist gefährlich, sagen wir mal, der Wohnblock hier. Der Wohnblock ist nicht gefährlich, sieht auch so, das sieht gefährlich aus, aber nur weil's dreckig ist oder so, ist es nicht gefährlich. Also wenn du, wenn du jeden, jeden von da kennst, ist es, brauchst du keine Angst haben. Zum Beispiel Malte, Sie kennen jetzt schon jeden Jugendlichen hier, Sie brauchen auch keine Angst mehr haben, also keine Angst. Die würden Sie, ich weiß schon jetzt genau ganz genau, wenn Sie jemanden, also wenn jemanden Sie anfässt, werden die alle draufgehen, oder die Polizei rufen, das ist ganz genau so, ist genau so. Ja, schon fertig.

Ich bitte Hamza in meiner Erzählaufforderung, mir seine Lebensgeschichte zu erzählen. Er hingegen fängt an, vor allem einen Bericht über die Kleinstadt zu geben. Es ist wie bei einem Theaterstück, wenn am Anfang alle Figuren auf einer Seite kurz vorgestellt werden, wenn Hamza über Diebe, Alkoholiker, Polizei und Bulgaren redet. Das Muster, dass jemand mehr über den Ort als über die persönliche Lebensgeschichte spricht, wird sich auch bei dem *corner boy* Berat finden, der nach sehr langen Ausführungen über die Stadt sagt: „Das war jetzt eher allgemein zu der Kleinstadt. Aber ich war ja immer mitten drin.“ Das Muster ist Ausdruck des Phänomens, dass die lokale Identifikation mit der Stadt und dem Wohnviertel in diesem Milieu sehr ausgeprägt ist.

Hamza ist seit zwei Jahren in Deutschland und wurde schon intensiv in einer Gruppe von *corner boys* sozialisiert. In der Stegreiferzählung greift er den Zuschreibungen vor, die mit seiner sozialen Position (*class, race, gender*, Leben als *corner boy*) verbunden sind: Sie trinken, aber keinen Alkohol; sie machen Geld, aber nicht mit Drogen; sie gehen zur Schule, anstatt zu schwänzen. Wie für ein Lehrbuch gemacht, geht er die Motive des ‚Gangstertalks‘ durch (zum Beispiel „Brot nach Hause bringen“ oder, an späterer Stelle: „Freunde kommen nur, wenn du Geld hast“). Was Hamza hier erzählt, ist als eine genretypische Darstellung zu sehen. Zum Teil ist es eine Selbstinszenierung, zum Teil bedient er bestimmte Klischees, von denen er erwartet, dass ich sie erwarte und dass ich bei meiner Forschung explizit nach solchen Darstellungen suche. Insofern verhält er sich aus seiner Sicht konform zur Aufgabenstellung und verfolgt eine geeignete Strategie, um 10 Euro zu erhalten und nicht zu viele persönliche Informationen von sich preiszugeben.

Hamza erzählt mir im Interview auf Nachfrage von seinen Eltern und der relativ positiven finanziellen Situation seiner Familie. Sein Vater arbeitet im Autohaus eines großen deutschen Autoherstellers.

**Hamza:** Also meine Mutter, also meine Mutter hat, ist halt, putzt halt Treppen. Kriegt im Monat gutes Geld, also reicht schon, für sie, also für sie. Mein Vater arbeitet hier bei der Autos, An- und Verkauf Export, der arbeitet so halt so Autohaus, An- und Verkauf Export. Der verdient schon Geld, also reicht schon, reicht schon, reicht schon für uns. Bei mir, ich kauf's Klamotten, ich kauf Klamotten für günstig, und ich verkauf dann Klamotten für halt zu viel, 20 Euro mehr, dann mach ich meine 20 Euro plus für mich selbst. Reicht schon für mein, für mein Brot, für meinen Klamotten und so.

Hamza hat eine kleine Schwester und dementsprechend im Vergleich zu den vielen kinderreichen Familien seiner Freunde relativ viel Platz in der Wohnung im Wohnblock. Seine relativ günstige finanzielle Position äußert sich auch darin, dass er das modernste Handy in seinem Freundeskreis besitzt und dass sein Internetvolumen seltener aufgebraucht ist.

Die Beziehungen in seiner Familie beschreibt Hamza als sehr harmonisch – ohne „beleidigen“ und ohne „anschreien oder so“. Er sagt: „Meine Mutter hat mich 9 Monate im Bauch getragen, und wenn mir jetzt meine Mutter sagt, mach das, und ich jetzt nein sage, dann das tut mir halt weh. Für meine Mutter mach ich alles.“ Er beschreibt seine Eltern als nicht streng. Allerdings würden sie immer um 21 Uhr, wenn er mit seinen Freunden auf den Straßen Zeit verbringt, anrufen und ihm sagen, er solle nach Hause kommen. Seine Eltern scheinen ihn gut zu versorgen: „Meine Mutter weckt mich schon immer um 7 Uhr auf, macht mir Frühstück, dann lauf ich zur Schule.“ Auch von den Eltern seiner Freunde schätzt er, dass sie ihre Söhne gut versorgen, allerdings kennt er deren Eltern höchstens vom Sehen. Denn Besuche zuhause sind in seinem Milieu unüblich. Nur seine Tanten und Onkel besuchen seine Eltern zuhause als Gäste. Hamza sagt „Ich glaub an Allah“, geht aber nicht in die Moschee.

In den Wohnblock zog Hamzas Familie auf Empfehlung von Verwandten, die schon in der Kleinstadt lebten: „Wir haben gehört, dass da günstig ist.“ Die Verwandten bildeten das Netzwerk, das ihre Migration ermöglichte: „Wie wir gekommen sind, da wir waren bei unsere Tanten geschlafen haben, zwei Monate, dann hat meine Tante, dann hat mein Onkel mein Vater ein Job gesucht, ja, jetzt leben wir gut, jetzt haben wir alle Geld, fertig.“ Zum Einzug seiner Familie im Wohnblock sagt Hamza: „Da wo wir angekommen sind, war’s schon bisschen sauberer. Jetzt sind Bulgaren gekommen, dies das, das ist noch schlimm.“ Dieses Rechtfertigungsmuster war schon bei Salman zu beobachten. Die beiden stellen es so dar, als sei bei Einzug in den Wohnblock nicht zu erwarten gewesen, dass es sich um ein physisch verwahrlostes Wohnviertel handelt.

Gleichzeitig kultiviert Hamza jetzt als *corner boy* auch den negativen Ruf seines Wohnviertels. In seinen Darstellungen taucht der Wohnblock immer wieder als gefährliches Viertel auf, wobei entmenslichte Bulgaren die Funktion von bösen Kräften erfüllen: „Da wo ich auch gekommen bin, hatte ich auch richtige Angst, bei diese Hochhäuser, ich hab da Bulgaren gesehen, die haben mir auch alle Angst gemacht und so, und jetzt nicht mehr, gar nichts mehr.“ Ähnliche Vorstellungen von einem Leben, in dem permanente Vorsicht geboten ist, äußert Hamza, als ich ihn auf sein früheres Leben in Marokko anspreche:

**Malte:** Und wie war das Leben in Marokko so?

**Hamza:** Leben in Marokko war halt, pff, was soll ich Ihnen sagen, Marokko halt ist so, schlimmer als, ok geht, schlimmer als die Kleinstadt, aufpassen, da gibt’s Leute, Leute die Geld brauchen, die direkt einfach zu dir gehen, und mit Messer kommen, sagen gib mir das Geld, jetzt sofort. Aber bei mir war’s nicht so, niemand ist gekommen mit Messer oder so. Aber ich hab schon, ich hab das schonmal gehört, dass jemanden zu einem Jungen gegangen ist, gib mir Messer her, ehh, gib mir dein Geld her, wenn nicht stech ich dich ab. Und dann, hat der dem Geld gegeben, dann ist der weggegangen. Marokko ist halt, gefährlich, wenn du in Marokko bist, darfst du niemals dein Geld zeigen. Wenn die, wenn du was trägst [Kleidung], und das

kostet auch echt teuer, die werden dich direkt überfallen, ohne reden, ohne nichts. Die werden dich zuerst verfolgen, wo du gehst, was für Auto du hast, und dann, werden die dich direkt überfallen, direkt, ohne reden ohne nichts. Dann haben die schon deren's Geld. Auch Polizei, Polizei, werden die nichts machen.

Schließlich erzählt er noch von einem marokkanischen Freund, der neu in der Kleinstadt ist und früher 5 Jahre in Frankreich lebte. Hamza sagt: „Ich hab gehört Frankreich ist *richtig* schlimm.“ Ob Frankreich oder Deutschland – Angehörige von Hamzas Milieu leben meist an Orten, die als gefährlich gelten und an denen entsprechende Erzählungen kursieren. Gleichzeitig erfahre ich auf Nachfrage, dass weder Hamza noch einer seiner Freunde je in der Kleinstadt ausgeraubt wurde. Das bestätigt, was eine 2020 erschienene Masterarbeit der Polizei für den Wohnblock in der Kleinstadt herausfand: Die objektive Kriminalitätslage ist besser als das subjektive Sicherheitsgefühl, der Ruf des Wohnblocks schlimmer als die Realität.

Nach unserem Interview sehe ich Hamza regelmäßig wieder, meistens im Jugendcafé. Innerhalb des folgenden halben Jahres orientiert er sich nach meinem Eindruck immer weiter in Richtung ‚Gangster‘. Manchmal ist ihm an den roten Augen und am aufgedunsenen Gesicht anzusehen, dass er unter starkem Einfluss von Cannabis steht. Dass er sich in die ‚nüchterne‘ Öffentlichkeit wagt, zeigt schon, dass er es gewohnt ist, in diesem Zustand zu sein (Becker, 1963/1973, S. 68–71). An einigen Tagen behandelt er mich und andere Erwachsene ziemlich respektlos, an anderen Tagen hingegen ist er umgänglich oder jovial. Später erfahre ich von meinen Kollegen, dass Hamza und seine Freunde einen wertvollen Gegenstand klauten und dass ein Gericht Hamza zu einer beträchtlichen Anzahl an Sozialstunden verurteilte.

Diesen Abschnitt zum 14-jährigen Hamza, der sein Leben lang an prekären Orten lebte und dessen Star der für Paris Saint-Germain spielende marokkanische Fußballer „Achraf Hakimi, Nummer 2“ ist („Den mag ich, den lieb ich, das ist so mein Fußball-Star“), möchte ich mit den Wünschen und Zielen abschließen, die er mir im biografischen Interview mitteilte:

**Malte:** Was erwartest du vom Leben? Was sind so deine Wünsche und Ziele?

**Hamza:** Meine Wünsche, meine Ziele sind, inschallah [so Gott will], aus der Kleinstadt rauszugehen. Einfach eine schöne Stadt. Da wo, da wo kein, kein Diebe, kein, da wo's nicht dreckig ist zum Beispiel, zum Beispiel Holland, es gibt's paar Städte in Holland, die sind echt sauber, ich hab da Familie, bin ich schonmal dahingefahren mit meinem Vater plus meine Mutter und so, bin ich schonmal dahingefahren, ich war da halt, und wir hatten da Tanten, ich war da, ich hab gesagt, Mama, ich will hier wohnen. Später, komm ich direkt hierhin. Ich hab da gesehen, echt sauber, nicht mal ein Kaugummi, nichts, nicht mal *ein* Papier, war auch richtig leise, und echt perfekt, so für ein, ein Kind plus ein Frau und ein Mann. Perfekt. So perfekt. Einfach nur raus aus der Kleinstadt später, nur das wünsch ich mir. Nur das, und dann später, ein Laden öffnen, ein Laden öffnen, wie Klamotten, halt so, zum Beispiel welche Klamotten von Marokko, immer so weiter, Klamotten, so Sachen verkaufen. Ja.

## Aufzeichnungen eines Streetworkers

### *Die Stimmung im Wohnblock*

Was mir als Ethnograf im Wohnblock bei meinen ersten Streifzügen im Feld ins Auge sprang, waren die Balkone, die ein gutes Thema für ein Fotoprojekt wären. An fast allen Balkonen sind Satellitenschüsseln angebracht, die TV-Signale aus verschiedensten Nationen empfangen. Kinderfahrräder hängen über dem Geländer vieler Balkone, weil sie dort vor Diebstahl sicher sind. Auf vielen Balkonen hängt Wäsche zum Trocknen. Einige sind komplett zugestellt, mit Umzugskartons und Hausrat. Neben den Balkonen waren für mich auch die vielen großen weißen Lieferwagen, Insignien der Arbeiterklasse, auffällig.

Auch zwei Ausschnitte aus meinen Feldnotizen vermitteln die Stimmung und das Erscheinungsbild des Wohnblocks:

Als ich um ca. 22 Uhr unten am Parkdeck entlanggehe, lasse ich die Atmosphäre der Hochhäuser auf mich wirken. Sie kommen mir imposant vor. Der Anblick erinnert mich an Videos von Rappern, die sich nachts vor der Kulisse von erleuchteten Hochhäusern filmen lassen. Beim Anblick der Hochhaussiedlung muss ich immer an ein Zitat aus dem Film *What's Eating Gilbert Grape* (Hallström, 1993) denken. Der Protagonist, gespielt von Johnny Depp, schaut aus der Ferne auf das Haus seiner Familie und sagt: „It looks so small considering the girth [Umfang, metaphorisch gemeint: Tiefe] that's within it.“ Das denke auch ich mir bei jedem einzelnen Balkon, den ich mir ansehe. Wie klein die Balkone wirken, wie sehr sie in der Gesamtkulisse aufgehen, und wie viele persönliche Schicksale sich doch in jeder Wohnung hinter den Balkonen abspielen.

Heute besucht mich ein guter alter Freund, der schon seit 8 Jahren in Deutschland lebt, in der Kleinstadt. Ich hole ihn an der S-Bahn-Station ab und wir machen einen Spaziergang, auch in der Nähe des Wohnblocks. Er kommentiert die Hochhäuser mit: „Krass, ich wusste nicht, dass es solche Häuser in Deutschland gibt.“ Er selbst kommt aus dem Libanon und die Häuser erinnern ihn an Hochhaussiedlungen dort. Er sagt aber: „Im Vergleich zu den Häusern in Tripolis ist das hier Luxus.“

Architektur und Stimmung im Wohnblock der Kleinstadt ähneln einer Hochhaussiedlung in Köln, wie sie der mit zahlreichen renommierten Preisen ausgezeichnete Dokumentarfilm *Am Kölnberg* (Genske & Humboldt, 2014) vermittelt. Viele gemeinsame Motive wirken sehr vertraut: Bewohner, die mit Greifzangen den Müll aufsammeln, Gruppen von Männern vor einem Kiosk, auf Spielplätzen versammelte Kinder und ein relativ spärlicher Bolzplatz. Eine Crack-süchtige Bewohnerin, die der Film neben drei anderen Personen porträtiert, beschreibt ihre Hochhaussiedlung auf poetische Weise:

Wenn du in Köln nirgendwo mehr was kriegst, weil du zu viel Scheiße gemacht hast, hier kriegst du noch was. Der Kölnberg hat auch keine Zeit. Hier ist 24 Stunden 12 Uhr

mittags. Es hat ne Eigendynamik. Ist ein kleines Universum für sich. Dazu kommt, dass jede Wohnung noch ein eigener Planet ist. ... Dann gibt es noch die Kometen ne. Das sind so die bescheuertesten Typen die hier immer durch die Gegend laufen und aggressiv durch die Gegend, tingeln ne und, andere schlagen ne. Ja dann gibbet unbewohnte Planeten hier ne, das sind diese unbewohnten Wohnungen, die dann ab und zu mal besiedelt werden oder besetzt werden.

Den geografischen Kontext, der die Lebensverläufe von Kindern und Jugendlichen beeinflusst, beschreibe ich im Folgenden durch einige Geschichten, die ich durch meine Arbeit als Streetworker erlebte und die die Atmosphäre der Hochhaussiedlung näher vermitteln.

### *Interaktion zwischen Drogendealern und Streetworkern*

Zwei Akteursgruppen, die im Wohnblock regelmäßig aufeinandertreffen, sind Drogendealer und Streetworker. Ein typischer Rundgang als Streetworker kommt an einem bekannten Drogenumschlagplatz vorbei. Einige Drogendealer, Jugendliche und junge Erwachsene, scheinen dort fast ihre gesamte Zeit zu verbringen. Balu (20) und Tayo (18) nehmen uns Streetworker schon gar nicht mehr wirklich wahr, so selbstverständlich ist uns wechselseitig unsere Anwesenheit geworden. Einmal unterhielt ich mich in der Nähe dieses Ortes mit einer Gruppe von ca. 12-jährigen Kindern. Der Drogendealer Mehmet (22), vor dem diese Kinder großen Respekt haben, kam und ermahnte sie streng: „Redet nicht so viel mit dem!“ Ein weiteres Beispiel für die Interaktion zwischen Drogendealern und Streetworkern findet sich in meinen Feldnotizen:

Als nächstes treffe ich am Parkdeck auf eine Gruppe von Kiffern ab 17 Jahren, auch eine Kifferin ist anwesend. Gürkan (17) und Saif (17) sind anwesend, die anderen kenne ich noch nicht. Gürkan sitzt ganz entspannt auf einem Camping-Stuhl. Einer der jungen Männer, der eine Fußfessel trägt, wird mir als „krasser Typ“ vorgestellt. Dieser junge Mann sagt mir, dass er Probleme mit Schulden hat. Ich schlage ihm einen Termin mit einer Schuldnerberaterin vor. Er macht sich lustig und sagt: „Was macht die dann?? Gibt die mir Geld oder muss ich dann selbst arbeiten?“ Die Kifferin sagt: „Natürlich musst du selbst arbeiten!“ Ich stelle auch andere Angebote der Sozialen Arbeit vor. Während Gürkan mich eher verbal attackiert („Du lüüügst!!“, „Du bist ein Bulle!“), ist die junge Frau freundlich und sagt zu den anderen: „Hört mal zu, das sind doch tolle Angebote.“

Ich lade die Gruppe für den nächsten Tag ins Jugendcafé ein. Gürkan fragt: „Können wir da Joints rauchen? Nein? Ok, dann komme ich nicht. Ich rauche sogar zuhause, warum sollte ich bei euch nicht rauchen?“ Gürkan fragt, was es für Angebote für Kiffer gebe. Ich erzähle von der Suchtberatung. Die junge Frau sagt: „Die Männer hier würden das nie zugeben. Aber die sind alle süchtig. Ich bin auch süchtig.“ Als nächstes kommt ein ca. 17-jähriger Marokkostämmiger. Die anderen stellen mir den ankommenden jungen Mann als den Bruder eines Drogenbarons im Wohnblock vor.

## *Der Bolzplatz*

Die Grenze zwischen ‚Straße‘ und ‚anständig‘ ist deutlich sichtbar, wenn ich im Sommer auf dem kleinen Bolzplatz hinter den Hochhäusern Fußball spiele. Die ‚anständigen‘ Kinder und jungen Teenager spielen Fußball, während die älteren Teenager mit Straßenorientierung ihre Zeit nebenan am Parkdeck kiffend verbringen. Beide Tätigkeiten sind Ausdruck der Tatsache, dass Kinder und Jugendliche in benachteiligten Milieus oft über viel Freizeit verfügen, die sie unstrukturiert, unkontrolliert von Erwachsenen und spontan mit anderen Kindern aus der Nachbarschaft nutzen: „[Working-class and poor] children experience long stretches of leisure time, child-initiated play, [and] clear boundaries between adults and children. ... [They] often have more ‚childlike‘ lives, with autonomy from adults and control over their extended leisure time“ (Lareau, 2003, S. 3–4).

Nach meiner Corona-Infektion treffe ich auf dem Bolzplatz im Wohnblock auf zwei Kinder. Ich frage sie, ob sie Lust haben, Fußball zu spielen, und suche einen weiteren Spieler, damit wir 2 gegen 2 spielen können. Es dauert keine 2 Minuten, da habe ich nicht nur einen Spieler, sondern eine ganze Reihe. Schon in der ersten Gruppe von Kindern, die ich anspreche, erklären sich alle zum Spiel bereit. Daraufhin werden weitere Spieler angezogen. Am Ende ist der gesamte Bolzplatz voll und wir spielen mit verschiedenen Teams gegeneinander.

Der Bolzplatz befindet sich direkt neben dem Parkdeck, einem ‚Hotspot‘ für Gruppen von Kiffern. Als erstes sehe ich Gürkan (17). Er sagt mir, dass er seine Kindheit auf diesem Bolzplatz verbrachte. Als nächstes treffe ich Rayan, Tayo und Gürkans Cousin. Auch zwei Mädchen sind mit dieser Gruppe unterwegs. Ich frage sie, ob sie nicht auch Lust haben, mitzuspielen. Nach einigem Zögern verkünden Tayo und Gürkans Cousin, dass sie mitspielen werden. Später kommt noch Hamdi (23) vorbei, der sich spontan entschließt, mitzuspielen.

Es stellt sich heraus, dass der Kiffer Tayo sehr gut Fußball spielen kann. Hamdi gelingt es vor allem gut, die Kinder in seinem Team zu animieren. Er sagt ihnen als Verteidiger: „Verteilt euch!“, und 3 Kinder rennen sofort motiviert nach vorne. Als es Hamdi einmal nicht gelingt, sich bei so vielen kleinen Kindern auf dem Platz nach vorne hin durchzudribbeln, beklagt er sich laut: „Es sind einfach zu viele Kakerlaken auf einmal!“

Während wir in dieser großen Gruppe Fußball spielen, sammeln sich am Parkdeck weitere Kiffer, die unserem Spiel zuschauen. Ich sehe auch ein Mädchen, das an einem großen Joint zieht.

Im September spiele ich abends wieder mit Kindern und Jugendlichen verschiedener Altersgruppen Fußball. Dies ist fast schon zur Routine geworden. Die ‚anständigen‘, im Durchschnitt ca. 13-jährigen Jungen spielen Fußball auf dem sandigen Bolzplatz, während die ca. 17-jährigen Jungen mit Straßenorientierung nebenan auf dem Parkdeck chillen und kiffen. Ich bin es schon gewohnt, dass es nach Cannabis riecht, während wir Fußball spielen. Und wenn es dunkel wird, kommen die Ratten. Eine Ratte läuft über den Rand des gesamten Spielfeldes.

Die Jungen, mit denen ich Fußball spiele, sind höflich, respektvoll und ‚anständig‘. Sie fragen mich ständig, wieviel Uhr es ist, weil sie von ihren Eltern Vorgaben haben, bis wann sie bleiben dürfen. Ein Junge wird von seinem Vater abgeholt, der ihm streng sagt, dass es vorbei sei für heute. Andere rufen mit meinem Handy ihre Eltern an, um zu sagen, dass sie später nach Hause kommen. Mohamed (12) sagt um 21 Uhr, dass er nach Hause müsse, um noch den Koran zu lesen.

Einmal geht in der Ferne ein *corner boy* vorbei und ruft Obszönitäten in sehr vulgärer Sprache zu uns rüber. Salims Gesicht verfinstert sich. Der 11-Jährige ist mit seiner marokkanischen Familie in Spanien aufgewachsen und spricht noch nicht gut Deutsch. Aber er kann schon mit seiner finsternen Miene ausdrücken: „Das sind keine guten Jungen.“ Zu einem anderen Zeitpunkt kommen Samir (17) und Gürkans Cousin vorbei. Ich gebe ihnen die Faust. Daraufhin sagt mir der 13-jährige Ajeet sinngemäß, auch mit sehr ernster Miene: „Das sind keine netten Jungen. Malte, beim nächsten Mal darfst du solche Drogendealers nicht ansprechen. Die sind wirklich nicht nett. Letztens ist mal unser Fußball zu ihnen gerollt. Die wollten uns den nicht wiedergeben. Am Ende kam sogar mein Vater und hat ihnen gesagt, dass es große Probleme gibt, wenn sie den Ball nicht zurückgeben. Dann haben sie ihn zurückgegeben.“

### *Kinder*

Ich lerne zwei Brüder – türkische Bulgaren – im Alter von ca. 9 und 11 Jahren kennen. Sie werden schnell sehr anhänglich und rufen mich ständig an. Gleichzeitig verhöhnen sie mich oft: Sie beleidigen mich am Telefon auf die vulgärste nur vorstellbare Art und Weise und entschuldigen sich dann später höflich und sagen, es sei Yassin gewesen, der mich beleidigt habe. Das ist ihr imaginierter Spielfreund.

An einem Morgen in den Sommerferien starten die beiden einen Videoanruf mit mir. Um ca. 11 Uhr sind sie gerade in einem großen Bett aufgewacht und lachen sehr viel am Morgen. Sie sind in der Wohnung ihrer Großmutter im Wohnblock. Einer der Jungen hatte vor dem Anruf dem anderen einen Streich gespielt: Während der andere Junge noch schlief, zog ihm der erste heimlich die Hose runter, machte ein Foto von seinem Penis und schickte es mir.

Eine Kollegin und ich leiten heute vertretungsweise eine Spielgruppe für 8 bis 12-jährige Kinder in der Organisation. Es fängt ruhig an, was daran liegt, dass die meisten Kinder erst später kommen. Am Anfang spiele ich mit zwei Mädchen ein Brettspiel. Meine Kollegin spielt mit einer anderen Gruppe ein Kartenspiel. Sie sagt als Regel: „Was angefangen wird, wird auch zu Ende gespielt.“ Das halte ich für eine sehr gute Regel, denn allgemein ist die Stimmung so, dass die Kinder ständig neue Spiele anfangen wollen und schnell das Interesse an einem einmal angefangenen Spiel verlieren.

Die Stimmung wird insgesamt ziemlich unruhig, als einige Jungen kommen. Ich hatte eine Musikanlage in den Raum gestellt. Einer der impulsiven Jungen beginnt einfach, daran „herumzufummeln“, wie meine Kollegin es ausdrückt, so dass wir die Musikanlage wieder einschließen müssen und es heute keine Musik geben wird. Zuerst spielen die Jungen Rundlauf an einer Tischtennisplatte mit einem Stoffball. Ständig gibt es Diskussionen, weil einige Spieler nicht akzeptieren, wenn sie bei Punktverlust rausfliegen. Besonders bei einem Jungen fällt auf, dass er ständig Ausnahmeregel für sich beanspruchen will.

Insgesamt wird die Stimmung heute sehr unruhig sein. Die Konflikte unter den Kindern eskalieren mehr als sonst. Ein Mobbing-Fall wird bis zu Tränen und einem ernststen anschließenden Gruppengespräch führen. Offenbar spüren die Kinder, dass meine Kollegin und ich in diesem Angebot neu sind. Plötzlich ist die Geltung der Regeln, die sonst herrschen, unsicher.

Irgendwann scheinen die Kinder die Lust an Rundlauf zu verlieren. Die Stimmung ist sehr hektisch. Ständig geraten die Jungen aneinander und raufen sich etwa um einen Ball. Ich nehme deshalb die Bälle kurz weg und wir beschließen, ein Spiel in der gesamten Gruppe zu spielen. Das Spiel ist ähnlich wie Völkerball, denn es geht darum, Personen mit einem Ball abzuwerfen.

Beim Spiel stehen zwei Werfer oder Werferinnen am Rand des Spielfelds und versuchen, die Kinder in der Mitte abzuwerfen. In den ersten zwei Runden sind jeweils zwei Jungen die Werfer. In der dritten Runde melden sich zwei Mädchen, dass sie auch mal Werferinnen sein möchten. Leider kommt es hierbei zu einem Problem: Es stellt sich heraus, dass die Mädchen den Ball nicht sehr fest werfen. Dadurch verlieren einige Spieler und Spielerinnen schnell die Lust und beschweren sich. Besonders ein sportliches Mädchen beschwert sich: „So macht es für uns alle keinen Spaß.“

Am Ende sagt eine der Werferinnen, dass sie nach Hause gehen möchte. Sie geht aus dem Raum und fängt an zu weinen. Es handelt sich um einen Fall von Mobbing. Das sportliche Mädchen und einige Jungen haben die Werferin gemobbt, weil sie nicht feste genug werfen konnte. Sie haben sie auch als „Fettsack“ beschimpft.

Meine Kollegin reißt die Situation an sich. Wir stellen uns alle in einen Kreis. Sie fragt mit Autorität: „Wer hat Fettsack gesagt?“ Die Werferin zeigt auf die drei Personen, die sie so genannt haben. Ein Junge gibt verlegen zu, dass er sie als Fettsack beschimpft hat. Meine Kollegin sagt: „Ich finde gut, dass du es zugibst.“

Das sportliche Mädchen stellt sich als am widerspenstigsten heraus. Sie sagt: „Aber sie hat mich als Dünnsack beschimpft! Es ist doch normal, dass ich zurückbeleidige, wenn mich jemand beleidigt.“ Meine Kollegin wirft ihr vor, keine Empathie zu haben. An einer Stelle sagt einer der Jungen etwas altklug: „Wir sind doch alle Muslime. Wir müssten Brüder und Schwestern sein.“ Ein anderer Junge realisiert: „Wir sind wirklich alle Muslime, also außer Sie“, und zeigt dabei auf mich.

Ich habe mich in der Diskussion mit den Kindern die ganze Zeit sehr ruhig verhalten. Das liegt zum Teil daran, dass ich eine leicht andere Meinung habe. Ich denke, dass es in den meisten Fällen für ein Kind, das beleidigt wird, am besten wäre, dies zu ignorieren. Denn wer sich provozieren lässt, gesteht anderen eine Macht über sich zu, die diese anderen dann in der Regel ausnutzen, was die Provokation dann weiter befördert. Außerdem habe ich in der Grundschule immer gelernt, dass ‚Petzen‘ in der Regel etwas Hässliches ist und dass Kinder erstmal versuchen sollten, selbst zurechtzukommen. Zudem riskieren Kinder, die beleidigt werden und dies weitererzählen, dass sie die Beleidigungen gerade dadurch auffällig und bekannt machen, was eine Form des Streisand-Effektes ist.<sup>10</sup>

### *Die Kirmes*

Heute ist das Jugendcafé sehr leer, weil viele Jugendliche zu der Kirmes auf dem Rathausplatz gehen. Deshalb gehe ich mit einem Kollegen auch dorthin. Auf der Kirmes gibt es Essensstände, einen Autoscooter, ein Riesentrampolin und ein Kinderkarussell. Überall sind Gruppen von Jugendlichen. Als erstes treffen wir auf Bekannte, die sich bei einem Box-Automaten versammeln. Die Jugendlichen fordern uns auf, auch mal zu schlagen.

Mein Kollege und ich beobachten, dass es auf der Kirmes ständig zu Rangeleien, kleinen Streitigkeiten und ‚Hahnenkämpfen‘ zwischen Gruppen von ca. 15-jährigen Jungen kommt. Ein etwas schärferer Konflikt entsteht, als einem Jungen seine Cappie gestohlen wird. Mein Kollege redet mit Abdel (16), der ein Hauptverantwortlicher dieser Aktion zu sein scheint. Tatsächlich gelingt es so, dass der Junge später seine Cappie zurückbekommt.

---

<sup>10</sup> Die US-amerikanische Schauspielerin Barbra Streisand verklagte ein Fotoprojekt der kalifornischen Küstenlinie, auf dessen Aufnahmen ihr Anwesen zu sehen war. Dies erzeugte eine öffentliche Aufmerksamkeit, die die Aufnahme ihres Anwesens umso bekannter machte. Der Streisand-Effekt bezeichnet das Phänomen, wenn der Versuch, etwas zu zensieren, den paradoxen Effekt hat, mehr Aufmerksamkeit zu generieren (Hagenbach & Koessler, 2017, S. 1).

Als ein kleiner, ca. 13-jähriger Junge erfährt, dass ich Streetworker bin, sucht er meinen Rat. Er habe große Probleme mit Aggressionen. Manchmal mache er zuhause einfach Dinge kaputt. Manchmal verprügele er seine Mitschüler, wenn die ihn provozieren. Einmal habe er einen Jungen so verprügelt, dass danach sein ganzes T-Shirt blutig war. Er kam nach Hause und seine Mutter fragte ihn, wie das passiert sei. Er habe gar nichts antworten können. Er bekommt bald einen Sozialarbeiter an seine Seite gestellt.

Als nächstes beschwert sich einer der Schausteller bei uns, dass Jugendliche in der letzten Nacht den Lack an seinem Anhänger zerkratzt hätten. Er ist in Rage und sehr entsetzt über dieses Verhalten von vermeintlichen Jugendlichen, die sein „Platzrecht“ missachten würden. Die Miete für den Abstellplatz sei sehr teuer, und jetzt müsse er wohl auch noch 350 Euro für neuen Lack zahlen. Er sagt auch, dass einige Jugendliche versucht hätten, ihm Lose von seinem Stand zu klauen. Mehrmals wiederholt er aufgebracht, wie frech die Jugendlichen in der Kleinstadt seien. Dieser Schausteller ist noch jung, später sagt er, dass er „Baujahr 92“ ist. Er kommt aus Bayern und redet im starken, aber gut verständlichen fränkischen Dialekt. Als er von den Losen bei seinem Stand erzählt, lädt er uns ein, den Stand mal zu besichtigen.

An diesem Stand lernen wir die Familie des jungen Schaustellers kennen. In der Mitte sitzt seine Mutter, eine Ende 50-jährige Frau mit kurzen braunen Haaren. Mehrmals betont sie, dass sie 6 Kinder und 14 Enkelkinder habe. Neben ihr steht eines ihrer Enkelkinder, eine 19-jährige Frau, die noch sehr jung aussieht und eine geistige Beeinträchtigung hat. Diese Frau raucht und betont mehrmals: „Ich bin behindert!“ Sie sagt dies, um ihre Empörung darüber auszudrücken, dass einige Jugendliche sich so schlecht gegenüber ihrer Familie benommen haben. Als wir später wieder bei den marokkostämmigen Jugendlichen sind, stellt sich heraus, dass sie es als komisch empfinden, dass diese geistig beeinträchtigte, sehr jung aussehende Enkeltochter in Anwesenheit der Familie raucht. Das sei haram. Mein Kollege sagt ihnen, sie sollten sich lieber um sich selbst kümmern, nicht um die Taten von anderen.

Zur Familie der Schausteller gehört auch der 60-jährige, schwerkranke Vater. Diesem hätten die Jugendlichen gesagt: „Steh auf du alter Sack!“ Sein Sohn sagt uns: „Die linke Gehirnhälfte von meinem Vater funktioniert gar nicht mehr.“ Auf mich kommt der Vater zu und beschwert sich über das Verhalten der Jugendlichen. Ich habe Schwierigkeiten, ihn zu verstehen, weil seine Sprache offenbar von einem Schlaganfall beeinträchtigt ist.

Die Familie, die diesem alten Beruf des Schaustellers nachgeht, wirkt in ihrem Habitus und ihren Überzeugungen wie aus einem anderen Jahrhundert auf mich. Der Vater betont, und hier stimmen ihm seine Familienmitglieder zu, dass die Prügelstrafe bei solchen Jugendlichen wieder eingeführt werden müsse. Er selbst sei wie selbstverständlich von seinen Lehrern und Eltern geschlagen worden, und das habe sich bewährt. Seine Frau stimmt ihm zu und fragt, was in aller Welt die Eltern von diesen frechen Jugendlichen unter Erziehung verstehen würden. Sie selbst habe ihrem Sohn und ihren anderen Kindern die Ohren lang gezogen. Ihr Sohn steht daneben, lächelt und bestätigt es.

Auch rassistische Einstellungen sind in dieser Familie deutlich. Der Sohn betont mehrmals, dass es vor allem ausländische Kinder seien, die so freches Verhalten an den Tag legten. Er sei von ihnen auch als „Scheiß Deutscher“ beschimpft worden. „Ja, ich bin in Deutschland geboren. Wenn die Deutschland so scheiße finden, warum kommen die dann überhaupt hierhin??“ Seine Mutter sagt später wörtlich: „Die können doch froh sein, dass wir sie in Deutschland aufnehmen, dass sie hier was zu fressen kriegen.“ Sie habe nichts gegen Ausländer. Ihr Vater sei Tscheche gewesen. Dann sagt sie den bezeichnenden Satz: „Ich hab nichts gegen Ausländer, aber...“

Mein Kollege sagt, dass es nicht unbedingt auf die Herkunft ankomme, sondern auf den Wohnort innerhalb von Deutschland. Die Kleinstadt sei nun mal ein „besonderes Pflaster“. Die Familie der Schausteller betont mehrmals, dass es für sie das letzte Mal in der Kleinstadt sei. Sie kennen andere kleine Städte im Umkreis. Nirgendwo hätten sie so etwas erlebt.

Als ein 14-jähriger, marokkostämmiger Junge am Stand vorbeiläuft, zeigen die Schausteller aufgeregt auf ihn und sagen, dass er auch an einer der gegen sie gerichteten Aktionen beteiligt war. Mein Kollege und ich gehen diesem Jungen hinterher und treffen ihn beim Autoscooter. Mein Kollege bittet ihn, sich zu entschuldigen. Der Junge fängt an zu lachen, schämt sich und sagt, dass er sich jetzt nicht entschuldigen könne. Er sagt, er würde es später machen, in 20 Minuten. Mein Kollege überzeugt ihn aber, indem er sagt, dass er jetzt wirklich die Chance habe, Charakterstärke zu beweisen.

Zu dritt gehen wir wieder zum Stand der Schausteller. Der Junge entschuldigt sich. Zuerst läuft das Gespräch in die falsche Richtung. Der 30-jährige Schausteller scheint all seine Wut an diesem Jungen herauslassen zu wollen. Er sagt: „Ich habe gesehen, wie ihr ein Video von diesem Stand gedreht habt. Ich will nicht, dass das im Internet landet. Löscht das bitte sofort, sonst zeige ich dich an!“ Als das Gespräch in die falsche Richtung läuft und sich zu einer Art Justiz entwickelt, greift mein Kollege ein und sagt: „Dieser Junge hat viel Mut aufgebracht, ist gekommen und hat sich entschuldigt.“ Mit dieser Aussage gelingt es ihm, das Gespräch wieder in die richtige Richtung zu lenken. Die Mutter sagt anerkennend, dass sie sich sehr über die Geste gefreut habe und gibt ihm die Hand. Er streckt ihr die Faust entgegen und sie geben sich die Faust als Zeichen der Versöhnung.<sup>11</sup>

### *Die gescheiterte Aufräumaktion*

Ein Kollege und ich machen einen langen Streifzug als Streetworker. Beim Weinfest auf dem Rathausplatz treffen wir keine bekannten Gesichter. Es ist ein anderes Milieu, das sich hier trifft. Um ca. 18 Uhr kommen wir zu einer ‚berüchtigten‘ Stelle in der Nähe des Wohnblocks. Hier verweilen meist einige marokkostämmige Jugendliche und sitzen dabei auf einem kleinen Zaun. Als wir ankommen, sitzen zuerst nur Samir (17) und Issam (16) dort. Als wir nach ca. 60 Minuten den Ort verlassen, haben sich immerhin schon 12 Jugendliche im Alter von 14 bis 18 Jahren dort versammelt.

Mein Kollege bemängelt, dass der ganze Ort komplett zugemüllt ist. Ich frage, ob die Mülleimer nicht groß genug oder zu weit weg seien. Issam sagt: „Da vorne ist doch ein Mülleimer, aber wir lassen die Sachen lieber einfach fallen, wo wir sind.“

Es handelt sich bei diesem Ort um einen Treffpunkt, den die Gruppe sich angeeignet hat. Hamza (14) fragt mich am Ende, ob wir nicht Stühle für diesen Ort besorgen könnten. Diese Jungen sitzen immer sehr ungemütlich auf einem Zaun oder lehnen sich an Autos an. Zwischendurch parkt ein Auto, womit dann die nebeneinander liegenden Parkplätze voll besetzt sind. Hamza sagt: „Oh nein, bitte nicht, park doch nicht da!“ Ich sage: „Ansonsten chillt ihr da in der Lücke, wo jetzt das Auto parkt, oder?“, was er bejaht.

Ich sehe auch einige Flaschen und Dosen auf dem Boden liegen und frage überrascht: „Sind das nicht Pfandflaschen?“ Samir erklärt mir: „Nein, die Pfandflaschen gehen alle an Jutta“, und zeigt auf den untersten Balkon der angrenzenden Wohnung. Dort steht eine Mitte 60-jährige deutsche Frau, die ein vertrautes Verhältnis zu den marokkostämmigen Jugendlichen

---

<sup>11</sup> Ein Jahr später erlebe ich ein déjà-vu, als ich wieder mit einer Kollegin die Kirmes besuche, denn es ereignet sich ein sehr ähnlicher Konflikt zwischen Jugendlichen und einem Schausteller. Diesmal ist es der Betreiber einer kleinen Geisterbahn. Für einige Jugendliche aus dem Wohnblock ist es eine Mutprobe, die Geisterbahn von hinten zu betreten, ohne dafür zu zahlen, indem sie über eine Absperrung klettern. Als der Schausteller und sein 15-jähriger Sohn dies mitbekommen, schubsen sie die Jugendlichen einzeln wieder heraus. Der Vater ist sehr wütend und sagt uns Streetworkern: „Das ist hier ein Ghetto. Das wissen ja alle. Die sollen doch dankbar sein, dass wir sie hier in Deutschland aufnehmen!“ Sein Sohn sagt, beim nächsten Mal werde er ihnen die Nasen brechen. Der Vater bestärkt ihn in diesem Vorhaben. Später reden wir mit den verantwortlichen Jugendlichen. Sie sind sofort einsichtig, gehen auf den Schausteller und seinen Sohn zu, entschuldigen sich und geben ihnen die Hand.

hat. Sie freut sich über die Pfandflaschen, aber sie ärgert sich über die Vermüllung ihrer Wohnanlage. Sie sagt: „Was mich so sehr ärgert: Wenn die das hier zumüllen, ich muss dafür zahlen! Bei mir ist es nicht so, dass das Amt die Nebenkostenabrechnungen übernimmt! Ich zahle selbst für mich!“ An anderer Stelle sagt sie: „Die Jungs sind eigentlich ganz lieb!“

Ich schlage der Gruppe vor, dass wir eine gemeinsame Aufräumaktion starten. Ich stelle mir vor, dass es ein schönes Teamerlebnis für uns werden könnte. Mein Kollege findet die Idee auch gut. Ich gehe also kurz zur Organisation, hole Müllsäcke und eine Greifzange. Zu unserer großen Enttäuschung müssen mein Kollege und ich dann feststellen, dass keiner der Jugendlichen uns beim Aufräumen helfen wird.

Für eine gewisse Zeit räumen mein Kollege und ich zu zweit auf – er mit Greifzange, ich halte den Müllsack auf. Die 12 Jugendlichen schauen zu, wie wir ihren Müll wegräumen. Zwischendurch kommt Hamza und sagt: „Was ihr macht, bringt gar nichts. Guckt euch das nächste Woche wieder an. Oder auch einfach morgen. Es wird wieder genauso vermüllt aussehen.“

Während mein Kollege und ich den Müll aufsammeln, finden wir viele alte Luftballons – Evidenz für die Modedroge Lachgas. Während der Aufräumaktion kommt Samir zwischendurch an und wirft ein Stück Müll in meinen Müllsack, was mich zuerst sehr überrascht. Dann sagt er aber: „Das ist nur, weil mein Vater gerade vorbeikommt. Ich will dem zeigen, dass ich hier was Gutes mache.“ Dann dreht er sich heimlich um, um zu schauen, ob sein Vater noch in Sichtweite ist. Er fragt die anderen, die ihm dann versichern: „Jetzt kannst du wieder.“ Samir entfernt sich wieder von meinem Müllsack.

Enttäuscht darüber, dass die Jugendlichen uns nicht beim Müllaufsammeln geholfen haben, fahren mein Kollege und ich zu einem migrantischen Fußballverein, wo wir einen anderen Kollegen treffen, der mit einigen seiner Vereinskollegen trainiert. Nach dem Training ‚lästern‘ einige Männer aus dem Verein über die Jugendlichen, die uns nicht bei der Aufräumaktion unterstützten.

Einer der Fußballspieler arbeitet für eine große Bank und sagt: „Ich komme auch aus der Kleinstadt. Aber ich bin froh, dass ich als Kind viel Fußball gespielt habe. Die, die das nicht gemacht haben, sind oft auf dumme Gedanken gekommen.“

Ein anderer Fußballspieler hat bei den Jugendlichen, die wir trafen, keine Hoffnung, dass sie in der Lage sein werden, eine Ausbildung abzuschließen. Ich sage, die Motivation sei bei einigen da. Die wollten zum Beispiel Chemikant werden. Er winkt ab und sagt: „Die haben einfach irgendwo gehört, dass man da in der Ausbildung schon viel verdient. Das ist der einzige Grund. Die würden die Ausbildung nie schaffen.“ Er erzählt auch von einem Jugendlichen, der anfangs bei Lidl zu arbeiten. „Ich hab schon vorher gesagt, der hält das keine 2, 3 Wochen aus. Und so war es dann auch.“

Einer der Fußballspieler stimmt ihm zu. Er ärgert sich darüber und sagt: „Ich kann mir jetzt schon bei denen ihre Zukunft ausmalen, und die sieht nicht gut aus. Denen fehlt es einfach an Sozialkompetenz. Die können sich nicht unterordnen, unter einen Chef unterordnen, und genau das musst du machen, wenn du für ein Unternehmen arbeitest. Deshalb ist es auch so hilfreich, wenn Kinder zum Beispiel im Verein Fußball spielen, weil sie dann sehen, dass es Situationen gibt, in denen sich nicht alles um sie dreht, sondern in denen andere Dinge wichtiger sind. Aber bei denen ist es so: Die wollen sehr wenig leisten, aber für dieses Bisschen wollen sie dann sehr viel bekommen.“

Ein ca. 40-jähriger Fußballspieler fügt hinzu, dass viele Kinder verwöhnt würden. Er sagt: „Als wir 17 waren, wir wollten alle arbeiten. Damals war es schwer, was zu finden. Du warst glücklich, wenn du mal Arbeit gefunden hast. Aber bei den Kindern heute... Die sind so verwöhnt. Letztens hab ich mitgekriegt, dass ein Vater seinem Sohn ein neues iPhone 13 gekauft hat. 1.200 Euro hat das gekostet! Ich hab dem Vater gesagt, oh Mann, mach doch sowas nicht! Der Sohn hat nichts geleistet. Der ist jetzt Schulabbrecher. Ich habe dem Vater gesagt: ‚Lass ihn leiden. Das ist jetzt wichtig für den‘.“ Einer der anderen ergänzt noch, zur

Verwöhnung gehöre auch, dass die Jungen im Haushalt nicht helfen müssten und sich immer an einen gemachten Tisch setzen könnten. Wieder ein anderer macht noch den Liberalismus und die individualistische Erziehung dafür verantwortlich, dass die Jugendlichen traditionelle Werte verlieren. Schließlich ergänzt einer, dass Kinder auch mal geschlagen werden müssten, sonst würden sie es nicht lernen.

### *Spannungen im Sommer*

Einige Teammitglieder und die Polizei vermuten im Moment, dass in der Kleinstadt eine Spannung in der Luft liege. In einer E-Mail heißt es: „Generell ist es wohl so, dass die Polizei aktuell unterbesetzt ist und weniger Streifen als üblich im Einsatz haben kann.“ Das Wetter ist schön und viele Jugendgruppen sind auf der Straße unterwegs, weil in der Schule kurz vor den Sommerferien nicht mehr viel zu tun ist. Unsere Hoffnung ist, dass es ruhiger wird, wenn die Kleinstadt deutlich leerer wird, weil viele Familien etwa nach Marokko oder in die Türkei reisen.

Einige Tage später bekommen wir in einem Meeting einige Informationen der Polizei zu den Vorfällen der letzten Wochen. An einer S-Bahn-Station gab es einen Kampf zwischen türkischen Bulgaren von außerhalb und Bewohnern des Wohnblocks, bei dem ein Mann mit einer Machete bewaffnet war. In einem städtischen Veranstaltungsgebäude brach eine (aus meiner Sicht sonst harmlose) Gruppe von ca. 15-jährigen Jungen in den Technikraum ein. Die Polizei konnte sie im Aufzug schnappen. An einem Spargelstand gab es wiederholt Beschwerden über Jugendliche. Im Freibad gab es eine Schlägerei zwischen Familienvätern und Jugendlichen, die mit einer Anzeige wegen Körperverletzung endete.

Es gab weiterhin eine Beschwerde einer Kita, weil eine Gruppe von Jugendlichen den Ort als Drogenumschlagplatz ausgewählt habe. Manchmal würden auch Müllberge genutzt, um Drogen dort zu ‚bunkern‘. Wenn allerdings Ordnungskräfte sich diesem Ort näherten, seien sofort alle weg, weil die Ordnungskräfte schon vorher von Spähern erkannt würden. Auf dem staubigen Weg am Parkdeck wurde ein 25-Jähriger zusammengeschlagen und ausgeraubt. Bei diesem Überfall waren auch sehr junge Männer im Alter von ca. 15 Jahren beteiligt. Eine Kollegin sagt, dass an diesem Punkt die Grenzen der Sozialen Arbeit erreicht seien, und nur noch die Polizei verantwortlich sei.

Kurze Zeit später hören wir nichts mehr von Vorfällen dieser Art. In den Sommerferien sind die Straßen insgesamt aufgrund der Heimaturlaube leerer. Kurz vor Abflug treffe ich die Mädchen Zohra (16) und Iman (15). Sie erzählen mir, dass sie zum ersten Mal seit 3 Jahren wieder nach Marokko fliegen. Zohra erzählt, dass der Flug ihre 5-köpfige Familie 3.000 Euro gekostet habe – und das sei noch ohne Koffer. Die hohen Preise erklären, warum viele Kinder und Jugendliche ihre Ferien auf dem Balkon, im Park oder im Freibad verbringen.

Einmal komme ich an einem berühmten ‚Hotspot‘ vorbei, an dem sich üblicherweise ca. 17-jährige marokkostämmige Jugendliche aufhalten. Heute ist der Treffpunkt sehr ausgedünnt, nur drei Jugendliche sitzen dort ganz ruhig und sehen gelangweilt aus. Issam (16) hat auf seinem Handy einen Videoanruf mit zwei Freunden am Laufen, die gerade in Marokko sind. Einer von ihnen ist Saif. Er bleibt seiner Straßenecke sogar von Marokko aus treu.

## Die Wohnsituation in der Hochhaussiedlung

### *Belastende Aspekte: Physische Verwahrlosung und Vandalismus*

Von physischer Verwahrlosung, über Vandalismus bis hin zu negativen Zuschreibungen: Die belastenden Aspekte, die ein Wohnen im Wohnblock mit sich bringen kann, veranschaulicht die marokkostämmige Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich) in einem passionierten Plädoyer:

**Malte:** Und würdest du sagen, dass der Wohnblock dich in irgendeiner Weise geprägt hat?

**Naima:** [Lacht] So, der Wohnblock ist nochmal eine komplett andere Sache. Ich hab ja gar nicht gecheckt als Kind, dass ich anders bin, weil ich anders aussehe. Ich hab nicht gecheckt, dass ich anders sein muss oder anders wahrgenommen werde, weil ich im Wohnblock lebe, und was denn so Besonderes am Wohnblock ist. Und zwar, das erste Mal wo mir bewusst wurde so, ah ok, das wo ich lebe ist anscheinend nicht so gut, hat keine gute Reputation, war in der 5. Klasse, genau, und zwar, meine Nachbarin hatte damals Geburtstag gefeiert und hat, u.a. auch mich, aber auch andere Mädchen aus der Klasse eingeladen, u.a. zwei Mädels die deutsch sind, ok wir sind ja alle deutsch, also ohne Migrationshintergrund, und die halt dementsprechend, in [sie nennt zwei bürgerliche Viertel] gelebt haben, was heißt dementsprechend, also, ja. Und dann hat eine dieser Mädchen gesagt, ja ehm, eigentlich hätt ich nicht kommen dürfen, weil eh es hier gefährlich ist und meine Eltern mir das nicht erlauben. Ich so, wie gefährlich, was soll denn daran hier gefährlich sein [lacht]. Das war für mich so lächerlich, wie was soll denn hier gefährlich sein, ja, meine Mama sagt immer ich darf hier nicht langlaufen. Ich sag so okay, und damals so als 11-Jährige, sag ich so, häh ok ist Schwachsinn, einfach so, einfach so abgeblockt, ok, ist ein Kommentar, hab mir nicht weiter Gedanken gemacht.

Und dann ging das so weiter. Also es kamen irgendwie mehr Menschen die dann besonders reagiert haben, wenn ich gesagt habe, ja ich wohne im Wohnblock, oder, ich hab dann auch von mehreren Leuten gehört, ja nee, da geh ich auf gar keinen Fall lang, das ist ja voll gefährlich dort. Und ich hab immer gefragt, was ist denn bitte hier gefährlich?? Also wenn ich abends durch die Straßen laufe passiert mir nichts [lacht]. Ja, also die Wahrnehmung kam erst später, weil ich dann quasi darauf hingewiesen wurde, so mhh, hier, wie kannst du dort wohnen, das ist doch voll gefährlich, voll dreckig und alle negativen Attribute. Und das fand ich dann wiederum traurig, wenn ich daran denke, warum mein Vater sich für dieses Viertel entschieden hat, und was die Menschen daraus machen. Das sind zwei Sachen. Vielen war die Community hier wichtig, und andere tun das so als Brennpunkt und als Ghetto ab und was weiß ich was. Und das ist schon, also das ist verletzend.

Oder auch wenn man gemobbt wird weil man hier lebt. Oder dass das dann heißt, ehh ihr habt doch bestimmt Kakerlaken zuhause, oder ihr habt doch bestimmt Ratten zuhause, ihr seid, das ist doch voll dreckig dort, wo ich mir halt denke, klar, also wenn man jetzt paar Flure sieht oder paar, klar, das sieht dreckig aus, aber das ist doch, ich finde, die Verantwortung der Menschen die dort leben, also erstens haben die Menschen die Verantwortung, dafür zu sorgen dass ihre eigene Wohnung sauber ist, dann natürlich, dafür zu sorgen dass der Hausflur sauber ist, und schrittweise, aber was das Problem im Wohnblock ist, es gibt nun mal diese eine Gruppe an Menschen, die anscheinend andere Hygienestandards hat, die Müll die Treppen runterzieht und der Müll natürlich ne Spur hinterlässt, [ihre Stimme wird wütend] die samstags- oder

freitagsabends statt zuhause zu urinieren in die Ecke urinieren, wo ich mir halt auch jedes Mal denke, Alter, seid ihr Menschen, oder seid ihr Tiere??

Oder, Vandalismus. Also meine Mutter hat mich auch letztens, also, hat mich auch letztens drauf angesprochen, die Treppenhaustür wurde vor zwei Wochen erneuert. Und sie ist *wieder* kaputt! Also das *Problem* in diesen Hochhäusern ist wirklich, erstens, die Erziehung der neuen Generation, weil von irgendwo muss dieser Vandalismus kommen, und dass bestimmte Menschengruppen einfach andere Hygienestandards haben, also wenn's nach mir ginge, wenn kein bestimmter Hygienestandard erreicht wird, dass man diese Menschen einfach zwingt auszuziehen, ich versteh das nicht, weil das Problem herrscht seit mehr als 20, 30 Jahren, noch länger, 40 Jahren. Das gibt's doch nicht, also das muss doch irgendwann mal aufhören. Wir, also mein Vater ist Eigentümer, und es gibt viele Eigentümer die sich deswegen aufregen. Wir können nicht jedes Mal mehr Geld reinstecken, nur weil andere, verdammt, ihre Kinder nicht in den Griff kriegen. Kameras kaputtmachen, Glastüren kaputtmachen, *Briefkästen* kaputtmachen. Das gibt's doch nicht! Es muss doch nen bestimmten Standard einfach geben, [wütend] man *macht* das nicht! Man macht keine Türen kaputt, man macht keine Briefkästen kaputt, man beschmiert die Wände nicht mit Graffiti, man pinkelt nicht in die Ecke, man putzt seinen verdammt Hausflur. Das sind Standards, die müssen gelten, und wenn die nicht gelten, dann raus mit dir! [Wütend] Und ich versteh nicht warum das nicht umgesetzt wird! Weil, wenn ich meine Wohnung, jetzt sag ich meine, also wenn ich unsere Wohnung vergleiche und dann den Dreck vor der Tür sehe, das passt nicht! Das passt einfach nicht. Das ist auch für uns sehr unangenehm wenn wir freitags wissen, ah ok, ich kann jetzt die Treppen nicht benutzen, ich muss nen Aufzug benutzen, weil das wiederum so dreckig ist, weil die Putzfrau, also die Reinigungskraft, jetzt Samstag Sonntag nicht arbeiten wird, wissen wir genau, das Treppenhaus sieht aus wie Sau, wir nehmen dann den Aufzug. Das macht, das ist *bescheuert*. Aber es heißt *nicht*, dass dort keine gebildeten Menschen leben können. Es heißt *nicht*, dass alle die dort leben, ein Sozialfall sind, es heißt *nicht*, dass wir kein Geld haben, es heißt alles nicht. Weil das wurde dann immer mit mir assoziiert, du bist dumm, du bist arm, [traurig] und das war nicht der Fall.

Ja es ist einfach, so hab ich quasi bestimmte Titel auf die Stirn geklebt bekommen, an die ich wiederum anknüpfen musste, weil nein, es stimmt nicht, ich bin kein Sozialfall, und ich bin auch nicht dreckig und ich bin auch nicht arm, und es ist auch nicht gefährlich, also wenn du jetzt zu mir kommen möchtest wirst du jetzt nicht von drei Typen mit dem Messer bedroht.

Also wie gesagt, ich hab's erst in meinen Teenagerjahren mitgekriegt, musste dagegen kämpfen, und mich regt bis heute noch auf, dass diese Wahrnehmung existiert. Aber gleichzeitig kann ich's verstehen, weil es gibt nun mal diese Hygieneprobleme, die durch leider Gottes, nicht alle, aber diese Gruppe ist anscheinend groß genug um so aufzufallen, mit diesen Hygieneproblemen. Oder dem Vandalismus.

**Malte:** Und kennst du die Leute die verantwortlich sind, also die für Vandalismus verantwortlich sind oder die Hygieneprobleme haben, kennst du da Vertreter?

**Naima:** Ich sag mal so. Wenn man, also ich hab noch nie beobachtet wie Person XY eine Scheibe kaputt gemacht hat. Ich hab auch nie beobachtet, wie jemand gegen einen Briefkasten getreten hat, hab ich alles nicht. Aber, es gibt nun mal kleine, Gruppen, die tagsüber anders auffallen, und man sagen könnte, eh, war wahrscheinlich diese Gruppe. Oder war wahrscheinlich diese Person. Gesehen hab ich es nicht. Vermuten kann ich, ja. Und was Hygienestandards angeht, hab ich's gesehen. Und bin der, also ich bin kein Fan von irgendwelchen Vorurteilen, weil ich selbst mit welchen zu tun oder zu kämpfen hatte, aber leider Gottes, wenn ich gesehen habe, dass die Mülltüte hinterhergezogen worden ist, oder wenn ich von außen sehe, wie schon die Wohnung aussieht, war das leider Gottes immer, also in 8 von 10 Fällen, *eine* Gruppe gewesen. Das waren halt in den meisten Fällen, eh, Bulgaren.

Und ja. Ich bin gestern mit meiner Mutter spazieren gelaufen, und wenn man hier entlang der Häuser spazieren läuft, dann geht man ja an den Grünanlagen vorbei, und dann auch wieder eine bulgarische Familie, sitzt da auf den Stühlen, und es werden Sonnenblumenkerne

gegessen. Aber wo bleibt, wo landet der Müll? Man sammelt den nicht auf den Tisch und schmeißt den weg, nee, im Stehen auf den Boden, im Sitzen auf den Boden, und das andere Mal hab ich halt gesehen, wie das Kind anscheinend urinieren musste, statt mit dem Kind nach oben in die Wohnung zu gehen, man ist doch vor der Tür mein Gott, nee, Hose runter und ab mit dem in den Busch. Wo ich mir halt denke, du wohnst hier!! Geh doch die Treppen hoch! Nee, da ist man zu faul und dann uriniert das Kind einfach in Busch. Das waren jetzt zwei Beispiele der letzten zwei Wochen [lacht].

Ansonsten was noch. Ja, oder was früher auch voll typisch war, was wir halt auch nicht verstehen konnten, es wurden Partys auf den Garagen veranstaltet, mit komplettem Schwein am Spieß. Und das hinterlässt, Spuren, wenn du auf der Garage grillst. Es ist Dreck. Und wenn du die Sachen transportierst von Garage zur Wohnung, hinterlässt das Spuren. Das ganze Fett vom Schwein, fließt da entlang, oder die ganze Marinade vom Schwein fällt runter, der Müll wird hinterher gezogen, man rotzt irgendwie auf den Boden, man, ja, das war echt eklig.

Und was mich aber auch nervt, oh Gott, da könnt ich Lieder singen, ist dieses, Thema, [lacht] Quartiersmanagement, mit den Projekten und mit den Aussagen, ja nee, diesmal wird's anders. So, du musst verstehen, also der Wohnblock wird ja sowieso als riesengroßes Projekt behandelt, und alle wissen es natürlich besser, und alle wollen uns retten [lacht]. Allein das ist schon sehr pervers, dieses, wir wollen euch retten. Wo ich mir denke, wovor?

### *Ein ethnischer Konflikt zwischen Etablierten und Außenseitern*

Im Laufe ihres Lebens erlebte Naima, dass immer mehr marokkanische Familien aus dem Wohnblock in umliegende Gebiete zogen, während immer mehr bulgarische Arbeiter oder Familien nachrückten. Während sie sich in Rage redet, betreibt sie ein *othering* von Bulgaren. Sie konstruiert die Differenz zwischen Etablierten (zum Beispiel ihre Familie mit Eigentumswohnung und einem hohen Bildungsniveau) und Außenseitern. Ihre Wut ist zum einen durch die Alltagsbelastung in einem physisch verwahrlosten Wohngebiet zu erklären, zum anderen auch durch ihre Position als jemand aus einer Familie mit Wohneigentum. Denn für diejenigen mit Wohneigentum gilt der ökonomische Grundsatz: „To a large extent the value of my house depends on how nicely *your* house is maintained“ (Banerjee & Duflo, 2020, S. 82). Bulgaren erfüllen die Funktion eines Sündenbocks. Ich möchte Naimas Erfahrungen keineswegs absprechen. Sicherlich ist das Zusammenleben durch unterschiedliche Wert- und Normvorstellungen, religiöse Überzeugungen und Auffassungen von Ruhezeiten (an der Musik ist die ethnische Gruppe immer leicht erkennbar) erschwert. Aber zugleich ist mir häufiger aufgefallen, dass Bulgaren als Feindbild konstruiert und für deutlich mehr verantwortlich gemacht werden, als der Realität entspricht.

Wer ist etwa dafür verantwortlich, dass es im Viertel ein großes Ratten- und Rabenproblem gibt? An verschiedenen Stellen spürte ich eine feindselige Haltung gegen die Imbissanhänger zwischen den Hochhäusern, die von bulgarischen Familien betrieben werden. Diese Imbisseinheiten seien unhygienisch und würden das Rattenproblem verschärfen. Im

städtischen Personal ist allerdings als Erklärung bekannt, dass es im Islam haram ist, Essen wegzuworfen. Daher sind im Wohnblock manchmal Männer zu sehen, die Brotreste auf den Grünflächen verteilen und damit Ratten und Raben anlocken. Wie auch in Naimas Ausführungen deutlich wird, reichen unter den vielen Bewohnern schon einige wenige, die mit ihrem Verhalten zu den Negativerscheinungen im Wohnblock beitragen.

Das Verhältnis zwischen marokkostämmigen und bulgarischen Personen im Wohnblock ist ein Beispiel für das spannungsreiche Verhältnis zwischen Etablierten und Außenseitern, das Norbert Elias und John. L. Scotson (1965) in ihrem klassischen Werk *The Established and the Outsiders* beschreiben: Die Familien, die schon länger an einem Ort leben, haben die Macht, Narrative über neu hinzuziehende Familien zu verbreiten. Die Etablierten haben hohen Selbstrespekt und schätzen die gewachsenen Normen des Ortes, die durch die neu Zugezogenen vermeintlich oder tatsächlich gefährdet sind. Diese Außenseiter hingegen akzeptieren ihre untergeordnete Position in der lokalen Statusordnung. Ihr negativer Ruf wird maßgeblich durch eine Minderheit von devianten Personen in ihren Reihen geprägt (Elias & Scotson, 1965, S. 7). Im Einklang mit diesen Beobachtungen ist das in der Migrationssoziologie bekannte Phänomen, dass alte Migrierte oft diejenigen ablehnen und abwerten, die neu migrieren (Foroutan, 2019, S. 194–195; Whyte, 1943/1955, S. xviii). In meinen Feldnotizen steht:

Bei meiner aufsuchenden Arbeit führe ich ein Gespräch mit einer Gruppe von drei freundlichen, 16-jährigen, marokkostämmigen Jungen, die vom Fußballtraining kommen und sich auf der Straße unterhalten. Ihre Familien lebten früher im Wohnblock und zogen später ins angrenzende Wohnviertel. Einer der Großväter arbeitete bei dem großen Automobilhersteller aus der Region, die Großväter der anderen beiden auf Baustellen. Die Jungen bezeichnen die Bulgaren und Rumänen im Wohnblock als „Ungeziefer“ und nennen die Jugendlichen aus Roma-Familien, die regelmäßig im Jugendcafé Billard spielen, als Grund dafür, dass sie selbst nicht mehr ins Jugendcafé kommen. Besonders negativ heben sie auch die laute Musik der Bulgaren im Wohnblock hervor. Auch zwei marokkostämmige Kollegen hörten teilweise als Begründung, warum einige Jungen nicht mehr ins Jugendcafé kommen, dass dort nun viele „Bulgaren“ seien. Ein Kollege erklärt wütend in einer Teamsitzung, dass Rassismus ein absolutes Ausschlusskriterium bei uns sei. Wer sich so äußere, müsse draußen bleiben.

Die meisten bulgarischen Menschen, die im Wohnblock leben, zählten in Bulgarien nicht zur dortigen ethnischen Mehrheit. Häufiger zählten sie entweder zur türkischen Minderheit Bulgariens oder zur Gruppe der Roma. Beide Gruppen lebten in Bulgarien häufig in stark armutsgeprägten Wohnvierteln wie Stolipinowo in der Stadt Plowdiw. Die türkischen Bulgarinnen und Bulgaren leiden darunter, dass es im Wohnblock der Kleinstadt eine enge, oft falsche semantische Verknüpfung zwischen „Bulgare“ und „Zigeuner“ gibt und tragen selbst zum Rassismus gegenüber den Roma bei. Sie identifizieren sich als Türkisch, was wiederum von Türkeistämmigen in Deutschland strikt abgelehnt wird.

Die Europäische Kommission schätzt, dass zwischen 10 und 12 Millionen Roma in der EU leben, was sie zur größten ethnischen Minderheit der EU macht (Kurtenbach, 2023, S. 5). Ungefähr 10 Prozent der bulgarischen Bevölkerung gehören zu dieser Minderheit. Enge Familienbeziehungen, offene rassistische Ausgrenzung, unterschiedliche kollektive Erfahrungen in der Vergangenheit, ein geringes Bildungsniveau, hohe Arbeitslosigkeit und Armut sind charakteristisch für Roma-Gemeinschaften in Südosteuropa (ebd.). Für diejenigen, die migrieren und in den Wohnblock ziehen, geht die rassistische Exklusion dann in der Kleinstadt weiter.

Einmal sprach ich mit einem 14-jährigen Rumänen auf dem Bolzplatz hinter dem Wohnblock. Ich fragte ihn, ob er Mike (14, Hauptschüler), einen anderen Rumänen, kenne. Er antwortete: „Ja, aber der ist Zigeuner.“ Nach seinem Eindruck gehören ca. 50 Prozent der Rumäninnen und Rumänen im Wohnblock zur Gruppe der Roma. Im Wohnblock kursieren viele Erinnerungen, nach denen Roma in der Vergangenheit große öffentliche Versammlungen auf dem Parkplatz oder auf den Spielplätzen in der Vorgartenanlage abhielten. Salman (38, Arzt) erzählte: „Und die Sinti und Roma haben sich teilweise sehr, sehr massiv da auch bekriegt. Und das hat sich dann so weit ausgewirkt, dass dann auf den Garagen teilweise geschossen worden ist und Autos abgefackelt worden sind.“ Auch Christel (Sozialarbeiterin in Rente) hat aus ihrem Berufsleben ähnlich sensationalistische Erinnerungen an Roma, die selten auch mal zu ihr in die Beratung kamen:

**Christel:** Also die sind ja nun extrem ausgegrenzt ne, auch aus dem ganzen, aus der ganzen Hierarchie da hinten in den Hochhäusern, ne und eh, zum Teil verhalten die sich halt auch, oder haben sich *einige* wirklich total daneben benommen, wenn, also wenn [lacht] dann ein, wenn ein ehm, ja Marokkaner an die Tür klopft und sagt, könnt ihr n bisschen leiser sein und dann, der den nackten Hintern gezeigt kriegt, dann ist das nicht unbedingt förderlich für die Nachbarschaft [lacht] ne. All solche Dinge sind passiert ne, also hat man erzählt. Und dann wurden auch Hochzeiten gefeiert, da gab es Messerstechereien, Grillsessions, Feierlichkeiten auf den Parkdecks, wo dann alle Leute gestört wurden nachts ne, und es dann Streit und Ärger gab, also das war schon heftig, ne.

Solche spektakulären Geschichten begegneten mir im Feld hauptsächlich als Erinnerungen aus der Vergangenheit. Für die heutige Zeit berichtete mir Ulrike, Leiterin einer Kita neben dem Wohnblock, von ihrer Erfahrung mit Roma-Familien: „Ja, also das sind tatsächlich die Familien, die an der Armutsgrenze leben, wo wir einfach mal ein Kind aus unserem Fundus bekleiden, und dann die Wäsche auch mal in die Waschmaschine und den Trockner werfen und mal durchwaschen.“ Ich selbst kann solche Erfahrungen von ungewaschener Wäsche oder Ähnlichem nicht bestätigen. Eine Gruppe von im Kern 5 Roma-Jungen aus Rumänien, die fälschlicherweise von anderen Jugendlichen neben „Zigeunern“ auch als

„Bulgaren“ bezeichnet werden, kommt regelmäßig ins Jugendcafé, um Billard zu spielen. Am besten kenne ich den 13-jährigen Patrick, weil er aus dieser Gruppe mit Abstand am besten Deutsch spricht. Ich lernte ihn bei der aufsuchenden Arbeit kennen:

Um ca. 20:30 Uhr mache ich einen Spaziergang, um weitere Jugendliche ins Jugendcafé einzuladen. Vor dem dritten Hochhaus treffe ich im Dunkeln eine Gruppe von Jugendlichen verschiedener Altersgruppen und spreche sie an. Ich zeige ihnen Fotos unseres Saals mit Billard, Tischtennis, Tischfußball und einer Playstation. Ich sage ihnen, dass wir jetzt gerade in diesem Moment geöffnet haben. Eine Mutter kommt zur Gruppe und fragt sich bestimmt, wer ich bin und was ich möchte. Ich grüße sie freundlich und zeige auch ihr die Fotos. Sie scheint von Anfang an offen zu sein und erlaubt ihren Söhnen und Neffen dann auch, mitzugehen. Ich gehe also mit einer Gruppe von 8 Leuten die 150 Meter zum Jugendcafé.

Der 12-jährige Farut, ein türkischer Bulgare, schließt sich unserer Gruppe an und sagt: „Ich komme auch mit!“ Er sagt, dass die anderen alle „Zigeuner“ seien. Ich frage einen 13-Jährigen aus der Gruppe, was das genau bedeute. Farut und dieser 13-jährige Patrick erklären mir, dass es das gleiche wie Roma bedeute. Farut fügt hinzu: „Zigeuner heißt einfach scheiß Roma, das kannst du dir merken.“ Ich frage Patrick, der eine schwarze Jeans trägt, relativ dunkle Haut und blond gefärbte Haare hat, welchen Begriff er bevorzuge, „Zigeuner“ oder „Roma“. Er antwortet: „Das ist mir sowas von egal!“

Später erklärte Patrick mir am Billardtisch zu seiner Gruppe: „Wir sind alle Cousins!“ Wenn er über seine Familie spricht, bezeichnet er sich immer wieder selbst als „Zigeuner“. Einmal, als ich ihn zufällig in der S-Bahn traf und mich mit ihm auf der 25-minütigen Fahrt zu zweit unterhielt, erklärte er mir:

„Du kannst ruhig Zigeuner sagen. Es gibt solche und solche Zigeuner. Wir [seine Familie] zum Beispiel wir haben ganz normale Arbeit.“ Nach seiner Aussage schämt er sich, dass andere „Zigeuner“ auf der Straße betteln. Patrick erzählt mir auch, dass er von der Real- auf die Hauptschule versetzt wurde. Er sagt, dass er keine Motivation zum Lernen hatte. Aber jetzt laufe es besser.

Allgemein schneiden Roma im deutschen Schulsystem schlecht ab (Schenk, 2023). Diskriminierung, Armut, Kommunikationsbarrieren mit den Eltern, Fehlzeiten und eine jahrhundertlange Ausgrenzung in Deutschland und Europa sind wichtige Ursachen.

Der Konflikt zwischen marokkanischen und bulgarischen Menschen erklärt sich auch zum Teil dadurch, dass erstere typischerweise kinderreiche Familien sind, während es sich bei Bulgaren und anderen Osteuropäern im Wohnblock auch zum Teil um Gruppen von Arbeitern handelt. Viele dieser osteuropäischen Arbeiter kommen ohne ihre Familien, nur zum Arbeiten. Ein Kollege erklärte mir, einige würden „wie Sardinien“ leben, etwa in einer 3-Zimmer-Wohnung mit 12 Leuten; andere würden sich zu viert eine Wohnung teilen, die 1.000 Euro Miete koste. Morgens hole ein Transporter Gruppen von Arbeitern ab und bringe sie zu den Arbeitsorten – meistens zu Baustellen, wo sie bei Sub-Unternehmen angestellt sind und ausgebeutet werden. Ein anderer Kollege erklärte mir, dass diese osteuropäischen Arbeiter zwar sehr viel arbeiten, dass sie aber auch gut feiern können.

### *Negative Zuschreibungen können zur self-fulfilling prophecy werden*

Die negativen Zuschreibungen an Bewohnerinnen und Bewohner des Wohnblocks, die Naima in ihrem passionierten Plädoyer ausführlich darstellt, sind noch heute ein allgegenwärtiges Phänomen. Familien aus den umliegenden Gebieten ist es oft wichtig, zu betonen, dass sie nicht im Wohnblock leben. Viele Eltern aus anderen Wohngebieten verbieten ihren Kindern auch heute noch, sich in der Nähe des Wohnblocks aufzuhalten, weil die Eltern Angst vor diesem Ort haben. Die alltäglichen Mikroaggressionen, denen Jugendliche aus dem Wohnblock ausgesetzt sind, und der Kampf um Selbstbehauptung, mit dem einige von ihnen reagieren, wird auch in meinen Feldnotizen vom Ausflug zu einem Basketballspiel deutlich:

Ich organisiere mit einem Kollegen einen Ausflug zu einem Spiel der Basketball-Bundesliga. 40 Jugendliche aus verschiedenen Wohngebieten und aus allen drei Schulzweigen nehmen teil. Schon als wir uns zu Beginn an einer S-Bahn-Station treffen, sagt ein Gymnasiast mit Mittelklasse-Hintergrund in sehr abwertendem, arrogantem, fast angewidertem Ton, als 6 marokkostämmige Jungen kommen: „Da kommen die aus dem Wohnblock!“

Während des Basketballspiels bekommt diese Gruppe von marokkostämmigen Jungen etwas Langeweile beim Zuschauen. Sie entdecken, dass sich mit Pfandflaschen Geld machen lässt, und fangen an, Flaschen zu sammeln. Einer von ihnen erzählt mir später stolz, dass er 11 Euro gemacht habe. Am Anfang sind wir alle erstaunt über die hohen Preise für Getränke im Stadion – 5 Euro für eine Cola. Am Ende sehe ich, dass diese Jungen sich Cola-Flaschen und Nachos gekauft haben.

Ein ca. 40-jähriger deutscher Familienvater mit Mittelklasse-Hintergrund, dem ich anmerke, dass er wütend ist, setzt sich nach dem Basketballspiel neben mich auf die Tribüne. Er fragt mich: „Was ist das für eine Gruppe, mit der Sie hier unterwegs sind?“ Dann erzählt er mir wütend, dass einer der Jungen seiner Familie eine Pfandflasche geklaut habe. „Wenn er gefragt hätte, wäre es etwas anderes“. Der Vater fing nach diesem Vorfall an, die Gruppe zu beobachten. Manchmal lenkte einer der Jungen mit einem Ball ab, während ein anderer von hinten nach einer Pfandflasche griff.

Auf dem Rückweg in der S-Bahn beschwert sich ein anderer, auch marokkostämmiger, sehr höflicher Junge aus der Gruppe mit Mittelklasse-Hintergrund, die Jungen aus dem Wohnblock hätten ihn den ganzen Tag über geschubst und beleidigt.

Die Stigmatisierung ihres Wohngebietes, die einige Jugendliche als Stigmatisierung ihrer selbst empfinden, wird zur *self-fulfilling prophecy*. Es ist – wie bei dem Problem mit der Henne und dem Ei – schwierig zu sagen, wo der Anfang liegt. Jedenfalls schaukeln die arrogante Abwertung und die provokative Reaktion sich gegenseitig hoch. Kinder, die im Alltag ständig mit abwertenden Labels abgetan werden, können früh seelisch gebrochen werden und einen Hass auf die Gesellschaft entwickeln. Nicht selten wehren sie sich, indem sie provokatives Verhalten an den Tag legen.

## Die hohe Wohndichte

Zu einem tendenziell erhöhten Stresslevel, das ethnische und andere Konflikte in der Nachbarschaft verschärft, führt die hohe Wohndichte im Wohnblock. Zu den größten Wohnungen zählen hier 4-Zimmer-Wohnungen mit etwa 80m<sup>2</sup> Wohnfläche. Allein in einem Hochhaus wohnen 700 Menschen. Übertragen auf ein Wohnviertel mit Einfamilienhäusern würde das eine Fläche von mindestens 200 Häusern ausmachen. Bei 700 Menschen, die jeden Tag ein- und ausgehen, und einem chronischen Investitionsdefizit ist es nicht verwunderlich, dass die Aufzüge häufig defekt sind. Der Bildungsaufsteiger Cemal (41, Master, IT-Experte) blieb als Kind mehrmals im Aufzug stecken, was ihn bis heute in seinen Alpträumen verfolgt:

**Cemal:** Eine Sache, die sich festgesetzt hat, ist, ich bin sehr gerne mit dem Aufzug gefahren, hatte nie Angst, aber in meinen Alpträumen träume ich immer von einem Aufzug, wo der Boden wegreißt oder der Aufzug stecken bleibt. Also wir hatten durchaus Situationen wo der Aufzug stecken geblieben ist, aber in dem Moment überhaupt keine Angst gehabt, wir wussten die Lösung, irgendwann kommt der Hausmeister und macht die Tür auf, man muss halt nur warten. Also, keine Panik, kein gar nichts, aber immer noch in meinen Alpträumen, sehe ich entweder den Aufzug, oder das Treppenhaus mit den kaputten Treppenstufen, weil es tatsächlich so war, dass einige Treppenstufen und Stellen abgebrochen waren. Also irgendwo hat's mich schon beeinflusst. Aber wie gesagt, für uns war das eher normal.

Ein weiterer belastender Faktor ist die mangelnde Privatsphäre. Cemal zufolge ist sicher: Wer in einer kleinen Wohnung mit 3 oder 4 Geschwistern wohnt, wächst de facto auf der Straße auf. Christel (Sozialarbeiterin in Rente) ergänzte im Interview: „Das ist schwierig wenn viele Kinder da sind in ner Dreizimmerwohnung, die Leute wissen ja gar nicht wo sie die Sachen verstauen sollen, wo die Kinder spielen sollen, die haben keinen Platz um ihre Hausaufgaben zu machen, keinen Rückzugsort.“ Mareike (Leiterin einer Nachhilfe-Organisation) erinnert sich an die Zeit der Corona-Lockdowns, als viele Kinder aus dem Wohnblock mit schlechten Endgeräten am Onlineunterricht teilnahmen, während teilweise im Hintergrund das Schreien kleinerer Geschwister zu hören war. Wie mangelnde Privatsphäre die Lebensform des *corner boy* nahelegt, geht aus diesem Dialog mit den Cousins Ahmed und Aziz (beide 20, intermittierende Arbeit im Sicherheitsdienst) hervor:

**Ahmed:** Also in unserem Umfeld, wir haben halt schon von Anfang an gelernt, dass nicht so viel da ist. Ich mein, du kommst nach Hause, du hast ne Dreizimmerwohnung, sagen wir mal, in meinem Fall mit 2 Brüdern im Zimmer. Ja dann hast du auch nicht diese Privatsphäre zum Beispiel. Dann musst du irgendwie rausgehen. Und zuhause, das ist ja auch langweilig, du kannst ja auch nicht, wenn du da zwei Geschwister hast, mit ner Freundin telefonieren, über intime Sachen sprechen, zum Beispiel, das kannst du halt alles nicht, deswegen bist du halt überwiegend draußen, weißt du? Und dadurch dass du halt hier draußen bist...

**Aziz:** ... kannst du halt die ganzen Sachen machen, die du zuhause nicht machen kannst. Zum Beispiel auch Zigaretten rauchen, wir können zuhause keine Zigaretten rauchen, dann müssen

wir sowieso rausgehen. So. Dann bist du halt draußen. Und draußen siehst du dann wiederum Leute. Die machen Sachen. Und dann denkst du dir, komm, warum nicht, was soll ich zuhause, so kommt das eine zum andern.

**Ahmed:** Wir haben einfach... Hier auf der Straße, wir können sein, so wie wir sind. Wenn wir zuhause sind, wir können ja nicht einfach unsere Zigarette auspacken und eh, Sachen zum Beispiel, über die wir mit Freunden reden, können wir auch nicht zuhause machen. Dadurch dass wir halt Geschwister haben, vielleicht wollen wir auch irgendwas vor den Geschwistern verheimlichen. Die verheimlichen ja auch bestimmt irgendetwas vor uns.

**Malte:** Und im Winter, was macht ihr da, wenn es dann so kalt ist?

**Ahmed:** Da gucken wir immer. Jetzt je nach Lage zum Beispiel. Wir wollen es n bisschen wärmer haben, dann gucken wir na klar, wo man chillen kann, wo's wärmer ist.

**Aziz:** Das kommt immer drauf an. Zum Beispiel ne Zeit lang hatten wir im Hochhaus von nem Kollegen, da haben wir in seinem Keller gechillt, der hatte da son Raum, der war nicht genutzt und dann haben wir uns da halt eingerichtet. Von dort aus haben wir dann auch ne Zeit lang Drogen verkauft, also so Gras, Haschisch. Dann sind die Leute runtergekommen, haben sich ihr Haschisch geholt, sind von hinten wieder raue gekommen. Irgendwann ist der Spaß dann auch aufgefallen, dann ist die Polizei zum Beispiel auch mal gekommen. So immer, je nachdem. Es gibt auch viele die chillen zum Beispiel hier in den Hochhäusern. Dann setzen die sich da irgendwohin, rauchen deren Joints oder was weiß ich was die da machen. Immer verschieden. Manche Leute chillen dann in Cafés, zum Beispiel, trinken n Kaffee oder, zocken bisschen Automat oder, je nachdem halt. Du variierst halt. Wir ham auch mal Wohnwagen von Kollegen genommen. Hat der uns den Schlüssel gelassen, dann waren wir da.

**Ahmed:** Oder einfach n Auto. Wir haben uns einfach n Auto geholt für den Winter, günstig, damit wir einfach, es steht einfach da, und damit wir einfach was zum Wärmen haben.

**Aziz:** Warte bis Sommer [es ist März], Sommer erst, dann siehst du die Leute.

**Ahmed:** Die meisten bunkern sich noch.

**Aziz:** Ja, in Ecken die du gar nicht kennst.

**Malte:** Ah die bunkern sich?

**Aziz:** Die verstecken sich.

**Ahmed:** Zum Beispiel hier an so öffentlichen Plätzen wie hier sieht man die nicht. Die sieht man dann eher so in so...

**Aziz:** Die siehst du in Parkhäusern vielleicht.

**Ahmed:** Treppenhäuser! Keller!

**Aziz:** Die sind in Ecken versteckt.

**Malte:** Und eure jüngeren Geschwister, haben die auch n Schreibtisch wo die in Ruhe Hausaufgaben machen können?

**Ahmed:** Nein, bei uns wird das halt meistens so geregelt, einfach sone, wie nennt man das, sone *Struktur* einfach, da machen wir Hausaufgaben, und essen wir zum Beispiel, um 14 Uhr machen wir da Hausaufgaben, machen wir den Tisch schön fertig für die Hausaufgaben, sowas hatten wir.

Fatiha (Erzieherin) wuchs mit einer 10-köpfigen Familie in einer 4-Zimmer-Wohnung im Wohnblock auf. Als ich sie fragte, wie sie diese Wohnsituation in ihrer Kindheit wahrnahm, antwortete sie:

**Fatiha:** Das ging, also, ich frag mich manchmal heute, ich hab letztens auch gesagt, ich brauch ne größere Wohnung Papa, vier Zimmer sind zu klein, der so: Gott, ihr habt mit zehn Leuten in einer 4-Zimmer-Wohnung gelebt! Wir hatten ein Mädchenzimmer und ein Jungenzimmer. Wir

hatten da unsere Betten, und jeder hatte trotzdem irgendwie seinen Freiraum, dann irgendwie sich selber geschaffen, also das hat ganz gut geklappt.

Während manche Familien es schaffen, durch positive Beziehungen vor den Stressfaktoren der Wohnsituation zu schützen, kumulieren in anderen Familien die Probleme. Hier ist eine weitere Geschichte aus dem Buch, in dem ein Kollege 10 Biografien aus dem Wohnblock verschriftlichte:

Wie kann man in einer 71,5 m<sup>2</sup> großen Wohnung mit vier Kindern, Vater und Mutter zur Ruhe kommen? Die Eltern versuchen, ihre Probleme so leise wie möglich zu besprechen, aber dies klappt nicht immer. Da wird einer etwas lauter und ich kann meine Ohren noch so fest zuhalten, es nützt nichts. ... Der Druck, unter dem mein Vater seitens der Familie aus dem Heimatland steht, bereitet ihm große Sorgen. ... Ich versuche einzuschlafen, aber die Wörter, die im Alltag gefallen sind, gehen mir einfach nicht aus dem Kopf. „Du bist ein miserabler Schüler ...“, „Scheiß Kanake ...“, ... „Deine Oma ist schwer krank ...“, „Bruder ist im Knast ...“. (Amyay & Errais, 2011, S. 18–19)

Aylin (26, Sozialarbeiterin) zog im Alter von 8 Jahren aus dem Wohnblock fort in ein umliegendes Wohngebiet. Sie erinnert sich zwar gerne an die langen Zeiträume, die sie als Kleinkind mit anderen Kindern auf den Spielplätzen im Wohnblock verbrachte. Aber gleichzeitig erinnert sie sich an einen „alkoholabhängigen Nachbarn“, vor dem sie viel Angst hatte, und an das „komische Bauchgefühl“ ihrer Mutter, wenn sie draußen spielte oder alleine durchs Treppenhaus ging. Als „Schlüsselerlebnis“ bezeichnet Aylin eine Situation, als sie gerade in der 1. Klasse das Lesen lernte und vor lauter Neugierde und Stolz ihrer Mutter einen Schriftzug mit einem türkischen Schimpfwort im Treppenhaus vorlas („Mama schau mal, was hier an der Wand steht“). „Da wusste ich, ich muss hier weg“, sagt ihre Mutter immer, die sich im neuen Wohngebiet auch sicherer fühlte, wenn ihre Tochter draußen spielte. Aylin fragt sich heute, was aus ihr geworden wäre, wenn sie weiter im Wohnblock aufgewachsen wäre:

**Aylin:** Was wäre passiert? Vielleicht hätte ich dann nur ne Ausbildung [anstelle eines Studiums] gemacht, was ja, was ja gar nicht schlimm ist. Oder vielleicht hätte ich genau das gemacht, was ich heute mache. Vielleicht hätte ich aber auch die Schule hinschmeißen können, so das frage ich mich manchmal schon. War es die richtige Entscheidung meiner Eltern, umzuziehen? Vielleicht hatte das schon so, ja, Vorteile für mich.

## *Die gescheiterte Gründung eines Bewohnervereins*

*Collective efficacy* (kollektive Selbstwirksamkeit) bezeichnet die soziale Kohäsion einer Nachbarschaft und die Wirksamkeit eines Wohnviertels, Angelegenheiten im eigenen Interesse selbst zu organisieren (Sampson et al., 1997). Sie bildet das Gegenstück zu sozialer Desorganisation, einem Zustand, in dem die informelle soziale Kontrolle wegen der Fluktuation und Inhomogenität der Bewohnerinnen und Bewohner gering ausgeprägt ist, was wiederum die Reduzierung von Delinquenz erschwert. Die Bewohnerinnen und Bewohner des Wohnblocks in der Kleinstadt sind für die Stadtverwaltung eine Gruppe, die nicht organisiert ist, die also nicht als Gruppe sprechen kann und über die repräsentative Informationen fehlen.

Die Stadtverwaltung formulierte daher das Ziel der Gründung eines Bewohnervereins, in dessen Rahmen die Bewohnerinnen und Bewohner ihre Interessen kollektiv formulieren und an der Verbesserung ihres Stadtteils partizipieren können. Die theoretische Grundlage für diese Art der Bürgerbeteiligung ist die Idee der deliberativen Demokratie, deren Leitideen Jürgen Habermas (1981/2019a) in seiner *Theorie des kommunikativen Handelns* ausformulierte. Politische Entscheidungen ziehen ihre Legitimation daraus, dass sie von den öffentlich artikulierten, im Diskurs zustande gekommenen Meinungen aller Betroffenen ausgehen. Die Organisation der Sozialen Arbeit bekam den Auftrag, ein erstes Bewohnertreffen zu organisieren, um über die Gründung des Vereins zu diskutieren:

Für 17:30 Uhr ist das Bewohnertreffen geplant. Ein Buffet und ein Sitzkreis sind vorbereitet. Wir haben Flyer verteilt und in alle Briefkästen im Wohnblock geworfen, haben aber nicht die geringste Ahnung, wie viele Personen kommen werden. Im Endeffekt kommen abgesehen von Personen, die im Zusammenhang der Organisation stehen, nur zwei Bewohner. Das Thema der Vereinsgründung ist deshalb schnell vom Tisch, weil die Stadtverwaltung im Vorfeld eine Mindestanzahl von 7 Mitgliedern festlegte. Trotzdem werden wir uns 2 Stunden lang über die Probleme im Wohnblock und mögliche Lösungsansätze unterhalten.

Eine Kollegin fand vor einiger Zeit eine treffende Formulierung, um die mangelnde Partizipation im Wohnblock zu erklären: „Die Leute haben ein Recht auf gepflegte Lethargie.“ Anstatt sich zu fragen, warum die Bewohnerinnen und Bewohner nicht teilnehmen, könnten wir uns auch fragen: Warum sollten sie denn überhaupt teilnehmen? Wir erwarten von ihnen etwas, was wir selbst auch in unseren Stadtvierteln höchstwahrscheinlich nicht machen würden. Die Vorstellung, man könne einfach einen Flyer in jeden Briefkasten werfen und dann würden die Leute schon kommen, ist falsch. Gerade Bedingungen von Armut und Arbeitslosigkeit erschweren die Partizipation. Die berühmte *Marienthal-Studie* (Jahoda et al., 1933/1978) zeigte schon Anfang der 1930er Jahre, dass Langzeitarbeitslosigkeit nicht, wie in dieser Zeit oft befürchtet, zu einer Revolte führt, sondern zu Rückzug und Resignation.

Insgesamt sind bei dem Bewohnertreffen heute 9 Personen anwesend. Die einzigen zwei Personen, die nicht im Zusammenhang der Organisation stehen, sind zum einen der Arzt Dr. Salman Arain und zum anderen Dieter Berger, der zu Beginn von sich sagt: „Ich bin Bewohner, Eigentümer mehrerer Wohnungen im Wohnblock und Mitarbeiter der Hausverwaltung zugleich.“

In der Bewohnerschaft des Wohnblocks und im städtischen Personal ist bekannt, dass die Hausverwaltung „kriminellen Machenschaften“ nachgeht, wofür die vielen Gerichtsverfahren gegen sie ein Hinweis sind, und dass sie sich an der Armut anderer bereichert, wie es ein langjähriger Bewohner ausdrückt. Einige Kollegen vermuten, dass Herr Berger als Mitarbeiter der Hausverwaltung nur gekommen ist, um unser Quartiersmanagement zu kontrollieren.

Herr Dr. Arain sagt: „Dass niemand gekommen ist, ist auch ein Statement. Die Leute haben offenbar kein Interesse. Das muss man auch so hinnehmen. Es ist ein negatives Feedback. Die Leute wollen nicht mitmachen und finden, dass sie so etwas nicht brauchen. Das Einzige, was sie brauchen, ist eine funktionierende Hausverwaltung.“ Auch eine Kollegin hatte schon vor dem Treffen vermutet: „Die Bewohner haben keine Lust mehr darauf, dass die Stadt sich immer was für sie überlegt.“

Herr Berger, der Mitarbeiter der Hausverwaltung, wendet ein, dass man beide Seiten sehen müsse, nicht nur die der Bewohner, die unter dem desolaten Zustand der Wohnanlage leiden, sondern auch die der Hausverwaltung. Die Verbrauchskosten seien enorm gestiegen. Was Sanierungen angeht, sagt er direkt am Anfang: „Ohne Moos, nichts los.“ In der Eigentümerversammlung würde immer herauskommen, dass die Eigentümer nicht bereit seien, massiv in die Sanierung der Häuser zu investieren. Er sagt: „Die Eigentümer wollen nicht investieren.“ Die Tochter eines Eigentümers wendet ein: „Mein Vater ist auch Eigentümer. Es geht nicht darum, dass er nicht investieren *will*. Er kann es nicht bei seiner Rente.“

Nach der Rechtslage des Erbbaurechts müssen alle ca. 650 Eigentümerinnen und Eigentümer, von denen ca. 200 selbst im Wohnblock wohnen, Veränderungen in der Baustruktur und im Wohnumfeld genehmigen. Die jährlichen Eigentümerversammlungen werden von einem Sicherheitsdienst bewacht.

Herr Berger berichtet von einem enormen Sanierungsstau. Es gebe Probleme mit den alten Rohren und Leitungen. Auch Schalter, Tapeten und Fußböden müssten bei den etwa 50 Jahre alten Gebäuden renoviert werden. Ein weiteres Problem seien die Aufzüge. Die seien zu klein und es gebe zu wenige für so viele Bewohner. Allerdings würde ein neuer Aufzug heute 300.000 Euro kosten. Allgemein seien die Baukosten in den letzten Jahren explodiert. Eine Rohrsanierung würde 2,5 Millionen Euro pro Haus kosten. Die Eigentümer seien nicht bereit, eine Sonderumlage dafür zu zahlen. Eine Sanierung des Parkdecks würde 600.000 Euro kosten.

Das nächste Thema, über das wir sprechen, ist Vandalismus. Die größten Gesprächsanteile haben Herr Berger und Herr Dr. Arain. Herr Berger macht sich bei einigen Anwesenden unbeliebt, weil er im sehr plauderhaften Ton alle Probleme des Viertels benennt und zuspitzt, ohne dabei ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Herr Dr. Arain stimmt allerdings Herrn Berger zu und sagt: „Da müssen wir dem Herrn schon Recht geben, Vandalismus ist ein Riesenproblem im Viertel.“

Herr Berger zählt auf: Spielplätze würden „abgerissen“, Tischtennisplatten zerstört, Lampen zerschlagen (jede neue Lampe koste 300 Euro). Herr Dr. Arain bestätigt die Probleme. Als Problemursache benennt er, dass die Eigentümer ihre Wohnungen an „besondere Gruppen“ vermieten.

Herr Dr. Arain beschwert sich bei Herrn Berger über die zwei Imbiss-Anhänger, die zwischen zwei Hochhäusern stehen: „Wie kann es sein, dass es dort jetzt zwei Imbissbuden gibt, wo es schon davor ein massives Rattenproblem gab?“ Herr Berger wendet ein: „Das Rattenproblem liegt nicht an den Imbissbuden. Die vielen Ratten, Tauben und Raben kommen, weil die Bewohner sie mit Brot füttern und weil viele ihren Müll einfach immer wegschmeißen.“

Als einen möglichen Ansatz zur Lösung der Probleme nennt Herr Dr. Arain, dass es um die Erziehung der Bewohner gehen müsse. Es müsse Aufklärung darüber geben, dass die Nebenkosten für alle steigen, wenn Personen Vandalismus begehen oder Müll nicht richtig entsorgen, weil die Kosten der Müllentsorgung und der Schadensbehebung auf alle Bewohner

umgelegt werden. Hier werden auch wir als Streetworker zum Thema. Herr Dr. Arain sagt, es sei auch unsere Aufgabe, die Regeln im Viertel zu kontrollieren. Als er erfährt, dass ich Streetworker bin, sagt er zu mir: „No offence, aber ich habe Sie hier noch nie im Viertel gesehen.“ Eine Kollegin verteidigt mich und sagt: „Herr Althoff ist erst seit einigen Wochen bei uns.“

Im Anschluss an das Gespräch versuche ich manchmal, Kindern und Jugendlichen den Zusammenhang zu erklären, dass ihre Eltern die Kosten für die Müllentsorgung tragen müssen. Bisher kommt mein Versuch, zu überzeugen, aber schwer gegen die festgefahrenen Routinen an. Einmal ist der 10-jährige Ferhat ganz überrascht, als er wie immer den Müll seiner Süßigkeiten einfach fallen lässt und ich versuche, ihn zum Hinterfragen dieses Verhaltens zu bringen. Er sagt: „Das hier ist doch der Wohnblock!“

Bei allen Problemen, die wir beim Bewohnertreffen besprechen und die aussichtslos erscheinen, gibt es zwischendurch auch gute Nachrichten. Herr Dr. Arain sagt, dass der Vandalismus in den 1990er und 2000er Jahren deutlich ausgeprägter war. Er betont, dass ein sehr kleiner Teil der Bewohner, er schätzt 5 Prozent, für einen sehr großen Teil des Schadens im Viertel verantwortlich sei. „Der Großteil der Bewohner geht normal seiner Arbeit nach. Die meisten Wohnungen sind total sauber und die Leute verhalten sich vernünftig. Aber viele Jugendliche, die hier aufwachsen, denken sich, ich werd krass.“ Herr Berger pflichtet ihm bei und sagt etwas undifferenziert: „Die Leute, die immer draußen sind, die verkaufen alle Drogen. Die machen keine Ausbildung. Die gehen ja noch nicht mal richtig zur Schule. Heute Morgen habe ich ganz viele gesehen, die eigentlich in der Schule sein müssten.“

Herr Berger erklärt uns das grundsätzliche Problem, dass es die Interessenlage der Eigentümer sei, nicht zu investieren und zu renovieren. Viele Eigentümer hätten die Einstellung: „Wenn die Wohnung vergammelt, tue ich nichts dagegen, sondern suche mir einfach Leute, die bereit sind, in dieser vergammelten Wohnung zu leben.“ Er sagt auch sinngemäß (in dem ihm eigenen deutlich rauheren Ton): „Das Problem ist: Wenn jemand in einer vergammelten Wohnung lebt, dann ändert das auch seine Mentalität. Dann ist er auch eher dazu geneigt, draußen Dinge kaputt zu machen.“

Herr Dr. Arain schlägt als Lösungsansatz vor, dass die Eigentümer für ihre Mieter haften. Herr Berger wendet ein, dass dies vor Gericht keinen Bestand hätte. Vor Gericht könnten die Eigentümer immer sagen: „Ich hab es ja nicht gemacht.“ Intern schlägt später eine Kollegin vor, das grundsätzliche Problem ließe sich nur durch Enteignung der Eigentümer lösen. Damit meint sie bestimmt den bisher nie angewendeten Paragraphen 15 des Grundgesetzes, nach dem Privateigentum durch ein Gesetz in Kollektiveigentum überführt werden kann.

Als nächstes sprechen wir beim Bewohnertreffen über die Überwachungskameras. Herr Dr. Arain sagt, der Hausverwaltung müsse schon klar sein, welche Personen für den Vandalismus verantwortlich seien, weil es die Kameras gibt. Herr Berger wendet ein: „Die Kameras gibt es nur am Eingang. Alles was drinnen im Treppenhaus oder woanders passiert, bekommen wir nicht mit. Die Leute machen die Dinge ja auch nicht am helllichten Tag kaputt, sondern nachts. Außerdem haben sie uns bei den Kameras die Kabel durchgeschnitten. Deshalb verlaufen die Kabel jetzt durch Eisenrohre.“ Egal welche Investition getätigt werde, immer müsse alles mit Eisen bedeckt werden, damit es nicht zerschlagen werde. Einen Sicherheitsdienst, der 24 Stunden am Tag kontrolliert, könne sich die Hausverwaltung auch nicht leisten. Nachdem das Treffen zu Ende ist, geht Herr Berger zum Buffet und packt so viel vom Fingerfood ein, wie seine Tasche nur tragen kann.

## Die Wohnungen

Was erfahre ich über den Zustand und die Inneneinrichtung der Wohnungen? Christel (Sozialarbeiterin in Rente) und viele andere haben zwei Extreme erlebt:

**Christel:** Also es gibt da auch sehr *schöne* Wohnungen drin, ne aber meist, aber das Dumme ist halt wenn sie überbelegt sind, wenn zu viele Kinder da sind ne. Aber Sie können da reingehen und finden ganz tolle Wohnungen drin, die super renoviert und gut gehalten werden, und andere die sind halt n Müllhaufen ne. Und wenn man zu eng wohnt, dann ehm, ja, wohin mit dem ganzen Zeug, was man hat ne, dann türmt sich das eben überall ne. Es gibt auch Wohnungen, in denen es dauerhaft wie bei einem Umzug aussieht. Überall stapeln sich Umzugskartons. Die Leute wohnen zwar teilweise schon seit einigen Jahren dort. Aber bei Einzug denken sie, dass sie nur kurz dort leben werden. Und das denken sie weiterhin.

Oft hörte ich von einem empfundenen starken Kontrast zwischen der Innenwelt der Wohnungen und dem Außenbereich der Wohnanlage. Mareike Bauer wuchs in der Kleinstadt auf und leitet heute eine Nachhilfe-Organisation. Im Corona-Lockdown besuchte sie 7 Wohnungen im Wohnblock, um Kinder mit Laptops für den Online-Unterricht und einem Skype-Zugang auszustatten. Im Interview mit mir beschrieb sie ihren Eindruck von den Wohnungen:

**Mareike:** Die Wohnungen sind teilweise echt erstaunlich sauber, also was heißt, das klingt jetzt so negativ, aber, also, es ist als ob du dann die Tür aufmachst und dann verlässt du dieses dreckige stinkende Treppenhaus und bist auf einmal in ner anderen Welt, musst die Schuhe auch ausziehen meistens. Also, ich glaube ich war in 7 Wohnungen, und da war ich jetzt noch nie in ner dreckigen Wohnung. Die Kinder hatten auch Zimmer, klein, bescheiden, sag ich mal. Es gibt meistens ne Mutter die kocht [lacht], und ehm, ja, also, rosa angemalte Kinderzimmer fürn Mädchen oder sowas, das hab ich auch alles gesehen, ja. Oft ist es so dass die Wohnzimmer dann orientalisches aussehen. Es gibt auch meistens nen Fernseher, ehm, aber auch Wandschmuck oder sowas. Ich sag mal, die Menschen haben sich's wohnlich gemacht.

In ihrer Kindheit nahm Mareikes Mutter an einem Projekt teil, in dessen Rahmen eine türkische Grundschülerin aus dem Wohnblock einmal wöchentlich bei ihr zu Mittag aß und anschließend Nachhilfe stattfand. Noch heute erinnert sich die Mutter daran, wie diese Grundschülerin immer sagte: „Frau Bauer, bei euch ist alles so schön und bei uns ist alles so dreckig.“ Tertilt (1996, S. 101) beschreibt in seiner Ethnografie einen türkischen Interviewpartner, der in seiner Kindheit einmal einen autochthonen Deutschen in dessen Wohnung besuchte und im Vergleich mit der eigenen Wohnsituation vor allem „das eigene Zimmer“ des Mitschülers hervorhob. Auch das Wohnzimmer sei anders eingerichtet gewesen. „Der Geruch und so“ sei anders gewesen, nicht unangenehm, aber „anders, fremd“. Ähnlich fremd kam es Mareike Bauer vor, als sie in ihrer Kindheit mal eine türkische Mitschülerin im Wohnblock besuchte:

**Mareike:** Es war ne sehr kleine Hochhauswohnung mit 2 Zimmern, die hatten 3 Kinder. Der Geburtstag, das war halt so ganz anders als bei uns ne, da waren wir dann in diesem Wohnzimmer, und die Mama hat in der Küchenzeile gekocht und ehm, also ja, war schon sehr

bescheiden, ja. Aber es wurde sich um die Kinder gesorgt. Es war *arm* aber behütet würde ich sagen.

### *Die Bewertung der Lage des Wohnblocks*

Im Wohnblock beträgt die Warmmiete in den Jahren 2022 und 2023 für eine Einzimmerwohnung mit 40m<sup>2</sup> ca. 600 Euro und für eine Zweizimmerwohnung mit 56m<sup>2</sup> ca. 900 Euro warm. Die Mietpreise sind also – anders als viele erwarten – ziemlich hoch. Bevor die S-Bahn-Verbindung in den 2000er Jahren eingerichtet wurde, waren die Mieten deutlich günstiger, weil es auch 30 Prozent Leerstand gab. Heute sind allerdings, von der üblichen Fluktuation abgesehen, fast alle Wohnungen belegt. Es ist zudem bekannt, dass die Nebenkosten sehr hoch sind. Gründe sind, dass die Hausverwaltung Gerichtskosten auf die Bewohnerschaft umlegt, dass es immer wieder zu mutwilligen Zerstörungen an der Wohnanlage kommt und dass sich eine Mülltrennung nicht etablieren ließ (Restmüll ist in der Müllentsorgung am teuersten). Für Eigentümer gilt, dass der Wert ihrer Wohnungen in den letzten 20 Jahren massiv gestiegen ist. Vor 20 Jahren konnten sie zum Beispiel eine Wohnung für 15.000 Euro erwerben, die sie im Jahr 2022 für 140.000 Euro verkaufen konnten. Das entspricht einer jährlichen Rendite von 11,8 Prozent.

Der französische soziologische Geograf Christophe Guilluy (2013) stößt in seinem Werk *Fractures françaises* einen Paradigmenwechsel in der Betrachtung von Hochhaussiedlungen in den urbanen Randgebieten an. Er motiviert, die Banlieues, also die Vorstädte von Metropolen wie Paris, Lyon oder Marseille, in denen der französische Staat ab den 1950er Jahren Großwohnsiedlungen errichten ließ, von einer ganz anderen Seite als der üblichen Stigmatisierung zu betrachten. Wegen ihrer Nähe zu den Metropolen und den damit einhergehenden guten Jobmöglichkeiten befänden sie sich in zentraler Lage, besonders im Vergleich zu ländlichen oder deindustrialisierten, semiurbanen Gegenden (Guilluy, 2013, S. 32–33). Die Banlieues seien die Stadtviertel Frankreichs, in denen die soziale Mobilität am höchsten sei (ebd., S. 37). Dass Arbeitslosigkeit und Armut in einer Banlieue zu zwei verschiedenen Zeitpunkten hoch blieben, sage wenig über soziale Mobilität aus, denn die Personen, die sozial aufsteigen, zögen in andere Stadtviertel (ebd., S. 33). Im politischen und medialen Diskurs würden die Banlieues nicht mit sozialem Aufstieg in Verbindung gebracht. Was dabei unterschlagen werde, seien die großen Geldüberweisungen aus Frankreich in den Maghreb und der hohe Anteil von maghrebischen Migrantinnen und Migranten, die Wohneigentum im Maghreb erwerben (ebd., S. 54). Guilluy (2013, S. 22) identifiziert zudem

einen geradezu fanatischen Fokus auf Jugendliche im Diskurs über die Banlieues und einen blinden Fleck in Bezug auf ältere Personen, so dass manchmal der Eindruck entstehe, in diesen Hochhaussiedlungen lebten nur Jugendliche.

In Deutschland ergab eine Studie von Helbig und Salomon (2021) für 7 Großstädte, dass es keinen klaren Zusammenhang zwischen der sozialen Lage eines Stadtteils (gemessen an der Quote von Kindern, die Grundsicherung empfangen) und dem Zugang zu Infrastruktur gibt. Bei kulturellen Einrichtungen, Schulen (auch mit Ganztagsbetrieb oder gymnasialer Oberstufe) und Schwimmbädern konnten sie keine Benachteiligung nach sozialer Lage des Stadtteils feststellen. Häufig sind privilegierte Stadtviertel weiter von diesen Einrichtungen entfernt. Für alle untersuchten Städte gilt, dass der Weg zu Kinderärztinnen und -ärzten in den sozial benachteiligten Stadtvierteln kürzer ist. In der Kleinstadt ist die gute infrastrukturelle Lage ein häufiges Motiv unter Bewohnerinnen und Bewohnern des Wohnblocks, wofür die Aussagen von Salman (35, Arzt) und Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich) exemplarisch stehen:

**Salman:** Und man hat die S-Bahn auch noch. Dadurch wird die Kleinstadt extrem attraktiv. Man hat die Natur in der Nähe, man hat die Großstadt in der Nähe. Und ich glaube, mittlerweile ist es auch so attraktiv und so gefragt, weil die Menschen mit Migrationshintergrund sich natürlich in ihrer Stadt wohlfühlen und dann dementsprechend die Kinder auch hier weiterhin leben möchten. Also bei mir ist es genauso. Ich möchte auch hier bauen oder hier mein Haus kaufen, und nicht irgendwo anders. Weil die Kleinstadt meine Heimat ist, ich bin hier aufgewachsen, ich fühle mich hier heimisch.

**Naima:** Das ist auch son richtiges Klischee, ja die Wohnungen sind günstig. Nein! Laber, das ist nicht mehr. Vor allem wir haben ja hier die S-Bahn, dann haben wir hier das Einkaufszentrum, dann haben wir die Altstadt, dann haben wir die Bildungseinrichtungen, wir haben die Schulen vor der Tür, die Kindergärten vor der Tür, es ist eine sehr gute Lage!

Damit soll kein romantisertes Bild von sozial segregierten Hochhaussiedlungen verbreitet werden. Die Studie der 7 Großstädte zeigt, dass Kinderarmut sich meist über benachbarte Quartiere erstreckt; meist handelt es sich um Gebiete, die schon vor Jahrzehnten sozial benachteiligt waren und in denen sich Armut verfestigte (Helbig & Salomon, 2021, S. 10). Die Studie weist auch nach, dass zum Beispiel Lärmbelästigung in den sozial am stärksten benachteiligten Gebieten am höchsten ist. Der folgende Ausschnitt aus meinen Feldnotizen ist Ausdruck für die Tatsache, dass einige Bewohner des Wohnblocks im Gegensatz zu Salman und Naima das Wohngebiet als insgesamt in vielen Bereichen negativ bewerten, hier speziell im Bereich der Architektur, womit sie die festgefahrene symbolische Abwertung reproduzieren und kultivieren:

Während ich in der Endphase meiner Dissertation bin, treffe ich zwei Promovierende, die gerade ihre Forschung im Rahmen eines 3-jährigen Forschungsprojekts zu

Großwohnsiedlungen anfangen. Einer der beiden, ein Doktorand im Fach Architektur, erzählt von seinem Feldbesuch im Wohnblock der Kleinstadt: Ein Bewohner dort fragte ihn, was er im Wohnblock zu suchen habe. Auf diese Frage antwortete der Doktorand wie immer in solchen Situationen, dass er sich für die Architektur interessiere. Als Reaktion bekam er: „Hier gibt es doch gar keine Architektur. Das ist doch alles hässlich hier.“

### *Starke lokale Identität statt nationalem Zugehörigkeitsgefühl*

Während das nationale Zugehörigkeitsgefühl bei postmigrantischen Menschen im sozial segregierten Milieu ambivalent bleibt, zeigen viele eine starke lokale Identifizierung mit ihrer Stadt oder ihrem Stadtteil. Bei der repräsentativen TIES-Studie fühlten sich zwei Drittel bis drei Viertel der türkeistämmigen Befragten der zweiten Generation in den Erhebungsorten in Deutschland, Schweden und den Niederlanden „stark“ oder „sehr stark“ der jeweiligen Stadt oder dem Stadtteil zugehörig (Lang et al., 2016, S. 175). Bei den gleichaltrigen jungen autochthonen Erwachsenen war das lokale Zugehörigkeitsgefühl um 20 bis 30 Prozentpunkte geringer. Dies liegt auch daran, dass die türkeistämmigen Befragten räumlich wenig mobil waren. 80 bis 90 Prozent von ihnen wohnten noch in ihrer Geburtsstadt, viele sogar in dem Stadtteil, in dem sie aufgewachsen waren (ebd.). In einem anderen Zusammenhang erfahre ich, dass bei Bewerbungen, etwa für Studien- und Promotionsstipendien, die räumliche Mobilität, insbesondere in Form von Auslandserfahrungen, ein Indikator für Personen ist, die *nicht* in Arbeiterhaushalten aufwuchsen.

Eine starke lokale Identität kommt auch in den Texten des Gangstarap zum Ausdruck, in denen das eigene Quartier ein sehr häufiges Motiv ist. Exemplarisch: „Meine Stadt, mein Bezirk, mein Viertel, meine Gegend, meine Straße, mein Zuhause, mein Block“ (Sido, 2004). Im Milieu des Wohnblocks hörte ich häufig den Wunsch von Familienvätern, niemals aus der Kleinstadt wegzuziehen, den sie durch Aussagen wie „Hier kenne ich alle“ begründeten. In vielen dieser Familien würde ein Umzug die institutionellen Komplementaritäten<sup>12</sup> – Kinderbetreuung, Pflege von Angehörigen, Arbeit, soziales Umfeld – aus dem Gleichgewicht bringen. Auf der anderen Seite hörte ich auch oft den Wunsch von Jugendlichen, später in einem ruhigen und sauberen Viertel zu wohnen.

Die Kehrseite einer hohen lokalen Identifizierung ist ein Gefangensein im Raum. Nach Bourdieu ist es der Mangel an Kapital, der an einen Ort bindet. Während das Kapital erlaube, „unerwünschte Personen oder Sachen auf Distanz zu halten und zugleich sich den (gerade

---

<sup>12</sup> „Two institutions can be said to be complementary if the presence (or efficiency) of one increases the returns from (or efficiency of) the other“ (Hall & Soskice, 2001, S. 17).

hinsichtlich ihrer Verfügung über Kapital) erwünschten Personen und Sachen zu nähern“ (Bourdieu, 1997, S. 164), seien die Kapitallosen „dazu verdammt, mit den am wenigsten begehrten Menschen und Gütern Tür an Tür zu leben“ (ebd.). Eine häufig wiederkehrende Aussage unter *corner boys* sind Varianten des Satzes: „Wenn du hier wohnst, kommst du nicht mehr raus. Wir sind jetzt hier quasi wie Gefangene.“ Schon bei Whyte (1943/1955) heißt es:

[Aussage von Doc, einem *corner boy*:] “Fellows around here don’t know what to do except within a radius of about three hundred yards. ... Most of them stick to one corner. It’s only rarely that a fellow will change his corner.” (S. 256)

[Whyte:] As the study of the corner gang shows, people become dependent upon certain routines of action. If they broke away abruptly from these routines, they would feel themselves disloyal and would be left helpless, without support. (S. 274)

Für *college boys* gilt hingegen sowohl bei Whyte als auch bei meiner Forschung, dass soziale Mobilität in der Regel auch mit räumlicher Mobilität einhergeht.

Neben der Mobilität, und damit der Verfügbarkeit über Raum, ist die Struktur sozialer Netzwerke eine weitere Dimension sozialer Ungleichheit. Je höher der Sozialstatus einer Person ist, über desto vielfältigere und ökonomisch verwertbarere Netzwerke verfügt sie und desto geringer ist ihr Umfeld durch Nachbarschaft oder Verwandtschaft bestimmt (Friedrichs & Blasius, 2000, S. 30). Aus der Arbeitslosenforschung ist bekannt, dass sich der Aktionsraum und die sozialen Kontakte verringern. Dauert die Arbeitslosigkeit an, kann dies zu Selbstzweifeln, Resignation und Rückzug führen, wodurch Kontakte zu Menschen – abgesehen von solchen in ähnlichen Lagen – gemieden werden (Häußermann & Siebel, 2004, S. 167). Je ärmer ein Wohngebiet ist, desto länger halten sich dessen Bewohner täglich darin auf. Viele *corner boys* kultivieren, dass sie zur Welt der Ausgestoßenen gehören. Für sie sind sehr enge Beziehungen in einem homogenen Netzwerk und sehr wenige Kontakte zu konventionellen Menschen und Organisationen typisch. Aziz (20, Hauptschulabschluss, Sicherheitsdienst) beschreibt Effekte, die sich durch das Netzwerk in seiner Nachbarschaft ergeben:

**Aziz:** Ja, die [jugendlichen Drogendealer] sehen zum Beispiel jemanden, sein Nachbar, Hakan, 45 Jahre alt, Kilo-Ticker [jemand der in sehr großen Mengen Drogen verkauft], denken die sich, komm, der fährt n dicken AMG, ich will auch einen. Wie mach ich das? Komm ich auch vielleicht so daran. Ich mein hier wohnen ja auch nur so, ich will nicht sagen nicht so hochrangige Leute, sondern so, wie soll ich sagen, ich glaub nicht dass es hier so Chefärzte gibt oder Oberpolizeikommissare so, die deine Nachbarn sind. Weißt du was ich mein? Du hast so deutsche Türken, der eine ist Hartz 4-Empfänger, der andere Türke der geht auf Baustelle arbeiten, und so. Zum Beispiel hätte ich jetzt n Nachbarn, der ist, der... Thomas, 35 Jahre alt, ist Polizeikommissar und ist mein Nachbar und der redet mit mir und ich weiß der fährt auch seine dicke Karre und der macht auch sein Ding, würde ich den zum Beispiel als Vorbild haben. Aber sowas haben wir leider nicht hier in der Umgebung. Das ist hier ja keine deutsche Gegend, wohlhabendere Gegend. Mit Häuser.

Die semantische Verknüpfung von Einfamilienhäusern in wohlhabenden Wohnvierteln mit „deutsch“, d.h. aus Aziz' Sicht mit „weiß“, ist Ausdruck für das, was Guilluy (2013, S. 86) als Ethnisierung des Ideologems der Mittelklasse bezeichnet. In Frankreich gelten Guilluy zufolge afrikanische Haushalte a priori als nicht zugehörig zur Mittelklasse. Für Aziz sind Angehörige der Mittelklasse a priori Deutsche. Damit hat er tendenziell nicht unrecht, denn die Grenze zwischen wohlhabenden Gegenden mit Einfamilienhäusern und armutsgeprägten Hochhaussiedlungen in der Kleinstadt verläuft auch stark entlang einer ethnischen Dimension. An einem anderen Abend machte ich mit den Cousins Ahmed und Aziz und ihrer Freundin Maya einen Spaziergang, bei dem wir auch in einem wohlhabenden Viertel vorbeikamen. Beim Anblick der großen Häuser und Gärten haben sie nur freundliche Assoziationen:

**Maya:** Hier ist doch ein krasses Haus. Das hier.

**Ahmed:** Ja das ist auf jeden Fall n reiches Haus bestimmt. Der ist bestimmt reich. Wenn du dir son Haus leisten kannst. Guck mal, 2 Garagen.

**Maya:** Das ist mein Traumhaus. Das sieht schon schön aus. Das wär schon optimal. Mitten drin [im Garten des Einfamilienhauses] ein kleiner Teich. Der hat's alles richtig gemacht.

**Ahmed:** Ja in solchen Gegenden hast du am meisten bei Halloween Süßes bekommen. Bei so richtig eh... Die Deutschen die warn immer so am, am, wie soll ich sagen, die haben immer mehr gegeben. Hast du bei Kanaken geklopft, sag ich mal jetzt, Kanaken, also bei uns, weißte so einfach bei Ausländern, weißte die sagen, was Halloween, was isn das? Wie, du willst was von mir? Aber bei Deutschen war das so, das war ja so traditionell, die haben gerne gegeben, die haben sogar, auf die Leute gewartet die klingeln, weißte? Und das warn immer die Großzügigsten, die in so gehobenen Gegenden.

## 7 *Linked Lives*: Intersubjektive Verbindungen

Das Prinzip *linked lives* besagt, dass ein individuelles Leben auf vielfältige Weise mit dem Leben sowie mit aktuellen und früheren Entscheidungen von sehr vielen anderen Menschen verbunden ist. Kitas, Schulen, Peers, religiöse Gemeinden, das Wohnumfeld, Jugendzentren, Behörden, Geschwister, Großeltern und andere Verwandte – alle haben entscheidenden Einfluss. Aber den wichtigsten Einfluss haben die Eltern (Skopek & Passaretta, 2021). Deshalb ist der erste Abschnitt dieses Kapitels auf Eltern eingegrenzt, auch wenn dabei andere Verwandte wie Geschwister vernachlässigt werden. Dass die Großeltern schon beim historischen Kontext vorkamen, zeigt die engen Verbindungen verschiedener Prinzipien der Lebensverlaufstheorie. Der Abschnitt zu Eltern untersucht, welchen Beitrag Erziehungsstile auf die divergenten Lebenswege von *college boys* und *corner boys* leisten. Die Lebensgeschichte des Ingenieurs Hassan verdeutlicht einige der allgemeinen Beobachtungen zu Eltern – etwa die hohen Bildungsaspirationen in (post-)migrantischen Familien und die ausbleibende Entfremdung vom Herkunftsmilieu nach sozialem Aufstieg.

Das Bildungssystem, das ich im darauf folgenden Abschnitt behandle, bringt die Kinder aus dem Wohnblock mit Erzieherinnen und Lehrkräften in Kontakt und somit mit Personen, die den deutschen Staat repräsentieren. Wie sich dieser persönliche Kontakt gestaltet, hat weitreichende Konsequenzen für den weiteren Lebensverlauf. In den Worten von Naima: „Ich glaub [die Trennung der Lebenswege von *corner boys* und *college boys*] fängt wirklich mit der Schule an. Also wie man da seinen Fuß reinsetzt.“ Der Abschnitt zum Bildungssystem enthält eine *case study* zu einer Kita im Wohnblock und eine weitere *case study* zu einer Schule in der Nähe des Wohnblocks. Darauf folgen Informationen zur Peergroup-Formation, weil das Bildungssystem eine Umwelt schafft, die die Entstehung von Peergroups und damit einen weiteren wichtigen Faktor auf der Weggabelung von *corner boys* und *college boys* fördert.

Eine Funktion des Bildungssystems ist die „Kontinuierung von Bildungs- und Berufsbiografie“ (Nassehi, 2021, S. 156). Zur Kontrastierung verschiedener Übergänge zwischen Schule und Erwerbsleben stehen am Ende des Abschnitts zum Bildungssystem die Lebensgeschichten des *corner boy* Mustafa und des *college boy* Yassin. Yassin steht dabei als Beispiel für eine lineare Erwerbsbiografie, während Mustafa erkennen lässt, wie der Übergang zwischen Schule und Arbeitslosigkeit im Milieu des Wohnblocks häufig aussieht.

Am Ende des Kapitels stehen Abschnitte zu Drogen, Kriminalität und der Polizei, die durch die Lebensgeschichten von drei *corner boys* veranschaulicht werden. Ein

Experimentieren mit Drogen und Kriminalität, das durch die Peergroup beeinflusst wird, und frühe Kontakte mit Polizeikräften als Vertretern des repressiven Staates stellen in der Jugend wichtige Weichen auf der Weggabelung von *corner boys* und *college boys* dar.

## Eltern

Eltern wählen das Wohnumfeld, in dem ihr Kind aufwächst, sie bieten entwicklungsfördernde Erfahrungen wie Bücher, Reisen und extracurriculare Aktivitäten, sie zeigen ihren Kindern, oft durch ihr eigenes Vorbild, welche Entwicklungspfade existieren, sie vermitteln bewusst und unbewusst Gewohnheiten und Einstellungen, etwa zu Schule und Arbeit, und sie vermitteln eine Art zu sprechen, die Recruiter in Unternehmen später als Indikatoren für das Leistungspotenzial werten werden (Fishkin, 2014, S. 49). Eine typische 1. Schulklasse besteht aus Kindern mit sehr unterschiedlichen kognitiven und sozialen Fähigkeiten. Eltern haben nahezu ein Monopol auf den Lebensanfang eines Kindes, und zu keinem späteren Zeitpunkt lernt ein Mensch so viel wie in den ersten Jahren. Jedes Wort und jede Geste führt zu einer Verschaltung im Gehirn, Blicke und Berührungen stärken das Selbstbewusstsein, Lieder, Reime und Rasselgeräusche fördern das Sprachzentrum (Spiewak, 2023). Unter kindlicher Mimesis verstand der Philosoph Baruch de Spinoza im 17. Jahrhundert den Vorgang, dass ein Kind das Verhalten eines oder einer Gleichen auf spontane und unreflektierte Weise nachahmt und reproduziert (Jaquet, 2021, S. 39).

Schon 1966 zog der *rational choice*-Soziologe James Coleman das Fazit, dass der Familienhintergrund einen weitaus größeren Einfluss auf den Schulerfolg hat als die Schule selbst, was spätere Forschung bestätigte (Coleman, 1966, S. 218; Uhlenberg & Mueller, 2004, S. 134). Dies erklärt, warum Schulreformen allein in der Regel einen kleinen Effekt auf die Bildungsungleichheit haben. Schulkinder verbringen ungefähr 10 Prozent ihrer Kindheit in der Schule, 90 Prozent hingegen an Orten, die von Entscheidungen der Eltern abhängen, Ferienzeiten und Nächte mitgerechnet (Hilger, 2022). Die Nächte werden mitgerechnet, weil es große Unterschiede in der Qualität des Schlafes gibt und weil Schlaf sehr wichtig für die kognitive Entwicklung von Kindern ist. In Hochhaussiedlungen ist es allein wegen der Wohndichte lauter – im Wohnblock stören schreiende Kinder, streitende Familien, *corner boys*, die am Parkdeck Alkohol trinken, laute Musik aus bestimmten Wohnungen, Alarmanlagen von Autos und bohrende Nachbarn den Schlaf.

Dieser Abschnitt handelt vom Einfluss der Eltern, die im Fall des Wohnblocks etwa als Lastwagen- oder Taxifahrer, als Textilreiniger oder Maler- und Lackierer, als Paketboten,

Selbstständige und als Mitarbeitende für Tankstellen, Kiosks und Reinigungsfirmen arbeiten, um ihre Kinder zu versorgen.

*Wie soziale Klasse mit Erziehung zusammenhängt: Unequal Childhoods (2003)*

In ihrem Buch *Unequal Childhoods: Class, Race, and Family Life* erklärt die US-amerikanische Kindheitsforscherin Annette Lareau (2003), wie die soziale Klasse der Eltern die Erziehung und damit die Lebenschancen der Kinder beeinflusst. Als Teil einer größeren Studie mit 88 Kindern wählte sie 12 Familien aus, deren Kinder zu diesem Zeitpunkt 9 bis 10 Jahre alt waren, führte Interviews und beobachtete die Familien über mehrere Wochen ethnografisch. Sie unterscheidet zwischen Familien der Mittelklasse (definiert als solche, bei denen die Berufe der Eltern ein Hochschulstudium erfordern), der Arbeiterklasse und armen Familien (definiert als arbeitslose, von Wohlfahrtsleistungen abhängige oder prekär beschäftigte Familien). Ihre These ist, dass die kulturelle Logik der Kindererziehung von der sozialen Klasse abhängt, dass sich also bis zu einem gewissen Grad bei Erziehungsstilen kohärente Cluster – „messy, but still recognizable“ (Lareau, 2003, S. 8) – in Abhängigkeit von der Klassenlage ergeben. Die soziale Klasse zeigt sich als einflussreicher für die Erziehung als das Konzept *race*: Schwarze und weiße Familien der Mittelklasse wiesen untereinander mehr Gemeinsamkeiten auf, aber große Unterschiede zu anderen sozialen Klassen (ebd., S. 4). Zum soziologischen Einfluss der Gruppenzugehörigkeit schreibt Lareau (2003):

Each person's life ... unfolds in a unique way. ... But this unique character of each human life ... should not blind us to the way that membership in a broader social group matters in the creation of inequality. Social group membership structures life opportunities. ... It turns out that the family into which we are born, an event over which we have no control, matters quite a lot. ... There are those in the population who overcome the predicted odds, particularly certain immigrant groups. The social structure of inequality is not all determining. But it exists. (S. 256)

Den für Mittelklasse-Familien typischen Erziehungsstil bezeichnet Lareau als „concerted cultivation“, was sich grob mit „gezielter Förderung“ übersetzen lässt. Eltern mit diesem Erziehungsstil geht es darum, ihr Kind zu ‚kultivieren‘ und seine Talente zu entwickeln. Das Leben der Kinder ist dominiert durch organisierte Aktivitäten (Sportvereine, Musikunterricht, etc.), die Eltern etablieren und kontrollieren (Lareau, 2003, S. 1–2).

Den für die Arbeiterklasse und für arme Familien typischen Erziehungsstil bezeichnet Lareau hingegen als „accomplishment of natural growth“, was sich mit „Realisierung natürlichen Wachstums“ übersetzen lässt. Anstatt ihre Kinder wie ein Projekt zu behandeln, das entwickelt werden muss, setzen diese Familien bestimmte Grenzen, erlauben dem Kind aber,

innerhalb dieser Grenzen frei zu wachsen (Lareau, 2003, S. 2–3). Ständig spürbare ökonomische Beschränkungen führen dazu, dass diese Eltern den größten Teil ihrer Energie investieren, um trotz aller Widrigkeiten Essen auf den Tisch zu bringen, die Miete zu bezahlen, Wäsche zu waschen, Kinder ins Bett zu bringen oder für die Schule fertig zu machen, ihnen also Nahrung, Komfort und Schutz zu bieten und sie durch den Tag zu bringen. Für eine gezielte Förderung und organisierte Aktivitäten bleibt in diesen Familien weniger Raum. Für diesen Bereich fühlen sich viele der Eltern auch nicht verantwortlich. Insofern haben die Kinder mehr Kontrolle über ihre Freizeit und mehr Autonomie von Erwachsenen. Am Wochenende und in den Ferien haben sie lange Zeiträume, die sie nutzen, um spontan mit Kindern verschiedener Altersgruppen aus der Nachbarschaft zu spielen (und dabei kreative Möglichkeiten finden, die Zeit zu verbringen) oder um Fernsehen zu schauen. Das Fernsehen ist für benachteiligte Familien sehr wichtig, weil es eine kostengünstige Option der Freizeitgestaltung darstellt (Witting, 2018, S. 462). Im Gegensatz dazu verbringen Kinder aus Mittelklasse-Familien ihre Freizeit vermehrt mit Aktivitäten, die Erwachsene planen. Kontakt zu Kindern aus der Nachbarschaft, und auch zu Verwandten, ist bei ihnen deutlich seltener (Lareau, 2003, S. 4).



Abbildung 7. Spielende Kinder auf einem Bolzplatz im Wohnblock (eigenes Foto, 2022).

Neben der Art der Freizeitgestaltung ist nach Lareau ein weiterer entscheidender Bereich, in dem die unterschiedlichen Muster im Erziehungsstil hervortreten, der Gebrauch von Sprache, den sie idealtypisch zusammenfasst (Lareau, 2003, S. 5, 12, 129, 146): Ein Austausch von Argumenten in Debatten zwischen Eltern und Kindern ist ein Kennzeichen für Mittelklasse-Familien. Hierdurch entwickeln die Kinder einen größeren Wortschatz und eine Vertrautheit mit abstrakten Konzepten. Eltern in Mittelklasse-Familien verbessern die Grammatik ihrer Kinder. Die gesprochenen Sätze sind in der Arbeiterklasse und in armen Familien kürzer, der verwendete Wortschatz ist kleiner<sup>13</sup> und der Austausch von Argumenten seltener. Anstelle von Argumenten sind Anweisungen eine wesentliche Kommunikationsform dieser Familien. Eltern sagen ihren Kindern, was sie tun sollen, anstatt mit Argumenten zu überzeugen, und sie sehen es auch nicht als ihre Aufgabe an, die Meinungen und Gedanken ihrer Kinder sprachlich hervorzubringen. Gleichzeitig spielen Witze und Unterhaltungen eine wichtige Rolle, die typischerweise Verwandte und Freunde oder Personen im Fernsehen zum Thema haben. Insgesamt ist Sprache in der Arbeiterklasse und in armen Familien häufig eher ein praktisches Werkzeug zur Alltagsbewältigung als ein Mittel, um die Debattierfähigkeit zu entwickeln und Gefühle oder abstrakte Konzepte auszudrücken.

Bei den beschriebenen Mustern handelt es sich nicht um neutrale, gleichberechtigt nebeneinander stehende Erziehungsstile, denn unter Professionellen, die mit Kindern arbeiten, besteht ein breiter Grundkonsens über angemessene Erziehungsstandards. Lareau bezeichnet diesen Grundkonsens als „*dominant set of cultural repertoires*“ (Lareau, 2003, S. 4). Erzieher, Lehrer, Sozialarbeiterinnen, Kinderärztinnen und -psychologinnen sind sich – abgesehen von Spezialdebatten – über wesentliche Aspekte und grundlegende Prinzipien der Erziehung einig. Zu diesen Prinzipien zählt es, viel mit Kindern zu sprechen, ihr Interesse und ihre Neugierde zu wecken, sich aktiv bei Schulthemen einzubringen und ihnen beizubringen, Probleme durch Argumente und nicht durch Gewalt zu lösen.

Weil der Erziehungsstil von Mittelklasse-Familien mehr im Einklang mit der kulturellen Logik von Schulen und anderen offiziellen Organisationen ist, genießen ihre Kinder bestimmte, meist nicht sichtbare institutionelle Vorteile im Leben. Ihr im Alltag erworbener Umgang mit Sprache ist eine Form von kulturellem Kapital, das in der Schule wertgeschätzt wird (Lareau, 2003, S. 129). Weil sie es im Rahmen ihrer organisierten Freizeitaktivitäten gewohnt sind,

---

<sup>13</sup> Betty Hart und Todd R. Risley (1999) beobachteten 42 Familien mit Kindern zwischen 1 und 3 Jahren über mehrere Jahre und stellten fest, dass Mittelklasse-Familien insgesamt etwa dreimal so viele Wörter mit ihren Kindern austauschten wie arme Familien. Die Reaktionen der Kinder auf die Wörter der Eltern und die Antworten der Eltern auf die Reaktionen der Kinder führen iterativ im Zeitablauf zu einem sich weitenden Abstand in der Sprachentwicklung zwischen Kindern aus verschiedenen sozialen Klassen.

Aufmerksamkeit und Ratschläge von Erwachsenen zu bekommen, entwickeln sie das Gefühl, besonders und anspruchsberechtigt zu sein („sense of entitlement“). Was sie in ihrer Freizeit lernen, kann später am Arbeitsmarkt verwertbar werden, etwa die Fähigkeit, zu priorisieren, im Team zu arbeiten oder souverän mit Vorgesetzten umzugehen, wofür – zumindest zum Zeitpunkt der Studie vor 20 Jahren – sinnbildlich ein fester Handschlag mit Blickkontakt stand (ebd., S. 5, 39). Studien zeigten, dass Kandidaten im Bewerbungsgespräch weniger als eine Minute haben, um einen guten Eindruck zu machen (ebd., S. 5).

Die Fähigkeiten, die Kinder der Arbeiterklasse und aus armen Familien lernen, sind hingegen weniger im Einklang mit der Schule und anderen offiziellen Organisationen. In diesen Familien beobachtete Lareau (2003, S. 140, 157) oft Distanz, Hemmungen und ein untergründiges Misstrauen gegenüber Lehrkräften, das sich von Eltern auf die Kinder überträgt. Anstatt selbstbewusst und gelegentlich fordernd vor der Schule aufzutreten, haben diese Eltern einen ‚obrigkeitshörigen‘ Respekt vor den Lehrkräften und sehen Bildung alleine als Aufgabe der Schule. Im Umgang mit offiziellen Organisationen stellt Lareau einen „sense of constraint“ idealtypisch dem „sense of entitlement“ in Mittelklasse-Familien gegenüber. Neben dem Bereich der Schule beobachtete sie die Hemmung und das Misstrauen auch bei Arztbesuchen und erklärt sie durch eine Einschüchterung durch Fachsprache und allgemein durch klassenspezifische Sprachcodes. Im Ergebnis bekommen die Kinder weniger Informationen aus der Interaktion mit Ärztinnen und Ärzten und somit eine schlechtere medizinische Versorgung. Im Kontrast dazu bringt Lareau das Beispiel einer Mutter der Mittelklasse, die ihren Sohn zum Arzt bringt und ihm auf der Autofahrt nahelegt, er solle sich schon einmal Fragen überlegen, die er dem Arzt stellen würde (ebd., S. 110).

Inwiefern sind Lareaus Beobachtungen und Konzepte für die Lebensverläufe von jungen Männern aus dem Wohnblock relevant? Erstens zeigen sie, wie soziale Ungleichheit auch durch soziokulturelle Muster in der Erziehung reproduziert wird. Zweitens kann ich als Streetworker ihre Beobachtungen zur Freizeitgestaltung jeden Tag im Wohnblock beobachten, wo sich Kinder in der Nachbarschaft spontan zusammenfinden und ohne direkte Kontrolle durch Erwachsene spielen. Drittens ist Lareaus Konzept eines „sense of constraint“ im Milieu des Wohnblocks häufig wahrzunehmen, in Form von Vorsicht, Zurückhaltung, Hemmungen, Misstrauen, Ressentiment bis hin zu einer unterschwelligen oder offenen Feindschaft gegenüber offiziellen staatlichen Organisationen. Fehlendes Vertrauen verhindert etwa die Formierung einer effektiven Beziehung zwischen Schule und Eltern, die sich positiv auf den Lernerfolg der Kinder auswirkt (Lareau, 2003, S. 231).

## *Häusliche Gewalt gegen Kinder*

Wenden Eltern Gewalt als Erziehungsmethode an, kann dies einer von vielen Gründen sein, warum sie misstrauisch gegenüber der Schule sind. Im Wohnblock erleben Schulsozialarbeiterinnen das Misstrauen einiger Eltern gegenüber der Schule, was sie auch dadurch begründen, dass die Schule als staatliche Organisation das Jugendamt einschalten kann, wenn sie von Elterngewalt erfährt. Eine prekäre ökonomische Situation und der damit verbundene Stress führen dazu, dass Gewalt gegenüber Kindern mit höherer Wahrscheinlichkeit auftritt (Uhlenberg & Mueller, 2004, S. 128). Jugendliche, deren Familien von Arbeitslosigkeit betroffen sind, sind mehr als doppelt so häufig von Elterngewalt betroffen wie Jugendliche aus Familien, die diesen Belastungen nicht ausgesetzt sind (Spies, 2010, S. 41). Gewalt in Familien kann zu einem Kreislauf führen, weil Kinder, die Gewalt erlebten, auch als Eltern in signifikant höherem Maß Gewalt anwenden (Blum-Maurice & Zenz, 2009, S. 63–64).

Ulrike, Leiterin einer Kita neben dem Wohnblock, sagt in Bezug auf Elterngewalt:

**Ulrike:** Ja und dann, denk ich mir tatsächlich, dass in etlichen Familien auch tatsächlich auch immer noch durchaus ne Ohrfeige oder, ich will jetzt nicht sagen ne Tracht Prügel, aber ein Klaps auf den Hintern schon noch adäquates Erziehungsmittel ist, und immer wieder, wenn wir dann sagen, das geht gar nicht, ja das ist gesetzlich sogar bei uns so verankert, Kinder dürfen nicht geschlagen werden. Dann wirst du ganz unverständlich angeguckt, und auch immer wieder mit diesem Argument, so bin ich auch erzogen worden, ja, und mir hat's ja auch nicht geschadet, ja. Das kommt bei einigen Familien tatsächlich immer noch vor.

In manchen Situationen kann ich's auch tatsächlich nachvollziehen. Weil, ein Kind kann dich auch ganz schön provozieren. Und wenn du, wenn du da stehst und dann auch noch das Gefühl hast, du musst gewinnen... Ich versuche den Eltern immer wieder zu vermitteln, dass es nicht darum geht, wer ist hier der Gewinner, wer ist der Verlierer. Immer dann, wenn ich mich auf einen Machtkampf einlasse, dann kann's eigentlich nur Verlierer geben. Ja, also ich glaub dass, wenn du dann da stehst und bist absolut hilflos, und hast da das Kind was jetzt vollkommen austickt oder sowas ja, da sind wirklich viele auch überfordert.

Für Kinder, die Elterngewalt ausgesetzt sind, gilt in Bezug auf den Schulerfolg, dass sie in ihrer geistigen Ruhe und Konzentrationsfähigkeit eingeschränkt werden. Um Erfolg in der Schule zu haben, bedarf es der Möglichkeit, sich zu konzentrieren, was sehr voraussetzungsreich ist und etwa durch Wut auf Eltern oder Geschwister beeinträchtigt wird. Hinderlich sind auch andere Formen von Gewalt, wie etwa Kämpfe zwischen Jugendlichen, Rassismuserfahrungen oder Schikanierungen durch die Polizei. Connell (1995) schreibt Folgendes über Gewalterfahrungen von jungen Männern der Arbeiterklasse in Australien, die struktureller Arbeitslosigkeit ausgesetzt sind und Ausdrucksformen einer marginalisierten Männlichkeit pflegen, und trifft damit auch mein Empfinden unter bestimmten Gruppen von *corner boys* auf den Punkt:

The outstanding feature of this group's experience of power relations is violence. To a sheltered academic observer, there seems a great deal of violence in these lives. The

interviews mention bullying ..., assaulting a teacher, fights with siblings and parents, brawls in playgrounds and at parties, being arrested, assaults in reform school and goal [jail], bashings of women and gay men, individual fist fights and pulling a knife. (S. 98–99)

Die folgende Geschichte handelt nicht von Elterngewalt, sondern von einem eskalierenden Vater-Sohn-Konflikt. Sie verdeutlicht, welcher psychischen Belastung einige Familien im Milieu des Wohnblocks ausgesetzt sein können:

Als nächstes kommt ein 23-jähriger, sehr höflicher Klient ins Streetwork-Büro, der sich heftig mit seinem Vater gestritten hat und jetzt von Wohnungslosigkeit bedroht ist, weil er nicht mehr bei seinem Vater in der Wohnung leben möchte. Auslöser für die Eskalation des Vater-Sohn-Konfliktes war, dass der Sohn auf die aggressiven Zurechtweisungen des Vaters mit „Sei leise“ reagierte.

Der Klient macht eine Ausbildung bei einem Großhändler für Handys. Sein Vater arbeitet als Busfahrer. Der Sohn fühlt sich zuhause sehr in seiner Freiheit eingeschränkt. Bei vielen kleinen Schritten in der Wohnung kommentiert der Vater, dass er „dies oder das“ nicht machen solle. Der Klient fühlt sich mit 23 zu alt dafür. Er möchte einfach die Ausbildung abschließen, Vollzeit arbeiten und sich eine eigene Wohnung leisten. Allerdings hat er jetzt erstmal das akute Problem einer drohenden Wohnungslosigkeit. Die letzten Tage schlief er bei seiner Freundin, die bei ihren Großeltern lebt. Nun habe aber der Großvater gesagt, dass das nicht mehr gehe.

Der Klient bezeichnet sich als Spätzünder. Auf der Realschule blieb er zweimal sitzen. Zum Zeitpunkt seines Abschlusses hatte er im Gegensatz zu anderen noch keinen Ausbildungsplatz. Er begann dann als nächstes eine Ausbildung zum Lagerlogistiker, obwohl dieser Beruf gar nichts für ihn war. Nach zwei Jahren brach er die Ausbildung ab, was schon zu einem großen Konflikt mit dem Vater führte. In seiner jetzigen Ausbildung hat er diese Woche eine mündliche Prüfung nicht bestanden, so dass sich seine Ausbildung um ein halbes Jahr verlängert.

Mein Kollege und der Klient lachen und geben sich die Hand, als sie ein gemeinsames Phänomen ihrer Biografien entdecken. Dieses Phänomen der Vater-Sohn-Beziehung scheint in vielen türkischen und marokkanischen Familien ähnlich zu sein. Der Vater frage ständig: „Warum bist du nicht wie X? Der hat schon dies und das.“ Ständig kämen diese Beispiele von Bekannten, die im gleichen Alter schon viel erfolgreicher seien. „Warum bist du nicht wie X? Der fährt einen Mercedes, du fährst immer noch einen Fiesta.“ Auch kennen beide zu Genüge die Klage: „Warum bist du noch nicht verheiratet in deinem Alter?“

Zurück zum Vater-Sohn-Konflikt, der der eigentliche Anlass zu unserem Gespräch war: An einer entscheidenden Stelle im Gespräch sagt mein Kollege: „Sag mir eine gute Sache über deinen Vater.“ Sofort sagt der Sohn ganz ruhig: „Alles.“ Dies ist die Wende im Gespräch. Der Sohn beginnt, Verständnis für seinen Vater zu entwickeln. Der würde immer alles in sich hineinfressen und dann irgendwann explodieren. Es sei ein Kommunikationsproblem.

Das Problem der Wohnungslosigkeit scheint sich am Ende des Gesprächs erledigt zu haben. Der Sohn scheint wieder bereit zu sein, in die Wohnung der Familie einzuziehen. Um den Konflikt mit dem Vater einzudämmen, beschließen wir, dass der Sohn zum Lernen in die Räume der Organisation kommt. Denn in der Wohnung seiner Familie hat er keinen Schreibtisch und kann sich nicht konzentrieren. Der Klient fühlt sich nach unserem Gespräch sehr erleichtert und bedankt sich herzlich.

Als ich Cemal (41, Master, IT-Experte) auf das Phänomen des Vorzeigejungen anspreche und vermute, dass Eltern seiner Bekannten ihn bestimmt oft als einen solchen herangezogen haben, lacht er und bestätigt, dass es dieses Phänomen des Vorzeigejungen gibt. Dann wird er aber wieder ernst und sagt aufrichtig: „Aber ich bin auch froh, dass es dieses positive Signal gibt. Ihr könnt es schaffen! Vielleicht gibt es jüngere Menschen, die aufs Gymnasium gegangen sind, weil sie gesehen haben, dass es bei mir geklappt hat.“

### *Unterschiede in den Familien von corner boys und college boys*

Die häufigste Antwort, die ich im Forschungsfeld auf die Frage bekam, was den Unterschied zwischen *corner boys* und *college boys* ausmache, war, dass es auf die Erziehung in der Familie ankomme. Es gelte, so lautete ein wiederkehrendes Motiv, die richtige Balance zu finden zwischen zu viel elterlichem Druck, der eine Trotzreaktion auslösen könne, und zu wenig Druck, was auch wiederum ausgenutzt werden könne, etwa wenn die Zeit auf der Straße abends nicht begrenzt werde. Diese Balance erinnerte mich an die Anekdote einer besorgten Mutter, die Sigmund Freud die Frage stellte, was sie als Mutter tun könne, um psychischen Auffälligkeiten ihrer Kinder vorzubeugen, woraufhin er ihr geantwortet haben soll: „Sie können eigentlich alles nur falsch machen.“ So erfahre ich zum Beispiel von Eltern, die sich sehr für ihren Sohn einsetzen, die sogar abends auf den Straßen unterwegs waren, um ihn zu suchen, die aber trotzdem nicht verhindern konnten, dass ihr Sohn auf die ‚schiefe Bahn‘ geriet.

Trotz dieser vorläufigen Relativierung, die verdeutlichen soll, dass es keine Schwarz-Weiß-Antworten gibt, lassen sich Tendenzen beschreiben. Tendenziell haben *college boys* Eltern mit anderen Merkmalen als *corner boys*. Diese Frage ist auch unter *corner boys* selbst umstritten, wie diese Einschätzung der Cousins Ahmed und Aziz (beide 20, intermittierende Arbeit im Sicherheitsdienst) zeigt:

**Malte:** Würdet ihr sagen, dass die, die dann eher kriminell werden, dass die aus instabileren Familien kommen?

**Ahmed:** Auf jeden Fall.

**Aziz:** Joa [ist skeptisch].

**Ahmed:** Ja

**Aziz:** Muss nicht unbedingt sein.

**Ahmed:** Nicht immer, aber die Mehrheit.

Christel (Sozialarbeiterin in Rente) kommt nach 30-jähriger Berufserfahrung im Milieu des Wohnblocks zu dieser Einschätzung:

**Christel:** Also Armut ist nicht der einzige Faktor, also ich kenn auch Jugendliche die sich aus der Armut rausgekämpft haben, ne, und eben da ne andere Orientierung hatten, die hatten aber dann die Unterstützung ihrer Eltern. Die Kinder brauchen die Unterstützung der Eltern, also

ganz *bestimmt*, also um so viel *Kraft* zu haben, all diese Schwierigkeiten mit denen sie zu kämpfen haben, all diese Vorurteile und Zuschreibungen denen sie ausgesetzt sind zu überwinden. Wenn sie da gut unterstützt werden von den Eltern, dann schaffen die das auch meistens. Aber wenn die Eltern selber schon so ehm, desillusioniert sind und keine Kraft mehr haben, ehm, ihre Kinder zu unterstützen weil sie selber schon so fix und fertig sind von den schwierigen Lebensumständen, dann gehen die Kinder auch meist den Bach runter.

Eltern mit Merkmalen von sogenannten Multiproblemfamilien, die vom Armutskreislauf aus niedriger Bildung, prekärer oder fehlender Erwerbsarbeit, Überschuldung, Kinderreichtum, häuslicher Gewalt und psychischen Krankheiten betroffen sind, machen die Lebensform des *corner boy* wahrscheinlicher. Ihnen ist es erschwert, die psychosozialen Bedürfnisse ihrer Kinder zu erkennen und zu versorgen (Blum-Maurice & Zenz, 2009, S. 58–60). Eine strukturlose Alltagsgestaltung und fehlende Alltagskompetenz sind in diesen Familien kennzeichnend. Den Eltern fehlt die Kompetenz, mit Ämtern umzugehen. Teilweise wehren sie Unterstützung ab, weil sie die demütigenden Situationen scheuen, die daraus entstehen (ebd.).

Die Lebensform des *college boy* wird hingegen durch eine stabile soziale Umwelt mit unterstützenden Beziehungen in der Familie ermöglicht. Vom Moment der Geburt (oder sogar der Empfängnis) an ist eine sichere Bindung zu den Eltern förderlich, um ein Urvertrauen in die Welt zu entwickeln, das wiederum im Kindesalter zu Explorationsverhalten und damit zu Lernerfahrungen führt (Blum-Maurice & Zenz, 2009, S. 62–64). Eine Lebensverlaufsperspektive berücksichtigt, dass eine stabile Umwelt und ein vorteilhafter Familienkontext während einer Lebensphase auch positive Resultate (Gesundheit, Einkommen, familiäre Stabilität) in einer späteren Lebensphase vorhersagen. *Timing* ist entscheidend: Wer früh im Leben kognitive Fähigkeiten entwickelt, verringert die psychischen Kosten, die mit weiterem Lernen verbunden sind (Kuhlmann, 2018, S. 442).

Im Schulalter zeichnen sich die Eltern von *college boys* dadurch aus, dass sie ihre Kinder in der Schule intensiv unterstützen. Da sie meist kein hohes Bildungsniveau haben, ist ihre Unterstützung „weniger inhaltlicher als logistischer und struktureller Art“ (Lang et al., 2016, S. 75): Einen kindzentrierten Tagesablauf mit gemeinsamen Aktivitäten und einem positiven Familienklima einrichten, eine soziale Umwelt bieten, in der Regeln und Versprechen eingehalten werden, Talente und Hobbys anerkennen, einen Rückzugsort zum Lernen organisieren, sicherstellen, dass das Kind sich an den Schreibtisch setzt, Nachhilfe bezahlen, an Schulveranstaltungen partizipieren, Motivation und Selbstvertrauen stärken und fest an den Erfolg der Kinder glauben. Lang et al. (2016) schlussfolgern für ihre Stichprobe, dass hinter den außergewöhnlichen Karrieren der 95 türkischen Bildungsaufsteiger und -aufsteigerinnen der zweiten Generation „nicht selten auch außergewöhnliche Eltern standen“ (S. 54). Auch bildungserfolgreiche ältere Geschwister sind ein fördernder Faktor. In den Fällen der *college*

boys Salman, Cemal und Hassan waren es ältere Schwestern, was vor dem Hintergrund des geschlechtsabhängigen Bildungserfolgs in diesem Milieu vermutlich kein Zufall ist.

### *Hohe Bildungsaspirationen bei (Post-)Migrantinnen und -migranten*

Aus Umfragen ist bekannt, dass (Post-)Migrantinnen und -migranten besonders hohe Bildungsaspirationen haben (Koller et al., 2010, S. 46). Dieses Phänomen erklärt sich zum einen durch die Auswahl, denn schon die Migrationsentscheidung zeigt eine Mobilität und Aufstiegsorientierung (Tepecik, 2011, S. 268). Zum anderen liegt es an einer intergenerationalen Komponente: Für die Eltern war es ein enormer Aufwand, zu migrieren. Meistens können erst die Kinder den sozialen Aufstieg im neuen Land realisieren. So kommt es zu einer Art Auftrag der Eltern an die Kinder, das familiäre Migrationsprojekt fortzuführen (Lang et al., 2016, S. 25). Der Titel des Artikels *Here's your diploma, mom!* (Nicholas et al., 2008) bringt dies pointiert auf den Punkt. Auch belastende Arbeitsbedingungen in der Elterngeneration, erlebte Diskriminierungen, die Erfahrung von verhinderter Bildung und eine generelle Degradierung eigener Kompetenzen führen zu dem Wunsch, dass die Kinder ‚es einmal besser haben sollen‘. Varianten des Satzes „Ich verkaufe mein letztes Hemd, nur damit du studierst“ sind bekannte und verbreitete Formulierungen (Tepecik, 2011, S. 260).

Ausdruck dieser hohen Bildungsaspirationen ist ein Ergebnis der 18. Sozialerhebung an deutschen Hochschulen: 2006 kamen 41 Prozent der postmigrantischen Studierenden, aber nur 13 Prozent aller Studierenden aus Familien mit niedrigem sozioökonomischen Status (Isserstedt et al., 2007, S. 436). Die 22. Sozialerhebung ergab, dass 2021 14 Prozent der postmigrantischen und 7 Prozent der autochthonen Studierenden aus Familien stammten, in denen die Eltern höchstens einen Hauptschulabschluss erworben haben (Kroher et al., 2023, S. 33). Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich) beschrieb im Interview, wie sie in ihrem Umfeld einen Wandel in der symbolischen Bedeutung eines Studiums erlebte.

**Naima:** Meine große Schwester gehörte in ihrem Jahrgang mitunter zu den ersten die studieren. Und da war die Reaktion bei vielen, häh, wie du studierst?? Geh doch lieber arbeiten, mach eine Ausbildung, bla bla bla. Weil für viele war das damals sone Zeitverschwendung, warum soll ich jetzt, 3 Jahre Abi, dann nochmal 5 oder 6 Jahre studieren, damit ich am Ende genau das verdiene, was ich jetzt schon verdienen kann. Das war auch damals so quasi, ihr seid doch doof! Aber es hat sich dann jetzt mit der Generation danach geändert, so nee das ist nicht doof, wer studiert ist eigentlich quasi höhere Klasse mäßig.

Die hohen Bildungsaspirationen der Eltern können förderlich oder belastend sein. Koller et al. (2010) unterscheiden für junge Männer türkischer Abstammung zwischen vier verschiedenen Typen, zwei ‚erfolgreichen‘ (wobei sie das Abitur als Erfolgskriterium wählen) und zwei

weniger erfolgreichen. Beim Typus 1 eignen sich die Söhne die Ziele der Eltern selber an, sehen den sozialen Aufstieg als ihr eigenes Projekt und bekommen von den Eltern genügend Raum zur unabhängigen Entwicklung. Beim Typus 2 passen sich die Söhne den Zielen der Eltern an, ohne sie selbst zu internalisieren. Die Eltern vermitteln ihre Bildungsaspirationen über hohen psychischen Druck. Ein potenzielles Scheitern verursacht Stress bei den Söhnen, weil ihre Beziehung zu den Eltern sehr eng ist. Söhne des Typus 3 scheitern daran, die Ziele der Eltern zu erreichen, oder weigern sich in einem Akt jugendlicher Rebellion, diese anzustreben. Die Eltern, die Koller et al. diesem Typus zurechnen, beschreiben sich in den Interviews als sehr engagiert. Aber anstatt ihre Söhne konstruktiv zu unterstützen, drängen sie sie dazu, ein von ihnen vorbestimmtes Ziel zu erreichen, während die Ideen und Gefühle der Söhne wenig Berücksichtigung finden. Typus 4 kennzeichnen Koller et al. durch einen Mangel an Orientierung. Wegen problematischer Familienbeziehungen sind die Söhne auf sich alleine gestellt, sowohl bei Zielsetzung als auch bei der Organisation ihres Bildungsweges, den sie letztendlich nach mehrfachem Scheitern abbrechen. Koller et al. (2010, S. 47) ziehen das Fazit, dass hohe Aspirationen der Eltern den Bildungserfolg begünstigen, wenn Eltern ihren Söhnen auch Raum für eigene Ziele und Ideen lassen und wenn sie allgemein individuelle Bedürfnisse der Söhne in einer zweckfreien emotionalen Bindung unterstützen.

Cemal (41, Master, IT-Experte) lässt sich dem Typus 1 zurechnen. Er berichtete von einer sehr positiven Beziehung zu seinem Vater, in der der Vater das Interesse des Sohnes wecken konnte.

**Cemal:** Meine Eltern kommen aus einer bildungsfernen Schicht, beide Eltern haben nur die Grundschule besucht, teilweise, also auch nicht durchgängig. Beide Eltern können nur gebrochen Deutsch, also können nur so die Grundbedürfnisse mitteilen. Aber meine Mutter hat großen Wert auf Bildung gelegt, und hat uns immer motiviert, die bestmögliche Bildung zu genießen. Und auch, wie soll ich sagen, schulisch weiterzumachen. Also es hieß niemals, du hörst jetzt auf zur Schule zu gehen und fängst an zu arbeiten, Geld zu verdienen, sondern wir wurden motiviert, auch unter wirtschaftlichen Engpässen die Bildung fortzuführen.

Um mal so einen kleinen Vergleich zu geben: Mein Vater hat in seinem Berufsleben niemals mehr verdient als ich mit meinem ersten Gehalt. Natürlich muss man die Inflation mit berücksichtigen, aber, kann man schon sagen, dass ich durch meine Bildung beim ersten Gehalt mehr verdient habe, monatlich, als mein Vater jemals.

Und [wir haben] viel Glück gehabt im Leben, dass wir uns halt sprachlich entwickeln konnten, dass wir da schnell Fuß gefasst haben. Weil ohne die Sprache, wäre eine gute Bildung nicht möglich.

Ich hab mich interessiert für Elektrik, da hat mein Vater einen Einfluss auf mich geübt. Weil mein Vater sich gut ausgekannt hat mit Elektrotechnik, obwohl er nicht studiert hat oder so, auch nicht gelernt hat, konnte er Geräte reparieren. Konnte Fernseher reparieren, Staubsauger, Waschmaschinen, hat der sich irgendwie selbst beigebracht, hat nen guten Draht gehabt, konnte die Einzelteile ausbauen, ersetzen, löten, kleinere Schaltungen machen, und das fand ich immer toll. Mich hat Technik auch interessiert, und letztendlich hab ich mich entschieden, Informationstechnologie zu studieren.

Mareike berichtete davon, dass (post-)migrantische Eltern in ihrer Nachhilfeorganisation häufig durch ihren Ehrgeiz einen großen psychischen Druck aufbauten. Nach ihrem Eindruck können manche Kinder „erstaunlich gut“ damit umgehen, während andere darunter leiden und daraufhin anfangen, zu lügen, die Noten zu verschweigen oder die Schuld auf die Nachhilfeorganisation zu schieben. Diese Differenz lässt sich anhand von Typus 2 und 3 klassifizieren. Die Familien der Cousins Ahmed und Aziz (beide 20, Hauptschulabschluss, intermittierende Arbeit im Sicherheitsdienst) lassen sich dem Typus 3 zurechnen:

**Aziz:** In der Schule haben meine Eltern mir immer Druck gemacht. Gab's auch immer Stress, wenn ich schlechte Note mit nach Haus gebracht hab. Dann wurd ich immer angemeckert.

**Ahmed:** Aber das ist auch richtig so. Die wollen uns ja vielleicht...

**Aziz:** Die wissen's ja besser. Zum Beispiel ich jetzt, in meinem Alter, ich denk mir auch, hätt ich mal meine Schule richtig gemacht. Dann würd ich jetzt nicht heute hier sitzen mit nem Hauptschulabschluss und nach ner Ausbildung suchen wo ich eh nicht angenommen werde, wenn du verstehst was ich meine. Das überlegst du dir dann auch erst im Endeffekt her. Damals warst du ja noch nicht so reif, und du hast ja noch nicht überlegt, was mach ich übermorgen, du hast für den Tag gelebt.

**Ahmed:** Klar die Eltern haben Druck gemacht. Das war denen auch wichtig. Die denken sich, ohne... Ich hab das so beigebracht bekommen, wenn ich ne Ausbildung hab erreich ich halt einfach mehr. Weil die kennen das vielleicht von ihrer Lage. Vielleicht haben die auch nicht richtig Schule gemacht und denken sich, ok, du sollst nicht so leben wie wir, sondern du sollst es besser machen.

Typus 4 lässt sich schwer ausmachen, weil problematische Familienbeziehungen in der Regel ein tabuisiertes Thema gegenüber mir als Ethnografen sind. Ein Indikator war, wenn *corner boys* mir sagten, ich dürfe keine Fragen zur Familie stellen, was allerdings insgesamt nur bei 3 Personen vorkam.

### *Bildungsaufstiege ohne Entfremdung vom Herkunftsmilieu*

Die These, dass mit einem Bildungsaufstieg eine Entfremdung vom Herkunftsmilieu einhergehe, trifft auf das Milieu des Wohnblocks nicht zu. Insofern unterscheiden sich meine Beobachtungen von denen El-Mafaalanis (2012, S. 152), der auf theoretischer Grundlage Bourdieus eine solche Entfremdung vom Herkunftsmilieu für bildungserfolgreiche Türkeistämmige feststellte. Ausgangspunkt der These ist, dass ein Bildungsaufstieg notwendigerweise mit einer Habitustransformation, also mit veränderten Denk- und Bewertungsschemata einhergeht, was wiederum mit einer Abwertung oder Distanzierung von der Herkunft aus einem Arbeiterhaushalt einhergehen kann. In Frankreich ist diese These der *transfuges*, also der Klassenübergänger oder Klassenflüchtigen, mit den Autosozio biografien

von Annie Ernaux, Didier Eribon und Édouard Louis populär geworden (Jaquet, 2021). Bei ihren Werken handelt es sich um individuelle Aufstiegsnarrationen von Personen aus französischen Arbeiterfamilien. Chantal Jaquet (2021) schreibt: „Am Berührungspunkt zweier Welten machen [die Klassenübergänger] die Erfahrung einer doppelten Distanz, nämlich zum Herkunftsmilieu und zum Ankunftsraum“ (S. 138).

Die *college boys* vereinen nach ihrem Studium drei Identitätsaspekte: Sohn aus einer Einwandererfamilie, Sohn aus einem Arbeiterhaushalt und studierter Angehöriger der Mittelschicht. Eine Distanz zum Herkunftsmilieu lässt sich bei ihnen aber nicht ausmachen. Die Familienbeziehungen bleiben sehr eng und der Respekt der Kinder gegenüber ihren Eltern sehr hoch. Im Milieu des Wohnblocks sind die Eltern in der Regel sehr stolz, wenn eines ihrer Kinder als erstes der Familie aufs Gymnasium geht. Auch bei Lang et al. (2016) war eine klare Distanzierung gegenüber den Eltern bei ihren 95 Befragten „eindeutig die Ausnahme“ (S. 55). Dass sich Studien- und berufliche Inhalte den Eltern und den ‚Kumpels‘ im alten Fußballverein nur bedingt vermitteln ließen, führte bei den von ihnen befragten Bildungsaufsteigern nicht zu einer Distanzierung. Lang et al. (2016) schreiben:

Die Migration nach Deutschland auf sich genommen zu haben, sich hier auch gegen Anfeindungen behauptet zu haben ..., die Selbstausschöpfung, auch zum Wohle der Kinder, für die teilweise die eigene Gesundheit geopfert wurde – all das nötigt den meisten Interviewpartner\_innen Respekt und Bewunderung ab, eine Anerkennung der Lebensleistung ihrer Eltern, die aus Sicht der Kinder eine mit dem Aufstiegsprozess einhergehende Distanzierung vom familiären Herkunftsmilieu geradezu verbietet. (S. 58)

Das Phänomen einer ausbleibenden Entfremdung vom Herkunftsmilieu lässt sich durch verschiedene Faktoren erklären. Erstens handelt es sich bei den Bildungsaufstiegen von *college boys* weniger um individuelle Selbstbehauptungen, als vielmehr um ein überindividuelles Kohortenphänomen für Familien, denen ein langer Bildungsweg vor der zweiten Einwanderergeneration aus strukturellen Gründen verwehrt war. Zweitens sind Familien- und Verwandtschaftsstrukturen mit intensivem Kontakt und engen emotionalen Bindungen eine kulturelle Tradition in der Türkei, in Marokko und anderen mehrheitlich muslimischen Ländern (Steinbach, 2013, S. 1117–1118). Nach der bereits erwähnten repräsentativen Studie des Markt- und Sozialforschungsinstituts Sinus empfinden (Post-)Migrantinnen und -migranten über alle Milieugrenzen hinweg die Rolle der Familie als wesentlichen Unterschied zwischen ihrer Herkunftskultur und Deutschland. „Dass sich die Familienbindungen hierzulande lockern, nehmen viele Zuwanderer irritiert zur Kenntnis“ (Hallenberg et al., 2018, S. 36). Drittens kann die Erfahrung der Migration, also die Erfahrung eines abrupten und massiven Bruchs mit dem bisherigen sozialen Umfeld und einer Ankunft in einer oft als fremd oder ablehnend

empfundenen Umwelt, Familienbindungen stärken (Steinbach, 2013, S. 1118). So überrascht es nicht, dass sowohl die *college boys* aus dem Wohnblock als auch die Bildungsaufsteiger aus ähnlichen Milieus, die in der soziologischen Literatur vorkommen, meist einen Studienplatz in relativer Nähe zum Elternhaus wählen, was neben den ökonomischen Gründen eben auch durch den Stellenwert der Familie erklärbar ist.

Hassans Biografie veranschaulicht viele Aspekte dieses Abschnitts zur Rolle der Eltern im Lebensverlauf von *college boys* und *corner boys* – die ausbleibende Distanzierung vom Herkunftsmilieu, die hohen Bildungsaspirationen von postmigrantischen Eltern, die Effektivität einer Partizipation der Eltern an der Schule und den hohen Stellenwert der Familie. Hassan stellt besonders seinen Vater als sehr bedeutend in seinem Lebensverlauf heraus.

### *College boy 3: Der Ingenieur Hassan*

#### *Setting und Stegreiferzählung*

Der 31-jährige Ingenieur Hassan kommt pünktlich an einem Sonntagmorgen ins Streetwork-Büro. Während ich Kaffee koche, schaut er sich sehr interessiert die Fotos an, die in der Organisation an den Wänden hängen, und erkennt einige bekannte Gesichter. Hassan ist groß, sportlich und kräftig, hat sehr kurz geschorene Haare, ist rasiert bis auf einen dünnen Bart, der den Mund umrundet, und trägt heute einen dunkelgrünen Jogginganzug von Adidas. Er ist frisch verheiratet und kam vor Kurzem aus den Flitterwochen zurück. Dies erwähnt er nicht in seiner Stegreiferzählung. Insgesamt kommt seine Frau kaum in unserem Gespräch vor. Zu beachten ist allerdings, welche wichtige Rolle Hassans Vater in jedem Abschnitt des Gesprächs spielt.

Hassan hatte in seiner Jugend eine kurze „rebellischere“ Phase. Im Gegensatz zu anderen Bildungsaufsteigern hat er bis heute guten und regelmäßigen Kontakt zu seinen Freunden und Bekannten gehalten, auf die der für *corner boys* typische Lebensverlauf zutrifft. Das erste Mal traf ich Hassan 2021 während der Feldphase für meine Masterarbeit, als er sich nach Feierabend mit einer Gruppe dieser Gleichaltrigen traf, die mit ihm im Wohnblock aufwachsen. Im biografischen Interview heute analysiert er, warum sein Leben einen anderen Verlauf einschlug als das vieler seiner Bekannten. Er hat einen guten Überblick über Zusammenhänge und arbeitet wie ein Sozialwissenschaftler verschiedene Faktoren heraus.

Außerdem hat er eine ausgeprägte Erzählkompetenz und findet prägnante Beispiele für seine Ausführungen. Seine Stegreiferzählung beginnt er mit der Migrationsgeschichte seiner Familie:

**Hassan:** Geboren bin ich in Marokko, ich bin aber ziemlich jung hierhergekommen, da sind wir hier quasi, also hat mein Vater quasi hier die restliche Familie nach Deutschland gebracht. Mein Vater ist schon seit den 70ern, also 74, ist er nach Deutschland gekommen, hat vorher in Berlin gelebt, hat sehr viel dort gearbeitet, das kam dadurch, dass mein Opa vorher hier war, mein Opa wollte aber hier net bleiben. Ist quasi nach Marokko zurück und hat dann quasi den Platz, den er hatte, seinem ältesten Sohn, also meinem Vater, so vermittelt.

Mein Vater kam dann ziemlich jung hierher, war ich glaub 20 Jahre alt, hatte schon zwei Kinder, also meine zwei älteren Brüder waren da schon geboren. Und wie gesagt, hat dann ganze 15 Jahre gedauert, bis er es geschafft hat, quasi die Familie zu holen. Dann hat der quasi hier teilweise 8, 9 Monate in Deutschland verbracht, gearbeitet, und kam dann für ein paar Monate nach Marokko, um halt die Familie erstens zu sehen und natürlich auch Geld rüberzubringen, weil das war ja nicht wie jetzt, dass du einfach mal schnell ne Online-Überweisung machst. Und in der Zeit kamen ich und meine Schwester auf die Welt.

Er hat vorher wie gesagt in Berlin gelebt, und ist dann quasi mit der Familienzusammenführung, dann direkt hier in die Kleinstadt gezogen. Also ich leb eigentlich schon quasi mein ganzes Leben kann man sagen hier.

Ja dann bin ich hier im Wohnblock [lacht] aufgewachsen, hab noch die ganz ganz wilden Zeiten sag ich mal noch n bisschen miterlebt, als kleines Kind, das war ja damals noch n bisschen verrückter, sag ich mal, als es jetzt ist.

Dann Kindergarten hier im Wohnblock, Grundschule war nicht hier im Viertel, das war ja teilweise so, dass wir hier aus dem Wohnblock komplett aufgeteilt worden sind. Hat man früher nicht so verstanden, jetzt versteht man das, sag ich mal. Das war, damals hast du dir gedacht, meine Freunde, die wohnen eigentlich direkt neben mir, gehen alle auf andere Grundschulen. Aber wie gesagt, es war ja so, dass die uns, sag ich mal, hier aus dem Problemviertel son bisschen aufteilen wollten auf die ganzen Grundschulen, dass wir auch andere Jungs, sag ich mal, kennenlernen.

Dann kam ich von der Grundschule direkt ans Gymnasium. Also ich war, sag ich mal, als kleiner Junge, hatte ich ne Lehrerin, Frau Arkenstette, die ist mittlerweile schon ziemlich alt, ich hab die vor Kurzem gesehen, die ist wirklich schon sehr sehr alt, die war schon damals sehr alt. Aber die hat mich son bisschen gefördert. Ich weiß nicht, die hat mich gemocht, die hat meinen Vater gemocht, die hat meine Schwester gemocht, die hat mich ein bisschen gefördert, hatte einen guten Draht zu meinem Vater, sag ich mal, ob's jetzt positiv war für mich oder negativ, sagen wir, es war beides. Positiv war, dadurch hat mein Vater halt viel mitbekommen, was ich in der Schule gemacht habe, und da gab's halt auch schon ziemlich schnell Ärger, wenn ich mal Mist gemacht habe, negativ, es war halt nervig als kleiner Junge, wenn du weißt, die Lehrerin hat die Telefonnummer von deinem Vater und ruft da bei jeder Kleinigkeit dann zuhause an.

Aber wie gesagt, ich sehe es eher positiv, weil, das hat mir ja im Endeffekt auch was gebracht, also die Noten, ich hab glaube ich in der 4. Klasse, bis auf Kunst und Musik, in allen Fächern ne 1 gehabt. Musik und Kunst, waren nie so mein Ding, ich war eher so in der Pause Fußball spielen, und dann komplett verschwitzt wieder in den Klassenraum rein.

Dann am Gymnasium, 5., 6. Klasse lief eigentlich ziemlich gut, und dann kamen in der 7. Klasse sag ich mal die ersten kleinen Probleme. Da kamst du so zum ersten Mal mit Alkohol in Berührung mit, mit anderen Sachen in Berührung, mit Frauen in Berührung, wolltest du halt auch mal ein bisschen Party machen und Sonstiges und da hat man die Schule ein bisschen vernachlässigt, und dann wurd's für meinen Vater auch ein bisschen schwieriger sag ich mal, die Kontrolle darüber zu behalten, und dann bin ich sitzengeblieben. Bin ich in der 7. Klasse wegen Französisch sitzengeblieben.

Und dann ging wieder der Ärger zuhause los, ja warum weshalb wieso, da kann ich mich noch erinnern, da haben wir das Zeugnis bekommen, damals, also es hat sich dann herausgestellt dass ich sitzengeblieben bin, und genau an dem Tag sind wir nach Marokko gefahren, mit der ganzen Familie für sechs Wochen – das war kein schöner Urlaub für mich [lacht]. Weil da musste ich mir ständig irgendwelche Sachen anhören. Mein Vater war richtig, richtig sauer, dass ich da, sag ich mal, die Schule verkackt habe, und dann ging's danach eigentlich mit der Schule relativ positiv weiter, also 7., 8., 9., 10. Klasse waren dann alles kein Problem. Ziemlich schnell eigentlich die Zulassung fürs Abi bekommen.

Nach dem Sitzenbleiben hab ich es eigentlich auch son bisschen besser hingekriegt, sag ich mal, die Freizeit und die Schule son bisschen unter ein Dach zu bringen, sag ich mal. Ich hab ziemlich früh angefangen, vor allem Fußball zu spielen, muss aber auch dazu sagen, dass ich ziemlich früh hier mit, sag ich mal mit den schlechteren Sachen hier im Wohnblock [er meint kiffen und Gras oder Haschisch verkaufen] in Kontakt gekommen bin.

Lässt sich eigentlich kaum vermeiden, wenn man hier aufgewachsen ist. Also es gibt kaum jemanden, der nicht da irgendwie sag ich mal, mit den schlechten Sachen in Berührung gekommen ist, aber ich hatte son bisschen das Glück gehabt, dass ich ältere Geschwister und n Vater habe, die immer drauf geguckt haben, was wir gemacht haben, also da war es nicht mal einfach so, 2 Uhr, 3 Uhr nachts nach Hause kommen und keiner fragt, wo du warst.

Bei mir gingen manchmal schon um 9 Uhr, hat entweder mein Bruder mich draußen gesucht, bevor ich, bevor wir quasi die ersten Handys hatten, und nachdem wir die ersten Handys hatten, 9 Uhr hat mein Vater angerufen, ja wo bleibst du, es wird gleich dunkel, warum bist du noch nicht zu Hause? War damals als Jugendlicher sag ich mal n bisschen nervig, bist du mit 15, 16 mit deinen ganzen Freunden da irgendwo unterwegs, hast vielleicht noch ein paar Mädels dabei oder sonst was, und dann ruft dein Vater an und will dass du nach Hause kommst, war n bisschen nervig, aber hinterher bin ich, sag ich mal, eigentlich schon ziemlich dankbar, dass die da son bisschen hinterher waren, weil, wenn ich mir jetzt, sagen wir nicht alle, aber wenn ich mir 90 Prozent meiner damaligen Freunde angucke, dann... Ist n bisschen traurig.

Also es gibt, es gibt viele Jungs, die hier was aus sich gemacht haben, aber die meisten sind dann irgendwo auf der Strecke geblieben.

Nachdem ich aus der 10. Klasse raus bin, bin ich ans berufliche Gymnasium gegangen. Also für mich war klar, Kunst, Musik, das ist nicht, das sind nicht meine Fächer, damit kann ich nichts anfangen, und dann bin ich aufs berufliche Gymnasium, also es war auch n Abi, 3 Jahre lang, also es ist quasi, nach dem beruflichen Gymnasium hätte ich auch Medizin studieren können, ich hätte alles studieren können. Es ist genau das Gleiche wie nen Abi, also wirklich genauso anerkannt, deutschlandweit, mit dem einzigen Unterschied, dass halt so Fächer wie Musik, Kunst, wegfallen du dafür aber Wirtschaftslehre, also BWL, VWL als Hauptkurs hast, und Rechnungswesen als Nebenkurs.

Also ich hatte den Schwerpunkt Wirtschaft und Verwaltung. Warum? Weil mich Geld einfach interessiert hat. Also es ging eigentlich so, es war, wenn ich so ein bisschen zurücküberlege, war es eigentlich so, es ging, Wirtschaft, oh Wirtschaft ist bestimmt irgendwas mit Geld, will ich machen. Ich will viel Geld verdienen. Für mich war halt Wirtschaft und Verwaltung, wie gesagt, ich war eigentlich immer so derjenige, der gut mit den Zahlen umgehen konnte, und deswegen war's eigentlich auch so ein bisschen meine Berufung.

Also das Abitur lief eigentlich ziemlich gut, hätte ich nicht gedacht damals, weil wir waren eigentlich ne schon ne ziemlich chaotische Klasse, die Schule ist auch, hat auch nicht den besten Ruf, sag ich mal, viele Migrantenjungs, Migrantenkinder. War ne coole Zeit, also Abizeit war, eine der geilsten Zeiten die ich hatte, muss ich schon sagen. Da waren viele Freunde von mir mit, mit auf der Schule, viel erlebt.

Ich war jetzt nicht derjenige, also ich war eigentlich nicht derjenige, der jetzt zuhause saß, Hausaufgaben gemacht hat, gelernt hat. Ich war halt sehr kreativ, sagen wir's mal so, was so das Austricksen von Lehrern angeht. Da ging's teilweise so weit, dass wir zum Beispiel,

wenn wir im Deutschunterricht saßen, und wir unsere Deutschhausaufgaben vorlesen mussten, da hab ich meistens aus nem leeren Block einfach vorgelesen, also da hab ich quasi nichts im Block stehen gehabt [lacht] und konnte einfach so freestyle aus dem Kopf quasi irgendwelche Antworten sagen, die den Lehrer irgendwie zufrieden gestellt haben.

Mathe war es tatsächlich so, da musste ich nie Hausaufgaben machen, also ich war eigentlich immer Klassenbester in Mathematik, und Herr Kettler damals, hat mir quasi dieses besondere Privileg gegeben, dass ich nie die Hausaufgaben machen muss, aber dafür dann in jeder Stunde die Hausaufgaben vorne an der Tafel vorrechnen musste [lacht], falls die anderen keine richtige Lösung hatten oder Sonstiges.

Also ich war da immer Klassenbester, 15 Punkte in Mathe, waren immer, also 14 bis 15 Punkte waren immer drin. So meine schwächsten Fächer waren eigentlich Deutsch, nicht weil ich irgendwie grammatikalische oder irgendwie in der Sprache sag ich mal schlecht war, sondern weil ich einfach nie Bock hatte, die Bücher zu lesen. Also ich hab viel gelesen, sogar damals in der Schulzeit, aber ich hab Sachen gelesen, die mich interessiert haben. Also da war jetzt, wenn der mir irgendwie kam mit, Immanuel Kant oder mit Franz Kafka oder sonst was, mit nem Buch was vor Hunderten von Jahren [lacht] geschrieben worden ist, das ich 5 Mal lesen muss, bis ich verstanden habe, was der, was der Mann, gute Mann mir da sagen möchte, das war nicht so mein Ding. Als das einzige Buch tatsächlich während der Schulzeit, was mich richtig geflasht hat, das war Faust. Weil die Geschichte einfach dahinter, so mit Mephisto mit den, mit den ganzen, mit den ganzen, also mit dem Bund, den quasi Mephisto mit Gott geschlossen hat, und dem der Faust... Also das war eigentlich son Buch, das mich sehr interessiert hat. Das hab ich auch gerne gelesen.

Beim Erzählen seiner Bildungsbiografie charakterisiert sich Hassan als jemand, der mit wenig Aufwand viel Ertrag erreichte und seine Fähigkeiten nur sehr selektiv je nach Interesse einsetzte. Selbstbewusst erzählt er von seinen Stärken in Sport oder Mathe. Er erinnert sich auch präzise an die Themen seiner Abiturprüfungen und erzählt amüsiert, mit welchen Taktiken und Tricks er sich in Fächern wie Deutsch, die ihn nicht interessierten, durchschlug. Das Phänomen des Schülers, der sich ohne Fleiß, dafür aber mit Intelligenz und Taktik durchschlägt, ist nicht auf das untersuchte Milieu beschränkt, sondern ein allgemein gängiges Genderskript für Männer.

**Hassan:** Ja, dann hab ich mein Abi abgeschlossen, und hab dann Studium angefangen. Dadurch dass ich aufm Wirtschaftsgymnasium war, Wirtschaft mir sehr viel Spaß gemacht hat, hab ich mich dann eigentlich entschieden, auch in Richtung Wirtschaft was zu machen. BWL war mir allerdings zu trocken. Dann kamen halt so Misch-Studiengänge quasi ganz gut in Frage, und da wollte ich halt das Ganze mit Technik kombinieren, und da war halt Wirtschaftsinformatik und Wirtschaftsingenieurwesen, warn so die Favoriten, hab mich aber ziemlich schnell für Wirtschaftsingenieurwesen [entschieden], also ich hab mir dann beide Studiengänge angeschaut, war dann bei beiden bei so Veranstaltungen da, und hab mich dann ziemlich schnell für Wirtschaftsingenieurwesen entschieden, und hab dann an einer Technischen Hochschule studiert.

Am Anfang lief's nicht so gut. Also ich hab, wie gesagt, ich hab mein ganzes Leben schon Fußball im Verein gespielt. Im Studium fing's dann langsam an, ok, da hab ich in der Gruppenliga gespielt, hab da bisschen Geld mit Fußball verdient.

Und dann hast du halt, bin ich also damals ins Studentenwohnheim erstmal gezogen, und dann hattest du halt Freiheiten. Ich hab damals BAföG bekommen, hab nebenbei ein bisschen gearbeitet und hab noch im Fußball teilweise 800, 900 Euro im Monat bekommen, und dann hattest du halt 2000 Euro als Student zur Verfügung jeden Monat, und dann denkst du erstmal nicht ans Studieren, also da war erstmal viel Party machen, viel erstmal das Leben

auskosten, sag ich mal als Student, die ersten 2, 3 Semester, bis ich dann gemerkt habe, im 3. Semester, oh ich muss ja meine Scheine sammeln, sonst krieg ich ab dem 5. Semester kein BAföG mehr.

Ich hab in den ersten 2 Semestern tatsächlich nur zwei Prüfungen, also zwei Scheine gemacht. Bei uns waren ungefähr 7 Prüfungen vorgeschrieben, fast jedes Semester. Vor allem in den ersten Semestern hast du viele, sag ich mal, kriegst du ja die Grundausbildung, das Grundstudium. Dann hast du Elektrotechnik gehabt, Mechanik, Konstruktionslehre und Sonstiges. Und dann hatte ich in den ersten 2 Semestern von 14 Prüfungen tatsächlich nur 2.

Und dann fing für mich eigentlich so erst das Studium an, also erst im 3. Semester. Und dann hab ich Vollgas gegeben, dann hab ich, im 3. und 4. Semester hab ich teilweise 10 Prüfungen geschrieben, eigentlich auch alle ziemlich gut abgeschnitten, da hab ich eigentlich gemerkt, okay, es ist eigentlich gar nicht so schwer wie's aussieht. Weil vor allem in den ersten drei Semestern bekommst du ja mit, wie viele Leute abbrechen, wie viele Leute das Studium dann quasi wechseln, den Studiengang wechseln, und ich kann dir sagen, von der Gruppe, mit der ich so gehillt habe, in der Uni, waren so 6, 7 Leute, haben's 2 tatsächlich bis zum Ende durchgezogen.

Und dann ging's eigentlich ziemlich schnell, Bachelor, nachm Bachelor war eigentlich klar, ich möchte noch einen Master hinten dranhängen. Den Master hab ich in Regelstudienzeit durchgezogen, mit nem Einserschnitt. Da ging's mir dann wirklich, ok, das Masterzeugnis wird wahrscheinlich mein letztes Zeugnis sein. Das heißt, das wird das Zeugnis sein mit dem ich mich irgendwann noch bewerben werde. Ja man war da schon ein bisschen reifer im Kopf, wusste, ok, da möchte ich hin, ich will irgendwann, ich will irgendwann mit dem Scheiß, was ich jetzt hier komplett mache, mein Geld verdienen, meine Brötchen verdienen, und es soll sich ja auch lohnen, soll sich ja auch auszahlen, also das war mir wichtig, also, ich sag mal so, es war mir wichtig, viel Geld zu verdienen, nach meinem Studium.

Also jetzt, was heißt viel Geld, [überlegt, seufzt] wie kann man das [erklären]. Also es war mir wichtig, dass ich quasi nach dem Studium die Möglichkeit hab, nach oben hin, da hast du ja immer nen Deckel, aber nach oben hin, sag ich mal, wie kann man das sagen? Mein Vater, musst du dir vorstellen, hat noch auf ner Baustelle jahrelang gearbeitet, hat uns immer alles, sag ich mal ermöglicht, was wir wollten, also wir durften, durften eigentlich ziemlich viel, wir hatten eigentlich auch immer, er hat uns immer das gekauft, was wir wollten, also von Klamotten her und was weiß ich, aber er hatte jetzt sag ich mal nicht Geld im Überfluss, und das war so dieser Gedanke, okay, ich möchte irgendwann alles machen, was ich machen möchte, meinen Kindern alles ermöglichen, was ich denen ermöglichen möchte, ohne sag ich mal jetzt irgendwie darüber nachzudenken, reicht das Geld vielleicht noch für die nächste Waschmaschine oder reicht das Geld noch in Urlaub zu fliegen oder sonst was. Das war mir wichtig.

Nach dem Studium hatte ich dann 4, 5 Vorstellungsgespräche und hab dann auch ziemlich schnell n relativ akzeptables Angebot bekommen, und hab dann auch angefangen zu arbeiten.

Ja und jetzt seit viereinhalb Jahren berufstätig als Ingenieur, in einem internationalen Großkonzern. Bin immer noch in derselben Stelle, krieg mittlerweile fast wöchentlich Angebote, über LinkedIn, XING und Sonstiges, und bin aber jetzt, will aber jetzt noch sag ich mal Berufserfahrung sammeln in der Firma, wo ich bin, weil viele interessante Projekte anstehen, wo ich mit involviert bin. Ich bin jetzt bald eine Woche in München auf der Elektronica [einer Messe der Elektronikindustrie], da bin ich quasi einer von unseren Projektmanagern, da sind wir vertreten, mit nem riesigen Stand. Dann hab ich interessante Schulungen zu Pneumatik und Hydraulik, bin dann für zwei Wochen in Dubai auf ner Schulung, also es stehen ziemlich viele interessante Projekte an.

Bin jetzt seit fast drei Jahren nur im Homeoffice [lacht], also fast nur im Homeoffice, ich bin ab und zu auch mal im Büro, wenn ich jetzt zum Beispiel da irgendwas bei uns im Labor

vielleicht mal schnell austesten möchte oder Sonstiges, aber zum größten Teil im Homeoffice, also ziemlich entspannt. Vom Geld her bin ich auch, also sag ich mal wirtschaftlich ist es eigentlich auch ziemlich zufriedenstellend, und man kann jetzt sag ich mal getrost der Zukunft entgegen blicken. Also es kann nur besser werden, sag ich mal. Ok, jetzt hat man jetzt n bisschen das Problem, Rezession kommt jetzt, es geht ja alles son bisschen bergab, mal gucken, was kommt.

Nach 35 Minuten hat Hassan die Stegreiferzählung zu seiner Lebensgeschichte abgeschlossen. Auffällig ist, dass er bei jedem Schritt in seiner Biografie seine *agency* betont. Alle Schritte wirken sehr gut abgewägt und aufeinander abgestimmt, zum Beispiel die Wahl der Schule oder die Wahl des Studiengangs, für die er sich mit einer Gruppe von Freunden, die alle studieren wollten, zusammensetzte. Er präsentiert sich als souveräner Entscheider. Sein Bildungserfolg ermöglicht ihm heute, „getrost in die Zukunft [zu] blicken“. Damit unterscheidet sich seine Welthaltung grundsätzlich von den fatalistischen Einstellungen vieler *corner boys*.

Selbstbewusst schätzt Hassan auch seine kognitiven Fähigkeiten ein, die ihm den Bildungserfolg ermöglichten. Der Glaube an eigene Fähigkeiten hat einen positiven Effekt beim Erreichen von Zielen im Leben. Ein weiterer bildungsrelevanter Faktor ist die Tatsache, dass Hassan schon immer in seiner Freizeit gelesen hat:

**Malte:** Deine Gymnasialempfehlung war ja dann irgendwie was Besonderes in deinem Umfeld damals. Was schätzt du, wie es dazu kam?

**Hassan:** [überlegt, seufzt] Ja, ich will jetzt nicht irgendwie Dings [angeben], also ich hab n gutes Auffassungsvermögen, sagen wir's so. Also bei mir ist teilweise so auch, hat mir natürlich auch während der Studienzeit sehr viel geholfen, erklär mir einmal was, und dann versteh ich's. Also erklär mir einmal was, lass mich das ein zweites Mal unter Beobachtung machen, beim dritten Mal kann ich das alleine. Und das war während der Schulzeit so, haben wahrscheinlich auch viele Lehrer direkt an mir gemerkt.

Und meinem Vater war's auch ziemlich wichtig, als Junge, dass wir auch zuhause lesen. Also wir mussten, was heißt wir mussten, er hat uns regelmäßig Bücher gekauft und hat dann auch regelmäßig nachgefragt, ob wir die schon gelesen haben oder nicht. Also ich hab viel gelesen, so Sportzeitschriften, Romane oder Finanzbücher die so, darum handeln, wie man erfolgreich wird.

Wenn du dann hier aufgewachsen bist, im Wohnblock, deine Eltern dir nicht helfen können, deine Geschwister dir nicht helfen können, dein Freundeskreis dir nicht helfen kann, dann bist du halt auf dich alleine gestellt, und das, sag ich mal, hat mir auch son bisschen dabei geholfen, mir viele Sachen selbst beizubringen.

Also ich hab, ich versteh Sachen sehr schnell, und hab eigentlich auch so, ich will nicht sagen so fotografisches Gedächtnis oder sowas, also ich hab mir ziemlich schnell so Sachen einprägen können. Und das war von der Grundschule bis zum Studium so. Also ich hab tatsächlich auch während des Studiums, hab ich so während der Prüfung so die Folien im Kopf gehabt, so wie die Folie aufgebaut ist, wie das Bild aussah. Also ich hab auch während der Studienzeit für Prüfungen, wo die meisten Studenten, sag ich mal, vier Wochen, fünf Wochen, sechs Wochen vorher angefangen haben zu lernen, hab ich 4, 5 Tage gelernt und hab dann teilweise bessere Noten geschrieben. Also ich war tatsächlich auch während des Masters unter den Top 10 der Absolventen.

## Familienbeziehungen

Hassans Großvater hatte eine Olivenfarm in Marokko. Sein Vater arbeitete in Deutschland von Anfang an auf Baustellen – die ersten 15 Jahre als Angestellter, später dann als Selbstständiger, wobei er sich Hassan zufolge einen „positiven Namen“ im Baugewerbe erarbeitete. Mit seinen 10 Mitarbeitern fuhr der Vater auf Baustellen, um Aufträge auszuführen, „und das ohne irgendeine Ausbildung jemals abgeschlossen zu haben“. Hassans Familiengeschichte hängt direkt mit der Kollektivgeschichte in Deutschland, insbesondere dem Wiederaufbau nach dem 2. Weltkrieg zusammen: „Die kamen ja als Fremde, ohne die Sprache zu sprechen in dieses Land, was teilweise noch in Trümmern lag, 30 Jahre nach dem Krieg, hast du ja die Spuren vom Krieg gesehen, es war ja noch nicht alles wieder aufgebaut.“

Die Arbeit auf Baustellen verursachte Rückenprobleme bei Hassans Vater, so dass er im Alter von 55 damit aufhören musste. Er arbeitete dann ehrenamtlich für eine Moschee und eröffnete später ein kleines Lebensmittelgeschäft. Immer wieder hebt Hassan die enorme Bedeutung hervor, die sein Vater in seiner Bildungsbiografie spielte:

**Hassan:** Und natürlich war das halt auch so, mein Vater hat halt, mein Vater war halt viel auf Montage unterwegs, damals, also war teilweise oft weg, unter der Woche. Wusste aber immer, wann wir unsere Klassenarbeiten haben und alles drum und dran, also der wusste immer Bescheid. Und natürlich wolltest du dann am Freitag, wenn er dann nach Hause kommt, ihm dann ne gute Klassenarbeit hinlegen, damit du da dein Lob und dein Geschenk oder sowas abholen kannst. Mein Vater war da schon ziemlich, ziemlich diszipliniert, eisern und hart, was sowas, was Schule anging.

Wahrscheinlich auch aus dem Grund, weil er nie wirklich selber die Möglichkeit hatte, da irgendwie schulisch, beziehungsweise ausbildungstechnisch irgendwas zu machen. Er hat ja wie gesagt, mit 20 Jahren hier in jungen Jahren nach Deutschland gekommen, davor aufm Land gelebt, in Marokko, viel Landarbeit und Sonstiges, die haben ja Zeiten, die mein Vater da erlebt hat, die waren ja, das waren ja ganz andere Zeiten, also die haben da aufm Dorf gelebt, da war die nächste Schule 15, 20 Kilometer weit entfernt, da gab's keinen Schulbus oder keine S-Bahn, die dich dahin gebracht hat, da hast du mal son paar Jahre Schule gemacht, wo du zu Fuß jedes Mal dahin gehen musstest, und mein Vater hat, glaub ich, vier oder fünf Jahre Schule gemacht. Also man muss auch dazusagen, also ihm war's wirklich wichtig, dass wir alle ne Ausbildung, also wirklich nen Beruf lernen oder studieren, und das hat der geschafft.

Die Biografie seiner Mutter beschreibt Hassan kurz:

Meine Mutter hat früher so sag ich mal, eigentlich Hausfrau, hat aber so, so privat sag ich mal son bisschen gekocht, gebacken für irgendwelche Veranstaltungen, und da son bisschen Geld hier und da verdient. Aber so selbst berufstätig war sie sag ich mal, fast so gut wie nicht. Also sie war eigentlich mit uns [lacht], mehr als genug beschäftigt, also typische Hausfrau.

Zur Situation eines *empty nest* kam es bei Hassans Mutter nicht. Ihre eigenen Kinder sind zwar aus dem Haus, dafür passt sie aber unter der Woche auf ihre Enkelkinder auf, bei denen jeweils beide Eltern berufstätig sind. Die Enkelkinder kommen zum Essen und für ihre Hausaufgaben

zur Großmutter, bis die Eltern von der Arbeit kommen. „Also jetzt quasi wie son Kindergarten [lacht].“ In vielen marokkanischen Familien der ersten Einwanderergeneration war die Mutter als Hausfrau tätig. Hassans Familie ist ein Beispiel dafür, dass sich diese Tradition auflöst (Sauer & Halm, 2019, S. 112–113).

Auch für das Thema der intergenerationalen sozialen Mobilität ist Hassans Familie ein Beispiel. Er erklärt anschaulich am Beispiel seiner Neffen und Nichten, wie die Hoffnungen, die mit dem Familienprojekt der Migration oft verbunden sind, im Falle seiner Familie erfüllt wurden:

**Hassan:** Also ich bin der erste Abiturient aus der Familie, erste Akademiker aus der Familie, mittlerweile kommt die nächste Generation, also die Kinder, die Älteste, die wird jetzt 20, die fängt jetzt n Medizinstudium an, hat ein sehr gutes Abi hingelegt, das ist jetzt quasi die Tochter von meinem ältesten Bruder, der Kfz-Meister ist, und die jüngere Schwester, die macht gerade auch ihr Abi, ist grad auch auf dem Weg Einserabi hinzulegen.

Also das ist jetzt so quasi die nächste Generation, die kommt, und man muss auch dazu sagen, musst du dir so vorstellen Malte, guck mal, so die, also meine Generation noch, war jetzt so, wir hatten Eltern, sag ich mal, klar, denen war wichtig, schulische Ausbildung, aber die konnten uns ab nem gewissen Level nicht mehr weiterhelfen. Das heißt irgendwann, ab der dritten, vierten, fünften Klasse hat mein Vater noch n bisschen, mit Rechnen mir noch n bisschen was beigebracht, von der 7. bis zur 8., 9. Klasse vielleicht noch n bisschen meine älteren Geschwister, dann war's vorbei, weil, die konnten nicht mehr, weißt du.

Meine beiden Brüder haben beide nen Hauptschulabschluss gemacht. Meine Schwester hat n Realabschluss gemacht. Da hattest du keine Bezugsperson in deinem Umfeld wo du sagen kannst, hier, erklär mir das mal, oder zeig, was würdest du hier schreiben.

Dann warst du eigentlich schon ziemlich früh auf dich alleine gestellt, und das ist jetzt bei meinen Neffen und Nichten nicht so. Die haben, also bei meiner Nichte, die jetzt Medizin studiert, die Mutter hat Abitur gemacht, mein Bruder ist Kfz-Meister. Klar ok, er konnte ihr Schrauben beibringen, aber irgendwann auch nicht mehr schulisch weiterhelfen, aber die Mutter hat Abitur gemacht, die konnte quasi die Kinder bis zum Abitur hin unterstützen.

**Malte:** Wie kam das an bei dir im Freundeskreis und in der Familie dass du aufs Gymnasium gegangen bist, studiert hast?

**Hassan:** Also bei mir in der Familie, klar, die Eltern waren in erster Linie, sag ich mal, froh darüber, bisschen stolz. Meinen Freundeskreis hat's eigentlich nie interessiert. Klar, in der Schule war's dann teilweise so, ich war im Gymnasium, war sehr oft der einzige ausländische Junge, ausländische Mädchen gab's immer viele, aber es gab meistens immer nur einen oder zwei ausländische Jungs, sag ich mal, im Gymnasium, mittlerweile ist das auch anders, da sitzen viel mehr Jungs im Gymnasium. Aber wie gesagt, das war unsere Generation, wo die Eltern noch nicht wirklich viel mit Schule am Hut hatten. Und teilweise, meine ganzen Freunde saßen dann in der Hauptschule und der Realschule.

*Timing* ist entscheidend bei der Migration. Es macht einen Unterschied, wie alt die Personen zum Zeitpunkt ihrer Migration sind. Hassans ältere Brüder waren 16 und 14 Jahre alt, als sie nach Deutschland kamen, und machten hier ihren Hauptschulabschluss. Seine Schwester war 11 und erreichte den Realschulabschluss. Hassan kam als Baby und wurde der erste Akademiker in seiner Familie. Seine Nichte studiert Medizin.

## *Glaube und Zugehörigkeit*

Im Vergleich zu anderen Bildungsaufsteigern im von mir untersuchten muslimischen Milieu scheint der Glaube in Hassans Biografie weniger einflussreich zu sein. Unaufgefordert erwähnt er den Islam nicht, auf Nachfrage ergibt sich dieser Dialog:

**Malte:** Welchen Beitrag hat dein Glaube in deiner Bildungsbiografie geleistet?

**Hassan:** Also im Islam ist ja eigentlich Wissenschaft und Bildung sehr sehr wichtig, und das bezieht sich jetzt nicht nur auf islamische Sachen oder auf Sachen aus dem Koran oder Sonstiges, sondern wirklich auf alles. Also im Koran, oder beziehungsweise die Araber waren ja auch viel bekannt für ihre Wissenschaft, im medizinischen Bereich, im mathematischen Bereich, im Physik-Bereich. Und klar, hat's, also es wird einem von klein auf auch schon son bisschen auch mitgegeben. Klar hat auch der Glaube dann, sag ich mal n *gewissen* Einfluss, aber trotzdem würd ich sagen, eher einen geringfügigeren Einfluss als jetzt andere Faktoren.

Weil Hassan sich ständig als Ausländer bezeichnet, spreche ich ihn auf das Thema der Zugehörigkeit an. Er beschreibt seinen Freundeskreis als überwiegend migrantisch. Im Gegensatz zu meinen anderen Probanden ist allerdings bei ihm auch einer seiner besten Freunde ein autochthoner Deutscher.

**Malte:** Wir hatten letztens ne Veranstaltung, und dann meinte der Arzt Salman Arain so, der Unterschied in Großbritannien ist zum Beispiel, wenn da die Pakistaner zum Beispiel in zweiter oder dritter Generation, wenn man die nimmt, Salman sagt, die würden sich als Briten bezeichnen, und du zum Beispiel hast dich jetzt gerade als ausländisch bezeichnet, obwohl du ja von klein auf hier in Deutschland bist...

**Hassan:** Guck mal ich sach mal so, sorry wenn ich dich kurz unterbreche. Also es ist tatsächlich so, in Deutschland giltst du als Ausländer, in Marokko genauso. Also es ist nicht nur so daher gesagt oder Sonstiges, es ist wirklich so. Okay hier bist du halt n Ausländer, klar, ich, bin zum Glück nicht so oft mit Rassismus in Berührung gekommen, klar hab ich das auch irgendwann, hast du auch mal gehört, du scheiß Marokkaner, verpiss dich mal in dein Dings, aber so ich bin zum Glück noch nie so wirklich so Opfer von Rassismus oder sonst was geworden, weil mich das einfach eigentlich ziemlich kalt lässt.

Okay, im Fußball hast du viel sowas gehört, und was weiß ich, wo ich Fußball aktiv gespielt, hast du manchmal sone Bemerkung, aber hier rein da raus, also mich interessiert son Scheiß nicht. Aber es ist trotzdem so, dass du manchmal das Gefühl hattest, ok, ich seh anders aus als die anderen, und es fällt hier grad ein bisschen auf, weißt du was ich mein, ist einfach so. Ich hab halt ne dunklere Hautfarbe, ich hab schwarze Haare, ok es gibt auch, sag ich mal, Deutsche mit schwarzen Haaren, aber man sieht halt anders aus.

Also ich muss dazu sagen, wenn ich mich diskriminiert gefühlt habe, dann nur von der Polizei hier im Wohnblock. Das war dann, ja es ist halt auch son bisschen, kann man nicht nur auf die Polizei schieben, aber ja trotzdem, es ist, man wird halt kontrolliert, einfach ohne Grund, son Scheiß, weißt du was ich meine, wo du dir denkst, okay, ich hab mal Scheiße gebaut, aber es ist bis heute noch so. Da läufst du hier mal durch den Wohnblock, kommt da irgendne Streife vorbei und dann wirst du angehalten, Personenkontrolle.

Die haben ja hier im Wohnblock quasi son Sonderrecht, die Polizei. Was heißt ein Sonderrecht, es gibt ja diesen einen Paragraphen, dass man Leute kontrollieren kann, die sich an Orten aufhalten, wo viele Kriminalfälle quasi passieren, gibt's ja extra nen Paragraphen dafür,

den hab ich auch extra mal nachgeschlagen, weil mir das mal ein Polizist gesagt hat, ich konnte es nicht glauben, aber gibt's wirklich.<sup>14</sup>

Deswegen dürfen die eigentlich hier jeden ohne Grund kontrollieren, nach diesem Paragraphen. Ist halt scheiße, aber was willst du machen, ist halt so. Aber ansonsten, so Diskriminierung so, eigentlich gar nicht.

**Malte:** Bei der Arbeit gar nicht?

**Hassan:** Gar nicht. Wir sind international aufgestellt, also internationaler Konzern. Da arbeitete ich mit Leuten aus der ganzen Welt.

Ist aber glaube ich auch so bei Großkonzernen weniger der Fall, weil die dadurch nen höheren Schaden erleiden könnten als so Mittelstandunternehmen oder son keines Unternehmen oder Sonstiges. Weil ein Großkonzern muss ja vor allem wenn er international agiert, muss er quasi nach außen hin immer diese, diese Vielfalt und was weiß ich alles wahren, und die können sich ja da sowas sag ich mal nicht erlauben, da irgend jemanden da aufgrund seiner Herkunft, Religion oder Sonstiges zu diskriminieren.

Also so ist es mit Diskriminierung hier in Deutschland durch das andere Aussehen. Dann gehst du teilweise nach Marokko, siehst genauso aus, aber dann sprichst du nicht perfekt, oder nicht so perfekt wie die, oder die, die merken an deinem Kleidungsstil oder wie du dich gibst, vor allem in Marokko, merkst du, dass man mehr deutsch ist als marokkanisch. Weil du merkst, man hat ne andere Mentalität als die Leute dort. Und das ist auch so der Grund, warum viele von uns wahrscheinlich nie wieder, was heißt nie wieder, viele von uns es schwer haben würden, in Marokko zurechtzukommen. Weil das ist einfach, die Mentalität ist einfach ne ganz andere. Also musst du dir so vorstellen, in Marokko ist es so alles, alles n bisschen lockerer. So wenn's da heißt, ok, wir treffen uns um 12 Uhr, dann kann's auch mal um 1 Uhr sein. Das ist hier in Deutschland, okay um 12 Uhr hast du nen Termin, wenn du fünf Minuten zu spät bist bist du zu spät, fünf Minuten. Und das ist halt von der Mentalität alles son bisschen, bisschen anders.

Und deswegen, viele hatten mal son Plan gehabt, okay, nach der Schule, nach Dings, geh ich nach Marokko zurück, mach ein Geschäft auf oder Sonstiges, haben viele tatsächlich auch probiert, aber die kamen dann halt einfach mit der Mentalität da drüben nicht klar.

Also ich bin mehr deutsch als marokkanisch. Also man hat eigentlich kein richtiges Heimatland [lacht], sagen wir's mal so.

**Malte:** Und du hast gesagt die Mentalität in Marokko ist irgendwie ne andere, Pünktlichkeit hast du als ein Beispiel genannt. Was sind andere Beispiele?

**Hassan:** Also ich sag mal so. Deutschland ist ja bekannt für die Bürokratie, Pünktlichkeit, Disziplin, und klar, in Marokko gibt's sowas auch, also ich will jetzt Marokko irgendwie da nicht schlecht reden oder sonst was, und ich sag mal, um das Thema Korruption mal kurz anzusprechen, gibt's in Deutschland natürlich auch, aber auf einer ganz anderen Ebene.

In Marokko hast du wirklich teilweise, so von, da, mittlerweile nicht mehr so viel, wird auch besser, aber da hast du ja Korruption wirklich so in allen Ebenen. Und fängt schon mit Kleinigkeiten an, wo die Leute sich da bestechen lassen. Und darum da jetzt sag ich mal irgendwas sich aufzubauen, als einer der die Leute, also die Mentalität der Leute nicht kennt, und alles drum und dran, der wird's in Marokko ein bisschen schwierig haben. Da ist so halt so alles son bisschen, Ordnung im Chaos, würd ich das nennen, vielleicht, die haben ihre eigene Ordnung, sagen wir's mal so.

**Malte:** Und so die meisten in der marokkanischen Community hier, haben die beide Staatsangehörigkeiten?

---

<sup>14</sup> Hassan bezieht sich auf den § 18 Absatz 2 Nr. 1 des Hessischen Gesetzes über die öffentliche Sicherheit und Ordnung (HSOG). Die meisten Landespolizeigesetze enthalten die Rechtskonstruktion von „Gefahrengebieten“, wenn auch nicht wie in Hamburg unter diesem Namen. Einen Überblick über die Thematik geben Belina und Wehrheim (2011). Sie zeigen, wie Erfolge im Kampf gegen rassistische Selektion bei Kontrollpraktiken der Polizei (*policing race*) durch raumbezogenen Zugriff (*policing space*) indirekt wieder Einzug halten.

**Hassan:** Mittlerweile ja, mittlerweile ja. Nicht alle, aber die meisten. Und die marokkanische Staatsbürgerschaft kannst du ja auch nicht ablegen, geht ja net.

**Malte:** Und die die sie nicht haben, die nicht den deutschen Pass haben, was haben die für Gründe?

**Hassan:** Die haben sich damals nicht drum gekümmert, und sind mittlerweile irgendwie kriminell geworden, und haben dadurch Schwierigkeit, den zu bekommen, es sind unterschiedliche Gründe. Aber es ist ja so, sobald du da irgendwie n Verfahren am Laufen hast, kriegst du ihn ja net.

**Malte:** Und würdest du sagen, so in der marokkanischen Community, die meisten unterstützen Deutschland bei der EM oder WM so bei Fußballspielen?

**Hassan:** Als Deutschland die WM geholt hat, war jetzt für mich genauso Party wie für viele andere Ausländer wahrscheinlich hier in Deutschland auch. Wenn jetzt Deutschland gegen Brasilien spielt, natürlich sind wir dann halt auch für Deutschland, weil wir leben hier, also warum sollte ich dann für Brasilien sein, was hab ich mit Brasilien am Hut, was hat mir Brasilien für Möglichkeiten in meinem Leben gegeben oder für... Also ich hab mit Brasilien ja gar nichts am Hut, und Deutschland hat mir quasi ne zweite Heimat, beziehungsweise jetzt meine erste Heimat gegeben und Möglichkeiten eröffnet.

### *Hassans Verhältnis zu (ehemaligen) corner boys*

Als hätte er gewusst, dass ich in meiner Forschung die Lebensverlaufstheorie anwende, berichtet Hassan von normativen und tatsächlichen Stufen im Lebensverlauf seiner Freunde, die den Weg der ‚Straße‘ gegangen sind. An seinen Beispielen wird deutlich, dass Kippunkte und Übersprünge vom Weg des *corner boy* zu einem Bildungsaufstieg mit zunehmendem Alter unwahrscheinlicher werden.

**Malte:** Dann hast du gesagt, 90 Prozent der damaligen Freunde, ist eher traurig wie deren Lebenswege so waren.

**Hassan:** Ja.

**Malte:** Kannst du vielleicht kurz zusammenfassen, wie deren berufliche Wege so gingen?

**Hassan:** Also ich hab sehr sehr viele Freunde die im Knast gelandet sind, sehr viele Freundschaften, ich hab sogar drei Freunde die abgeschoben worden sind. Ich hab viele Freunde die immer noch im Knast sitzen, ich hab viele Freunde die ihre, die die Jahre von 16 bis ins mittlere Alter, also die ihre wichtigsten Jahre eigentlich im Knast verbracht haben.

So für mich warn die wichtigsten Jahre so von 16, 17 bis irgendwann 30, weil da hat sich so das meiste getan, du hast nen Führerschein gemacht, hast vielleicht deine erste feste Freundin kennengelernt, hast deine Schule abgeschlossen, fängst mit dem Beruf an, ziehst von zu Hause aus, also da passiert eigentlich so am meisten. Klar, danach passiert auch noch n bisschen was, heiraten, Kinder und was weiß ich, aber da in dieser Zeit, entscheidet sich meiner Meinung nach so in welche Richtung dein Leben irgendwann gehen wird.

Natürlich gibt's auch Spätzünder, Leute die mit 45 oder mit 35 immer noch ne Ausbildung oder Studium abschließen, oder mit 40 von mir aus, und dann irgendwo in eine Richtung gehen. Aber so zwischen 16 und 30 passiert glaub ich bei den meisten so das meiste, wo sich dann entscheidet, geht's in die Richtung, oder geht's in die Richtung.

Da sind halt viele irgendwann hängen geblieben. Sie waren dann im Knast 1, 2 Jahre, kamen dann raus, haben dann wieder Scheiße gebaut, wieder in Knast. Teilweise Leute abgeschoben. Und dann hast du halt n langen Rattenschwanz, den das nach sich zieht, weil

wenn du da 7, 8 Jahre im Knast gehockt hast, dann hast du halt keine schulische Ausbildung, keine Ausbildung, keinen Job, findest nichts mehr, da bist in ner Abwärtsspirale und dann geht's dir ziemlich schnell, kommst du nicht mehr da raus.

Und dann hast du, was weiß ich, wenn du mal mit Drogen, 5, 6000, 4, 5000 Euro im Monat gemacht hast, oder sagen wir nur zweieinhalb Tausend Euro im Monat gemacht hast, oder mit irgendwelchen anderen Sachen, mit Einbrüchen oder Sonstiges, dann gehst du ganz bestimmt nicht in der Leihfirma, also was heißt ganz bestimmt nicht, natürlich, wenn du dein Leben ändern möchtest, und sagst okay, ich möchte das Ganze hinter mir lassen, bin dann auch mit weniger zufrieden, Hauptsache ich werde in Ruhe gelassen und kann mein Leben leben, dann machst du das, aber in vielen Fällen ist es dann so, dass die dann gucken, ok, wenn ich meine Wohnung bezahlt bekomme von Hartz 4, ich krieg meine 3, 400 Euro im Monat, plus ich kann dann noch meine Dinger drehen, und was weiß ich, und mir dadurch noch ein bisschen Geld reinholen, dann geh ich ganz bestimmt nicht für 1.200 Euro in ner Leihfirma arbeiten. Kann ich verstehen!

Kann ich wirklich verstehen. Okay, klar, die sind alle selbst schuld, auch irgendwo an ihrer, an ihrem Schicksal sag ich mal, obwohl man auch dazu sagen muss, okay, nicht nur selbst schuld, sondern auch, ich würd die Schuld auch beim Umfeld suchen, also bei, bei den Eltern, bei den Lehrern, bei der Stadt, ganz klar, 100 Prozent. Also das Umfeld hätte mehr machen können, um diese Jugendlichen quasi nicht in diese Abwärtsspirale da hineinrutschen zu lassen.

Klar, in erster Linie sind's die Eltern, aber es ist immer einfach gesagt, einfacher gesagt, als es wirklich ist, weil die Eltern, die waren, die sind in einer anderen Situation. Du kannst die Eltern von diesen Jungs nicht vergleichen mit irgendwelchen Eltern die hier in Deutschland geboren worden sind oder, sag ich mal, die Deutsche sind, deutsche Sprache sprechen, die ne Ausbildung hier genossen haben, das kannst du nicht vergleichen. Es ging wirklich damals für die, viele Eltern von uns, mittlerweile haben sich viele sag ich mal aufgebaut, aber damals, in den jungen Jahren, wo wir noch jünger waren, ging's für viele Eltern von uns wirklich um's Überleben. Da ging's darum, am Monatsende Essen auf dem Tisch zu haben, Monatsmiete hier zu bezahlen und das war's.

Und dadurch ist halt sag ich mal, die Erziehung hat n bisschen darunter gelitten, bei vielen. Weil, wenn ich mich darum kümmern muss, dass Essen auf den Tisch kommt, dann will ich erstmal in erster Linie, dass meine Kinder satt sind und n Dach überm Kopf haben, dann guckst du halt nicht so krass nach der Ausbildung und was weiß ich.

Wie gesagt, ist nicht bei allen so, also es gab viele Jungs wo die Eltern genauso waren wie bei mir, Schule muss sein, ansonsten, bei mir, als ich sitzengeblieben bin, das war das Schlimmste, was eigentlich so mein Vater mit mir gemacht hat, der hat mir ein Jahr Fußballentzug, also ich durfte ein Jahr lang im Fußballverein kein Fußball mehr spielen, bis ich die 7. Klasse bestanden habe.

Und dann hast du auf der anderen Seite halt teilweise Freunde gehabt, die durften halt bis um 0 Uhr draußen bleiben, wo die 13, 14 Jahre alt waren, und ich glaub 0 Uhr, hier in dem Umfeld, das als kleines Kind, als 13, 14-Jähriger, ist kein gutes Umfeld.

Und ja, deswegen, würd ich aber die Schuld nicht allein den Eltern geben, weil ich mein, ein Lehrer bekommt ja auch mit, wenn da irgendwie n Junge auf die schiefe Bahn gerät, beziehungsweise die Stadt hätte diesen Jungs schon damals eventuell hier andere Möglichkeiten bieten können, aber ist halt, wie gesagt, so alles, klar hängt's dann auch von den Jungs ab, was die wollen was die nicht wollen, was die mit sich, worauf die sich einlassen und worauf nicht. Aber da hätte man vielleicht den einen oder anderen Jungen vielleicht auch noch daraus retten können.

**Malte:** Und die Eltern, also dann, ist natürlich nicht immer so, es gibt auch Eltern die sich sehr gut kümmern ne, und die Söhne kommen trotzdem auf die schiefe Bahn, aber würdest du sagen, schon so, als *Tendenz*, bei deinen Freunden die im Knast waren, die Eltern haben sich doch in

der Tendenz etwas anders verhalten, als zum Beispiel Eltern von Leuten die ne Ausbildung gemacht haben?

**Hassan:** Ich sag mal so, natürlich haben die ihren Kindern beibringen wollen, was sie machen sollen und was nicht, und haben's denen auch gezeigt, aber wahrscheinlich nicht mit so einer Konsequenz wie bei meinem Vater. Okay, mein Vater hatte halt noch so zwei verlängerte Arme, sag ich mal, mit meinen zwei älteren Brüdern.

Und die waren dann halt auch ziemlich streng. Und da gab's dann halt auch manchmal ne Schelle [Ohrfeige] oder Sonstiges. Aber, ich wurd zum Beispiel von meinen Eltern, beziehungsweise von meinen Brüdern, noch nie wirklich geschlagen oder Sonstiges. Wenn ich Mist gemacht habe, dann gab's halt wie gesagt mal 1, 2 Schellen, das war's. Aber ist meiner Meinung nach, sag ich mal, angebracht gewesen, zum Beispiel als ich das erste Mal von der Polizei nach Hause gebracht worden bin.

Ja wie gesagt, die waren halt mit ner anderen Konsequenz dahinter. Da gab's nicht mal, so drüber schauen, einmal sagen, und dann einfach mal ok, lass ihn machen, sondern wirklich, heute bist du um 8 Uhr nicht nach Hause gekommen, ok, dann darfst du jetzt die nächsten drei Tage nicht raus.

Mein Vater war immer hart und fair. Hart aber fair. Also, wenn ich Mist gebaut habe, gab's ne Strafe, wenn ich was Gutes gemacht habe, gab's Lob, und gab auch mal Geschenke oder gab n Ausflug als Belohnung.

**Malte:** Und bei den Freunden die im Knast gelandet sind, also die nen ganz anderen Weg gegangen sind, wie es deren Verhältnis zu den Eltern, damals und heute?

**Hassan:** Also bei den meisten, also bei den meisten allen gut. Also natürlich, bei den meisten gab's mal hier und da Probleme, bei den meisten eigentlich alle ziemlich gut, sag ich mal, mit der Familie.

Klar, bist du enttäuscht. Wenn du dein Kind, wenn dein Kind da im Knast sitzt, und du den dann quasi mit 30 Jahren auf derselben Stelle siehst, wie als er 16 war, da gab's wirklich bei vielen keine Bewegung, die sind quasi auf demselben Fleck, obwohl wie gesagt, die Leute haben Führerschein gemacht, haben, es gibt viele in unserem Alter die hier... Also Führerschein ist jetzt nicht das A und O, das will ich jetzt nicht anprangern, aber die dann quasi so viele Sachen einfach nicht gemacht haben, die man eigentlich so in dem Alter macht: Führerschein, Schule abschließen, Ausbildung anfangen, Studium anfangen, wie gesagt, dann irgendwann vielleicht die erste Wohnung, die man selbst bezahlt, und die nicht vom Amt bezahlt wird [lacht].

Und natürlich sind viele Leute, viele Eltern enttäuscht, dass die quasi dieses, diesen Aufwand beziehungsweise, du musst dir vorstellen, für unsere Eltern war's ja ein riesiger Aufwand, hierher zu kommen. Also das war, mein Vater hat 20 Jahre ohne seine Familie hier verbracht, im fremden Land, in dem man *eigentlich*, sag ich mal, eventuell wahrscheinlich gar nicht leben wollte, zu dem Zeitpunkt. Weil, es war alles befremdlich für den. Klar, er hatte hier die Möglichkeit Geld zu verdienen, aber in erster Linie ging's ja darum, *uns* eine Möglichkeit zu geben, die er nicht hatte. Das war für viele von unseren, also für viele Eltern von den Jungs ja genauso, die wollten ja quasi ihren Kindern Möglichkeiten bieten, die sie selbst in Marokko nicht hatten. Weil in Marokko ist halt, wie gesagt, wenn du da in nem Dorf lebst, dann ist die nächste Schule 20, 30 Kilometer entfernt, da wirst du halt keine gute schulische Ausbildung genießen können, und irgendwann ist halt auch die Schule, sag ich mal, bezahlt, Ausbildungsplätze sind schwierig dort zu bekommen. Allein nen Arbeitsplatz zu bekommen ist schwierig gewesen damals in Marokko, und deswegen wollten ja die Eltern, dass wir hier quasi ne Möglichkeit bekommen, die sie nicht hatten, haben dadurch nen riesigen Aufwand auf sich genommen, haben die Familie zurückgelassen, ihr Heimatland zurückgelassen.

Und wenn dann, wenn du dann siehst, was was das Ergebnis ist, dann, klar bist du enttäuscht, wenn du dann, was weiß ich, 4, 5 Kinder hast, und aus diesen 4, 5 Kindern hat keiner irgendwie, irgendwas gerissen sag ich mal im Leben, und kriminell und nur Scheiße gebaut

oder Sonstiges, und du siehst dann, okay, eigentlich hab ich diesen Aufwand umsonst auf mich genommen, und meine Kinder haben nicht mal nen schulischen Abschluss oder sowas hier gemacht, dann bist du halt heute enttäuscht, kann ich mir ganz gut vorstellen.

**Malte:** Und die die abgeschoben wurden, drei waren's glaub ich oder?

**Hassan:** Also aus meinem näheren Umfeld, drei Leute, ja.

**Malte:** Was machen die jetzt in Marokko?

**Hassan:** Mittlerweile sind zwei wieder zurück. Die haben dann quasi ihre fünf Jahre abgesessen, also es ist ja quasi so, wenn du abgeschoben wirst, darfst du fünf Jahre net mehr hierher, und kamen dann quasi entweder durch Heirat oder durch irgendeinen anderen Weg dann wieder hier nach Deutschland. Das Problem ist, wenn du hier aufgewachsen bist, wie gesagt, da ist es sehr sehr schwierig da in Marokko, da irgendwie Fuß zu fassen. Vor allem wenn du dann, sag ich mal, nur Familie hast, zu denen du eigentlich keinen krassen oder engen Draht hast, irgendwelche Onkel, Tanten oder sonst was, bist du halt komplett alleine auf dich gestellt, ist halt n bisschen schwierig.

**Malte:** Ja und die die im Knast waren, würdest du sagen die sind heute unglücklich teilweise?

**Hassan:** Ja klar, bist du unglücklich. Also nicht alle, wie gesagt, es gab auch Leute, Freunde von mir, die ich hatte, die im Knast waren, sind ausm Knast rausgekommen und haben ihr Leben in Griff bekommen, haben entweder ne Ausbildung nachgeholt, Abi nachgeholt, Schule nachgeholt, haben sich selbstständig gemacht, es gibt auch solche Beispiele. Aber klar, viele die dann irgendwann rauskommen.

Was heißt unglücklich? Es gibt immer viele Wege Geld zu verdienen, sagen wir's so. Ich sag mal, Geld macht nicht unbedingt glücklich, aber beseitigt viele Probleme. Und wenn die ausm Knast kommen und da irgendwie ne andere Möglichkeit haben, die jetzt nicht so kriminell ist, sag ich mal, Geld zu verdienen, dann sag ich mal, vergisst du das Ganze eigentlich so.

Es ist nur so, dass die dann eigentlich kein Grundgerüst in ihrem Leben haben. Weil, es ist ja eigentlich auch wichtig, auch wenn du jetzt Geld verdienst, dass du ein gewisses Grundgerüst hast, was dann quasi nicht so einfach ist, was quasi nicht so einfach zusammenfallen kann. Weil wenn du jetzt was weiß ich, die Möglichkeit mal hast, da irgendwie durch nen Auftrag oder irgendwas auf ner Baustelle da paar Monate bisschen Geld mit zu verdienen, aber der Auftrag dann auf einmal weg ist, dann stehst du wieder bei null da, dann hast du eigentlich kein Grundgerüst, keine Ausbildung oder Sonstiges, wo du sagen kannst, ok, selbst wenn das nicht klappt, hab ich immer noch mein scheiß Papier mit dem ich mich da bewerben kann, und da weiterarbeiten kann. Das fehlt halt bei vielen.

Wie gesagt, dann haben die vielleicht mal ne Möglichkeit, oder kam dann irgendein Verwandter oder sowas von denen, vielleicht, und hat gesagt, hier ich hab Arbeit für dich, komm, ich bezahl dir so und so viel, dann verdienst du sehr gut bei mir, aber dann bist du halt immer abhängig von dieser Person, weißt du was ich meine, das ist halt, ja die Leute, viele haben's halt verpasst, sich da irgendwie son stabiles Grundgerüst fürs Leben quasi aufzubauen, auch mal vielleicht früh anzufangen, vielleicht n bisschen hier und da zu investieren, und haben halt viele, sag ich mal, in den jungen Jahren verpasst, und ich denk mal bei vielen wird's irgendwann sich dann auch rächen, kann aber auch gut werden. Ja klar, viele werden's wahrscheinlich bereut haben, dass sie sag ich mal in den jungen Jahren nicht mehr aus sich gemacht haben.

**Malte:** Ein Kollege, ein ca. 40-Jähriger aus einer türkischen Familie, der kennt hier auch jeden, der sagt den 17-Jährigen, die auf der Straße Drogen verkaufen, die er auch als Kinder dann schon gekannt hat, denen sagt er ganz klar, ihr seid auf dem falschen Weg. Die die in den 90er Jahren das gemacht haben, was ihr jetzt macht, die stehen heute schlechter da, als die, die sich um Schulabschlüsse und Ausbildungen bemüht haben.

**Hassan:** Ja, das ist so.

**Malte:** Die haben ein deutlich niedrigeres Einkommen, weil sie eben keine Ausbildung haben. Die Arbeitszeiten... und auch die Arbeit an sich ist härter, auf jeden Fall. Das sagt er denen ganz klar.

**Hassan:** Klar das ist so, das ist so. Das ist ja teilweise auch bei vielen, sag ich mal, von meinen Freunden so, die damals, sag ich mal, die Schule nicht so ernst genommen haben. Das muss jetzt nicht unbedingt sein, dass die im Knast waren oder Sonstiges, es ist ja auch bei vielen so, die einfach mehr, die einfach in der Zeit gechillt haben und nichts gemacht haben, arbeitslos zuhause rumliegen, was weiß ich, kiffen und irgendwie sich damit n bisschen rumdealen, da über Wasser halten. Bei denen ist es ja genauso, das ist ja, ist ja dann nicht nur wegen Arbeit, das ist ja dann alles n bisschen schwieriger.

Es gibt viele Leute so, die sind hier in ihrem, hier in diesem Raum hier gefangen, hab ich manchmal das Gefühl. Die kennen das Leben hier, aber sobald du die irgendwo nimmst und irgendwo in ne andere Stadt mal kurz reinsetzt, da würden die gar nicht klarkommen mit den Leuten und son Scheiß. Also die würden schon klarkommen, aber die würden, die würden da sich, sag ich mal, nicht selber irgendwie irgendwas aufbauen können oder sich organisieren können oder Sonstiges, weil die das eigentlich nur hier kennen, diese Ordnung, die hier herrscht. Das ist, die sind halt hier in diesem Raum hier gefangen, und die verlassen vielleicht n paar Mal im Jahr den Raum, um vielleicht mal zum Amt zu fahren, zum Arzt zu fahren, oder vielleicht hier mal [in der nahe gelegenen Metropole] Party machen. Aber ansonsten kommen die eigentlich gar nicht in andere Gesellschaft.

Und für die ist es dann halt auch schwierig, sag ich mal, nen Job zu finden, weil du gehst dann halt auch nur da arbeiten, wo du halt Leute hast, mit denen du klar kommst. Wenn du da irgendwie ganz andere Leute hast, dann würdest du gar nicht, dann kommen die meisten gar nicht damit klar.

Und es ist ja auch nicht so, wie gesagt, dass die nur benachteiligt bei der Jobsuche sind, sondern allgemein, beim Netzwerken, ob's jetzt anfängt beim Netzwerken, beim Netzwerk für berufliche Zwecke, oder ob's halt auch darum geht, einfach mal irgendwann ne Familie zu gründen, zu heiraten oder Sonstiges. Da, ich sag mal so, wenn ich jetzt Vater von ner Tochter wäre, und da würde jetzt irgendeiner von den Jungs da kommen, und sagen hier ich möchte deine Tochter heiraten [lacht], da würde ich zu den beiden sagen, es kommt mir nicht in Frage. Weil klar, du willst nicht, dass deine Enkelkinder irgendwann nen Vater haben, also du willst ja keinen Schwiegersohn haben, der irgendwann in Gefahr läuft, in Knast zu gehen.

Also ich hab jetzt zum Beispiel durch meine Ausbildung, durch mein Studium, quasi nen Schritt nach vorne gemacht und ich will ja nicht, dass meine Enkelkinder nen Schritt nach hinten machen! Weißt du was ich meine? Und das ist bei vielen von meinen Freunden auch tatsächlich so der Fall so, die in meinem Alter sind, klar, die lernen auch Frauen kennen und Sonstiges, aber die haben's dann so schwieriger, auch so mit Heiraten und was weiß ich.

Weil es ist, weißt du ja wahrscheinlich auch so bei uns [Muslimen], klar, es gibt keine Zwangsheirat, also, nicht falsch verstehen [lacht] oder Sonstiges, weil viele denken immer es ist Zwangsheirat. Aber, bei uns ist es teilweise, also im Islam ist es so, du brauchst den Segen der Eltern. Also, ich lerne ne Frau kennen, wir kommen miteinander klar, alles drum und dran, das heißt ich nehm sie mit zu meinen Eltern, meine Eltern lernen sie kennen und sagen dann, ja können wir uns vorstellen, ich geh dann zu ihren Eltern, verstehst du was ich meine?

Du willst ja quasi, nicht eine Familie gründen und deine andere Familie so quasi hinter dir lassen, sondern du willst ja deine Frau irgendwie auch in deine Familie mit rein integrieren, und willst natürlich auch in die Familie der Frau irgendwie mit integriert sein. Und das geht halt nur mit dem Segen der Eltern.

**Malte:** Und wie ist so dein Verhältnis zu... Wie nennst du überhaupt diese Gruppe der Leute, die so, sag ich mal, keinen Ausbildungsplatz bekommen hat, die so... Hast du da irgendwie... Wie kann man diese Gruppe nennen, wie nennt ihr die, wie nennen die sich selbst?

**Hassan:** [Schmunzelt] Also wir nennen die immer oft verlorene Seelen. Das ist wirklich so, wir nennen die wirklich so.

**Malte:** So in deinem engsten Freundeskreis sind da auch verlorene Seelen dabei?

**Hassan:** Also, ich sag mal so, ganz ganz verlorene Seelen sind da nicht dabei [lacht], aber der ein oder andere, der schon einiges in seinem Leben durchgemacht hat, ja.

**Malte:** Und wie sehen die dich?

**Hassan:** Ich war immer der Student, ich war immer der Master-Student, und es war ja immer so wirklich, ich hab ja das Studium, Schule, alles durchgezogen, hab ja aber trotzdem alles hier mit denen quasi miterlebt, was die auch miterlebt haben, und die wissen auch, dass ich viel Scheiße gemacht habe, die wissen auch, dass ich, wenn's drauf ankommt, mich verteidigen kann [lacht] und mal zuschlagen kann oder sonst was...

Also, es war ja teilweise so, vor allem früher. Was heißt... Es war jetzt nicht so, dass... Klar aus meinem, von den Jungs, mit denen ich viel zu tun hatte, war's jetzt nicht so, aber da waren ja zum Beispiel auch andere Jungs, die hier leben, mit denen du nicht so viel zu tun hattest, und dann haben die dich mit zwei deutschen Kollegen gesehen oder sowas, haben die gedacht hier, was ein Streber und was weiß ich. Dann musstest du denen mal n paar Mal aufs Maul hauen, ich hatte immer das Glück, dass ich eigentlich wie gesagt sehr sehr sportlich war, immer schon n bisschen größer war, immer schon n bisschen stämmiger, und deswegen ist es mir eigentlich auch ganz gut gelungen, denen ab und zu mal, sag ich mal, ein paar Schellen zu verteilen.

Aber klar, du hast dir halt von klein auf hier nen gewissen Respekt, sag ich mal, erarbeitet, nicht indem du irgendwie Leute geschlagen hast oder sowas, sondern indem du einfach hier, indem die wissen, dass du eigentlich so einer von denen bist, nur halt n bisschen mehr im Kasten hast als die. Also die wissen zwar, dass ich ein Ingenieur bin, aber die wissen auch dass ich der Hassan aus dem Wohnblock bin [lacht].

Wie ist der Ausblick für Hassans eigenes Leben? In seiner Firma, die in den letzten 5 Jahren „sehr sehr gutes Wachstum“ hatte, habe er viele erfolgreiche Projekte mitgestaltet und mitgeleitet und bekomme immer mehr Verantwortung. Die Firma wolle ihn nicht verlieren, fördere ihn und zahle ihm Schulungen. Seine Work-Life-Balance schätzt er als gut ein, mit 37,5 Stunden Arbeit pro Woche, die überwiegend im Homeoffice stattfindet und bis auf eine Kernarbeitszeit von 11 bis 15 Uhr zeitlich vollkommen flexibel ist. Für die Zukunft erwägt Hassan den Weg in die Selbstständigkeit:

**Hassan:** Und bin auch grad mit nem sehr guten Freund daran, so eigene private Projekte, sag ich mal, anzustoßen, wo wir eventuell dann auch uns son bisschen in die Selbstständigkeit quasi orientieren möchten. Ist alles so noch n bisschen in den Startlöchern. Also wir wollen da in Richtung E-Commerce was machen, haben da jetzt ein paar Ideen, ein paar Projekte, die wir jetzt angefangen haben. Und da würd ich auch gerne mehr arbeiten, wenn ich dann weiß, okay, in zehn Jahren kann ich mich da vielleicht n bisschen weiter zurücklehnen und hab dann quasi, ist ja bei Selbstständigkeit, ist ja meistens so, vor allem so im E-Commerce-Bereich, dass du die ersten 4, 5 Jahre sehr sehr viel machst, um das Ganze aufzubauen, aber dann irgendwann, wenn du das Ganze so gut automatisiert hast, beziehungsweise so gut aufgebaut hast, dass du dich dann irgendwann n bisschen weiter zurücklehnen kannst, oder halt sagen kannst, ok, das läuft jetzt, ich schalt schonmal zwei Gänge zurück, und geh dann in neue Projekte rein.

Abschließend lässt sich zu Hassans Erzählungen festhalten, dass sie einen guten Eindruck davon vermitteln, wie eine Normativität von vorgesehenen Entwicklungsstufen im Leben in

diesem Milieu reproduziert wird und somit einen Druck auf diejenigen ausübt, die nicht im Einklang mit dieser Normativität leben. Nach Hassans Einschätzung haben es (ehemalige) *corner boys* in allen Lebensbereichen schwieriger: Bei der Suche nach einer sicheren Arbeit, die nicht von der Gunst von Verwandten abhängt, ebenso wie bei der Suche nach einer Lebenspartnerin. Eine Enttäuschung nimmt Hassan bei denjenigen Eltern wahr, deren Söhne nicht die Ziele erreichen, die ihre Eltern für sie vorgesehen haben und für die sie den enormen Aufwand der Migration auf sich genommen haben. Seine Ausführungen zeigen aber auch, dass die engen Familienbeziehungen innerhalb des Milieus nicht nur einen sozialen Aufstieg aushalten, wie in seinem eigenen Fall, sondern auch eine Inhaftierung von Söhnen und andere Enttäuschungen, wie im Fall von (ehemaligen) *corner boys* in seinem Freundeskreis.

## Bildungssystem

Während für Weber (1921/1976, S. 29) das Gewaltmonopol das wesentliche Merkmal, die *differentia specifica* des Staates ist, ließe sich argumentieren, noch entscheidender sei das staatliche Monopol auf das Bildungssystem. Nach Coleman (1961, S. 2–3) sind die Anforderungen an die Erziehung von Kindern in Agrargesellschaften ganz andere als in Industriegesellschaften. In letzteren könnten die Kinder nicht einfach den Beruf der Eltern lernen, weil die Bedürfnisse des Arbeitsmarktes sich schnell änderten. Stattdessen brauche es ein formalisiertes Bildungssystem, das Kinder in jungen Jahren zu Generalisten erziehe. Die Anzahl der Ausbildungsjahre müsse sich stetig erhöhen, um die Anforderungen eines spezialisierten Arbeitsmarktes zu bedienen.

Das Bildungssystem ist eine sortierende Institution, die soziale Ungleichheit reproduziert, sie aber auch verringern kann. Funktionen des Bildungssystems sind „eine (ungleiche) Zuweisung von Zugangsberechtigungen und ... eine Kontinuierung von Bildungs- und Berufsbiografie“ (Nassehi, 2021, S. 156). Schulen sortieren als machtvolle Platzanweiserinnen Schülerinnen und Schüler in verschiedene Positionen – innerhalb einer Schule oder zwischen Schulen, nach Alter, Leistung oder Interesse (Pallas, 2004, S. 168).

Die enge Verbindung zwischen Bildung und sozialer Mobilität ist universell innerhalb von Gesellschaften (ebd., S. 180). Frühe Ereignisse im Lebensverlauf haben starken Einfluss auf spätere Entwicklungen. Eine längere Bildungs- und Ausbildungszeit in jungen Jahren führt dazu, dass die Personen später im Leben länger am Arbeitsmarkt teilhaben, dass sie höhere Einkommen und mehr Jobsicherheit, geringere Gesundheitsrisiken und eine höhere

Lebenserwartung haben und dass auch ihre Kinder bessere Bildungs- und Jobchancen haben (Lang et al., 2016, S. 65). Bildung prägt das Selbstbewusstsein und das Gefühl von Selbstwirksamkeit. Wer von Bildungsarmut betroffen ist, erleidet nicht nur einen ökonomischen Nachteil, sondern ist auch in seinem Menschenrecht auf Entfaltung der Fähigkeiten eingeschränkt (Kuhlmann, 2018, S. 435). Auch Kritikfähigkeit und die Fähigkeit, Schlagzeilen, Parolen und Werbung zu hinterfragen, hängen vom Bildungsniveau ab (ebd., S. 434). Über den Zusammenhang zwischen Bildung, politischer Teilhabe und Selbstwertgefühl schreibt Rawls (1973):

Equally if not more important [than improved economic efficiency] is the role of education in enabling a person to enjoy the culture of his society and to take part in its affairs, and in this way to provide for each individual the secure sense of his own worth. (S. 101)

Schließlich führt ein gesteigertes Bildungsniveau auf der Makroebene zu einer stärkeren Demokratie, höherer Akzeptanz von ethnischen Minderheiten, mehr Teilhabe von Frauen, wirtschaftlichem Wohlstand und einer Anpassungsfähigkeit in Zeiten von Umbrüchen, die etwa durch technologischen Wandel bedingt sind (Allmendinger, 1999).

In Deutschland ist der Zusammenhang zwischen sozialer Herkunft und schulischem Erfolg stärker als in vielen anderen Staaten mit hohem Einkommen. 24 Prozent der jungen Erwachsenen erwerben einen höheren Bildungsabschluss als ihre Eltern, während dies im OECD-Durchschnitt 41 Prozent gelingt (OECD, 2018, S. 35). Die TIES-Studie vergleicht die Bildungslaufbahnen der zweiten Einwanderergeneration in Europa. In den Niederlanden, in Frankreich und Schweden steigen zwischen 20 und 25 Prozent der Türkeistämmigen in die Mittelschicht auf, während dieser Anteil in Deutschland und Österreich im einstelligen Prozentbereich liegt (Lang et al., 2016, S. 67–68). Daran ist erkennbar, dass ein Scheitern in der Schule kein rein individuelles Phänomen ist, sondern dass es stark vom strukturellen Kontext abhängt. In Deutschland führte die Bildungsexpansion nicht zu einem für alle erhöhten Bildungsniveau, wie es durch die Metapher des Fahrstuhleffektes beschrieben wird, sondern zu einer Polarisierung von Bildungsreichtum und Bildungsarmut (Allmendinger, 1999, S. 37). *College boys* und *corner boys* sind ein Ausdruck dieser Polarisierung.

Das Phänomen, dass Kinder aus Arbeiterhaushalten und unter diesen besonders die postmigrantischen in der Schule schlechter abschneiden, lässt sich mit verschiedenen Theorien erklären. Ein Ansatz unterscheidet zwischen ressourcenbasierten Herkunftseffekten und Diskriminierungseffekten (Kuhnt, 2017, S. 233). Die wichtigste Ressource, um in der Schule erfolgreich zu sein, ist die deutsche Sprache. Für Kinder der zweiten Einwanderergeneration ist die innerfamiliäre Sprachpraxis selten durch die deutsche Sprache geprägt. Kinder der dritten

Generation leben hingegen zu 86 Prozent in Elternhäusern, deren Kommunikation überwiegend auf Deutsch stattfindet (ebd., S. 238). Mareike (Leiterin einer Nachhilfe-Organisation) erzählte im Interview, wie herausfordernd es sei, Kindern Lesen beizubringen:

**Mareike:** Ich mach jetzt n Projekt an einer Grundschule, Leseförderung, ehm und das ist *so* schwierig für die, es sind Zweitklässler hauptsächlich, überhaupt zu lesen, weil da kein Wortschatz ist. Und Wörter die du nicht *kennst*, dann zu lesen, ist natürlich noch viel schwieriger, als wenn du die Wörter schon kennst. Das ist mir auch erst dann so in dem Prozess aufgefallen, dass es auch kein Wunder ist dass die wirklich kaum was verstehen nach soner Seite lesen, eh, wenn dann Begriffe wie Efeu oder Dach oder Leder einfach nicht gespeichert sind. Und so viel kann ich denen in einer Stunde gar nicht, ich kann denen natürlich dann zu jedem Wort n Bild googeln, aber, das können die sich ja niemals alles merken, weil dann keine Wiederholung stattfindet zuhause oder irgendwo, ne.

Ich sag ja auch, n Hörbuch wär ja auch schon schön, n Hörbuch ist besser als gar nicht lesen. Aber gerade bei den Jüngeren find ich, die schaffen das halt nicht ohne Eltern, und wenn die, entweder kriegst du die teilweise wie gesagt nicht, in manchen Familien hab ich noch nie Eltern gesehen, oder die verstehen dich selber so schlecht dass es nicht möglich ist. Dann ist es natürlich auch immer ne Sache, wenn die dann hören was sowas kostet, das zu bezahlen ne, ist auch schwierig.

Neben der Sprache ist ein weiterer Grund für andere Ausgangsbedingungen, dass etwa türkische, marokkanische oder pakistanische Kinder oft zusätzliche Pflichten wie muttersprachlichen Unterricht oder Korankurse haben.

Neben ressourcenbasierten Herkunftseffekten sind Diskriminierungseffekte eine Ursache dafür, dass die hohen Bildungsaspirationen in postmigrantischen Familien oft nicht konsequent umgesetzt werden. Schon bei Coleman (1961) findet sich der später von Bourdieu weiter entwickelte Gedanke, dass der oft bildungsbürgerliche Habitus von Lehrkräften tendenziell zu einer schlechteren Bewertung von Kindern mit arbeiterlichem Habitus führt: „The middle-class backgrounds of teachers often made them unable to hold out reasonable rewards for reasonable achievement to lower-class children“ (S. 11). Eltern mit hohem Bildungsniveau vermitteln ihren Kindern ein kulturelles Kapital, das im Einklang mit der Kultur der Schule steht – etwa durch häusliche Formen der Schriftkultur, die in der schulischen Welt dominieren (Vorlesen von Geschichten, Lektüre von Zeitungen, Zeitschriften, Büchern; Anlegen von Listen, etc.) (Jaquet, 2021, S. 16). Zahlreiche Forschende weisen durch Videoaufnahmen oder durch experimentelle Studien nach, dass Lehrkräfte weiterhin Kinder mit migrantisch klingenden Namen unterschätzen oder bei gleicher Leistung schlechter bewerten (Foroutan, 2019, S. 86–87). Diskriminierungseffekte waren zur Zeit der ersten PISA-Studie im Jahr 2000 noch deutlich stärker. Unter Lehrkräften entwickelte sich seitdem zunehmend ein Bewusstsein für diese Umstände, auch weil die Universitäten Lehramtsstudierenden einen mit Bourdieu geschulten Blick vermitteln und weil Prospekte mit den Studienergebnisse von PISA in Lehrerzimmern auslagen (Jung & Naiv, 2021).

Der französische *rational choice*- und Bildungssoziologe Raymond Boudon (1974) liefert einen theoretischen Zugang zu Ungleichheit im Bildungssystem, indem er in seinem mikrosoziologischen Ressourcenansatz zwischen Primär-, Sekundär- und Tertiäreffekten als kausalen Mechanismen unterscheidet. Primäreffekte ergeben sich aus unterschiedlichen schulrelevanten Fähigkeiten, sowohl kognitiven als auch nicht-kognitiven (wie dem Interesse am Lernen, Setzen von Zielen oder der Planung des Lernprozesses). Kognitive Fähigkeiten, die wesentlich in den ersten formativen Jahren in der Familie generiert werden, sind ein starker Prädiktor für späteren schulischen Erfolg (Blossfeld et al., 2016, S. 226). Diese Kompetenzunterschiede allein können bestehende Disparitäten im Bildungserfolg jedoch nicht vollständig erklären (Kuhnt, 2017, S. 235). Hinzu kommen die Bildungsentscheidungen von Eltern, die Boudon als Sekundäreffekte bezeichnet. Kosten (etwa durch längere Bildungswege), Risikoabwägungen und erwartete Rendite fließen in die Entscheidungen der Eltern ein, ebenso wie vorhandenes Wissen über Bildungsmöglichkeiten. Eltern mit hohem Bildungsniveau haben ein Status-Erhaltungsmotiv (Salikutluk & Heyne, 2014, S. 424). Eltern mit geringem Bildungsniveau hingegen können aus antizipiertem Schamgefühl davor zurückschrecken, ihre Kinder aufs Gymnasium zu schicken. Nach El-Mafaalani ist die Selbstselektion der Eltern bei der Wahl der weiterführenden Schule heute deutlich stärker als der Diskriminierungseffekt bei der Schulempfehlung vonseiten der Grundschullehrkraft (Jung & Naiv, 2021). Unterschiede dieser Art in der Bewertung durch Lehrkräfte bezeichnet Boudon als Tertiäreffekte. Zahlreiche Studien belegen bei der Empfehlung für die weiterführende Schule einen *bias* zuungunsten von Kindern aus Arbeiter- und Migrantenfamilien (Lang et al., 2016, S. 77). Über die Hälfte der 95 von Lang et al. (2016, S. 201) interviewten Bildungsaufsteiger und -aufsteigerinnen bekam am Ende ihrer Grundschulzeit keine Empfehlung fürs Gymnasium, was zeigt, dass das Bildungssystem in weiten Teilen nicht in der Lage war, Talente zu identifizieren und früh zu fördern.

### *Case Study einer Kita im Wohnblock*

Einige Zahlen zur vorschulischen Bildung in Deutschland: Wenn Kinder bis zu ihrem dritten Jahr eine Krippe besucht haben, vergrößert sich einer Studie zufolge die Wahrscheinlichkeit, später ein Gymnasium zu besuchen, um 38 Prozent, bei postmigrantischen Kindern um 56 Prozent (Fritschi & Oesch, 2009, S. 5). Für die vorschulische Phase insgesamt (also nicht nur die Krippe von Alter 1 bis 3, sondern auch die Kita von Alter 3 bis 6) gilt, dass postmigrantische Kinder, die sie in Anspruch nehmen, später eine doppelt so hohe Chance haben, aufs Gymnasium zu wechseln (Kuhnt, 2017, S. 238). Im März 2020, kurz vor Ausbruch der Corona-Pandemie, waren 21 Prozent der postmigrantischen unter Dreijährigen in außerfamiliärer Tagesbetreuung, während es 43 Prozent bei den autochthonen Gleichaltrigen waren (Statistisches Bundesamt, 2021c). Die Betreuungsquoten steigen für die Kinder zwischen drei und sechs Jahren auf 81 Prozent bei postmigrantischen und 99 Prozent bei autochthonen Kindern (ebd.). In der Kleinstadt ist die Inanspruchnahme von Krippeplätzen mit 20 Prozent deutlich geringer als in Kommunen im Umkreis, wo sie bis zu 40 Prozent beträgt.

Je höher das Bildungsniveau der Eltern, desto eher entscheiden sie sich für eine Betreuung in Krippe oder Kita. Eltern, die selbst eingewandert sind, lassen ihre Kleinkinder besonders häufig zuhause, was vor allem an ihrer fehlenden Erfahrung mit dem deutschen Bildungssystem liegt (Lokhande, 2013, S. 3). Auch wenn der Wunsch nach Kitaplätzen in Familien mit geringem Bildungsniveau tendenziell geringer ist, erklärt dies die Unterschiede bei der Platzinanspruchnahme nicht hinreichend. Hinzu kommt ein komplexes Vergabeverfahren mit Formularen und Abgabeterminen, für das bürokratisches Know-How förderlich ist.

Seit 2013 besteht für Kinder ab dem vollendeten ersten Lebensjahr ein Rechtsanspruch auf einen Betreuungsplatz (§ 24 SGB VIII). Keine andere Bildungsinstitution hat seitdem anteilig so viel zusätzliches Geld bekommen wie Krippen und Kitas. Zwischen 2007 und 2022 hat sich die Zahl der Erzieherinnen und Erzieher verdoppelt (Statistisches Bundesamt, 2023c). Der insgesamt beeindruckende Ausbau der Kita-Kapazitäten kann trotzdem der wachsenden Nachfrage nicht standhalten und wird vor allem durch den Flaschenhals des Personals gebremst. In der Kleinstadt gibt es 1.600 Kitaplätze. Für 200 Kinder im Kitaalter (3 bis 6) und für 100 Kinder im Krippealter (1 bis 3) konnte ihr Rechtsanspruch 2022 nicht erfüllt werden. Nach Aussage eines Abteilungsleiters kann dies bei Eltern zu Staatsverdruss und zur Unterstellung von Ungerechtigkeiten führen, etwa in den Formen: „Wir werden nicht genommen, weil wir migrantisch sind“ oder „Wir werden nicht genommen, weil wir nicht von Sozialhilfe leben“.

Um mehr über die Arbeit in den Kitas und deren Einfluss auf die Lebensverläufe von Jungen aus dem Wohnblock zu erfahren, treffe ich mich im Streetwork-Büro zu einem Expertinneninterview mit der Erzieherin Ulrike, die eine der Kitas in unmittelbarer Nähe zum Wohnblock leitet. Schon bevor das Gespräch richtig losgeht, übermittelt sie mir einen Arbeitsauftrag: Es störe sie, dass der Platz vor ihrer Kita sich zu einem Aufenthaltsort für Jugendliche etablierte, die dort sehr viel Müll hinterlassen und teilweise auch Drogen verkaufen würden. Zum einen müsse ich den Jugendlichen erklären, dass es ihre kleinen Geschwister sind, die dort zur Kita gehen. Zum anderen solle ich mich dafür einsetzen, dass eine Sitzecke mit Bänken auf einer Wiese in der Nähe errichtet wird, damit die Jugendlichen einen besseren Ort zum Verweilen nutzen können.

Folgendes erfahre ich zur Zusammensetzung der Kinder im Gespräch mit ihr und beim Lesen der Konzeption der Kita: Ca. ein Drittel der Kinder wohnt im Wohnblock, die anderen zwei Drittel wohnen in den benachbarten Gebieten. Ca. 60 Prozent der Kinder kommen aus marokkanischen und türkischen Familien, der Rest verteilt sich auf Länder wie Afghanistan, Pakistan, Syrien, Bulgarien und Rumänien. Fast alle Kinder haben den muslimischen Glauben. Ca. 7 Prozent kommen aus Roma-Familien. Die meisten Kinder stammen aus Familien mit geringem Bildungsniveau, kommen erst in der Kita mit der deutschen Sprache in Berührung und haben durchschnittlich viele Geschwister. Viele Familien sind von Arbeitslosigkeit, Armut und beengten Wohnverhältnissen betroffen, die dem kindlichen „Bewegungs- und Forscherdrang“, wie es in der Konzeption heißt, „nur allzu oft Grenzen setzen“. Bei den Hortkindern, die für die Betreuung zahlen müssen, übersteigt die Anzahl der Kostenübernahmen durch das Amt die Anzahl der Selbstzahler.

Ulrike vermittelt insgesamt den glaubwürdigen Eindruck, dass sich in den letzten 20 Jahren sehr viel zum Positiven entwickelt hat. Sie verschweigt aber nicht die Probleme, die nach wie vor eine Folge der Armut sind: Einige Kinder tragen geerbte, zu große Schuhe und im Winter oder bei Regen unangemessene Kleidung, bei einigen Familien beauftragten die Vermieter einen Gerichtsvollzieher mit einer Zwangsräumung, in einem extremen Einzelfall muss eine Familie, die wie viele andere nach der Migration nicht direkt in den Bezug von Sozialleistungen kommt, seit Wochen ohne Strom leben und dementsprechend abends mit einem kleinen Gaskocher kochen.

Aber was hat sich in den letzten 20 Jahren verbessert? (1) Nach dem Ausbau der Kita im Wohnblock gibt es jetzt deutlich mehr Platz und Kapazität. Die Anzahl der betreuten Kinder ist von 90 im Jahr 2000 auf 165 im Jahr 2022 gestiegen. Neben Hort und Kita kam vor 10 Jahren im Rahmen einer Erweiterung eine Krippe hinzu. Die ausgeweitete Betreuungskapazität

hat zum einen den Vorteil, dass die soziale und kognitive Entwicklung der Kinder gefördert wird, weil die Kita eine reizintensivere Umwelt ist als die elterliche Wohnung. Zum anderen hat sie den Vorteil, dass besonders auch Frauen vermehrt am Arbeitsmarkt partizipieren können. Dass der Bedarf an Kitaplätzen immer weiter gewachsen ist, liegt nicht an einem Bevölkerungswachstum. Die Geburtenzahlen sind in der Kleinstadt relativ konstant, sie liegen bei 400 Kindern pro Jahr, mal 20 mehr, mal 20 weniger. Der ‚Knick‘ in der demografischen Entwicklung, von dem Deutschland insgesamt im Jahr 2010 betroffen war, machte sich in der Kleinstadt nicht bemerkbar. (2) Dass der Bedarf an Kitaplätzen immer weiter gewachsen ist, liegt an einem gesteigerten Bewusstsein dafür, wie wichtig ein früher Eintritt ins Bildungssystem ist. Ulrike erinnert sich, dass vor 20 Jahren viele Kinder erst mit 5 Jahren in die Kita kamen. Trotz einem insgesamt gestiegenen Bewusstsein gibt es auch heute noch Kinder, die ohne jegliche vorschulische Bildungserfahrung in die Grundschule kommen.

(3) Die Kleinstadt hat sich als Kommune politisch dafür entschieden, dass Familien keine Kitagebühren in der Kernbetreuungszeit am Vormittag, von 7 bis 13 Uhr, zahlen müssen. Auch längere Betreuungszeiten sind sehr viel preiswerter geworden (ein Platz bis 14 Uhr kostet 34 Euro pro Monat, bis 15 Uhr 68 Euro und ein Ganztagsplatz 132 Euro). Familien, die sich die längere Betreuungszeit nicht leisten können, können einen Antrag auf Kostenübernahme bei der Jugendhilfe stellen. Die Kosten für das Mittagessen können vom Jobcenter übernommen werden. Im bürokratischen Prozess unterstützen die Leitungen der Kitas und die Erzieherinnen. Nur die 7 Euro pro Monat für das Frühstück müssen alle Eltern selber zahlen, was nach Ulrike vielen Familien nicht leicht fällt. Ein Lokalpolitiker der SPD beschreibt die vielen Kinder in der Kleinstadt als Fluch und Segen zugleich. Zum einen seien Kinder natürlich ein Geschenk und die Kleinstadt werde als Stadt mit einer der jüngsten Altersstrukturen des Bundeslandes gelobt. Zum anderen koste aber jedes Kind, das in die Kita geht, den städtischen Haushalt 1.000 Euro pro Monat, was neben der hohen Arbeitslosenquote der wichtigste Grund für die knappe Haushaltsslage sei.

(4) Auch im sprachlichen Bereich gab es Ulrike zufolge Verbesserungen innerhalb der letzten 20 Jahre. Ab 2003 fing es langsam an mit den ersten Sprachkursen für Mütter („Mama-lern-Deutsch-Kurse“). Ulrike erinnert sich an einen mühseligen Start. „Die ersten Mütter sind irgendwann einfach nur gekommen, damit ich aufhöre sie zu nerven.“ Wegen Mund-zu-Mund-Propaganda kamen dann allmählich immer mehr Mütter. Auch weil die Familien immer länger in Deutschland lebten, bauten sie sukzessive Vertrauen gegenüber Organisationen wie der Kita auf. Heute ist eine Sprachförderkraft speziell für Ulrikes Kita und eine andere Kita im Wohnblock eingestellt. Ansonsten laufe die Sprachförderung bei ihnen „alltagsintegriert, viel

halt mit Liedern, mit Malen, mit Fingerspielen und Bilderbüchern“. Trotz der Verbesserungen kommt Ulrike insgesamt zu einem ernüchterndem Urteil bei den Sprachkenntnissen:

**Malte:** Und ja, wie entwickeln sich die Sprachkenntnisse der Kinder bei euch in der Kita? Wie sind sie, wenn sie kommen, und wie sind sie, wenn sie gehen?

**Ulrike:** Also wenn sie kommen, da hat wirklich noch ein relativ hoher Prozentsatz, kommt noch mit wenig Sprachkenntnissen. Wir haben aber jetzt gerade in den letzten zwei Jahren auch feststellen müssen, dass wir doch auch etliche Kinder trotz allem in die Schule abgeben, und sie sprechen immer noch nicht gut Deutsch.

Wir haben jetzt auch, gerade jetzt bei der Gruppe an Schulkindern die wir in diesem Jahr abgegeben haben, haben wir tatsächlich auch Konstellationen gehabt, dass sich Kinder zusammengeschlossen haben und wirklich beharrlich immer Muttersprache gesprochen haben ja. Ich denke jetzt gerade an eine Gruppe, das war ne Gruppe, 4 oder 5 Mädchen, ja, und die haben, also wenn die zusammen gespielt haben, haben die wirklich immer ausschließlich nur Türkisch gesprochen. Und das war ganz ganz schwierig, dagegenzuwirken. Weil wir ja nicht sagen, du darfst deine Muttersprache nicht sprechen. Das das machen wir nicht, weil das auch eine Wertschätzung der Muttersprache ist, also wir verlagern uns dann eher drauf, zu sagen, woa, jetzt kann ich gar nichts verstehen, kannst du es noch mal so sagen, dass ich es auch verstehe.

(5) Auch im Bereich der Gesundheit habe es Verbesserungen gegeben. In der Vergangenheit stellte Ulrike zufolge ein Zahnarzt fest, dass die Zahngesundheit in den Kitas neben dem Wohnblock „extrem schlecht“ ist, „kreisweit wirklich ganz abgeschlagen“. Durch Präventionsarbeit mit regelmäßigen Reihenuntersuchungen in den Kitas, Florid-Behandlungen und Elternarbeit sei die Zahngesundheit wesentlich besser geworden. Das Gesundheitsamt organisiert eine Schuleingangsuntersuchung in den Kitas, um frühzeitig festzustellen, ob es einen besonderen Förderbedarf gibt, etwa in Form von Logopädie oder Ergotherapie. Wegen der Auffälligkeiten in der Grobmotorik, die sich aus beengten Wohnverhältnissen ergeben, legt Ulrikes Kita einen Schwerpunkt auf Bewegung, nicht nur im Turnraum und Garten der Kita, sondern auch im Rahmen von naturpädagogischen Angeboten in Wäldern und Wiesen.

(6) Im Bereich des Geschlechterverhältnisses beobachtet Ulrike eine Konvergenz bzw. eine Aufweichung der geschlechtsspezifischen Erziehung. Zwar würden einige Jungen nach wie vor im Gegensatz zu Mädchen verwöhnt. Aber Situationen, in denen etwa Eltern auf sie zukamen und sagten, ihr Sohn müsse den Tisch nicht decken, oder in denen Schwestern ihre Brüder bedienten, Frühstücksgeschirr, Schuhe oder Jacken wegräumten, sind im Laufe der Zeit immer seltener geworden.

(7) Prinzipiell verbessert habe sich schließlich auch die Zusammenarbeit mit den Eltern. Vor 20 Jahren ging es Ulrike zufolge erstmal darum, dass Elternveranstaltungen überhaupt besucht wurden. Sie erinnert sich an Elternnachmittage, an denen sie mit nur 3 Müttern zusammensaß. Das habe sich sukzessive aufgebaut und heute seien Elternveranstaltungen gut besucht. Ihr Team versuchte immer, auch die Väter mehr in die Einrichtung mit einzubinden,

was mittlerweile auch immer besser gelinge. Zuvor gab es eine klarere Rollenverteilung, die auch viele Mütter immer wieder als Wunsch ausdrückten: „Hier in der Kita sind wir zuständig. Unsere Männer machen das eher in der Moschee.“ Von verschiedenen Erzieherinnen hörte ich, dass Eltern grundsätzlich ihren Rat als Expertinnen gerne annehmen. Als Abschluss des Abschnitts zur vorschulischen Bildung zitiere ich Ulrikes Beobachtungen zur herausfordernden Situation für Eltern in armutsgeprägten Lagen und zu Mustern im Erziehungsstil in Gänze:

**Ulrike:** Prinzipiell wollen alle Eltern das Beste für ihr Kind. Nicht alle Eltern sind in der Lage, das so umzusetzen, wie wir das vielleicht als gut bezeichnen würden. Und da spreche ich auch für die anderen Kitas im Wohnblock. Ich seh das jetzt auch gar nicht unbedingt unter Vernachlässigung, sondern das ist tatsächlich wirklich, dass das Geld wahnsinnig knapp ist. Und in nichts wirst du ja auch so unvorbereitet reingeworden wie ins Eltern-Werden. Fürs Autofahren brauchst du nen Führerschein. Ja, für die meisten Tätigkeiten brauchst du zumindest eine kurze Anleitung, Lernphase, aber Eltern, wirst du einfach. Und diese, diese Großfamilien funktionieren ja auch nicht mehr, wo früher von Großeltern gelernt wurde, und und und. Und jeder stellt sich eigentlich vor, du bekommst dein Kind, und okay natürlich, das wird mal weinen es wird mal schreien oder sowas, aber ansonsten ist das Kind ja froh und macht und tut das was ich möchte. Aber dass das, dieses kleine Wesen, wirklich vom ersten Atemzug schon seinen ganz eigenen Willen hat, und eine eigene Persönlichkeit hat, das ist vielen gar nicht bewusst. Und selbst die Familien, wo es tatsächlich nachher zu einer Inobhutnahme [durch das Jugendamt] kommt, das sind keine Familien, wo jetzt den Kindern mutwillig geschadet wird, also mit Absicht, ich will meinem Kind wehtun oder sowas, sondern das ist einfach das Unvermögen entsprechend umzugehen.

**Malte:** Und was machst du so für Beobachtungen zum Erziehungsstil der Eltern? Also mir ist bewusst, der ist wahrscheinlich ganz unterschiedlich, je nach Familie, aber vielleicht hast du bestimmte Muster schon gesehen.

**Ulrike:** Also bei ganz vielen unserer Familien ist eigentlich so die Überzeugung, die richtige Erziehung, die fängt eigentlich erst später an. Also im Kindergartenalter lässt man gerade die Jungs eigentlich im Prinzip machen was sie wollen, also da kann's auch passieren, dass die Mutter getreten wird und sowas, und da gibt's dann auch keine Rückmeldung, weil die Erziehung fängt ja eigentlich erst, ja frühestens mit 6, 7 oder noch später an. Und das hat man oftmals wirklich gerade an den Jungen festgestellt, dass die noch nie gehört haben, dass irgendjemand auch mal nein gesagt hat, dass es Regeln gibt. Aber auch das hat sich wirklich mittlerweile, verändert sich das, ja.

Also viele Eltern wissen nicht, wie sie in bestimmten Situationen reagieren sollen. Deswegen gibt es auch Kurse wie zum Beispiel „Starke Eltern, starke Kinder“, wo Eltern eigentlich im Prinzip angeleitet werden, was kann ich machen, wie begleite ich zum Beispiel mein Kind sprachlich, wie gehe ich in der Konfliktsituation um, wie gebe ich meinem Kind Freiräume, ja, und bin nicht überhütend, sondern geb meinem Kind auch die Möglichkeit, zu experimentieren, auszuprobieren, eben auch selbstständig zu werden. Da sind viele, viele Eltern wirklich wortlos, ja, und setzen wirklich ganz, ganz oft Handy und Fernseher schon noch mit als Erziehungsmittel ein. In der Tat ist halt schon, dass der Fernseher schon der Familienmittelpunkt häufig ist. Dass Kinder viel Zeit, oder vielleicht mittlerweile gar nicht mehr unbedingt der Fernseher, sondern jetzt das Tablet oder das Handy. Das kann jedes, das kann tatsächlich wirklich jedes Kind benutzen, wie ein Handy funktioniert, und die einzelnen Funktionen. Oftmals wirklich auch, weil viele auch nicht wissen, ja wie gestalte ich denn, wenn ich jetzt den Fernseher *nicht* anschalte, ja, was kann denn mein Kind stattdessen machen. Welche Spiele gibt es, ja, wie schaue ich mir mit nem Kind ein Buch an.

### *Case Study einer Schule in der Nähe des Wohnblocks*

In Bezug auf das Spektrum von Möglichkeiten, die sich verschiedenen Individuen im Lebensverlauf öffnen, ergibt sich ein Trilemma (Fishkin, 2014, S. 53). Gesellschaften können jeweils zwei, aber nicht alle drei der folgenden Ziele erreichen: (1) Faire Lebenschancen für alle, (2) das Prinzip eines fairen Wettbewerbs, in dem die jeweils Leistungsstärksten in einem Bereich die begehrtesten Positionen in diesem Bereich bekommen und (3) die Organisation der Kinderziehung innerhalb von Kernfamilien. Die gegenwärtige soziale und ökonomische Ordnung orientiert sich daran, die Ziele (2) und (3) zu erreichen. Ziel (1) ist ausgeschlossen, denn Eltern geben die Vor- und Nachteile ihrer sozioökonomischen Lage an die nächste Generation weiter.

In Deutschland erfolgt die Separierung der Schülerinnen und Schüler nach Leistung zu einem besonders frühen Zeitpunkt im Alter von 10 Jahren. Gerade in den ersten 10 Jahren ist der Einfluss der Eltern auf die Fähigkeiten ihrer Kinder besonders ausgeprägt. Diejenigen, die aufs Gymnasium gehen können, bekommen die besten Chancen, sich auf die Hochschule vorzubereiten. Weil die *college boys* auf diesem Weg größere Hindernisse überwinden mussten, ist davon auszugehen, dass sie intelligenter sind als Personen aus Mittelklasse-Haushalten, die ähnliche Leistungen erreichen. Für *corner boys* gilt hingegen, dass die Schulerfahrung eine Erfahrung des Scheiterns ist. „Das Schulsystem wird weniger als Instrument der Befreiung durch Bildung denn als Repressionssystem wahrgenommen. Die Sanktion der Note fällt wie ein Fallbeil“ (Jaquet, 2021, S. 63).

Nach dem Verstärkungssaxiom in der Psychologie führt die erfolgreiche Lösung einer Aufgabe dazu, dass sich positive Einstellungen gegenüber dem Aufgabenbereich festigen, während ein Scheitern an der Aufgabe zu Entmutigung und zu einer folgenden Vermeidung des Aufgabenbereichs führt (Giele, 2009, S. 246). Positive Einstellungen gegenüber der Schule sind sehr voraussetzungsreich und haben Auswirkungen auf den gesamten weiteren Lebensverlauf. Wer früh positive Lernerfahrungen macht, erhöht nicht nur die Motivation, sondern auch die Effizienz weiterer Lernerfahrungen. Erlernte Fähigkeiten in einem Bereich erhöhen das Lernpotenzial in anderen Bereichen (auf Englisch beschreiben die Ausdrücke *cross-fertilization* und *skill begets skill* dieses Phänomen) (Alwin et al., 2016, S. 473). Als Folge ergibt sich eine Polarisierung. Der Abstand zwischen *corner boys* und *college boys* vergrößert sich. In diesem Prozess entwickeln und festigen sich auch die Selbstbilder. Labels wie „schlau“, „fleißig“, „dumm“ oder „faul“ beeinflussen, wie jemand von Mitschülern wahrgenommen wird. Schüler mit schwachen schulischen Leistungen können ihr Scheitern rationalisieren und eine alternative Statusordnung etablieren, um ein positives Selbstbild trotz ständig schlechter

Bewertungen durch Lehrkräfte aufrechtzuerhalten. Sie erfahren eine Bestätigung ihres Verhaltens in der Rolle als ‚harte Burschen‘. Disziplinlosigkeit gegenüber Lehrkräften kann Respekt oder Bewunderung bei anderen Mitschülern einbringen, die erleichtert sind, dass die Bestrafungen nicht sie selbst treffen und die Verzögerungen im Unterricht dankbar annehmen.

Seit dem „PISA-Schock“ im Jahr 2000 weisen schulische Leistungserhebungen nach, dass postmigrantische Kinder vergleichsweise schwach abschneiden, was jeweils eine routinierte Debatte mit einer Defizitperspektive auf diese Kinder auslöst. Zwischen 2007 und 2017 zeigen Daten zu Schulabschlüssen jedoch eine deutliche Verbesserung: Das (Fach-)Abitur erreichten 2017 etwa 19 Prozent der postmigrantischen 15 bis 20-Jährigen, im Vergleich zu einem Anteil von 8 Prozent im Jahr 2007 (Widmann-Mauz, 2019, S. 148). Auch die Realschulabschlüsse nahmen in diesem Zeitraum zu, während Hauptschulabschlüsse um 20 Prozentpunkte abnahmen. Nach der Corona-Pandemie, im Oktober 2022, sorgte allerdings eine Studie des Instituts für Qualitätsentwicklung im Bildungswesen (IQB) wieder für Aufregung, weil sie nachwies, dass Viertklässler heute besorgniserregend schlechter schreiben, lesen und rechnen können als noch vor einigen Jahren, wobei die Schere zwischen sozial benachteiligten und zugewanderten Kindern und Kindern aus privilegierten Familien weiter aufgegangen ist (Stanat et al., 2022, S. 281).

Eine Schule, an der viele dieser Entwicklungen – immer mehr postmigrantische Schülerinnen und Schüler im Gymnasialzweig, schwächere Schulleistungen nach der Corona-Pandemie – zu beobachten sind, ist die kooperative Gesamtschule in unmittelbarer Nähe des Wohnblocks. Es handelt sich um eine Schule, die im Schulverwaltungsdeutsch als Schule mit niedrigem Sozialindex bezeichnet wird. Der Sozialindex hängt von der Anzahl der Kinder ab, die Grundsicherung erhalten, die zugewandert sind und die Deutsch nicht als Familiensprache sprechen. Er soll dabei helfen, bestimmte Ressourcen zielgenauer auf die Schulen zu verteilen.

Bevor ich Expertinneninterviews mit zwei Lehrerinnen und einer Schulsozialarbeiterin durchführte, bekam ich den Eindruck, dass die Schule mit einer starken Stigmatisierung konfrontiert ist. Zwei Beispiele: Als ich im privaten Kontext auf eine Lehrerin im Referendariat in einer anderen Stadt traf und ihr von meiner Dissertation erzählte, stellte sich heraus, dass sie zuvor an der Schule in der Kleinstadt ein Praktikum gemacht hatte. Sie sagte: „Das geht ab da! Im Hauptschulzweig, 9. Klasse, da fliegen dir die Zettel um die Ohren, wenn du welche verteilst.“ Der *college boy* Saad (22, Ingenieursstudent) erinnert sich an seine Zeit an dieser Schule und sagt: „Und Sie können jeden fragen, die Toiletten waren wirklich vollgepisst auf den Boden, und da war manchmal sogar Scheiße vermischt, und Zigaretten auf dem Boden.“ Um gegen eine solche Toilettenbeschmutzung vorzugehen, etablierte die Schule 2022

einen Toilettenplan im Messenger, über den sie nachvollziehen kann, welches Kind wann auf der Toilette war. Das Problem der Zigaretten auf dem Boden erklärt sich dadurch, dass es nach Vorschriften des Schulministeriums keine Raucherecke auf dem Schulhof geben darf und dass die Schülerinnen und Schüler den Schulhof wegen der Aufsichtspflicht nicht verlassen dürfen.

Die Schülerinnen und Schüler an dieser Schule kommen aus 45 verschiedenen Nationen. Ungefähr 20 Prozent wohnen nach Einschätzung der Lehrkräfte im Wohnblock. Im pädagogischen Personal der Kleinstadt ist bekannt, dass Kinder und Jugendliche hier überdurchschnittlich viele Sprachen sprechen können, dass sie diesen Kompetenzbereich aber meist gar nicht als Stärke empfinden. Eine Schulsozialarbeiterin lacht und sagt: „Es ist was Besonderes wenn man an der Schule auf nen [autochthonen] Deutschen trifft.“ Eine Lehrerin sagt, im Gymnasialzweig gebe es schon einige autochthone Deutsche, im Realschulzweig auch mal ein oder zwei. Gleichzeitig gebe es viele etwa marokko- oder türkeistämmige Schülerinnen und Schüler, die als erste ihrer Familien den Gymnasialzweig besuchen, was sie stolz erzählten und worauf auch ihre Eltern stolz seien. Die Kategorisierung nach Herkunft spielt der Lehrerin zufolge eine große Rolle an der Schule.

**Helen:** Es sind oft Kinder, die sagen wir sind Ausländer, oder wir sind die von der Straße. Es ist gar nicht gemeint jetzt, dass die deutschen Kinder zu den ausländischen Kindern sagen, dass das Ausländer sind, sondern die ausländischen Kinder das von sich selber sagen, ne, also dass da auch so sehr, ja von denen selber eigentlich so ein Schubladendenken kommt, hab ich so das Gefühl. Also das ist natürlich auch irgendwie von der Gesellschaft, glaub ich oft, dass denen so der Stempel aufgedrückt wird. Und ich bin dann eigentlich immer eher diejenige die sagt, also da immer versucht gegenzuwirken.

Eine zunehmende ‚Straßenorientierung‘ beobachtet die Lehrerin auf allen Schulzweigen, am extremsten sei sie aber auf dem Hauptschulzweig. Sie und andere Lehrkräfte haben das Gefühl, dass das „natürliche Respektempfinden“ abgenommen habe.

Bei den Lehrkräften an der Schule handelt es sich um ein junges Kollegium. Die drei Expertinnen vermitteln mir geschlossen den Eindruck, dass die meisten Lehrkräfte motiviert sind und sich bewusst dafür entschieden haben, in einem benachteiligten Umfeld zu unterrichten. Bei belastenden und frustrierenden Situationen unterstützen sie sich gegenseitig im Team und können mit der Unterstützung des beliebten Schulleiters rechnen. Diskriminierung von Lehrkräften gegen Schülerinnen und Schüler aufgrund ihrer Herkunft scheint nach den Ausführungen der drei Expertinnen kein Phänomen zu sein – abgesehen vom Einzelfall einer Lehrerin, die durch diskriminierende Äußerungen negativ auffällt. Viele Lehrkräfte sind selbst postmigrantisch, unter ihnen Dounia, die auch in einer Hochhaussiedlung aufwuchs. Sie erzählt mir, dass die Schülerinnen und Schüler sie immer als erstes fragen, woher sie komme, und dass die Reaktion dann immer sei: „Endlich mal eine von uns!“

Über die Folgen der Corona-Pandemie berichtet die Lehrerin Helen:

**Helen:** Man merkt den Kindern an, dass die ne zeitlang nur in ner abgespeckten Version Schule hatten. Und klar, man merkt halt, je mehr die Eltern da im Hintergrund machen konnten, umso mehr ja konnte das in der Entwicklung der Kinder ausgeglichen werden. Das Problem ist ja, dass es alles auch aufeinander aufbaut, ne, wenn die Kinder zum Beispiel in der 4. Klasse zuhause waren fehlt denen zum Beispiel diese Entwicklung, in einer Lerngruppe mit 25 Leuten leise zu arbeiten, und dann zieht sich das natürlich, dann funktionieren natürlich auch wieder andere Sachen nicht. Man kann grundsätzlich sagen, dass das Leistungsniveau einfach ein Stück weit runtergegangen ist. Also wenn man ältere Kollegen fragt, ist es so, die sagen, die Klassenarbeit die ich vor 10 Jahren gestellt hab, kann ich heute nicht mehr stellen.

Aber ja, es gibt auch immer fleißige Kinder [lacht], es klingt jetzt so negativ, es gibt natürlich auch ganz viele tolle Kinder, die halt fleißig sind und die ganz viel, ganz viel lernen.

Eine weitere Folge der Corona-Pandemie fällt der Lehrerin Dounia ein: „Während es früher zwei Schüler waren, die bei einer Klassenfahrt nicht mitfahren wollten, sind es mittlerweile schon vier oder fünf.“

Die Schulsozialarbeiterin Nadine beobachtet einen problematischen Medienkonsum, Cyber-Mobbing, auch mithilfe von Foto- oder Videoaufnahmen, und schnelles Gereiztsein unter den Schülerinnen und Schülern. Oft erlebt sie Streits, die wegen Kleinigkeiten (zum Beispiel Auf-das-Blatt-Kritzeln, wenn ein Schüler gerade eine Aufgabe extra schön erledigt hat) anfangen und sich dann hochschaukeln. „Man wirft einen mitm Stift ab, der wirft mit dem Mäppchen zurück, und dann kommt direkt ein Tisch geflogen.“ Bei eskalierenden Konflikten geht sie als Schulsozialarbeiterin in Klassen und holt die „Streithähne“ aus dem Klassenraum, wenn von der Lehrkraft eine Anfrage kommt, etwa in der Form: „Ich komm grad nicht zurecht, ich brauche Hilfe. Ich *kann* so nicht unterrichten.“ Als ich Nadine nach typischen Fällen in ihrer Einzelfallhilfe frage, antwortet sie:

**Nadine:** Schulabsentismus, psychische Belastung, Selbstverletzung, Suizidgedanken, Mobbing, Probleme in der Familie und Probleme mit sich selbst. Selbstbewusstsein, dass man sagt, ich fühl mich in meiner Haut nicht wohl, ich bin irgendwie nicht die Person die ich sein möchte, ich bin einfach unzufrieden mit meinem Leben, gerade, und ich möchte's gerne ändern. Ganz oft läuft's in Richtung Depressionen. Dass wir auch sagen, ne Therapie wäre sinnvoll, passiert ganz ganz oft nicht, weil die Eltern sagen, ich möcht nicht dass du zur Therapie gehst, du bist nicht gaga im Kopf. Ich hab auch Schüler bei mir sitzen, Einzelfälle, die sagen mir auch ganz klar, ich geh auch während der Schulzeit kiffen. Viele sagen halt, ja, ich muss zwischendurch einfach mal einen Joint rauchen gehen, weil ich mich beruhigen muss, meine Klasse ist so anstrengend, ich brauch das, um mal wieder runterzufahren, um einfach da mich reinsetzen zu können, einfach alles an mir vorbeisweben zu lassen. Wir wissen von Schülern, die von irgendwelchen Drogendealern die Verstecke auseinandernehmen, und die Sachen dann auf dem Schulhof verkaufen.

Die Gründe für Schulabsentismus sind vielfältig: Ablehnung der Organisation Schule, Probleme in der Familie, Mobbing durch Gleichaltrige, Orientierung an schwänzenden Peers, Schulphobie, ein Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom oder ein geringes Selbstwertgefühl (Wagner,

2012, S. 43). Wer die Schule schwänzt, neigt auch zu anderem deviantem Verhalten, wie etwa Drogenkonsum oder Diebstahl. Eine Längsschnittstudie zeigt, dass ehemalige Schulschwänzer später im Leben seltener eine Berufsausbildung abschließen und öfter ungelernter Erwerbsarbeit nachgehen oder in berufsvorbereitenden Maßnahmen anzutreffen sind (ebd., S. 36). Das Schulschwänzen ist keineswegs nur ein Problem für die Jugendlichen. Auch die Schulen und die Schulpolitik müssen sich fragen, warum sie nicht ein Angebot bereithalten, in dem alle sich sozial und emotional unterstützt fühlen (ebd.).

Die Schulsozialarbeitenden in der Kleinstadt vermitteln geschlossen den Eindruck, dass die Schulen schwer überlastet sind. Historisch gesehen seien immer mehr Themen der Erziehung an die Schulen herangetragen worden. In der Öffentlichkeit werde wie selbstverständlich erwartet, dass die Schulen Wissen zu Computern, Medien, Verkehrserziehung, Zahngesundheit, Ernährung, Drogenprävention und Berufsorientierung vermitteln. Das sei angesichts der regulären Lehrpläne vollkommen unrealistisch. Nebenbei müssten Kinder auch Lesen und Schreiben lernen.

Was erfahre ich von den drei Expertinnen über die Eltern und deren Kooperation mit der Schule? Der Lehrerin Dounia fällt auf, dass die Anschaffung von Schullektüre vielen Eltern schwerfällt. Auch wenn ein Buch nur 7 Euro koste, summieren sich solche Kosten in kinderreichen Familien. In den folgenden Ausführungen berichtet die Lehrerin Helen über die Partizipation an Elternabenden und gibt Beispiele, wie sie die Kinder als „Spiegelbild der Eltern“ erlebt:

**Helen:** Also wenn man mal sagt, bei nem Elternabend, nehmen wir mal so das Beispiel, das ist ja so ne ganz gute Rückmeldung, dann kriegt man wenn man jeweils 20, also 20er Klassen hat, sitzt man vielleicht in der Hauptschule mit 6 Leuten da, in der Realschule so mit 15, 10-15, und im Gymnasialzweig mit 18 Eltern oder so.

Grundsätzlich ist es oft so, dass die Kinder tatsächlich oft son bisschen Spiegelbild der Eltern sind. Also manche Eltern sind sehr verständnisvoll, wenn man ein Elterngespräch macht, zum Beispiel wegen negativen Leistungen. Andere, ja, sind da schon, ja wie soll man das sagen [lacht leise], sehr anti sozusagen, ne das kommt immer drauf an. Das ist halt unterschiedlich, es gibt auch natürlich Eltern, die grundsätzlich sehr liebevoll sind.

Oder das sind natürlich auch so Sachen, wie das klassische Beispiel, man merkt das, wenn man zum Beispiel nen Elternzettel rausgibt, und ne Unterschrift braucht, und das Kind ist grundsätzlich dadurch bekannt, hat nie Hausaufgaben dabei, nie das Material, und dann geht es darum, Elternzettel rauszugeben, und auf die Unterschrift wartet man dann 4 Wochen [lacht]. Oder wenn es dann irgendwie Sachen sind, die Eltern halt irgendwie machen sollen, erledigen sollen, und da passiert auch nichts, dann weiß man, ah ok, das Kind hat's ja eigentlich auch nur so gelernt, macht's ja einfach nur so wie die Eltern, ne also wenn man bei den Eltern schon merkt, da ist nicht son strukturierter, organisierter Alltag, die Eltern gucken nicht nach den Sachen, ja dann ist das Kind oft auch so, weil's halt das so gelernt hat.

Genauso ist zum Beispiel auch, wenn ein Kind, wenn sich das so sehr viel aufregt, zum Beispiel, oder immer sehr laut wird, und man dann die Eltern bei nem Elterngespräch sitzen

hat, und die Eltern auch laut werden, dann weiß man ja auch schon, ah ok, das Kind hat sich das halt einfach auch ein Stückweit von den Eltern abgeschaut.

Durch meine Arbeit als Streetworker erlebte ich bisher 2 Schulklassen aus eigener Erfahrung, weil diese in der Organisation zu Besuch waren. In meinen Feldnotizen steht zu diesen Anlässen:

Die Hauptschulklasse der 9. Klasse besteht aus insgesamt 17 Schülerinnen und Schülern. Zwei von ihnen sind Schulverweigerer, wie der Lehrer sagt (oder Schulvermeider, wie es die Organisatorin der Veranstaltung bewusst ausdrückt). 6 sind an diesem Tag in der Grippezeit krank. Das heißt, dass insgesamt 9 Schülerinnen und Schüler heute anwesend sind. 3 von ihnen sind relativ neu in Deutschland und noch unsicher mit der Sprache. Der Lehrer ist türkeistämmig, beliebt und einfühlsam und trägt sehr legere Kleidung. Er erzählt, dass er als Kind mehr Zeit zum Lernen brauchte als andere, dass er aber trotzdem ein „starker Gymmischüler“ war, weil seine Eltern feste Schreibtischzeiten für seinen Alltag einrichteten. Ein Schüler scheint der ‚Besserwisser‘ der Klasse zu sein. Eine Schülerin hat durchgesetzt, dass sie nie vor der Gruppe sprechen muss. Als wir eine Kennenlernrunde machen, besteht sie trotz mehrfacher Ermutigung der Organisatorin darauf, nichts zu sagen. Der wichtigste Programmpunkt ist heute ein Theaterstück mit einer Schülerin als Protagonistin, die unter extremer Prokrastination leidet. Die Schülerinnen und Schüler partizipieren am Theaterstück. In den Reflexionsrunden wird deutlich, dass wir mit ihnen richtig arbeiten können. Am Ende fragt die Organisatorin, welche beruflichen Pläne die Schülerinnen und Schüler verfolgen. Die meisten wissen noch nicht, was sie beruflich machen wollen, viele wollen weiter zur Schule gehen. Mantrahaft wiederholen fast alle: „Mit einem Hauptschulabschluss kann man nicht viel machen.“ An anderer Stelle sagte mir eine Hauptschülerin: „Ich bin eine der besten in der Klasse, aber die Klasse ist total schlecht.“

Die 8. Realschulklasse, für die mein Kollege und ich heute ein 90-minütiges Programm vorbereiten, hat den Ruf einer schwierigen Klasse. Die Klassenlehrerin und eine Schulsozialarbeiterin haben verschiedene Probleme identifiziert: Homophobie, Konflikte um Religion, mangelnder Zusammenhalt in der Klasse, jeder und jede sei sehr mit sich selbst beschäftigt.

Unter den 26 Schülerinnen und Schülern gibt es eine Christin, der Rest ist muslimisch. Von den Mädchen tragen die meisten ein Kopftuch. Die Klassenlehrerin sagt mir vorher, ich solle am besten nicht nach der Religionszugehörigkeit fragen, weil diese Frage die Christin so an den Rand stellen würde. Als ich meinem muslimischen Kollegen davon erzähle, hinterfragt er diese Einstellung. Religion müsse ein Thema sein, über das man ganz locker reden könne. Tabuisierungen seien schädlich. Ich stimme ihm zu: Kinder merken an den Gesichtsausdrücken der Erwachsenen, wenn es ein heikles Thema gibt. Das kann zu einem unbewussten Unbehagen führen, ähnlich wie in dem Beispiel, in dem ein Kleinkind in einer U-Bahn nach der schwarzen Hautfarbe eines Passagiers fragt. Unterbinden die Eltern die unschuldige Frage durch einen strengen Gesichtsausdruck, verbindet das Kind die schwarze Hautfarbe mit einer negativen Erinnerung.

Als die Klasse heute in der Organisation ankommt, ist die Freude auf beiden Seiten groß, weil mein Kollege und ich viele der Schüler und auch einige Schülerinnen schon aus unserer Arbeit als Streetworker kennen. Um die Klasse während des Programms ruhig zu halten, ermahnt die Klassenlehrerin unruhige Schüler ständig durch ein strenges „Shhh!“. Es herrscht auch die Regel, dass nur maximal ein Schüler gleichzeitig zur Toilette gehen darf.

In der Klasse gibt es verschiedene Fraktionen. Zwei Mädchen sind sehr selbstbewusst und melden sich bei fast jeder Frage. Zwei andere Mädchen sind etwas schüchterner, aber scheinbar sehr intelligent. Auch sie melden sich einige Male. Mein Kollege und ich bereiten

ein gruppendynamisches Spiel für die Klasse vor. Diese zwei Mädchen finden nach einiger Zeit die Lösung des Spiels. Später sagt die Klassenlehrerin: „Wenn ihr mich vorher gefragt hättet, wer die Lösung finden wird, ich hätte gesagt: Diese beiden Mädchen.“ Insgesamt scheint die Klasse den Befund aus der Forschung zu bestätigen, dass der Geschlechtsunterschied in den Schulleistungen in sozioökonomisch benachteiligten Schulen stärker ausgeprägt ist (Kruse & Kroneberg, 2022, S. 65).

Einige Jungen fallen heute vor allem durch abschätzig kommentare auf. Einigen fällt es schwer, ruhig sitzenzubleiben. Die Klassenlehrerin sagt später: „Gerade die, die sich oft über andere lustig machen, sind diejenigen, die selbst Baustellen haben. Ein Grund, warum ein Kind den Unterricht stört, kann sein, dass es die Inhalte nicht versteht.“ Schließlich gibt es in der Klasse die Fraktion derjenigen Jungen und Mädchen, die sich wegen der Gefahr, ausgelacht zu werden oder abschätzig kommentare auszulösen, kaum trauen, etwas zu sagen.

Mein Kollege und ich haben ein Theaterstück vorbereitet, in dem wir über den Islam diskutieren. Anschließend moderiert mein Kollege eine Diskussion zum Islam. Die Lehrerin sagt später beeindruckt: „Einige von denen haben ja wirklich Ahnung vom Islam!“ Offenbar ist dies ein Kompetenzbereich ihrer Schülerinnen und Schüler, von dem sie bisher nichts wusste.

In der Reflexionsrunde zum Theaterstück gibt es viele Diskussionen zum Thema, was halal und was haram ist. Eine Schülerin berichtet von einer Diskussion darüber, ob es haram sei, bei „Mäcces“ einen BicMac zu essen. Auf der einen Seite sei es Rindfleisch, auf der anderen Seite aber nicht von einem Moslem geschlachtet. Allgemein erlebe ich oft, wie bedeutend der Unterschied zwischen haram und halal für einige Jugendliche ist. Zwei extreme Beispiele: Einmal sagt mir ein 12-jähriger muslimischer Bulgare zu einem Sozialarbeiter mit Tattoos, dass Tattoos haram seien und dass alle Tätowierten in die Hölle kämen. Ein anderes Mal bittet ein sehr höflicher, streng gläubiger Junge uns, ein Sportprogramm künftig ohne Musik durchzuführen, weil Jugendliche am Vortag einen Song von Eminem gespielt hatten.

Mein Kollege vermittelt der Schulklasse heute das Lernziel, dass es nicht richtig ist, andere zu verurteilen. Er gibt außerdem zu bedenken, dass es im Islam verschiedene Rechtsschulen mit unterschiedlichen religiösen Regeln gibt.

## *Peergroup*

Auf der Weggabelung zwischen *corner boys* und *college boys* kommt es entscheidend darauf an, welche Personen die jungen Menschen kennenlernen und mit wem sie sich verbunden fühlen. Peergroups sind relativ freiwillige Zusammenschlüsse von Individuen einer Altersgruppe (Gecas, 2004, S. 376). Sie basieren auf freundschaftlichen Verbindungen und bieten eine Komfortzone und einen Rückzugsort, an dem junge Menschen sich entspannen und von dem Druck aus der Schule oder Familie erholen können (ebd., S. 377). Die Schule ist eine Umwelt, die die Entstehung von Peergroups fördert, denn sie setzt große Gruppen von Kindern einer Altersgruppe ähnlichen sozialen Bedingungen aus (ebd.).

Bei der Formierung von Peergroups unterscheiden McFarland et al. (2014) zwischen drei Mechanismen, die sich anwenden lassen, um die mit steigendem Alter zunehmende Segregation von *college boys* und *corner boys* zu erklären: (1) Homophilie bezeichnet die Präferenz, enge Beziehungen mit Personen einzugehen, die ähnliche Merkmale,

Verhaltensweisen und Einstellungen aufweisen. Homophilie ist zum Teil das Resultat einer strukturellen Segregation von Wohngebieten und damit auch von Schulen. Weiterhin wirken sich eine vertrautere Kommunikation und weniger Unsicherheit in der Interaktion begünstigend aus. Freundeskreise in der Adoleszenz sind stark und nahezu universell nach Geschlecht segregiert. Weitere für Homophilie typische Merkmale sind Alter, ethnische Gruppe und sozioökonomischer Hintergrund. Zudem bevorzugen Schüler Peers, die ähnliche Schulleistungen wie sie selbst haben (*performance homophily*) (Kruse & Kroneberg, 2022, S. 74). Verbindungen zu Peers mit negativen Einstellungen gegenüber der Schule können lebenslange Konsequenzen haben, genau wie Verbindungen zu Peers, die durch Fleiß Ziele in der Schule erreichen (Schulenberg et al., 2004, S. 418).

(2) Ein zweiter Mechanismus bei der Formierung von Peer groups ist eine Einordnung in Hierarchien. Sozialer Status kann sich aus Kontrolle und Dominanz über andere ergeben. Soziale Vergleichsprozesse mit Peers durchdringen die Jugend. Wesentlich für die Einordnung in Hierarchien ist die Vergleichbarkeit in einem Bereich, in dem ein Ranking möglich ist. Einige Forschungsergebnisse geben Hinweise darauf, dass die Positionierung in einer sozialen Hierarchie für Jugendliche bedeutender ist als für Kinder oder Erwachsene. Sticheleien gegen andere, Klatsch und Tratsch sowie Mobbing sind als Strategien der Interaktion zu verstehen, um die eigene Position in der Hierarchie zu verhandeln (McFarland et al., 2014, S. 1091).

(3) Der dritte Mechanismus ist Balance: Es gibt unter Peers einen Druck zu Anpassung und reziproken Verhaltensweisen, woraus gegenseitige Verpflichtungen entstehen. Die Jugend ist mehr als andere Phasen eine Phase des Ausprobierens. Jugendliche testen alternatives Verhalten und Abweichung. Ihre Rückmeldung auf neue Verhaltensformen hängt von kontingenten Netzwerken ab. Manche Abweichungen werden in der Peer group sanktioniert, andere durch Nachahmung stabilisiert (Nassehi, 2021, S. 253). Zur Balance zählt zudem die Tendenz, dass Freunde von Freunden auch Freunde werden und dass Feinde von Freunden Feinde bleiben (McFarland et al., 2014, S. 1090–1091).

In *The Adolescent Society* beschreibt Coleman (1961), wie Jugendliche, die in Schulen institutionell separiert sind, eine kleine Gesellschaft mit einer eigenständigen Ordnung entwickeln. Die wichtigsten Interaktionen finden *innerhalb* der adoleszenten Gesellschaft statt, deren Werte, Symbole und Statusordnungen sich fundamental von der Welt der Erwachsenen unterscheiden (ebd., S. 3). In jedem sozialen Kontext gibt es Verhaltensweisen, die sozial belohnt, und andere, die informell sanktioniert werden (ebd., S. 260). Das System sozialer Belohnungen hängt bei Adoleszenten in erster Linie von anderen Adoleszenten ab. Die Mechanismen dieses Systems sind Beliebtheit, Bestätigung, Bewunderung und Respekt auf der

einen Seite und reduzierte Beliebtheit, Geringschätzung, Ausschluss, Spott und Mobbing auf der anderen (ebd., S. 314). Von Peers sozial akzeptiert zu werden ist besonders in der Jugend eine große Sorge; Lob oder Tadel von Erwachsenen ist deutlich weniger effektiv (ebd., S. 11). Bevor ich meine Arbeit als Streetworker antrat, gab mir Christel (Sozialarbeiterin in Rente) als Rat mit auf den Weg: „Sie werden das Leben dieser jungen Leute, zwar bereichern, und vielleicht auch mal an der ein oder anderen Stelle in ne gute Richtung lenken können, aber Sie werden es nicht verhindern dass... Also, die Peers sind stärker als Sie.“

Der relative Einfluss von Eltern und Peers auf den Lebensverlauf eines Individuums ist ein viel diskutiertes Thema. Eltern haben größeren Einfluss auf langfristige Bereiche wie die Formierung einer Familie, während Peers einen stärkeren Einfluss auf kurzfristige Verhaltensweisen wie den aktuellen Geschmack haben (Uhlenberg & Mueller, 2004, S. 131). Ein Familienkontext mit engen Bindungen schützt vor potenziell negativen Einflüssen von Peers. Wenn die Bindung zwischen Eltern und dem Kind schwach ist, sind Jugendliche hochgradig anfällig und beeinflussbar (ebd.).

Eine wichtige Erkenntnis des symbolischen Interaktionismus ist, dass Individuen ihre Persönlichkeitsmerkmale in Abhängigkeit von den Reaktionen, die sie in ihren sozialen Rollen von Peers erfahren, ändern können (Roberts et al., 2004, S. 589). Nach dem klassischen Soziologen und Sozialpsychologen George Herbert Mead richten verschiedene Gruppen ihre Einstellungen und Verhaltensweisen anhand von verschiedenen symbolischen Universen aus. Besonders Jugendliche haben einen Bedarf nach eindeutigen, polarisierenden und symbolisch verorteten Zuordnungen (Köttig, 2004, S. 347). Allgemein neigen Menschen dazu, sich konform zu den Normen der Gruppen zu verhalten, deren Mitglieder sie sind, weil sie diese Normen internalisieren und weil Nichtkonformität zu sozialem Ausschluss führen würde.

*Corner boys* fühlen sich von der Kultur der ‚Straße‘ angezogen, deren symbolisches Universum etwa in Videos von Gangstarappern reproduziert wird. Zu dieser Anziehung trägt auch bei, dass sie aus ihrer Position heraus keinerlei Möglichkeit sehen, innerhalb der Normen der Mittelklasse, zu denen sich *college boys* hingezogen fühlen, Anerkennung zu finden. Haben sich Netzwerke mit delinquenten und straffälligen Peers einmal etabliert, besteht die Schwierigkeit darin, später im Lebensverlauf Teil sozialer Netzwerke zu werden, in denen konventionellere Normen herrschen (Elder et al., 2004, S. 13).

„Starting an engine without yet having a skilled driver behind the wheel“ (Steinberg, 2005, S. 70). Dieser Satz beschreibt die Gehirnentwicklung in der Adoleszenz, die in verschiedenen Bereichen unterschiedlich weit fortgeschritten ist. Während das Kontrollsystem, das für Selbstregulation und Risikoeinschätzung zuständig ist, schwach ausgebildet ist, ist das

Belohnungssystem mit seiner Bevorzugung kurzfristiger Belohnung stark ausgeprägt. Für jugendliche *corner boys* ist daher ein Grundsatz von Anderson (1990) zu bedenken:

We should remember that the people we are talking about are very young... Their bodies are grown, but they are emotionally immature. These ... boys often have no very clear notion of the long-term consequences of their behavior, and they have few trustworthy role models to instruct them.” (S. 135)

Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich) interpretiert die ‚Straßenorientierung‘, die den Lebensweg von *corner boys* fördert, als Streben nach Anerkennung:

**Naima:** Und ich glaub auch viele von diesen Kindern die sich selbst als Straße bezeichnen oder die von anderen als Straße bezeichnet werden, sind schon so, ich glaub die fühlen sich verloren, so, in der Schule läuft’s nicht gut, zu Hause wird man nicht verstanden, weil man, also wahrscheinlich hören sie das Gleiche nochmal, was sie in der Schule auch hören, so, aus dir wird nichts, wenn du so weiter machst. Ne es gibt ja Eltern, die drücken noch eins drauf, so was die Lehrer gesagt haben, sag ich jetzt nochmal, mit ein bisschen mehr Druck, und es gibt Eltern die sagen, komm, wir machen das einfach zusammen, wo brauchst du denn Hilfe.

Und ich glaub diese Kinder, sind dann quasi die die in der Schule nicht verstanden werden, die zu Hause nicht verstanden werden, die sich dann auch noch irgendwie, weil sie hier und da nicht verstanden werden, dann quasi bei ihren Freunden beweisen müssen und Anerkennung wollen. Und Anerkennung holt man sich durch, ich hab Macht oder ich hab was zu sagen, und wahrscheinlich durch Geld, und Geld vielleicht durch Drogen.

### *Corner boy 2: Mustafa im Übergang zwischen Schule und Arbeitslosigkeit*

Nach der Schule beginnt für junge Menschen eine deutlich weniger regulierte, offenere Zukunft, mit mehr Möglichkeiten zum Ausprobieren, allerdings auch mit weniger automatischer institutioneller Unterstützung (Schulenberg et al., 2004, S. 419). Für die Ausbildungswege nach der Schule lässt sich bei jungen Menschen im muslimischen Milieu des Wohnblocks vereinfacht feststellen, dass Männer vor allem technische, handwerkliche und kaufmännische Ausbildungen (Kfz-Mechatroniker, Anlagenmechaniker, Industriemechaniker, Rohrleitungsbauer, Elektriker, Lagerlogistiker, Speditions- und Einzelhandelskaufmann oder Groß- und Außenhandelskaufmann) wählen, während Frauen sich vermehrt für Ausbildungsberufe im sozialen oder medizinischen Bereich (Erzieherin, Kranken- oder Altenpflegerin) entscheiden. Dieses Muster gilt auch für Studiengänge mit Ingenieurwesen und Wirtschaft auf der einen Seite und Lehramt, Erziehungswissenschaft und Soziale Arbeit auf der anderen. Im Umfeld von *corner boys* ist neben Arbeit im Sicherheitsdienst auch irreguläre Arbeit üblich, besonders auf Baustellen. Nach den Worten eines erfahrenen Kollegen

gibt es in fast jeder Familie im Wohnblock Probleme mit Arbeitslosigkeit und mit Angehörigen, die jahrelang ohne Erfolg eine Ausbildung suchen.

Der 16-jährige Mustafa ist ein Beispiel für jemanden, bei dem der normative Übergang zwischen Schule und Beruf mit Erfahrungen des Scheiterns verbunden ist. Das erste Mal treffe ich ihn und seine Freunde im Herbst 2021 in einer Sporthalle, wo wir einem Fußballturnier zuschauen. Einer der Jungen erzählt stolz, dass er „keinen Bock“ auf die Schule habe und dass er zur Zeit des Online-Unterrichts lieber geschlafen habe. Mustafa, der zu diesem Zeitpunkt noch zur Schule geht, erzählt, dass er fast sitzengeblieben wäre, weil er in Geschichte eine 5 bekam. Ich frage ihn, warum seine Lehrerin ihm eine 5 gab. Er lacht und sagt, er hätte oft gefehlt. Sie gab ihm dann die Chance, ein Referat zu halten, um noch auf eine 4 zu kommen. Das hat er dann nicht gemacht und somit die 5 bekommen. Einer seiner Freunde macht den Witz: „Doch, der hat das Referat gehalten, aber es war so schlecht, dass er eine 6 dafür bekommen hat“, und alle lachen.

Mit einem Streetworker, der später mein Kollege wird, reden Mustafa und seine Freunde offen darüber, dass ihre Familien Grundsicherung empfangen, obwohl dies sonst ein tabuisiertes Thema ist. Einige vertreten eine positive Meinung zu „Schwarzarbeit“. Der Streetworker sagt ihnen sinngemäß: „Schwarzarbeit ist immer Ausbeutung. Als Schwarzarbeiter habt ihr nicht die Chance, euch zu beschweren. Die Chefs können bei Beschwerden immer sagen. ‚Du arbeitest doch gar nicht für mich. Oder zeig mir einen Arbeitsvertrag.‘“ Außerdem erklärt er ihnen, dass sie für irreguläre Beschäftigung eine Anzeige bekommen können.

Das nächste Mal treffe ich Mustafa ein halbes Jahr später im Jugendcafé in meinem ersten Monat als Streetworker. Ein erwachsener Besucher kommt auf mich zu, holt mich zu einer Gruppe von Jugendlichen und sagt sinngemäß vor der ganzen Gruppe über Mustafa in dessen Anwesenheit:

**Efekan:** Der wird bald einen schlechten Hauptschulabschluss machen. Du kannst ihn als Streetworker ja mal zum Übergang zwischen Schule und Beruf beraten. Ich glaube, dass eine normale Ausbildung zu anstrengend und zu hart für den wäre. Der ist nämlich nicht so helle. Eine normale Firma würde erwarten, dass er liefert. Zusätzlich müsste er dann am Wochenende in seiner Freizeit noch für die Berufsschule lernen. Das packt der nicht.

Während ich noch schockiert darüber bin, dass er so vor einer Gruppe über Mustafa redet, empfiehlt Efekan für Mustafa ein 2,5-jähriges Programm, das die Bundesagentur für Arbeit finanzieren würde. Dieses Programm enthält eine Berufsausbildung im technischen Bereich. Mustafa könnte sich 2,5 Jahre lang nur aufs Lernen konzentrieren, ohne den Leistungsdruck, der mit einer regulären Ausbildung verbunden ist. Mustafa kommt später auf mich zu und

erklärt mir vertraulich, er wolle nicht an diesem Programm teilnehmen, er wolle stattdessen lieber eine „normale Ausbildung“, bei der er 900 Euro pro Monat bekomme, während es bei dem Programm nur 300 Euro seien. Ich lasse mir seine Handynummer geben. Allerdings verliere ich in den folgenden Wochen den Kontakt zu ihm, weil er nicht mehr erreichbar ist.

Ich habe den Eindruck, dass Mustafa in dieser Zeit in die institutionelle Unerreichbarkeit abrutscht. Ein Zeichen dafür ist die Tatsache, dass *corner boys* im prekären Milieu oft aus unterschiedlichen Gründen schwer auf ihrem Handy zu erreichen sind. Von Mustafa bekomme ich keine neue Handynummer. Ich treffe ihn in der folgenden Zeit nur noch manchmal zufällig auf der Straße. Einmal treffe ich ihn mit seinem Freund Abdel, wie sie heimlich im Sichtschutz von Büschen neben der Organisation Zigaretten rauchen. Mustafa, der jetzt eine auffällige Bauchtasche im ‚Gangster-Stil‘ trägt, fragt mich nach Ausbildungsberufen, in denen die meisten Bewerber gesucht werden. Ich zähle einige stark nachgefragte Ausbildungsberufe auf. Als ich den des Erziehers nenne, lacht Mustafa sein strahlendes Lachen und sagt: „Nene, ich glaub das ist nichts für uns.“

Das nächste Mal treffe ich Mustafa, während er mit einer Gruppe von *corner boys* einen Joint raucht. Die Schule hat er mittlerweile ohne Abschluss verlassen. In meinen Feldnotizen steht:

Ab ca. 17 Uhr mache ich an diesem Freitag eine längere Streetwork-Tour. Als erstes treffe ich einige *corner boys*, die auf einer der Treppen hinauf zum Parkdeck sitzen. Zuerst sitzen dort nur der marokkostämmige Mustafa und Jesse, ein Schwarzer. Später kommen zwei weitere Marokkostämmige hinzu: Abdel und Issam. Alle vier wohnen im Wohnblock. Jesse sagt mir, ich solle nicht so breitbeinig stehen. Das würde ihn irritieren, weil Polizisten so stehen würden. Deshalb setze ich mich auf den Boden zu ihnen.

Mustafa hatte mich vor einigen Wochen schon um Rat im Hinblick auf seine berufliche Zukunft gebeten. Heute sagt er mir: „Malte, vielleicht können Sie uns helfen. Zwei von uns haben nur ein Abgangszeugnis, zwei haben einen Hauptschulabschluss, aber einen schlechten.“ Mustafa fragt, was sie jetzt machen sollen, kein ausbildender Betrieb würde sie nehmen.

Ich schlage vor, ihn mal zu einem Beratungsgespräch mit dem Jobcenter zu begleiten. Mustafa entgegnet, bei denen habe er sich schon gemeldet, aber es habe sich nichts daraus ergeben. Er sollte auf den Anruf von irgendjemandem warten, der dann aber nie kam.

Eine Möglichkeit für Schüler, die keinen Hauptschulabschluss haben, ist eine sogenannte QuB-Maßnahme, eine Maßnahme zur Qualifizierung und Beschäftigung. In der Organisation gibt es eine solche Maßnahme, bei der junge Menschen innerhalb eines Jahres ihren Hauptschulabschluss nachholen und parallel praktische Arbeit als Köche und Kellner leisten. Nach einem Jahr unterstützt das Programm sie dabei, einen Ausbildungsplatz zu finden. Wir lernen, dieses Angebot niemals als „Maßnahme“ vorzustellen. Denn bei vielen Jugendlichen ist das Wort negativ konnotiert, weil sie es von den Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen des Jobcenters für ihre Eltern kennen.

Bei Mustafa und Abdel kommt diese Möglichkeit, ihren Schulabschluss nachzuholen, nicht gut an. Sie hatten schon gehört, dass es sich um eine „Maßnahme“ handelt, und es ärgert sie, dass sie nicht bezahlt ist. Mustafa sagt: „Wir sind doch nicht dumm oder behindert!“ Abdel fügt hinzu: „Mein Vater lacht mich aus, wenn der hört, dass ich ein Jahr ohne Bezahlung eine

Maßnahme mache.“ Ein anderer sagt: „Warum sollte ich ein Jahr als Koch arbeiten, wenn ich dafür nicht bezahlt werde?“

Weil Mustafa keine Alternativen einfallen, was er stattdessen machen könnte, zeigt er Interesse an weitergehenden Informationen. Ich gehe kurz zurück zur Organisation, hole zwei Broschüren über die QuB-Maßnahme und gebe sie anschließend in die Runde. Mustafa steckt eine Broschüre in seine Bauchtasche. Die andere Broschüre wird zuerst von einem später hinzugekommenen Jugendlichen zerrissen, anschließend mischt jemand die Tabak-Haschisch-Mischung für einen Joint in der Broschüre.

Ähnliche Situationen erlebte ich oft, auch zum Beispiel mit Gürkan (16, Schulabbrecher), der sich zumindest vorerst in seinem Leben als kiffender *corner boy* eingerichtet hat. Auf mein Angebot, ihn beim Übergang zwischen Schule und Beruf zu begleiten, antwortet er: „Nein, will ich nicht! Ich finde sowieso keinen Ausbildungsplatz, habe noch nicht einmal einen Hauptschulabschluss.“ Die Anerkennung seiner Peers und seine Beliebtheit bei Frauen, die er offen zur Schau stellt, bestätigen seinen Lebensentwurf.

Insgesamt passen die Ansprüche dieser Jugendlichen nicht zu ihren tatsächlichen Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt. Sie akzeptieren nicht ihre Situation, die Christel, die Sozialarbeiterin in Rente, so beschrieben hatte: „Manchmal muss man eben nehmen, was man kriegt.“ Der Ausblick auf die Berufe oder Ausbildungen, die ihnen am ehesten offenstehen, scheint ihnen wenig attraktiv. Vielleicht haben sie auch durch ihr Umfeld vermittelt bekommen, dass die Arbeit als Hilfsarbeiter, Lager- und Transportarbeiter, Maler oder Tischler, Beschäftigter im Gartenbau oder in Dienst- und Wachberufen in vielen Fällen nicht zu finanzieller Unabhängigkeit führt. Ein junger ausgebildeter Tischler sagte mir 2023, dass er ein Nettoeinkommen von 1.800 Euro im Monat habe. In den aufgezählten Berufsgruppen finden sich besonders häufig ‚Aufstocker‘ bzw. *working poor*, die zusätzlich zu ihrem Arbeitslohn auf Steuerleistungen nach dem SGB II angewiesen sind, die also trotz Erwerbstätigkeit in Armut leben (Jukschat, 2016, S. 231).

Langzeitarbeitslosigkeit führt zu einem Verlust von vorhandenen Kenntnissen, Arbeitsmotivation, Selbstvertrauen, Zuverlässigkeit und Ausdauer und zu psychischen Beeinträchtigungen (Huster, 2018, S. 120). Zwischen den offenen Stellen und den Arbeitssuchenden herrschen Passungsprobleme. Eine Kollegin kritisiert eine Einstellung, die sie auch in sozialen Einrichtungen erlebt: „Ich schreibe jemandem eine Bewerbung und bei einer Zusage wird alles schon von selbst laufen.“ So helfe man den Menschen nicht. Stattdessen lasse man sie ins offene Messer laufen. Wer schon bei der Bewerbung nicht zumindest einen ersten Entwurf selber schreibe, werde auch im Job große Probleme bekommen. Neben den Passungsproblemen auf dem Arbeitsmarkt kommt eine regionale Komponente hinzu: Ein

Ausbildungsplatz kommt nur infrage, wenn er in einem realistischen Umkreis des Bewerbers liegt, weil in einer anderen Stadt das Sicherheitsnetz der Familie verloren ginge.

In Stadtvierteln mit hoher Arbeitslosigkeit ist es ein typisches Phänomen, dass diejenigen, die mit den einhergehenden negativen Stereotypen konfrontiert sind, sich von ihnen distanzieren, indem sie genau diese Stereotype bestärken. Sie werten Arbeitslose in ihrem Wohnumfeld ab und sehen Arbeitslosigkeit nicht als strukturelles Problem, sondern als individuelles Versagen. Wacquant (1997) beschreibt diesen Fokus auf „*people doin' worse than me*“ als „Finesse der Hierarchien ..., die sich auf der untersten Ebene der Gesellschaft bilden“ (S. 187). Sehr selten findet sich bei Menschen, die in Prekarität leben, hingegen der Typus, der sich für die Überwindung der Arbeitsgesellschaft und für ein bedingungsloses Grundeinkommen einsetzt (Jukschat, 2016, S. 248).

Es herrscht kein Mangel an Möglichkeiten zur Berufsberatung für Jugendliche, sondern ein Nebeneinander von Angeboten der Sozialen Arbeit, des Jobcenters, der Schulen und einiger Vereine. Eine Mitarbeiterin des Jobcenters, die eine Stelle als Berufsberaterin für Jugendliche hat, beklagte mir gegenüber, dass sie nicht genug ausgelastet sei und ihr Angebot zu wenig angenommen werde. Einmal kamen der Schulleiter der als *case study* beschriebenen Schule und eine Lehrerin, die dort Arbeitslehre unterrichtet, zu Besuch in die Teamsitzung der Organisation, wobei das Thema des Übergangs zwischen Schule und Beruf breiten Raum einnahm. In meinen Feldnotizen steht:

Die Lehrerin beschreibt, wie schwierig es sei, Jugendliche dazu zu bewegen, zu den Angeboten der Berufsorientierung zu gehen. Man müsse sie wirklich an die Hand nehmen, sonst passiere nichts. Der Schulleiter bestätigt, dass die Berufsberatung des Jobcenters alles andere als niedrigschwellig sei. Die Jugendlichen müssten zu einer Behörde gehen, wo sie niemanden kennen, wo es viele Klingelschilder und einen Wachmeister gebe. Es sei eine große Hürde für sie, alleine dorthin zu gehen. Die Lehrerin beklagt, dass Eltern auch nicht mit ihren Kindern gemeinsam dorthin gingen: „Das ist ja hier so.“ Sie fügt hinzu: „Und wenn die Eltern sagen, Behörden sind doof, dann ist das so.“ Eine Kollegin entgegnet: „Gut, wenn in dieser Behörde eben auch das Jobcenter sitzt, dann kann ich verstehen, dass die Eltern da schlechte Erfahrungen gemacht haben“, und spielt damit auf die Gängelungen des Jobcenters an, denen Grundsicherung beziehende Familien ausgesetzt sind.

In der Teamsitzung kam es zu einem kurzen Schlagabtausch, der die soziologische Kernfrage berührte, wieviel Verantwortung Menschen für ihre Lage selbst zuzurechnen ist. Die Wirtschaftsnobelpreisträger Banerjee und Duflo (2020) identifizieren ein grundsätzliches Problem staatlicher Unterstützungssysteme und liefern starke Argumente für die Position meiner Kollegin im gerade beschriebenen kurzen Schlagabtausch:

Extreme poverty is not the result of inferiority or inadequacy of a group of people, but of systematic exclusion. Exclusion and misunderstanding build on each other. The extreme poor are robbed of their dignity and their agency. They are made to understand

that they should be grateful for help, even when they don't particularly want it. Robbed of their dignity, they easily become suspicious, and this suspicion is taken for ingratitude and obstinacy, which further deepens the trap in which they are stuck. ... The deep disregard for the human dignity of the poor is endemic in the social protection system (S. 317–318).

The young people who arrive have been told, all their lives, what to do. They have also been told, in school and perhaps at home, that they are not good enough. They arrive bruised and wounded, with extremely low self-esteem ..., which often translates into an instinctive suspicion of everything offered to them, and a tendency to resist suggestions. (S. 320)

While they may *have* problems, they are not *the* problem. They are entitled to be seen for who they are and to not be defined by the difficulties besieging them. ... Defining people by their problems is turning circumstance into essence. It denies hope. A natural response is then to wrap oneself into this identity, with treacherous consequences for society at large. (S. 322)

Die Fähigkeit, Unterstützungsangebote anzunehmen, ist sehr voraussetzungsreich und basiert auf Erfahrungen im eigenen Lebensverlauf und in der Familiengeschichte seit der Migration nach Deutschland. Frustrierende oder demütigende Erfahrungen in Behörden können zu einer mehr oder weniger stark ausgeprägten institutionellen Vermeidung führen. Diese Vermeidung kann Behörden, Arbeitgeber, Schulen oder Banken betreffen und bei einigen Personen im Wohnblock so weit gehen, dass sie trotz Anspruchsberechtigung keinen Antrag auf Grundsicherung ausfüllen oder dass sie ihren Personalausweis nicht neu beantragen, wenn er abgelaufen ist. Bei straffälligen Personen kommt die Angst vor der Polizei bei jedem Behördengang hinzu.

Bei Ahmed (20, Hauptschulabschluss, arbeitslos) zeigen sich viele der Phänomene, die Banerjee und Duflo als Folge von Entwürdigungen im Lebensverlauf bei einem Teil der Menschen in Armut beschreiben: Der systematische Ausschluss von Teilhabe, das Misstrauen, geringe Selbstwertgefühl und die Ablehnung von Unterstützungsangeboten. Einmal ging ich mit ihm spazieren, während er von den alltäglichen Widrigkeiten eines Lebens in Armut erzählte und über die Aussichten eines Berufslebens philosophierte:

Ahmed wirkt sehr niedergeschlagen und sagt, dass heute kein guter Tag war. Er hatte viel Stress mit seiner Bank und sagt: „Das sind genau solche Sachen...“ Auf seinem Bankkonto gibt es eine Pfändung. Er sagt sinngemäß: „Offenbar wegen der Deutschen Bahn, wegen Schwarzfahren.“ Sein Konto wurde beschlagnahmt, weil er als Schuldner 60 Euro nicht beglichen hatte.

Ahmed erzählt mir, dass ihm vor 2 Monaten bei seiner Arbeit im Sicherheitsdienst gekündigt wurde, weil es dort einen Streit gab. Seitdem beziehe er „Hartz 4“. Er erzählt mir von einem Freund, der es nicht geschafft habe, seinen Antrag auf Grundsicherung zu vervollständigen. Es gab ein Problem, weil unter den einzureichenden Formularen ein Mietvertrag verlangt war. Er wohnt aber bei seiner Großmutter, die kein Deutsch spricht und ihm auch keinen Mietvertrag geben konnte. Schließlich hat dieser Freund aufgegeben und sich

gesagt: „Ich scheiß auf das Geld.“ Wir sprechen darüber, dass es viele Hürden bei solchen Ämtern gibt. Ahmed sagt: „Wir sind doch nicht blöd, warum klappt das bei uns nicht?“

Wir betreten einen kleinen, feuchten, nicht-asphaltierten Pfad mit Pfützen. Er fragt, ob das ok für mich wäre. Ich lache und sage: „Für mich ist das kein Problem. Du bist doch der mit den weißen Schuhen.“ Seine weißen Schuhe sehen sehr sauber aus. Er entscheidet sich trotzdem dafür, dass wir weitergehen.

Ahmed betont mehrmals, dass er nicht dauerhaft arbeitslos sein möchte. Es langweilt ihn, er habe keine Beschäftigung. Er sagt: „Mein Schulabschluss ist sehr schlecht. Mit einem Hauptschulabschluss kannst du nicht viel machen.“

Ahmed denkt über die Aussichten eines Berufslebens nach und sagt sinngemäß: „Ich will eigentlich nicht derjenige sein, der immer nur macht, was andere ihm sagen. Ich will auch mal selbst derjenige sein, der anderen sagt, was sie zu tun haben. Aber das ist das Problem. Man muss sich erstmal hocharbeiten. Und es gibt immer jemanden, der noch höher steht. Und immer gibt es auch andere Leute, die einfach mehr und besser arbeiten und deshalb eher aufsteigen. Die Konkurrenz ist einfach zu hoch.“ Aber auch Selbstständigkeit ist nach Ahmed nicht die Lösung für dieses Problem. Sein Mitte 20-jähriger Freund, der sich als Umzugshelfer selbstständig machte, sei genauso abhängig, zwar nicht vom Chef, aber stattdessen von den Kunden. „Der ist ständig nur am Telefon und muss sich bei seinen Kunden entschuldigen. Mal ist jemand in falscher Arbeitskleidung gekommen, mal hat jemand nicht die richtigen Schuhe als Umzugshelfer an.“

Ahmed sagt mir, dass er jeden Morgen ungefähr 5 Bewerbungen bei Indeed.com abschicke. Ich frage ihn, ob er mal überlegt habe, sich von Sozialarbeitern bei der Ausbildungsplatzsuche helfen zu lassen. Er lehnt das ab. Es erinnert ihn zu sehr an eine Maßnahme vom Jobcenter, an der er mal teilgenommen hatte. Da wurde ihnen ein Computer zur Verfügung gestellt. Sie hätten auch Fragen stellen können, wenn sie Hilfe brauchten, aber er nahm diese Hilfe nicht in Anspruch. Er sagt sinngemäß: „Ich kann doch lesen und schreiben. Ich brauche niemanden, der mir bei der Bewerbung hilft.“

Beim letzten Mal hatte er schon gesagt, dass er sich eine Ausbildung bei Aldi oder Lidl gut vorstellen könne. Heute sagt er mir, dass er auch sehr gerne eine Ausbildung bei Vodafone machen würde. Aber ein Hauptschulabschluss würde da nicht reichen. „Das ist das Problem. Die Jobs, die ich machen will, haben höhere Anforderungen.“ Ich frage, für welche Ausbildungen im Handwerk sein Schulabschluss reiche. Bei Handwerk ist er sehr skeptisch. Er assoziiert die handwerkliche Arbeit stark mit der Arbeit auf Baustellen. Er selbst hatte mal einen schlimmen Bandscheibenvorfall, weil er in einem Job seinem Freund als Umzugshelfer half und in einem anderen Job im Rahmen einer irregulären Arbeit auf einer Baustelle Bauschutt wegräumen musste.

2023 kommt Mustafa mit einem Freund ins Jugendcafé, nachdem ich ihn längere Zeit nicht gesehen hatte. Er spricht mich freundlich an und fragt: „Haben Sie mich oder ihn in letzter Zeit mal gesehen? Nein oder? Wir waren im Jugendknast.“ Auch sein Freund präsentiert mir diese Nachricht mit einem gewissen Stolz. Ihre Erfahrung in der Jugendarrestanstalt empfinden sie nicht als Stigma, weil sie sich positiv auf ihre Reputation in der Peergroup auswirkt. Sie führt auch zu vermehrter Aufmerksamkeit von anderen Jugendlichen, die sich interessieren: „Wie ist es im Jugendknast? Wie ist der Tagesablauf dort?“ Durch ihre Haft haben sie Informationen über eine Welt bekommen, die den anderen unbekannt ist. Außerdem geben sie anderen Jugendlichen das erleichternde Gefühl: „Egal, was ich mache, ich bin nicht so schlimm wie

die!“ Im Gegensatz zu dieser Resonanz in der adoleszenten Gesellschaft, erfüllen Einträge im Führungszeugnis für die erwachsene, arbeitsmarktnahe Gesellschaft die umgekehrte Funktion von Bildungsabschlüssen: Sie attestieren Untauglichkeit und bewirken eine routinierte Beschneidung der Lebenschancen in allen Bereichen (Wacquant, 2014, S. 1702).

Zum bisher letzten Mal treffe ich Mustafa abends auf der Straße, als er alleine zwischen zwei Häuserblocks unterwegs ist:

Mustafa ist heute wie immer sehr freundlich und ruhig. Ich frage ihn, wie es im Jugendknast war. Er sagt, dass es ganz entspannt war, weil es nur zwei Wochen waren. Aber die kamen ihm ewig vor. Er hatte keinen Fernseher, kein Internet. Nur zwei Bücher haben sie ihnen gegeben. Ich frage, welche es waren. Er sagt direkt entschieden: „Das weiß ich nicht mehr.“ Dann fällt ihm doch noch der Titel eines der Bücher ein, von dem ich aber noch nie gehört habe.

#### *College boy 4: Yassins lineare Erwerbsbiografie*

Der 23-jährige *college boy* Yassin verkörpert im Gegensatz zu den im vorigen Abschnitt beschriebenen *corner boys* eine lineare Erwerbsbiografie mit einem enormen Arbeitseifer und hohen beruflichen Zielen. Ich treffe ihn zum biografischen Interview im Streetwork-Büro. Kurze Zeit nach dem Interview beginnt er, ein berufsbegleitendes Ingenieursstudium neben seiner Arbeit in einem technischen Beruf aufzunehmen. Yassin ist immer sehr modisch, sportlich und ordentlich gekleidet, trägt zum Beispiel Kleidung von Nike. Ein Freund sagt über Yassin, dass er der einzige in seinem Freundeskreis sei, der nie geraucht, gekifft oder Alkohol getrunken habe. Yassins Stegreiferzählung ist kurz, schneidet aber schon viele Themen an, über die wir im Anschluss ins Gespräch kommen:

**Yassin:** Ich bin aufgewachsen hier im Wohnblock. Und ja, also ich hatte ne ganz normale Kindheit und ja, kam nach der Grundschule kam ich in die Realschule. Ganz normal mein Abschluss gemacht, danach mein Fachabitur und ja, danach hab ich ne Ausbildung angefangen, die ich auch abgeschlossen hab, und zurzeit arbeite ich.

Ehm, also, mein Werdegang ist eigentlich jetzt nichts Außergewöhnliches. Was ich nebenbei und immer gemacht hab, war Fußball, also das war immer meine Leidenschaft, und ich denke, das ist auch son Faktor, warum ich jetzt nicht viel mit den, also noch nie was mit der Polizei zu tun hatte in meiner Jugend, oder irgendwas Kriminelles oder so. Also, da war ich immer viel beschäftigt, mit Fußball, Schule und nach der Schule war ich auch erstmal in der Hausaufgabenhilfe, von da direkt ins Training, also als ich nach Hause ankam, war ich fix und fertig da, da war nichts mehr mit rausgehen, also eigentlich nur am Wochenende, und da hatt ich auch Fußballspiel.

Und ja genau, Fußballspiel und danach hatte ich Arabischunterricht, also, ich war eigentlich sehr sehr beschäftigt, darauf hat mein Vater geachtet, dass er mich gut beschäftigt während meiner Jugend. Und ja, das war eigentlich jetzt so meine, wie ich mich dran erinnere, so meine Jugend und meine Kindheit.

Ich hatte, also ob ich in Berührung kam mit, mit jetzt, was da abgeht, im Wohnblock, also das ist ja bekannt dass da mit Drogen gedealt wird und also ja, das weiß ja jeder. Natürlich

hab ich das gesehen, und ich kenn auch die Leute, ich kenn auch viele, also viele, die in meinem Alter mit mir in der Schule waren und auch mit mir befreundet waren, sind auch in die Richtung gegangen, dass die jetzt viel mit der Polizei und Drogen und so zu tun haben. Ja, ist auf jeden Fall, wenn du deine alten Freunde von damals siehst, die jetzt irgendwie kriminell geworden sind, also das ist auf jeden Fall ein bisschen traurig, weil das waren Jungs, die hätten mehr aus sich machen können, die waren intelligent und ja, das ist auf jeden Fall schade. Also das ist, wie ich das jetzt sehe, mit 23 Jahren [lacht]. Ja genau, also das war jetzt so kurz gefasst meine Jugend und meine Kindheit, genau.

Yassins Großvater war in der Landwirtschaft Marokkos tätig und kam anschließend als Arbeitsmigrant nach Deutschland, wo er auf Baustellen arbeitete. Später holte er seinen damals 16-jährigen Sohn, Yassins Vater, nach Deutschland. Yassin bezeichnet es als Vorteil, dass sein Vater einen Teil seiner Jugend in Deutschland verbrachte. Im Gegensatz zu vielen Vätern seiner Freunde, die erst als Erwachsene kamen, konnte Yassins Vater verstehen, wie eine Jugend in Deutschland ist, warum ein Kind etwa ein T-Shirt von Nike oder die neuesten Turnschuhe braucht. Während Yassins Vater als Lagerlogistiker arbeitet, hat seine Mutter, das erfahre ich auf Nachfrage, in Deutschland „nicht irgendwie Schule gemacht“ und ist „auch nie arbeiten gegangen“. Yassin hat 4 Geschwister, von denen mindestens eine Schwester auf dem Gymnasium ist.

Yassin sagt von sich, dass er „nicht das Kind“ war, das „gerne zur Schule gegangen ist“. Er spielte lieber Fußball oder Playstation. „Aber wenn’s drauf ankam hab ich dann, mich hingesezt und hab gelernt, kann man sagen [lacht].“ An anderer Stelle sagt er auch, dass er als Kind schon immer Bücher las. Vorbilder, die ihn in der Kindheit prägten, waren zum einen die Fußballtrainer und zum anderen die Betreuer in der Hausaufgabenhilfe, die ihm „viel fürs Leben“ beibrachten und ihn „von der Straße“ fernhielten.

Nachdem er sein Fachabitur erreicht hatte, entschied er sich für eine Ausbildung im technischen Bereich. Zu seinem Übergang zwischen Schule und Beruf sagt er:

**Yassin:** Also am Anfang war’s natürlich, wenn man von der Schule kommt und anfängt zu arbeiten, ist natürlich erstmal gewöhnungsbedürftig, man ist richtig überfordert und, also das ist ein ganz anderes Leben. Aber ich hab’s auch hinbekommen, ich hab mich durchgebissen und dann hab ich auch meine Ausbildung gut bestanden.

Der Glaube spielt in Yassins Leben eine große Rolle:

**Malte:** Und welche Rolle hat der Glaube in deinem Leben gespielt?

**Yassin:** Auch ne große Rolle. Also das war auch so, wo ich mich identifizieren konnte, das war auch der Glaube. Also das war seit ich mich erinnern kann, geh ich eigentlich freitags in die Moschee, nicht nur freitags, aber vor allem freitags, zum Freitagsgebet, kennst du ja bestimmt. Also, ich hab auch versucht, mich fern zu halten von Dingen, die schlecht sind, also die haram sind. Und es gibt ja fünf Gebete bei uns, also fünf Gebete täglich, und ja, das ist halt sone Sache, so disziplinarische Sache. Da lernt man zum Beispiel Disziplin, weil man muss fünf Gebete am Tag pünktlich beten, und manchmal hat man, keine Ahnung, keine Zeit, und manchmal hat man

keine Lust, und vor allem nachts, also das Nachtgebet oder das Morgengebet ist immer schwierig, aber man kämpft sich durch weißt du, und das nimmt man auch mit ins Leben. Also da lernt man dann halt, gegen den Schweinehund anzukämpfen. Weißt du, wenn man auf der Couch liegt, dann hat man manchmal keine Lust aufzustehen und beten zu gehen, aber man macht's dann halt trotzdem so.

**Malte:** Und wie war das, als du ein Kind warst? Also ab wann hast du wirklich richtig auch dann geglaubt?

**Yassin:** Als Kind war das eher so dass man in die Moschee gegangen ist, weil, ich bin oft mit meinem Vater gegangen. Also man ist halt nicht so wegen Überzeugung oder sowas gegangen, sondern eher weil, es war auch schön so, man hat Freunde gesehen und so, da ist man halt gerne auch gegangen. Aber wann so angefangen hat, wo ich auch so, das war glaub ich mit, also das kam eher so im Laufe des Lebens, also in kleineren Schritten, wo man sich einfach entschieden hat, sich ein bisschen mehr mit der Religion zu beschäftigen und auch Sachen sein zu lassen, die haram sind oder, ja, also, was mich immer so motiviert hat, waren die guten Sachen, ich hab gerne Gutes getan, ich hab manchmal Einkauf für Nachbarn reingetragen, ja das waren ja Sachen die gut in der Religion sind, im Islam, also das, auch vom Propheten, er hat das ja so, wie soll ich sagen, überliefert.

Dass man dafür gute Taten bei Gott bekommt, und das fand ich auch schön, also da hatte man beides, da hat man sich auch danach gut gefühlt, weißt du, und deswegen denk ich dass ich heute immer noch fest an die Religion glaube, und das auch nen Einfluss auf mein Leben immer noch hat. Es gibt immer noch Sachen wo ich mich fernhalte, also zum Beispiel von Zinsen, also da will ich nie was damit zu tun haben. Genau, da halt ich mich einfach davon fern, oder von Alkohol oder sowas.

Nach der Schule entschied sich die Hälfte in Yassins Freundeskreis für eine Ausbildung, während die andere Hälfte ein Studium aufnahm, jeweils im technischen oder kaufmännischen Bereich. In seinem großen Bekanntenkreis im Milieu des Wohnblocks hat im Alter von 23 Jahren noch niemand ein Kind bekommen. Zwei Bekannte, also ein sehr geringer Anteil des Bekanntenkreises, planen zu heiraten und damit auch in eine eigene Wohnung zu ziehen. Bis auf einen wohnen ansonsten alle seine Bekannten bei ihren Eltern.

Ein Thema, das in unserem Gespräch breiten Raum einnimmt, ist sein Verhältnis zu *corner boys*. Er geht manchmal nachts zum Parkdeck, wo Gruppen von *corner boys* sich aufhalten, Lärm machen und damit seinen Schlaf stören, und bittet sie höflich (und mit Erfolg), an Orte zu gehen, die weiter von den Wohnungen entfernt sind. Er kennt Väter, die Drogendealer waren und deren Söhne dann auch Drogendealer wurden. Ebenso kennt er Beispiele für den Fall: „Gute Erziehung, gutes Elternhaus, gute Vorbilder, aber die haben trotzdem einfach dieses Interesse an diesem Gangster-Image. Und, also das war nie mein Interesse zum Beispiel gewesen.“ Insgesamt hat Yassin aber den entschiedenen Eindruck, dass sich die Eltern von *corner boys* im Durchschnitt weniger um ihre Kinder kümmern. Er hält es für wichtig, dass die Kinder nicht unbegrenzt Zeit auf der Straße verbringen dürfen. Er hat zudem den Eindruck, dass *corner boys* deutlich seltener in die Moschee gehen.

**Malte:** Ja dann hast du gesagt, einige von deinen Freunden haben dann irgendwann auch angefangen mit Drogen verkaufen und so. Hat die Freundschaft dann gehalten zwischen euch?

**Yassin:** Nee, leider nicht, die Interessen sind ganz andere. Also mein Freundeskreis, entweder seh ich die im Fitnessstudio oder im Fußballverein. Wenn ich jetzt mit den Jungs die Drogen dealen, natürlich, das sind gute Jungs, ich kenn die von früher, die sind jetzt keine schlechten Menschen, aber, ich hab einfach nicht dieselben Interessen und das wird einfach nicht so, also das wär keine gute Chemie, wie man bei Fifa sagt [lacht].

**Malte:** Ja, was mir aufgefallen ist, auch so bei den Jüngeren, so 14, 15-Jährigen, es gibt so diese Unterscheidung, einmal anständig, und dann Straße.

**Yassin:** Ja genau.

**Malte:** Und wie, also wie würdest du die beiden Gruppen bezeichnen? Wie nennt ihr die so?

**Yassin:** Ja das, genau wie du gesagt hast eigentlich. Das gibt die Anständigen, also die, die wirklich respektvollen und ruhigeren Kinder, also ich sag immer die ruhigeren, und die etwas, nervigeren [lacht]. Ja, aber, ich würd, also was meine Meinung zu den Jungs ist. Also mit 14 ist noch, also nach meiner Erfahrung, hatte ich auch Freunde, die mit 14 auch Ladendiebstähle begangen haben und Sachen gemacht die nicht jetzt normal waren, also die waren auch schon krimineller gewesen, als die jünger waren, aber wo die älter wurden, haben sie's dann gerafft, und auf einmal wurden die, haben die ne Ausbildung angefangen, arbeiten oder studieren sogar. Und, also mit 14 ist noch nichts entschieden, das ist meine Meinung, also mit 14, 15, 16, das ist noch diese Selbstfindungsphase, die wissen selber noch nicht wo die sind, wer die sind, und ich denke das kommt auch, bei manchen früher, bei manchen später.

**Malte:** Und so mit 23, so in deinem Alter, ist da schon was entschieden?

**Yassin:** Auch noch nicht ganz, ich denke nicht ganz, aber da sieht man jetzt auf jeden Fall schon deutlicher in welche Richtung die einen und die anderen gehen. Also ich finde wenn man jetzt mit 23, 24 nicht, also es ist nie zu spät, aber wenn man sich, ich finde in dem Alter, da sollte man auf eigenen Beinen stehen oder sich auf jeden Fall etwas aufbauen für die Zukunft.

**Malte:** Und die von deinen Freunden die jetzt mit Drogen dealen oder ehemalige Freunde, suchen die auch Ausbildungsplätze oder haben die da schon aufgegeben?

**Yassin:** Nee, die haben eigentlich schon aufgegeben.

**Malte:** Oder wollen sie's einfach nicht?

**Yassin:** Die wollen's nicht. Die verdienen sich deren, also, ich sag mal deren Brötchen verdienen sie sich mit, indem sie ein bisschen Drogen verkaufen, und, also Interesse an Ausbildung oder irgendwas zu lernen oder an nem richtigen Job, das besteht nicht. Also natürlich sagen die, ab und zu hör ich mal, ja, ich will arbeiten oder ich muss arbeiten, weil ich sonst in den Knast komme [lacht], ja sowas, aber mehr auch nicht.

Yassin hat die Meinung, dass es jeder, der den entsprechenden Willen hat, in Deutschland schaffen könne, einen Ausbildungsplatz zu finden. Damit zeigt er meritokratische Überzeugungen, die in Deutschland über Klassen- und Milieugrenzen hinweg verbreitet sind, und zu einer Legitimierung von sozialen Ungleichheiten beitragen (Mau et al., 2023, S. 85).

Yassin sagt sinngemäß:

**Yassin:** Wenn man 3, 4, 5 Jahre nur auf der Straße war und nichts mit der Schule zu tun hat, hat man ja auch viel Stoff verloren. Aber wenn man es, wenn man wirklich mit Überzeugung da reingeht, dann kann's jeder schaffen. Wer in Deutschland die richtige Einstellung hat, der schafft es auch. Man muss kein Überflieger sein. Ich selbst war auch erst auf der Realschule und hatte nicht das größte Interesse für die Schule. Ich bin jetzt auch kein Mechatroniker-Meister. Aber ich kann schrauben.

Von klein auf schreckte es Yassin ab, von Bekannten zu hören, die bis zu 5 Jahre im Gefängnis waren. Für ihn selbst war Sport immer eine Möglichkeit, um Stress zu verarbeiten. Man könne

allerdings nicht grundsätzlich sagen, dass diejenigen, die Fußball im Verein spielen, seltener straffällig werden. In seiner alten Mannschaft fallen ihm 3 oder 4 Spieler ein, die öfter straffällig wurden. Für ihre Stichprobe von 95 Bildungsaufsteigern und -aufsteigerinnen beobachteten Lang et al. (2016, S. 63) allerdings, dass viele von ihnen eine enge Verbindung zwischen ihren sportlichen Aktivitäten in Vereinen und ihrer späteren, erfolgreichen Karriere sehen.

Nach Yassins Eindruck ist es nicht schwer, zum Beispiel 2000 Euro pro Monat durch Drogenhandel zu verdienen. Allerdings beobachtet er zum Umgang mit Geld unter *corner boys*:

**Yassin:** Die können sich nicht einmal ein Auto kaufen, weil man muss ja das, von wo das Geld herkommt, muss man ja nachweisen können. Und ich denke es lohnt sich nicht. Also wenn ich kein Auto kaufen kann, und nichts irgendwas Anständiges mit meinem Geld machen kann, dann lohnt sich das Geld nicht. Also man kann's, wie ich das sehe, wo die deren Geld ausgeben, ist Partys, Klamotten, und das war's eigentlich. Und mal da mal hier Urlaub, das auch, aber was Richtiges für die Zukunft, oder also auch, was für mich wichtig ist, ein Auto, das haben die nicht, die sind eher so, die verschwenden, die werfen das Geld eher zum Fenster, weil sie ja auch nicht wissen, wohin damit.

Auf die Frage, was wir als Streetworker zur Kriminalitätsprävention leisten können, antwortet er:

**Yassin:** Ich würde eher in die Zukunft schauen und mich mehr auf die Jüngeren konzentrieren. Ich finde reden bringt sehr viel, und auch auf deren Probleme eingehen. Also es gibt Jungs die lassen sich auch beeinflussen von Musik und so, Rap. Auf die sollte man versuchen einzugehen, und sagen, ey, was du da in den Rap-Songs hörst, ist nicht die Realität, also wenn du Drogen dealst wirst du nicht reich, also da wirst du, die Wahrscheinlichkeit ist höher, dass du im Knast landest. So. So bisschen auf die Realität runterholen, würd ich mal sagen.

Auffällig an Yassin sind seine hohen beruflichen Ambitionen und sein Arbeitseifer. Zusätzlich zu den 35 Stunden pro Woche, die er für seinen Hauptarbeitgeber leistet, hat er einen Nebenjob mit 10 Stunden pro Woche. Er spielt Fußball im Verein, geht ins Fitnessstudio, betet 5 Mal am Tag und geht regelmäßig in die Moschee. Für sein berufsbegleitendes Studium bleiben ihm nur Freitag-, Samstag- und Sonntagmorgen. An seiner technischen Arbeit gefällt ihm, dass die Technologie sich ständig weiterentwickelt. Beruflich möchte er nie „auf einem Level bleiben“, sondern immer „das nächste Level erreichen“. Schon bevor er sein Studium aufnimmt, äußert er den Wunsch, später einmal Ingenieur zu werden.

Als Yassin sein Studium im Ingenieursbereich aufnimmt, das an einer Privatuni und ausschließlich online stattfindet, fragt er mich interessiert, wie ich immer am besten für Klausuren lernte, woraufhin wir ein längeres Gespräch zu diesem Thema führen. Einer seiner Freunde nimmt ihn mal mit zu einer Universität, wo sie in der Bibliothek lernen, und zwar in der Bibliothek für Jura und Wirtschaft, weil sich ihnen zufolge dort „die schönsten Frauen“ aufhalten. Yassins Freund erzählt in einer Runde von einem dieser Besuche. Yassin

ging plötzlich an, wegen einer Online-Sitzung laut in der Bibliothek zu reden, was schockierte Reaktionen bei allen Anwesenden hervorrief. Als sein Freund dies erzählt, steht Yassin daneben, lacht und sagt: „Ich bin da noch nicht so integriert.“

## Drogen

*Alles was sie reden ist mir egal, komm wir trinken Sekt aus der  
Minibar.*

*–Azet (2019a), Ist es wahr*

Die Adoleszenz ist eine Phase, die durch besondere Neigung zu riskanten Verhaltensweisen innerhalb von Peergroups charakterisiert ist. Drogenkonsum bildet dabei aufgrund seines starken Einflusses auf das Belohnungssystem im Gehirn einen essenziellen Bestandteil. Er hat weitreichende neurochemische, physische, psychologische, soziale, bildungsbezogene und legale Konsequenzen im individuellen Lebensverlauf, beeinflusst den Wohnblock, die Stadt und sogar die Weltwirtschaft (Schulenberg et al., 2004, S. 422). Im Wohnblock ist die mit Abstand am häufigsten konsumierte Droge Cannabis, die in Form von Marihuana oder Haschisch in Joints geraucht wird. Der Konsum im Wohnblock hängt auch mit den Bäuerinnen und Bauern in den Bergen Marokkos zusammen, für die ihre Cannabis-Felder eine wichtige Gelegenheit sind, zu allen Jahreszeiten eine Einkommensquelle zu haben. Denn Cannabis wächst dort wie Unkraut, wie mir ein Marokkaner erzählte. Marokko entwickelte sich in den 1980er und 1990er Jahren aufgrund der Nachfrage aus Europa zum führenden Exporteur von Haschisch (Afsahi, 2015). Der Geruch von Joints ist im Wohnblock an vielen Orten vernehmbar. Auch Kinder kennen ihn schon sehr gut. Wegen dieser überragenden Bedeutung beschränken sich die folgenden Ausführungen auf die Droge Cannabis, auch wenn unter *corner boys* auch Alkohol und die Modedroge Lachgas eine große Rolle spielen und auch von einigen wenigen Kokain konsumiert wird.

Cannabiskonsum kann je nach Kontext positive oder negative Auswirkungen haben. Zu den positiven zählt, dass er Jugendlichen die Möglichkeit gibt, sich auszuprobieren, von den Eltern unabhängig zu werden und eine Verbundenheit mit Peers zu erfahren (Schulenberg et al., 2004, S. 421). Ca. 91 Prozent der Cannabis-Konsumierenden entwickeln *keine* Cannabisabhängigkeit (Hoch & Schneider, 2018, S. 5). Diese Rate reduziert sich auf 83 Prozent bei Jugendlichen und auf 50 bis 75 Prozent bei täglichem Gebrauch (ebd.). Eine durch Cannabis induzierte Psychose ist sehr selten, auch wenn Cannabiskonsum das Risiko einer Psychose um

den Faktor 1,4 bis 2 erhöht und auch mit anderen psychischen Erkrankungen wie Angststörungen und Depressionen im Zusammenhang steht (ebd.).

Auf der anderen Seite weisen viele Studien negative Auswirkungen von Cannabiskonsum nach (Schulenberg et al., 2004, S. 422). Cannabiskonsum in der Jugend korreliert oder steht im kausalen Zusammenhang mit eingeschränkten kognitiven Fähigkeiten sowie schlechteren Bildungs- und Berufsergebnissen 5 Jahre später. Studien mit Querschnittsdaten zum Drogenkonsum können keine Kausalität nachweisen. Denn die starke Korrelation etwa zwischen Cannabiskonsum und psychischen Erkrankungen könnte durch eine Drittvariable erklärt werden, die beides verursacht. Allerdings zeigen auch experimentelle Studien, dass starker Cannabiskonsum in der Jugend zu irreversiblen Schäden im Gehirn führen kann (Abdel-Salam, 2022). Bildgebende Verfahren zeigen, dass sich bei Langzeitkonsumierenden das Gehirn in seiner Arbeitsweise und seinem Aufbau verändern kann (Hoch & Schneider, 2018, S. 4). Für Psychosen ist der kausale Einfluss von Cannabis nachgewiesen (Ganesh & D'Souza, 2022).

Besser als die Frage, ob Cannabiskonsum schädlich ist, ist die Frage, unter welchen Bedingungen er schädlich ist (Schulenberg et al., 2004, S. 429). In der Jugend sind die Risiken deutlich größer als im Erwachsenenalter. Während ein gelegentlicher Konsum oder ein ‚Party-Konsum‘ harmloser sind, steigt das Risiko mit Häufigkeit und Intensität der Nutzung. Grundsätzlich (nicht nur bei Cannabis) korreliert Sucht stark mit Armut, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Zu einer Sucht kommt es häufig, wenn jemand früh anfängt, häufig Drogen zu konsumieren, weil er etwas sucht, was ihm im Leben fehlt. Ein Hintergrund, der es nicht erlaubt, positive Beziehungen zu den Eltern aufzubauen, steigert das Risiko einer Sucht. Das gleiche gilt neben der Familie für andere Resonanzachsen nach Hartmut Rosa (2018), also für Lebensbereiche, in denen Menschen Sinn und eine tiefe Verbindung mit der Welt erfahren: Freundschaft, Schule, Arbeit, Religion, Sport, Kunst, Natur, Politik und Wissenschaft. Zu einer Sucht neigen besonders Personen, die in ihrer Kindheit keine engen Bindungen entwickeln konnten oder die sogar durch Misshandlungen traumatisiert sind. Der Wirkstoff von Cannabis (THC) führt zu einem Ausschalten von Erinnerungen, was angenehm ist, wenn diese Erinnerungen traumatisch sind (Winkelmann, 2022). Einer der besten Prädiktoren einer Sucht ist, wenn jemand anfängt, die Droge als Mittel zu benutzen, um andere Probleme zu stillen. Wer Symptome einer Depression hat, wird durch Cannabiskonsum in der Regel auf Dauer noch depressiver (ebd.). Ein Kollege, der ein Kampfsportprojekt zur Drogen- und Gewaltprävention leitet, sagte mir sinngemäß: „Das THC im Körper führt zu einer ausgesprochenen Trägheit.

Wenn Lehrer mich anrufen und mir sagen, dass jemand nicht mehr zur Schule kommt, dann weiß ich schon Bescheid, was abgeht. Oft liegt es am Cannabiskonsum.“

Ein Thema, das viele *corner boys* im Wohnblock beschäftigt, ist die von der Bundesregierung eingeführte Legalisierung von Cannabis. Einige fragten mich vorher, ob nach der Legalisierung auch ihre Einträge im Führungszeugnis gestrichen würden, die sie wegen ihres Besitzes von Cannabis erhielten. Werden sie ein Stigma für ein Delikt mit sich herumtragen, das nicht mehr strafbar ist? Interessanterweise sind auch die meisten *corner boys*, die selbst Cannabis verkaufen, für eine Legalisierung von Cannabis. Offenbar wiegt die Hoffnung darauf, nicht mehr ständig aufgrund des Lebensstils kriminalisiert zu werden, schwerer als die Angst vor der Konkurrenz durch Cannabisvereine oder staatliche Cannabis-Geschäfte. Aus den Daten der Polizeilichen Kriminalstatistik vor der Legalisierung ging hervor, dass in der Kleinstadt die meisten Fälle von Rauschgiftkriminalität Fälle von Erwerb und Besitz geringer Cannabismengen waren.

Ein von Cannabis geprägter Lebensverlauf, der exemplarisch für viele andere steht, ist die Biografie von Ahmed (20, Hauptschulabschluss, arbeitslos). Im Alter von 10 Jahren rochen er und seine Peers in ihrem Sozialraum, was die Älteren rauchten. Sie planten, selbst nie etwas mit Drogen zu tun zu haben. Heute realisiert er in Bezug auf die Peers, die er von klein auf kennt: „Und jeder irgendwie hat irgendwas mit Drogen zu tun.“ Nostalgisch und mit einem Lächeln erinnert er sich an seinen ersten Joint. Dann beschreibt er seinen Weg in die Sucht:

**Ahmed:** Aber, nach diesem Joint, wurden's halt immer mehr, weil's immer interessanter wurde, weil's immer mehr Leute gemacht haben, und eh, irgendwann hast du, aus diesem einem Joint wurden dann am Wochenende 2, 3 Joints, und dann hast du gemerkt, ok ich hab Bock auf n Joint mal am Donnerstag oder am Dienstag, dann hol ich mir mal was, und dann wurde das täglich. Und das ist halt das, was, der Fehler vielleicht irgendwo war. Weil das ist ja auch teuer, das ist ja, das musst du ja auch irgendwo finanzieren. Und das ist dann auch irgendwo eh ne Sucht oder ne Abhängigkeit. Ich denk mal es wird schwierig sein wenn wir aufhören. Weil ich merk das an mir, wenn ich mal kein, halt wenn ich mal kein... Ich kann auch ohne Joints aber, wenn ich jetzt n Tag lang keinen Joint geraucht hab, dann ich krieg Schweißausbrüche, wirklich, das wird nicht... Ich, ich geh abends schlafen, morgens, mein ganzes Bett ist nass. [Auch Berat (28, Schulabbrecher, arbeitslos) erzählte mir von diesen Schweißausbrüchen nachts, als er mal versuchte, mit dem Kiffen aufzuhören. „Aufwachen war wie Schwimmbad.“]

Ich glaub das was viele anspricht, ist dass man eh... viele kenn ich auch... wenn ich Sorgen hab, manchmal, [leise und ernst] das Erste was ich mache ist, ich hol mir jetzt irgendwo was zum Rauchen, ich rauch einen. Weil damit kannst du dann bisschen abschalten.

**Malte:** Hast du mal versucht aufzuhören oder mal ne Zeit lang aufgehört?

**Ahmed:** Eh, ich hab ne Zeit lang aufgehört. Da hatte ich durch meine Freundin, weil die das nicht so mochte, hab ich aufgehört, und ehm, aber, mit der Zeit, dadurch dass ich auch, weißte ich hab, ich sag, ich bin mit den Leuten. Und dann kommt dieses Verlangen immer wieder. Und dann denkst du dir ok, ich will wieder, und dann kommt's wieder halt dazu. Das ist das. Aber du hast auch keine andere Beschäftigung.

Eine neue Umwelt und Ziele im Leben können dazu führen, dass Cannabiskonsumenten ihren problematischen Konsum einstellen. Transitionen auf dem Weg zum Erwachsenwerden, wie der Auszug aus der elterlichen Wohnung, der Umzug in eine neue Stadt, das Aufnehmen einer Arbeitsstelle oder die Transition in eine Partnerschaft, können Wendepunkte im Lebensverlauf markieren, auch im Hinblick auf Drogenkonsum (Schulenberg et al., 2004, S. 414). Den meisten *corner boys* sind diese Möglichkeiten verwehrt. Ihr Lebensverlauf ist eher durch ein Ausbleiben von Transitionen und ein Aufschieben des typischen Erwachsenendaseins gekennzeichnet. Die Schule endet, aber ansonsten bleibt vieles gleich – die elterliche Wohnung, das Wohnumfeld, die Peers, die Armut und die Langeweile. Ahmeds Ex-Freundin, die seinen Cannabiskonsum ablehnte, konnte den festgefahrenen Routinen in dieser Umwelt nicht alleine entgegenwirken. Zu stark waren seine Konsumfreundschaften in einer Gruppe mit etablierten Gewohnheiten, Rationalisierungen und Cannabis-Folklore („Alkohol ist viel schädlicher“, „Alkohol macht aggressiv, kiffen beruhigt dich“, „Von kiffen wird man nicht süchtig“). Es gibt Komplementaritäten zwischen engen Wohnungen, Zimmern, die mit Geschwistern geteilt werden, viel Langeweile und unstrukturierter Zeit auf der einen Seite und dem Lebensstil des Kiffers auf der anderen Seite.

Ahmed hat selbst ein gutes Gespür dafür, dass er im Hinblick auf das Entwickeln einer Sucht zu einer Risikogruppe zählt:

**Ahmed:** Dieser ganze Zusammenhang unter Freunden... Viele hatten zum Beispiel ne andere Geschichte. Ich bin bei meiner Oma aufgewachsen, der eine sein Vater war Alkoholiker, zum Beispiel, oder der andere sein Vater ist im Knast, oder seine Mutter ist weg, oder seine Mutter ist gestorben. Jeder hatte irgendne andere Probleme. Und eh, du hast, du kommst dann halt auf Gedanken irgendwann. Du willst halt alles probieren. Du siehst auch viel im Fernsehen, du siehst Alkohol, du siehst Drogen, und du willst es probieren. Und dann, eh, du hättest ja auch nicht gedacht, dass du drauf hängen bleibst, du hättest ja auch nicht gedacht dass du jetzt jeden Tag wenn du 20 bist n 10er [10 Euro] für Hasch brauchst, weißt du was ich mein? [Auf der Tonaufnahme ist zu hören, wie er den Joint wieder anzündet, außerdem Kirchenglocken im Hintergrund.] Aber... Ich denk mal wirklich, hätten wir ne bessere Umgebung gehabt, und eh, n besseres Verhältnis zu den Eltern, dann würd ich mal glaub ich sagen würden wir auch nicht diese Gedanken haben, weil wir denken würden, ok, das würde sie enttäuschen.

Später am Abend kommt Ahmeds Cousin Aziz (20, Hauptschulabschluss, Sicherheitsdienst) hinzu, schließlich noch ihre Freundin Maya. Das Thema des Drogenkonsums kommt immer wieder auf, auch weil sie an diesem Abend exzessiv viele Joints rauchen.

**Maya:** Jaja, Drogen können auch sehr verändern. Und du kannst auch durch Drogen viel verlieren. Familie, Freunde et cetera.

**Ahmed:** Zeit, Geld.

**Maya:** Alles was dir mal wichtig war. Oder, was eigentlich wichtig sein sollte, ist auf einmal...

**Aziz:** Zeit, Geld, Gehirnzellen.

**Maya:** Alles, alles, alles. Das macht alles kaputt. Also wir sind ja jetzt zwar noch jung aber, wir schädigen ja jetzt schon unser Körper [lacht] für die Zukunft. Wenn ich das mal so sehen möchte [sie hustet, dann kurze Pause]. Aziz rauchst du den an [zündest du den Joint an]?

**Ahmed:** Ja das ist halt das, Leben in Deutschland gerade.

**Aziz:** Ja, das ist ja alles scheiße hier.

**Ahmed:** Geworden.

Ahmed, der nach eigener Aussage in der Vergangenheit Cannabis verkaufte, erklärte mir die Anreize des Drogenhandels. Wichtige Motivationen seien der Wunsch, den Eltern oder in Ahmeds Fall der Großmutter nicht „auf der Tasche zu liegen“, und die Scham, sie nach Geld zu fragen. Als Kind trug er in einem Nebenjob eine Zeit lang Zeitungen aus. Es ärgerte ihn, „dass das Amt dir das dann abgezogen hat“. Auch von anderen jungen Männern, deren Eltern Grundsicherung empfangen, erfuhr ich, dass ihre Einkünfte durch Nebenjobs zum Familieneinkommen gerechnet wurden. Der Sinn dieser Zuverdienstgrenze liegt darin, dass Grundsicherung nur gewährt wird, wenn der Lebensunterhalt des Antragstellers nicht durch eigenes Einkommen gedeckt werden kann. In der Reform, die auch den Namen der Grundsicherung von „Hartz IV“ auf „Bürgergeld“ änderte, fiel auch die Anrechnung von Schüler- und Studierendenjobs auf das Familieneinkommen weg, so dass heute zumindest einer der Anreize zu irregulärer Arbeit wie Cannabishandel wegfällt.

Ahmed erklärte mir auch die Konkurrenz von legaler Arbeit mit dem Drogenhandel. Als er mit 18 Jahren eine reguläre Beschäftigung im Sicherheitsdienst antrat, war er zuerst mit einem Stundenlohn von 10,45 Euro zufrieden, bis er allerdings feststellte, dass ein großer Teil seines Bruttoeinkommens nach Steuern und Abgaben schwand. Ein Kollege erzählte mir, dass das Nettoeinkommen vieler junger Menschen im Wohnblock in Steuerklasse 1 (unverheiratet, keine Kinder) und ohne Berufsausbildung bei 1.500 Euro pro Monat liege. Im Unterschied dazu beschrieben Ahmed und Aziz das Dasein eines Drogendealers:

**Ahmed:** Denkst dir, wo ist denn dein ganzen Lohn hin [nach Steuern und Abgaben]? Und deswegen lohnt sich das einfach nicht, zu arbeiten irgendwo, weil du denkst dir vielleicht, mit nem Gramm Marihuana mach ich 10 Euro. Pro Kunde. Sagen wir mal 50 Kunden kommen pro Tag ran.

**Aziz:** Hab ich meine 500 Euro. Wenn ich merke, es kommen 100, 150 [Kunden]... Der eine will vielleicht nicht nur nen Zehner, der will vielleicht was für 80 oder für 150 Euro oder... Wenn du weißt, wenn du verstehst ungefähr was ich meine. Kommst du auf jeden Fall über den Durchschnitt. Dann verdienst du ungefähr so viel wie ein Politiker im Bundestag.

Also ich sag mal so. Wenn du dealst, das ist auch wie ne Arbeit. Du fängst sagen wir um 12 Uhr fängst du an, dann gehst du raus, dann schaltest du dein Handy ein und sagst den Leuten, hier ich hab Hasch, Gras, was ihr braucht, meldet euch. Und dann bist du halt unterwegs den ganzen Tag bis 23 Uhr, 1 Uhr morgens. Guckst, Kunden kommen, du nimmst Geld, du nimmst Geld, du steckst ein, du guckst, du gibst Geld aus, du nimmst wieder Geld von jedem, so. Also du lebst halt für den Tag. Du lebst halt, du denkst nicht, was mach ich morgen, was

mach ich im nächsten Monat, was mach ich in 4 Jahren. Du denkst dir was mach ich heute, mehr denkst du nicht.

**Ahmed:** Du hast einfach früh gelernt, du kannst, ne bestimmte Anzahl zum Beispiel an Geld vielleicht besorgen, sagen wir mal 200, 300 Euro, kaufst dir deine 100-Gramm-Platte [Haschisch], verkaufst und machst dadurch 600 bis 700 Euro. Davon kaufst du dir, wenn du dir auch nur eine wieder holst, hast du deine 400 Euro für dich. Und jedes Mal. Verstehst du? Und das ist das was dich anzieht. Das ist... Weil dafür musst du nichts machen. Da brauchst du keine Ausbildung, brauchst kein Schulabschluss, du brauchst gar nichts. Du kannst sogar dumm sein, und kannst es verkaufen. Du musst ja nur wissen, was du fürn 10er rausgibst, zum Beispiel. Eh dass 10 Euro 1 Gramm entsprechen.

Hochhaussiedlungen bieten für Drogendealer eine gute Geografie (Venkatesh, 2009, S. 254). Sie finden dort eine hohe Dichte an Menschen vor und profitieren von einer guten Verkehrsanbindung. Zum einen schafft die Nachfrage das Angebot, denn viele junge Menschen aus armutsgeprägten oder instabilen Familien machen frustrierende Erfahrungen in der Schule und finden Zuflucht darin, Joints mit Menschen in ähnlicher Lage zu rauchen. Eine Einkommensquelle, über die Geld in die Zirkulation des Drogenhandels hinein gerät, sind auch zum Beispiel junge Männer wie Aziz, die im Sicherheitsdienst arbeiten, 1.500 Euro netto verdienen, keinen Führerschein, also auch keine Kosten durch ein Auto haben, die bei ihren Eltern wohnen und einen Großteil ihres Einkommens für Cannabis ausgeben können. Gleichzeitig schafft das Angebot die Nachfrage, denn Drogendealer, die Haschisch besitzen, finden Wege, sich eine Stammkundschaft aufzubauen, etwa wenn sie anfangs kleine Mengen verschenken. Auf einer Tagung erzählte mir ein Streetworker, der in der Drogenhilfe tätig ist, dass 95 Prozent der Drogendealer selbst Konsumenten ihrer Droge sind. Ein Kollege sagte mir, dass sich bei den *corner boys*, die im Wohnblock Cannabis verkaufen, alles immer nur um das Eine drehe: Wo und mit wem wird der nächste Joint geraucht.

Der potenziell gefährliche Einfluss der Drogendealer auf Kinder ist im städtischen Personal ein bekanntes Thema. Bekannt ist etwa das Phänomen, dass Drogendealer Kinder, die unter 14 Jahre alt und damit noch nicht strafmündig sind, als „Läufer“ in ihre Geschäfte einbinden. Für die Kinder ist dies eine Möglichkeit, ein Taschengeld zu verdienen und, was vielleicht noch wichtiger ist, Respekt von den Älteren zu bekommen, weshalb sie Angebote dieser Art oft begeistert annehmen. Bekannt ist auch das Phänomen, dass Drogendealer ihre Drogen „bunkern“, also verstecken. Erzieherinnen in den Kitas im Wohnblock tragen das Thema der versteckten Drogen, die sie gelegentlich im Gebüsch oder im Müll finden, an uns Streetworker heran. Es kam auch schon vor, dass Dealer Tütchen mit Drogen über den Zaun der Kita warfen, als die Polizei kam, in der Hoffnung, dass sie die Tütchen dort später wieder holen könnten.

Ahmed und Aziz beschreiben, wie sie ihre Einkünfte aus dem Drogenhandel „aus dem Fenster werfen“, wie sie sagen, womit ihre hohe Gegenwartspräferenz und Konsumneigung deutlich werden:

**Malte:** Also ihr hattet 1.000 Euro Bargeld in der Tasche.

**Aziz:** Jeweils.

**Malte:** Und, was habt ihr damit gemacht, als erstes?

**Aziz:** Also erstmal ins Taxi gesetzt.

**Ahmed:** Erstmal ins Taxi gesetzt, genau.

**Aziz:** Das war das allererste.

**Ahmed:** Dann haben wir uns überlegt, ok das was wir machen ist, wir haben uns immer jeder 50 Gramm Hasch geholt, und dafür ging dann...

**Aziz:** Das ist für den ganzen Monat.

**Ahmed:** Für den ganzen Monat haben wir uns gedacht, ok, es ist [wegen eines Mengenrabatts] günstiger wenn wir mehr einkaufen.

**Aziz:** Lieber gibst du 200 Euro direkt aus als im kompletten Monat vielleicht deine 300, 400 Euro rauszuballern.

**Ahmed:** Ja. Weil das ist dann teurer für dich. Dann dachten wir uns, ok machen wir einmal im Monat, wenn das Geld da ist. So und dann hast du noch, Zigaretten gehabt, und während der Arbeit hast du auch viel, du hast teilweise gar nicht gemerkt wie du das Geld ausgegeben hast.

**Aziz:** Jaja, du hast am Tag n Fuffi [50 Euro] auf der Arbeit geköpft, und du weißt nicht für was.

**Ahmed:** Du hast nur n bisschen Red Bull getrunken.

**Aziz:** 2, 3, 4 Red Bull. Bisschen was gegessen.

**Ahmed:** [Internet-]Flat aufgeladen direkt. Dann holste dir was zu trinken, was zum Naschen. Diese ganzen Ausgaben, du gönnst dir ja mal n Uber zum Beispiel, du denkst dir, ach, ich hab ja nen Tausender, kein Bock zu laufen. Und klar eh, das ist auch unser eigenes Verschulden, das ist ja unser Luxus den wir dann, den wir uns gönnen, den wir uns leisten. Da können wir nicht meckern.

**Aziz:** Dann kaufst du mal was für den, dann kaufst du mal was für den, dann kaufst du mal was für den. Joa.

**Ahmed:** Ich geb auch viel, ich sag komm, wir gehen essen. Aber so sind wir alle, wenn jemand was stecken hat.

**Aziz:** Das sind ja auch Ausgaben, aber die machst du mit Herz.

**Aziz:** Der [Ahmed] hat zum Beispiel einmal Merkur [eine Spielhallenkette] 1.000 Euro gewonnen.

**Ahmed:** Aber das Geld war auch schnell weg.

**Aziz:** Und der hat halt die 1.000 Euro in eh zwei Tagen weggeklatscht oder...

**Ahmed:** Ah, nicht 2 Tage.

**Aziz:** ... oder 3.

**Ahmed:** 4 oder 5!

**Aziz:** Neein!

**Ahmed:** Ich dacht mir, ok ich hab 1.000 Euro, ich geh mir Schuhe holen, ich war erstmal im Nike-Laden, hab mir für 180 Euro Schuhe geholt, hab mir n Anzug geholt, für 130 Euro.

Ich glaub wenn du so mit gewissen Sachen aufhörst, wenn du jetzt, wenn wir jetzt, sag ich mal, keine Zigaretten rauchen, kein Hasch oder Marihuana konsumieren, ehm, nur trinken, was zum Naschen, bisschen was essen gehen, dann haste ja im Monat viel mehr.

**Aziz:** Klar.

**Ahmed:** Aber was machen wir dann sonst? Dann gehen wir vielleicht mal ins Freibad oder gehen pff. Kommt ja drauf an. Du kannst ja nichts anderes machen. Du weißt ja nicht was du machen sollst. Deswegen ist dir ja langweilig und, du rauchst. Du rauchst einen nach dem anderen, du weißt nicht, du bist in keinem Verein, im Fußball, oder du bist, *du hast nichts zu*

tun, außer jetzt vielleicht Arbeit oder vielleicht, sogar wenn du das nicht mehr hast, dann hast du überhaupt nichts. Verschwendest einfach deine Freizeit damit. So.

Lang anhaltender Drogenkonsum kann dazu führen, dass das Belohnungssystem im Gehirn durch die schnellen Glücksgefühle ‚gekapert‘ wird, wodurch im Anschluss harmloser erscheinende Freuden wie Zeit mit der Familie oder Sport an Reiz verlieren. Das wird deutlich, als Ahmed sich ein Leben, in dem der Cannabiskonsum durch Freibadbesuche und Ähnliches ersetzt wird, gar nicht vorstellen kann.

Bei meiner Arbeit als Streetworker mache ich mir grundsätzlich zum Ziel, die Leute nicht durch Ratschläge, sondern durch Fragen und aktives Zuhören auf neue Gedanken zu bringen. Belehrung vermeide ich unter allen Umständen. Die einzige Ausnahme ist das Thema der Spielhallen, bei dem ich eine starke Meinung vertrete und diese auch mitteile. Ich frage die jungen Spieler, woher das Geld für Personal, Miete, Heizung, Steuern und für den Gewinn des Eigentümers der Spielhalle kommt. Manche wissen, dass es das Geld ist, das sie in den Automaten werfen. Anderen ist dieser Gedanke neu. Entgegnungen waren: „Ich habe bis jetzt fast immer nur gewonnen, ganz wenig nur verloren“, „Du hast schon Recht, aber die Sucht...“ und „Aber wenn man einen guten Tag hat, gewinnt man etwas“. Auch wenn der Einsatz im Spielautomaten die schlechteste Investition sein mag, kann er in bestimmten Momenten die einzige Hoffnung auf ein besseres Leben sein. Bei den Gewinnen in der Spielhalle verhält es sich wie mit den Einkünften aus dem Drogenhandel: Wenn es gut läuft, erzählt der Spieler oder Dealer es weiter; wenn es schlecht läuft, behält er es für sich. Insofern hören Kinder, die oft in armutsgeprägten Verhältnissen im Wohnblock aufwachsen und ständig bei anderen Kindern begehrte, aber für sie selbst unzugängliche Waren sehen, von klein auf viele Geschichten vom schnellen Geld durch Drogen oder Spielautomaten.

### *Corner boy 3: Egid und sein kriminelles Kapital*

Der 23-jährige marokkostämmige Egid gehört zur Gruppe der Mehrfach-Intensivtäter. Er hat enge Beziehungen zu den jungen Männern, die in der Corona-Zeit Steine auf Polizei- und Rettungskräfte warfen. Die ersten Male treffe ich ihn während meiner Feldphase für die Masterarbeit. Zu seinem Markenzeichen wird für mich, dass er ständig wiederholt: „Hier ist Frankreich!“, und damit auf die aus seiner Sicht turbulenten Verhältnisse im Wohnblock und die Auseinandersetzungen mit der Polizei anspielt. Aziz (20, Hauptschulabschluss, Sicherheitsdienst) sagt über Leute wie Egid:

**Aziz:** Es gibt viele Leute, die haben einen anderen Kopf, die haben dann so ich nenn das den Frankreich-Film, weil wie du in Dokumentationen auf Youtube zum Beispiel siehst, so was in Frankreich da so abgeht, die Leute sind kriminell, die haben Hochhausblocks, 3, 4 Stück, die Polizei kommt da nicht rein. Ich weiß nicht, ich glaub die wollen das auch hier so machen oder ich weiß nicht was deren Ziele sind. Die haben halt nicht das Ziel irgendwo arbeiten zu gehen, das Geld nach Hause zu bringen, die haben eher Bock, links und rechts, wenn Sie verstehen, was ich meine.

Als ich Egid das erste Mal treffe, während er dienstags um 13 Uhr mit seinem Freund einen Joint am Parkdeck raucht, zieht er seinen Socken herunter und präsentiert mir eine Fußfessel, die zu dem Zeitpunkt wie eine schwarze digitale Armbanduhr um seinen Fuß gewickelt ist. Zwei Jahre lang trug er sie und durfte in dieser Zeit in der Regel nur zwischen 8 und 18 Uhr die Wohnung seiner Eltern verlassen. Ausnahmen wie Fußballtraining musste er mit seinem Bewährungshelfer aushandeln.

Egid erzählt mir, dass seine Geburt nicht im Krankenhaus, sondern in einer Wohnung im Wohnblock stattfand. Eine seiner ersten Erinnerungen ist, wie jemand auf der Straße einen anderen erstach. Er habe als Kind mal mit den Pistolen der Älteren auf Türen und Wände schießen dürfen. Bei Egid ist sehr schwer zu unterscheiden, welche Aussagen zutreffen und welche Aussagen lediglich der Selbstinszenierung im Sinne von „Hier ist Frankreich“ dienen. Ein Kollege sagt über ihn: „Der ist ein absoluter Dummschwätzer, der alle Leute nur verarscht und versucht, für sich das Beste rauszuholen.“ Ein gleichaltriger *college boy*, der mit Egid im Wohnblock aufwuchs, sagt abschätzig, Egid habe vor einiger Zeit ernsthaft vorgegeben, eine Ausbildungsstelle gefunden zu haben. Offensichtlich handelt es sich bei Egid um einen Hochstapler.

Egid hat 8 Geschwister. Das Verhältnis zwischen seinen Eltern und Geschwistern ist ihm zufolge gut. Über die Erwachsenen im Wohnblock sagt mir Egid, dass die meisten von ihnen nicht arbeiten gehen, was vielleicht auf seine Referenzgruppe zutrifft, nicht aber auf den Wohnblock insgesamt, wo der Großteil der Familien nicht von Grundsicherung lebt, sondern den Lebensunterhalt durch Arbeit bestreitet. Einer seiner großen Brüder ist inhaftiert. Über einen anderen von Egids Brüdern sagt mir ein junger Mann im Jugendcafé sinngemäß: „Ich war auch mal mit einem von Egids älteren Brüdern in Holland. Der Unterschied zwischen den beiden ist, dass dieser ältere Bruder Respekt hat. Respekt fehlt bei Egid vollkommen.“

Egids gesamte Identität scheint auf Drogen und Kriminalität ausgerichtet zu sein. Ich treffe ihn immer wieder an verschiedenen ‚Hotspots‘ von Kiffen – am Parkdeck, vor einem Kiosk, vor einer Kita. In der Anfangszeit spielen wir immer die Option durch, dass er mir mal ein biografisches Interview gibt. Einmal treffe ich ihn morgens, wobei sich seine Neigung zur Hochstapelei wieder herausstellt. In meinen Feldnotizen steht:

Ich treffe Egid sonntags um 11 Uhr, als er mit einem Freund einen Joint in der Nähe der Organisation raucht. Ich frage ihn, ob er jeden Tag kiffte, woraufhin er antwortet: „Ja klar! Was ist das für eine Frage?? Ich kiffe jede Stunde. Und kann trotzdem Fußball spielen.“ Egid sagt, er rauche 5 Gramm am Tag. Ich rechne vor, dass er dadurch alleine für Gras oder Haschisch auf 1.500 Euro im Monat kommen würde. Er entgegnet, dass er auch arbeiten würde, und zwar als Mechaniker. Er brauche das Gras, um die Fräse bedienen zu können.

Ein anderes Mal treffe ich ihn, als er sich mit einer Gruppe von Freunden vor einer Kita aufhält. Ich sehe, dass die Furchen seiner Hände ganz braun sind, wahrscheinlich, weil er Haschisch in Verkaufsportionen abpackt. In meinen Feldnotizen steht:

Egid erzählt auch, dass er schon mit 12 Jahren angefangen habe, zu koksen. Mehrmals deutet er heute mit einem heftigen Zug durch die Nase das Koksen an. Ich sage, dass ich gehört habe, dass Koks sehr schnell süchtig macht. Egid guckt daraufhin sehr nachdenklich und bestätigt es. Er hat es offenbar am eigenen Leib schon erlebt. Anschließend fasst er sich wieder, sieht 3 Jungen im Alter von ca. 12 Jahren an uns vorbeigehen und sagt: „Guck mal, die fangen auch schon an!“ Ich schaue die Kinder an, die mit ihren geschwollenen Augen aussehen, als hätten sie gerade einen Joint geraucht.

Fast alles, was Egid mir gegenüber sagt, lässt sich als ‚Gangster-Talk‘ klassifizieren. Der Ethnograf Anderson schreibt über sozial segregierte Stadtviertel in den USA mit überwiegend schwarzer Bevölkerung, in denen ab den 1980er Jahren die moralische Autorität von „old heads“ abnahm, also von schwarzen Männern der Weltkriegs- und Nachkriegsgenerationen, die eine Arbeitsethik vermittelten. Stattdessen nahmen sich viele Jugendliche dieser Stadtviertel die Gangster als Vorbild, die im Zuge der Drogenepidemien ab den 1980er Jahren zu Wohlstand kamen. Wenn ich Egid zuhöre, muss ich immer an die Aussage eines *old head* aus Andersons (1990) Ethnografie *Streetwise* denken: „Everybody on the corner [now] was saying the same criminal, wild, crazy things“ (S. 242). Bei diesem ‚Gangster-Talk‘ handelt es sich um einen Fachdiskurs, den Subjekte unter bestimmten Bedingungen – wie andere Fachdiskurse auch – lernen. Mit den Wörtern, Ausdrucksweisen, Themen und Motiven des ‚Gangster-Talks‘ ist es wie mit anderen Wörtern auch: Entweder sie gefallen einem, weil sie vertraut sind, weil die Bezugspersonen sie nutzen, weil sie die eigene Lebenslage beschreiben und damit zu dem Bedürfnis passen, sie auszudrücken. Oder die Wörter gefallen einem nicht, weil sie dem eigenen Leben und den eigenen Werten fremd sind.

Als eines seiner Lieblingslieder, das ihm zufolge alles über die Verhältnisse im Wohnblock ausdrücke, präsentiert Egid mir einen Song des deutschen Gangstaraps mit dem Refrain: „Es ist die Kugel im Lauf der Dinge, warum der Kanake sich im Bau befindet“ (Haftbefehl & Xatar, 2016). Bei Musik verhält es sich in gewisser Hinsicht wie beim Essen: Oft mögen Erwachsene das besonders gerne, was sie in der Kindheit gegessen bzw. gehört haben. Aus der Musikwissenschaft ist bekannt, dass Menschen im Alter zwischen 10

und 30 Jahren besonders empfänglich für ein emotionales Empfinden von Musik sind (Kristen & Römer, 2014, S. 244). Außerdem mögen sie besonders gerne die Musik, der sie im Lebensverlauf am meisten ausgesetzt sind, was ein Beispiel für den *mere exposure effect* ist (Bornstein & Craver-Lemley, 2022, S. 241). Die Musik, die Menschen hören, ist oft mit Drogen verbunden: Deutscher Schlager mit Alkohol, Gangstarap und Reggae mit Cannabis, Technomusik mit Party-Drogen wie Ecstasy. Es wäre für jemanden wie Egid, dessen ganze Identität auf das Dasein als *corner boy* ausgerichtet ist, sehr schwer, auf Cannabiskonsum zu verzichten, weil alles zusammenpasst: Die Musik, die Drogen, die Erinnerungen an gute Zeiten, die Freunde, die Definitionen von Glück, von einem gelungenen Wochenende, von einer Belohnung nach getaner Arbeit und von gemeinsamen Tätigkeiten mit Freunden. Was könnte das Kiffen ersetzen?

Ein weiteres Mal treffe ich Egid und einen Freund, den er mir als ehemaligen Zellnachbarn im Gefängnis vorstellt. Zuerst reden wir über Spielsucht. Egid erzählt, dass es eine Phase in seinem Leben gab, in der er neben einem Geldeinsatz in Spielhallen Geldwetten auf alles Mögliche abschloss – Wetten mit Münzen, aber auch zum Beispiel Wetten darum, wer weiter spucken kann. Egids Freund sagt ihm: „Erzähl ihm von deiner Münze“. Egid besaß wohl in dieser Phase eine Münze mit dem gleichen Symbol auf beiden Seiten. Er sagt, er und seine Freunde hätten zusammen 150.000 Euro Spielschulden gehabt, Egid alleine 50.000 Euro davon. Sein Freund erklärt mir: „Ich sag Ihnen wie der Teufelskreis abläuft: Zuerst hast du Wettschulden bei Tipico. Und dann spielst du weiter, um die Schulden zurückzuzahlen.“

Als nächstes reden wir über ihre gemeinsame Zeit im Gefängnis. Beide präsentieren sich als Männer mit ‚Knastwissen‘. Egid sagt etwa Namen und Adresse ihrer Justizvollzugsanstalt auf. Ihre Sozialisation in der Gefängniskultur vermittelt ihnen ein „kriminelles Kapital“ (Wakefield & Apel, 2016, S. 306), das im Gefängnis und in kriminellen Subkulturen verwertbar ist, aber wenig Nutzen in konventionelleren sozialen Settings hat. Egid gibt Körperverletzung als Grund für seine Haftstrafe an. Sein ehemaliger Zellnachbar sagt mir sinngemäß zu seinem eigenen Fall: „Enkelkindbetrug auf höherem Niveau. Ich bin hier im Wohnblock rumgegangen und habe älteren Leuten erzählt, dass ich ihr Enkelkind bin. Was ich genau gesagt habe, kann ich Ihnen nicht sagen, weil Sie dann auch eine gute Methode haben.“ Die gemeinsam abgeleistete Haftstrafe stärkt ihre Verbindung miteinander. Die Zeit, die mit ‚Haftkameraden‘ verbracht wird, stärkt die kriminellen Orientierungen in der Regel (Wakefield & Apel, 2016, S. 306–307). Eine Haftstrafe schneidet die Inhaftierten von ihrem Kontakt mit potenziell prosozialen Peers ab. Zudem verzögert ein Aufenthalt im Gefängnis

bedeutende Transitionen ins Erwachsenenendasein wie das Abschließen einer Ausbildung, das Antreten einer Arbeit oder die Formierung einer Partnerschaft (ebd.).

Zwei *college boys* im Alter von Egid erzählten mir bei einem gemeinsamen Abendessen, bei dem wir Pizza bestellten, dass jeder, der im Wohnblock aufwachse, Personen kenne, die im Gefängnis säßen. In meinen Feldnotizen steht:

Die beiden erzählen mir sinngemäß: „Bei Marokkanern und Türken ist es so, dass du von klein auf immer mal wieder von Leuten über ein paar Ecken hörst, dass jemand im Knast sitzt. Türkische und marokkanische Familien sind sehr groß. Oft ist es so, dass irgendjemand in der erweiterten Familie im Knast ist. Es tut 10-jährigen Kindern aber nicht gut, solche Geschichten zu hören.“

Sie erzählen auch von einem Bekannten, der abends kurz vor Ladenschluss zu Lidl ging und mit einer gefälschten Pistole einen Raub durchführen wollte. Ich frage die beiden, was ihn wohl zu dieser Tat motivierte. Einer der beiden erklärt: „Der war einfach in einer Situation, in der er nicht viel Geld verdienen konnte. Die Jobs, die er bekommen hätte, waren schlecht bezahlt. Dann hat er sich gedacht, dass er es lieber so macht. Ich höre oft von Raubüberfällen in der Kleinstadt. Tankstellen, Läden, alles Mögliche.“

Im Buch meines Kollegen, in dem er 10 Geschichten von Biografien aus dem Wohnblock verschriftlichte, beschreibt eine der Geschichten ein Leben im Gefängnis. Der Kontrast zu Egids Darstellungen könnte kaum größer sein.

Ich bin das Produkt einer verlogenen Gesellschaft. Aufgewachsen bin ich in den ... Hochhäusern [eines Wohnblocks], zusammengepfert mit Menschen aus aller Herren Länder. Die Vertreter einer Nation waren allerdings nicht mit dabei, die Deutschen.

... Die Schule war für mich die Hölle und die Welt außerhalb der Hochhäuser eine Tortur. „Man sieht es dir einfach an“, wurde mir einmal gesagt, „dass du es zu nichts bringen wirst. Du bringst es höchstens zu einer kriminellen Karriere“. Dieser Satz, der von einem Lehrer stammt, prägt einen zwölfjährigen Jungen. Er begleitete mich damals wie eine Brandmarke.

... Von heute auf morgen hat mich nichts mehr interessiert. ... Ich wollte raus auf die Straße, nur für die Straße leben und mir dort Respekt verschaffen. Hart und rau wollte ich werden. Keiner durfte mich demütigen oder mir zu nahe treten. Ich traf viele Jugendliche, die von der Schule, vom Leben gezeichnet und von der Gesellschaft ausgestoßen worden waren. ... Raubüberfälle und Körperverletzung gehörten zu meinem ganz normalen Alltag. Bis ich irgendwann im Knast landete.

... Ich ging in meiner Zelle auf und ab und fühlte mich nackt und unbeholfen. Ich wollte nicht einmal meine eigenen Gedanken hören. Aber ich hörte, wie eine innere Stimme in mir immer lauter und lauter wurde. ... Du hast alle Menschen, die dich lieben, enttäuscht. Du hast ihnen so viel Kummer und Sorgen bereitet. Du bist ein Versager!

... Das Schrecklichste, was man im Gefängnis erlebt, ist die zähe Langeweile, die tödende Einsamkeit und die Traurigkeit, die jeder Insasse versucht zu verbergen. Jeder Tag war identisch mit dem darauf folgenden. ... Der Besuchstag war mein einziger Kontakt zur Außenwelt. Es waren meine Eltern, die mich besuchten. Aber es fiel mir sehr schwer, mich überhaupt mit ihnen zu unterhalten. Was sollte ich erzählen? Sollte ich tatsächlich von den Drogenabhängigen erzählen oder die kriminellen Geschichten der Nachbarinsassen? Wenn ich das täte, würden sie verstört wieder heimgehen. Also schwieg ich nur.

... Ich möchte allen Jugendlichen, speziell den Jugendlichen aus dem [Wohnblock] sagen, dass sie sich um ihre Schulbildung und um eine Ausbildungsstelle bemühen sollen. Denn das Leben im Gefängnis ist härter und schlimmer, als man es sich vorstellen kann. Ich weiß, dass sie es schwer haben, weil sie in einem Ghetto leben. Aber es gibt genügend Menschen, die von hier kommen und es zu etwas gebracht haben. (Amyay & Errais, 2011, S. 22–24)

In einer anderen Organisation der Sozialen Arbeit lernte ich die Kollegen kennen, die Anti-Aggressions-Trainings für die Gruppe der Mehrfach-Intensivtäter durchführen. Auch Egid durchlief einen dieser Kurse. Kurz nach meinem Arbeitsantritt traf ich die Kollegen beim Tag der offenen Tür ihrer Organisation und sie erzählten mir von ihrer Arbeit:

Ihre Organisation ist für Jugendliche zuständig, die ein Gericht in relativ schweren Fällen verurteilt. Bei den nach dem Jugendrecht bestraften Jugendlichen und Heranwachsenden zwischen 14 und 21 Jahren ist der Erziehungsgedanke ausschlaggebend, nicht der Strafgedanke. Zu den klassischen Vergehen der Kursteilnehmer (die meisten sind Männer) zählen Gewalt, Drogendelikte und Diebstahl. Nach Einschätzung eines Mitarbeiters leben 75 Prozent der Kursteilnehmer aus der Kleinstadt im Wohnblock.

Die Kurse sind im Bereich der Erlebnispädagogik angesiedelt. Klettern und Bogenschießen sind die auffälligsten Aktivitäten auf dem großen Gelände. In diesen Aktivitäten geht es darum, dass die straffälligen Jugendlichen ihre Grenzen austesten. Es geht um vertrauensbildende Maßnahmen und auch darum, zu prüfen, wie die Impulskontrolle der Jugendlichen in Grenzsituationen funktioniert.

Nach der Einschätzung eines Trainers, der die Kurse seit vielen Jahren durchführt, ist das Schlimmste, was passieren kann, eine erste Freiheitsstrafe im Gefängnis. Danach sei eine Karriere in Justizvollzugsanstalten sicher. Das Schwierige sei, Personen, die nicht in die Schule, sondern ins Gefängnis gehen, zu motivieren, ihren Schulabschluss nachzuholen. Natürlich gebe es da Programme und Maßnahmen, aber die würden ihren Zweck oft nicht erfüllen. Es reiche nicht, das Pferd zum Wasser zu führen, wenn es von sich aus nicht trinken wolle.

Der Trainer sagt den Jugendlichen immer zu Beginn des Kurses: „Dieser Kurs ist die letzte Ausfahrt für euch. Wenn ihr den nicht schafft, kommt ihr in den Knast.“ Vielen sei das allerdings „scheiß egal“. Er erzählt von Familien mit vielen Söhnen, die nacheinander die Kurse ihrer Organisation durchliefen. Wenn ein jüngerer Bruder dann nicht zum Kurs auftaucht, kontaktieren sie auch mal ältere Brüder, die dann helfen, den jüngeren Bruder zu motivieren.

Ein anderer Trainer sagt, zu ihrem Beruf gehöre auch eine große Portion Idealismus. „Wir arbeiten hier mit der Gruppe der Mehrfach-Intensivtäter. Da muss man von Anfang an wissen, dass nicht viel möglich ist.“ Er überlegt, dass die sozialarbeiterische Intervention schon viel früher bei den Kindern ansetzen müsste, etwa im Alter von 11 Jahren, wenn sie gerade auf der Kippe stünden. Im Alter von 16 oder 17 Jahren sei schon vieles zu spät, hier seien die Weichen schon gelegt. Viele seien träge, weil sie so viel kiffen. Diese Jugendlichen würden nichts „auf die Kette kriegen“. Die Trainer versuchen dann Wege aufzuzeigen, wie die Jugendlichen ihren Cannabiskonsum reduzieren können. Komplette Abstinenz sei in den meisten Fällen ein zu ambitioniertes Ziel.

Beide Trainer betonen, dass sie den „Ressourcen-Ansatz“ verfolgen. Das bedeutet, dass sie schauen, welche Fähigkeiten in den Personen stecken. „Wir schauen, was die Person kann, nicht, was sie nicht kann.“ In einigen würde ein Handwerker schlummern. Anderen würde man ihr Verkaufsgeschick anmerken, das im Drogenhandel Voraussetzung ist. Einer der Trainer sagt sinngemäß: „Man merkt es denen an, dass die verkaufen können. Die sind eloquent und durchsetzungsstark. Ich sag ihnen dann: Das wär doch was für dich. Du holst deinen Schulabschluss nach und machst dann eine Ausbildung zum Einzelhandelskaufmann.“

Egids politische Einstellungen zeichnen sich durch Verschwörungsdenken und Antiamerikanismus aus. Eine Woche nach Beginn des russischen Angriffs auf die Ukraine am 24. Februar 2022 treffe ich Egid, der mir sagt: „Ja natürlich bin ich für Putin und gegen die EU. Guck dir doch mal an, was die EU hier macht!“, und dabei auf den Wohnblock zeigt. Mit Genugtuung sagt er fest überzeugt: „Die USA verlieren an Macht, Russland und China gewinnen an Macht. Russland wird Deutschland ficken!“ In meinen Feldnotizen steht auch zu dieser Begegnung:

Egid und sein Freund Branko erzählen mir, dass es bald einen „Blackout“, einen gravierenden, längerfristigen Stromausfall in ganz Deutschland geben werde. Sie sind überrascht, dass ich noch nichts davon gehört habe. Egid sagt: „Liest du keine Nachrichten oder was?“ Egid grinst und freut sich darauf, dass beim Blackout die Alarmanlagen der Häuser nicht funktionieren werden. Branko erzählt auch, dass 2019 ein Mann zu ihnen in den Wohnblock kam. Dieser Mann sagte, dass bald eine Krankheit kommen werde, was sich dann mit Corona auch bestätigte. Branko sagt, dass er seitdem an so etwas glaube.

An einem anderen Tag spüre ich eine Verbitterung in Egids Welthaltung. Er sagt zum Beispiel: „Und Frauen wollen dich auch nicht, wenn du hier im Wohnblock wohnst.“

Egid spielt in einem marokkanischen Fußballverein Fußball. Seine Mannschaftskameraden sagen über ihn, dass er gar keine Disziplin habe, dass er regelmäßig einfach nicht zum Training komme und dass andere Vereine ihn schon längst rausgeschmissen hätten. Es sei bedauerlich, denn technisch-fußballerisch sei er eigentlich ziemlich gut.

Fast immer, wenn ich ihn treffe, hält Egid eine prahlerische Fassade mit Imponiergehabe aufrecht. Bisher gab es nur zwei Ausnahmen: Einmal erzähle ich ihm, dass ich überlege, in eine Wohnung im Wohnblock zu ziehen. Sofort bekommt sein Gesicht einen besorgten Ausdruck und er redet entschieden auf mich ein, um mich davon abzuhalten. Er sagt: „Mach das nicht! Die treten dir die Wohnung ein. Die machen dir die Wohnung kaputt!“ Ich bin gerührt, weil es wie eine aufrichtige Warnung wirkt, die er aus Sorge um mein Wohl ausspricht. Die zweite Ausnahme ist, als ich ihn einmal treffe, während er mit einem Freund auf einer Bank im Wohnblock sitzt. Er wirkt ruhig und nüchtern, eher schlecht gelaunt, vielleicht sogar niedergeschlagen, aber sehr ernst und zurechnungsfähig. Es ist das letzte Mal, das ich ihn um ein biografisches Interview bitte, zu dem es nie kommen wird. In diesem Moment hellt sich sein Gesicht zumindest für kurze Zeit auf. Er lächelt und fragt: „Was willst du denn fragen?“ „Ich will, dass du mir deine Lebensgeschichte erzählst.“ Er träumt kurz davon, dass ein Video von seinem Leben gedreht wird – „wie in Frankreich“. Dann sagt er mir, dass er meine Visitenkarte noch habe und dass er sich bald bei mir melden werde.

## Kriminalität

*Das letzte Mal nachladen, letzte Mal Straftaten  
Mama, verzeih ' mir! Kam raus mit Haftschaden  
–Azet (2019b), Wo ich her komm*

*Ich mach das, was getan werden muss für die Familie  
Ich geb ein'n Fick auf zehn Jahre Knast für die Familie  
Wenn der Bulle mich schnappt, wisch die Tränen weg, Mama  
Gegen den Staat, ich bin kriminell, Mama  
Betäube den Schmerz, roll' den Blunt Marihuana ...  
Ich sterbe für sie [für die Mutter], ich töte für sie, bitte Allah vergib mir  
Ich raube für sie, lachen konnte sie nie, aber Vallah muss riskieren  
Bitte hab keine Angst, wenn sie kommen, die Tür eintreten Mama  
–Azet (2016), Für die Familie*

Weber griff das bei John Locke entwickelte liberale Theorem auf, dass die in einem Staat Beherrschten den mit der Herrschaft Beauftragten sowie den staatlichen Gesetzen zu einem gewissen Grad zustimmen müssen: „Ein gewisses Minimum von innerer Zustimmung mindestens der sozial gewichtigen Schichten der Beherrschten ist ja Vorbedingung einer jeden, auch der bestorganisierten, Herrschaft“ (Weber, 1918/1988a, S. 339). Kriminalität, definiert als ein Bruch staatlicher Regeln, die in Gesetzen formuliert sind, ist Ausdruck für einen Mangel dieser inneren Zustimmung.

Nach dem klassischen französischen Soziologen Émile Durkheim (1893/1992) internalisieren Individuen in ihrer Erziehung das Kollektivbewusstsein ihrer Gesellschaft, also die „Gesamtheit der gemeinsamen religiösen Überzeugungen, [Moralvorstellungen, Sitten] und Gefühle im Durchschnitt der Mitglieder“ (S. 128). Verbrechen sind ihm zufolge ein notwendiger Bestandteil von jeder Gesellschaft, weil es wegen verschiedener sozialer Verhältnisse auch große Differenzen zwischen den moralischen Vorstellungen von Menschen gibt und weil relativ zur Durchschnittsmoral immer Verhalten auftreten kann, das als sanktionierungswürdig gilt (Durkheim, 1895/2019, S. 160). Eine Handlung ist nach Durkheims (1893/1992) Definition kriminell, wenn sie „starke und bestimmte Zustände des Kollektivbewusstseins verletzt“ (S. 129). Kriminelle Handlungen sind insofern funktional für Gesellschaften, als sie Aushandlungsprozesse zwischen Bruch und Herstellung von Norm einleiten und damit das Kollektivbewusstsein bekräftigen und stabilisieren. Die Strafe ist ein „Zeichen dafür, dass die Kollektivgefühle noch immer kollektiv sind“ (ebd., S. 159). So stärkt die Reaktion auf das Verbrechen den sozialen Zusammenhalt der Gesellschaft. Von einem

gesellschaftlichen Zusammenhalt mit gegenseitiger Abhängigkeit und organischer Solidarität durch Arbeitsteilung sind die *corner boys*, die straffällig werden, zumindest auf den ersten Blick ausgeschlossen. Diese Exklusion lässt sich als „Bruch von Interdependenzbeziehungen“ (Kronauer, 2010, S. 45) verstehen.

Viele Konzepte der Lebensverlaufstheorie helfen, um Kriminalität zu verstehen: Sozialer Wandel, Laufbahnen, Transitionen, Wendepunkte, Kontinuität und Wandel im individuellen Verhalten (Laub, 2016, S. 623–624). In allen Gesellschaften gilt, dass kriminelle Handlungen von Erwachsenen mit dem Alter abnehmen. Typischerweise beginnen kriminelle Handlungen in der Prä-Adoleszenz, erreichen ihren Höhepunkt in der Adoleszenz und gehen mit der Transition ins Erwachsenenendasein schnell zurück (Sampson & Laub, 2004, S. 296). Ähnlich wie etwa beim Rauchen ist *timing* insofern entscheidend, als die kriminelle Laufbahn umso länger andauert, je früher der Start krimineller Handlungen im Lebensverlauf einsetzt (ebd.). Die meisten Straftäter stellen ihre kriminellen Handlungen früher oder später ein, allerdings mit allmählich sinkender Wahrscheinlichkeit im mittleren Lebensalter. Bindungen mit konventionell lebenden Personen, etwa in einer Partnerschaft, sichere Lohnarbeit, Änderungen im Selbstkonzept und der Prozess des Alterns fördern ein Abklingen krimineller Handlungen. Der Prozess dieses Abklingens kann allerdings nicht prospektiv allein auf der Basis von Faktoren aus der Kindheit und Jugend bestimmt werden. Auch Bedingungen des Lebensverlaufs im Erwachsenenalter sind entscheidend (Laub, 2016, S. 627).

Kriminalität ist nicht nur eine abhängige, sondern auch eine unabhängige Variable (Laub, 2016, S. 630). Wer straffällige Handlungen begeht, ist statistisch gesehen auch öfter Opfer von Kriminalität, hat eine geringere Lebenserwartung und einen geringeren Sozialstatus. Zum einen hängen ein geringer Sozialstatus früh im Leben und spätere Straffälligkeit zusammen, weshalb der Strafrechtler Franz von Liszt schon im 19. Jahrhundert feststellte, dass Sozialpolitik die beste Kriminalpolitik ist. Zum anderen stehen auch kriminelle und delinquente Handlungen im Zusammenhang mit einem geringen Sozialstatus im späteren Lebensverlauf: “Antisocial behavior [in childhood] predicts class status more efficiently than class status predicts antisocial behavior” (Robins, 1966, S. 305).

Individuen lernen kriminelles Verhalten, wie jedes andere Verhalten auch, in sozialen Interaktionen mit bedeutungsvollen anderen Menschen. Sie lernen sowohl die Techniken krimineller Handlungen als auch die spezifischen Motive, Einstellungen und Rechtfertigungsmuster. Die meisten Straftäter sind keine Spezialisten in einem engen Bereich, sondern vielseitig in ihren Straftaten, allerdings teilweise mit zunehmender Spezialisierung, je älter sie werden (Uggen & Massoglia, 2004, S. 318). Je größer das Repertoire an alternativen

erlernten Verhaltensoptionen ist, desto eher stellen Jugendliche ihre kriminellen Handlungen mit der Transition ins Erwachsenendasein ein (ebd., S. 321). Für sie erhöhen sich die Kosten krimineller Handlungen, zu denen etwa auch Scham gehört. Für andere Straftäter kumulieren die Nachteile im Leben, wodurch konventionelle Verhaltensoptionen allmählich schwinden, auch weil das erlernte Verhaltensrepertoire eingeschränkt ist.

Eine *rational choice*-Perspektive zur Erklärung von Kriminalität berücksichtigt, dass sich kriminelle Handlungen für viele Straftäter auszahlen können („crime pays“) (Wakefield & Apel, 2016, S. 311). Für *corner boys*, die einer kriminellen Subkultur angehören, sind kriminelle Handlungen nicht nur Einkommensquelle, sondern auch die Suche nach Respekt und eine Möglichkeit, Verachtung gegenüber der konventionellen Gesellschaft auszudrücken (ebd.). Wenn sie einschätzen, dass sie legitime Ziele mit legitimen Mitteln nicht erreichen können, wenn etwa schulischer Erfolg für sie außer Reichweite scheint, suchen sie Erfolg in einem anderen Bereich (Wagner, 2012, S. 44). Schon Anfang der 1990er Jahre war ein bekanntes Phänomen in den Sozialwissenschaften, dass die zweite Einwanderergeneration im starken Gegensatz zu Angehörigen der ersten Einwanderergeneration, die nur unter der Bedingung eines Arbeitsvertrags einreisen konnten, eine überdurchschnittliche Neigung zu Kriminalität aufwies (Tertilt, 1996, S. 218). Die erste Generation konnte ihre bescheidenen Ansprüche nicht an ihre Nachkommen weitergeben; diese hatten ähnliche materielle Ansprüche wie die Deutschen in ihrer Schule, aber nicht die gleichen Möglichkeiten (Spies, 2010, S. 33–34). Diese frustrierende Erfahrung beantworteten manche mit kriminellen Handlungen. Der konsumintensive Lebensstil, den viele *corner boys* im Wohnblock anstreben, lässt sich nur über kriminelle Handlungen finanzieren („Beschaffungskriminalität“):

A theme that has emerged from interviews with active offenders is that, in their pursuit of a party lifestyle, they commonly experience an intense, pressing need for cash bordering on desperation. Jacobs and Wright (1999) observed that many offenders are immersed in a streetbased culture that rewards “fast living,” referring to “fetishized consumption” of status-enhancing luxury goods and cash-intensive, “every night is a Saturday night” illicit activities (e.g., gambling, heavy drinking, hard drug use). Financial desperation arises when participants need a quick infusion of cash in order to keep the party going, as it were. Crime often provides the most efficient means available to resolve an acute financial crisis. (Wakefield & Apel, 2016, S. 312)

Die Risikofaktoren, die straffällige Handlungen wahrscheinlicher machen, kumulieren und interagieren miteinander. Auf der Ebene des Individuums zählen zu den Risikofaktoren geringe Selbstkontrolle und Hyperaktivität, mangelnde Empathiefähigkeit, Drogenkonsum, gewaltlegitimierende Männlichkeitsnormen und sozialdarwinistische Einstellungen, gemessen durch die Zustimmung zu Aussagen wie „Es ist für alle gut, wenn sich nur die besten und die stärksten durchsetzen“ oder „Dumme verdienen es, wenn andere sie ausnutzen“ (Stemmler &

Reinecke, 2016, S. 3). Im Erwachsenenalter kommen eine mangelnde Aussicht auf Erwerbstätigkeit und eine instabile, unbefriedigende partnerschaftliche Situation hinzu.

Auf der Ebene der Familie sind die Risikofaktoren ein geringer Sozialstatus, Gewalt gegen Kinder und Partnergewalt, eine inkonsistente Erziehung, unstrukturierte Freizeitgestaltung, geringe Supervision und elterliches Desinteresse, Alkoholismus und Kriminalität in der Familie (Stemmler & Reinecke, 2016, S. 3). Es besteht ein eindeutiger Zusammenhang: Je höher das Ausmaß der Elterngewalt, desto geringer ausgeprägt ist im Durchschnitt die Selbstkontrolle des Kindes und desto höher ausgeprägt ist seine Gewaltbefürwortung. Auf der Ebene der Schule wirken Schulleistungsprobleme mit ihrem Einfluss auf das Selbstwertgefühl, Schulabsentismus und Mobbing kriminalitätsbegünstigend (Reinecke et al., 2016, S. 252). Schließlich kommen Faktoren des Wohngebietes wie Armut, situative Gelegenheiten, delinquente Peers und Mitgliedschaft in Banden sowie gesellschaftliche Faktoren wie soziale Ungleichheit und ethnische Hierarchien hinzu, denn Diskriminierungserfahrungen können eine kriminalitätsbegünstigende Identitätsdefinition auslösen (Oberwittler, 2018). Diese Faktoren begünstigen nicht nur Kriminalität, sondern auch etwa das Entwickeln einer Sucht. „There is a strong interconnection of problem behaviors. ... It appears that youth problems ... often share common risk characteristics. ... Furthermore, these ‘packages of problems’ often extend into adulthood” (Laub, 2016, S. 630).

Streetworker im Wohnblock haben viel mit Jugendlichen zu tun, die Anzeigen und Verurteilungen wegen Körperverletzung erhielten. Berat (28, Schulabbrecher, arbeitslos), der viel ‚Straßenerfahrung‘ hat, gibt als Gründe für die Schlägereien unter Rivalen Folgendes an:

**Berat:** Das war manchmal einfach nur so, da wollte sich jemand beweisen, da gibt’s irgendwelche Kleinigkeiten die vorgekommen sind. Aus manchen Gründen, weil der eine zu dem anderen was gesagt hat, was ihm nicht gepasst hat, oder der eine versucht halt irgendwie den zu verarschen, oder übertrieben hat mit, so irgendwas mit Beleidigung. Oder direkt in die Familie eingemischt hat. Da gibt’s so viele Sachen.

Manchmal sehen wir risikobehaftete Jugendliche mit einem Verband am Arm. In einer mir bekannten rumänischen Familie verbringen die vier Söhne sehr viel Zeit auf der Straße. Der Vater ist oft vor einem Kiosk im Wohnblock zu sehen, wo er mit einigen Landsleuten Bier trinkt und raucht. Auch der 8-jährige Sohn raucht und läuft noch um 22 Uhr abends ohne Aufsicht auf der Straße herum. Die Armverletzung seines 14-jährigen Bruders erklärt einer dessen Freunde sinngemäß so: „Jemand hat ihn als Opfer beschimpft, woraufhin er reagierte mit: ‚Willst du mich beleidigen?‘ Die Situation schaukelte sich hoch. Am Ende hat er den anderen geschlagen, aber seine Faust dabei nicht richtig gehalten. Deshalb sind jetzt zwei Finger bei ihm krumm.“

Ansätze von gewaltbefürwortenden Einstellungen werden im Gespräch mit Yaman deutlich, einem 16-jährigen, sehr höflichen und ‚anständigen‘ Jungen, der vor 5 Jahren aus Syrien nach Deutschland flüchtete. In meinen Feldnotizen steht:

Im Winter treffe ich bei der aufsuchenden Arbeit einen Jungen, der vor der Organisation alleine auf einer Bank sitzt. Ich kenne ihn vom Billardspielen im Jugendcafé. Er sieht ziemlich niedergeschlagen und wütend aus. Sinngemäß ereignet sich dieses Gespräch:

**Malte:** Hi, willst du nicht reinkommen, ins Jugendcafé?

**Yaman:** Nee man, das fuckt mich total ab da drinnen.

**Malte:** Was ist passiert?

**Yaman:** Ich hasse einfach die Leute da drinnen. So Abdel und so. Diese Marokkaner. Die beleidigen einen immer. Schubsen einen rum. Bringen dumme Sprüche. Aber ich schwöre, wenn die mich schlagen, ich schlage zurück.

**Malte:** Mich und andere Betreuer behandeln die manchmal auch respektlos.

**Yaman:** Ich kann das einfach nicht ignorieren. Wenn die mich schlagen, ich schlage zurück.

**Malte:** Wie alt bist du?

**Yaman:** 16.

**Malte:** Ich hab letztes gelesen, dass Jugendliche noch nicht so wie Erwachsene in der Lage sind, an die Zukunft zu denken. Die können schwer einschätzen, welche langfristigen Folgen ihr Verhalten hat. Viele Jugendliche hier im Wohnblock sind wegen Körperverletzung vorbestraft. Das fängt genau so an, dass Leute sich sagen, ich schlage zurück. Was du vielleicht nicht gut einschätzen kannst, ist, dass du dir mit so einer Vorstrafe ganz viele Möglichkeiten im Leben verbaust.

**Yaman:** Ich weiß, was du meinst. Aber für mich wäre es schlimmer, wenn ich so eine Pussy bin, so ein Mädchen, dass die mich schlagen und ich schlage nicht zurück. Dann erzählen die überall rum, dass ich mich nicht wehre und so. Dann machen die immer weiter. Damit könnte ich nicht leben. Da schlag ich lieber zurück. Nach deutschem Recht darf ich ja auch zurückschlagen.

**Malte:** Selbstverteidigung, ja.

**Yaman:** Das fuckt mich so ab. Es gibt immer Probleme mit diesen Marokkanern.

**Malte:** Alle Marokkaner?

**Yaman:** Nein. Schon klar, es gibt auch gute Marokkaner. Aber die, die hier Stress machen, sind nun mal Marokkaner, weißt du wie ich mein?

**Malte:** Ich kenne die Gruppe, die du meinst, auch. Manchmal provozieren die, manchmal sind die aber auch ganz nett und...

**Yaman:** Ja aber was soll das?! Ich will nichts zu tun haben mit Leuten, die so zwei Gesichter haben. Entweder die sind gut, dann sollen die aber auch immer gut sein.

**Malte:** Ja ok, das kann ich verstehen.

**Yaman:** Ich hab meinem Vater auch schon gesagt, dass wir hier wegziehen sollen. Ich schwöre, ich will hier weg. Letzten Freitag gab es auch Stress mit Samir. Die fucken mich echt total ab.

**Malte:** Was glaubst du, warum diese Leute sich so verhalten?

**Yaman:** Keine Ahnung, die fühlen sich einfach stark in der Gruppe.

**Malte:** Weißt du was Empathie ist?

**Yaman:** Nein.

**Malte:** Empathisch sein heißt, dass man sich in andere hineinversetzen kann, dass man mit ihnen mitfühlen kann. Vielleicht hilft es, damit du diese Gruppe nicht so hasst, dass du auch versuchst zu verstehen, warum sie so sind, wie sie sind. Also das mit der Gruppe glaube ich auch auf jeden Fall. Die behandeln teilweise uns Betreuer respektlos, um vor ihren Freunden zu zeigen, wie krass sie sind. Das ist dann wie eine Bühne für sie. Was glaubst du, was für andere Gründe es gibt, warum sie sich so verhalten?

**Yaman:** Keine Ahnung. Was glaubst du denn?

**Malte:** Ich denke, dass sie seit ihrer Kindheit das Gefühl vermittelt bekommen haben, dass der Ort, wo sie wohnen, irgendwie schlecht ist. Sie gehen in die Grundschule und die anderen Kinder zeigen ihnen mit viel Arroganz, dass die Hochhäuser, in denen sie wohnen, schlecht sind. Das ist total kränkend, und sie versuchen dann von klein auf, sich zu wehren. Auch aus anderen Gründen hatten diese Jungs es bestimmt nicht immer einfach im Leben.

**Yaman:** Ja toll! Das kann doch kein Grund sein. Die müssten doch jetzt viel reifer sein. Du kannst doch nicht immer deine Kindheit als Ausrede nutzen! Als ich ein Kind war, waren Panzer auf der Straße in Syrien. Trotzdem verhalte ich mich nicht so wie diese Leute. Ich hatte es auch nicht immer einfach im Leben.

**Malte:** Ja, das glaube ich dir.

Leider fängt es an zu regnen, so dass wir das Gespräch beenden müssen. In den folgenden Monaten sehe ich ihn immer wieder. Dem ‚anständigen‘ und zielstrebigen Yaman gelingt es, sofort nach seinem Realschulabschluss eine Ausbildung zum Kfz-Mechatroniker zu finden.

Im selben Winter bekommen wir im Jugendcafé Unterstützung durch einen 17-Jährigen, der bei uns seine Sozialstunden ableistet. In meinen Feldnotizen steht:

Von dem ‚Sozialstundler‘ hörte ich nur, dass ein Gericht ihn wegen gefährlicher Körperverletzung verurteilte, bevor ich ihn heute kennenlerne. Er wirkt freundlich und hilft uns gut mit Auf- und Abbau der Spielgeräte und dem Aufräumen am Ende des Jugendcafés. Gleichzeitig wirkt er ziemlich impulsiv auf mich. Zum Spaß schubst er regelmäßig seine Freunde, für meinen Geschmack mit viel zu viel Kraft. Ich kann mir gut vorstellen, wie solche Raufereien der Anfang von einer Eskalation sind.

Als ich ihm und einem seiner Freunde das Spiel Backgammon beibringe, merke ich, dass er keine Geduld hat. Er sagt, als sein Gegner sich den Zug überlegt: „Ich hasse es, so zu warten.“ Er verliert schnell das Interesse und möchte das Spiel Backgammon durch ein simples Spiel mit Geldeinsatz ersetzen, bei dem es darum geht, wer nach drei Würfeln die höhere Augenzahl geworfen hat.

Langsam baue ich Vertrauen zu dem ‚Sozialstundler‘ auf. Ich sitze regelmäßig mit ihm und anderen jungen Männern in der Nähe des Billardtischs, wobei wir uns mit dem Spielen abwechseln. Einmal hole ich, während ich aussetze, ein Buch mit dem Titel „Poolbillard“ aus dem Bücherschrank der Organisation. Es enthält Tipps zur Technik des Spiels und Vorschläge für eine Vielzahl von Übungen. Einer der Jungen nimmt sich das Buch und schaut es sich an. Der ‚Sozialstundler‘ ruft spöttisch: „Tu nicht so, als würdest du ein Buch lesen!“

Ein anderes Mal erzählt er mir sehr offen, wie es zu seiner Verurteilung kam. Ein früherer Freund habe ihn provoziert und herausgefordert. Daraufhin gingen sie zu zweit in eine Ecke, wo er den anderen so sehr zusammenschlug, dass dieser am Ende auf dem Boden lag. Er erklärt, dass seine Strafe mit Sozialstunden nur deshalb so gering ausfiel, weil er sich vorher noch nie etwas zu Schulden kommen ließ. Für seinen Anwalt musste er 1.000 Euro zahlen.

Er erzählt mir diese Geschichte ganz offen am Billardtisch, so dass mehrere Leute es hören können. An der Art und Weise, wie er mir diese Geschichte erzählt, erkenne ich so etwas wie Stolz. Mit einem Schmunzeln auf dem Gesicht vermittelt er die Einstellung: „So schlimm war es doch gar nicht. Außerdem ist er selbst schuld, weil er es herausgefordert hat.“

#### *Corner boy 4: Samir und Straßengeld*

Den 17-jährigen *corner boy* Samir lerne ich zuerst kennen, weil er früher zu den regelmäßigen Gästen des Jugendcafés gehörte. Ein Kollege erzählt mir über ihn, dass ein Gericht ihn wegen Körperverletzung verurteilte. Es sei ein typischer Kampf zwischen rivalisierenden Peers gewesen. In meinen ersten Monaten als Streetworker grüßt Samir mich immer sehr freundlich, fast schon zu freundlich, nämlich aufgesetzt und scheinheilig. In meinen Feldnotizen steht:

Vor ein paar Tagen habe ich mir eine kleine Umhängetasche in einem afghanischen Geschäft in der Kleinstadt gekauft. Als Samir mich sieht, sagt er mir: „Malte, du passt dich ja ganz schön an, jetzt auch noch mit Umhängetasche.“ Tatsächlich fällt mir auf, dass ein Großteil der Jugendlichen eine Umhängetasche trägt. Der Junge fügt hinzu: „Aber du musst dir so eine kaufen wie wir sie haben. Von Gucci.“ Seine Umhängetasche habe 60 Euro gekostet. Ich frage: „Ist die original?“ – „Nein! Das wäre zu schön.“

Als ich ihn kennenlerne, ist Samir noch deutlich offener und zugänglicher. Innerhalb des folgenden Jahres macht er eine Entwicklung durch, in der er sich immer mehr zurückzieht und sich uns Streetworkern gegenüber zunehmend ablehnend verhält. Ein Ausflug mit Samir zu einem Fußballspiel, wie er im Folgenden in meinen Feldnotizen beschrieben ist, wäre heute nicht mehr denkbar:

Als nächstes gehe ich mit einem Kollegen zu einem Fußballspiel. Es spielt der marokkanische gegen den türkischen Fußballverein. Wir gehen als Streetworker hin, weil viel Eskalationspotenzial bei diesem Spiel erwartet wird. Ein anderer Kollege erzählt uns auch, dass es in vergangenen Jahren bei diesen Spielen vermehrt zu Taschendiebstahl unter den Zuschauern gekommen sei. Der Abend wird aber sehr friedlich und ohne Zwischenfälle verlaufen, was wieder die Dramatisierung und negativen Zuschreibungen, auch innerhalb des Milieus selbst, verdeutlicht.

Auf dem Weg zum Stadion nehmen wir den 17-jährigen Samir im Auto mit. Bevor wir losfahren, erleben wir vor der Organisation noch einen Streit, der zu eskalieren droht. Gruppen von Männern schubsen und schreien. Die Aggression richtet sich vor allem gegen einen älteren Mann. Dieser sagt: „Ich hab nicht geklaut!“ Samir erklärt uns die Situation: Ein paar Dealer haben Drogen gebunkert, also versteckt. Dann hat jemand sie gefunden und geklaut. Das komme häufiger vor. Ich selbst habe eine so aggressive Situation unter Erwachsenen aber in all meiner Zeit im Wohnblock nur dieses eine Mal erlebt.

Als mein Kollege, Samir und ich uns nach dem Fußballspiel wieder auf den Rückweg machen, sagt mein Kollege sinngemäß zu Samir: „Warum hast du uns nicht geholfen, kurz aufzuräumen? Du hast genau gewartet, bis wir kommen, damit du nicht helfen musst. Ich sag dir, wenn wir den Platz vermüllt hinterlassen, dann heißt es wieder, diese Türken und Marokkaner... Deshalb hab ich 3 Sachen weggeräumt, Malte hat auch 3 Sachen weggeräumt.“ Wir laufen an einem Mülleimer vorbei. Samir sieht, dass 3 Sachen auf dem Mülleimer stehen. Er sagt: „Ok, dann räume ich jetzt auch noch 3 Sachen weg“, nimmt die Sachen, klappt den Mülleimer auf und schmeißt sie weg. Wir lachen.

Samir verbringt einen sehr großen Teil seiner Zeit mit seinen Freunden an einer Straßenecke. Einmal sehe ich auf meinem Weg zur Arbeit, wie sie sich schon morgens um 11 Uhr dort

aufhalten, obwohl sie eigentlich in der Schule sein müssten. Nach einem der ersten Male, als ich ihn an der Straßenecke traf, als uns unsere gegenseitige Anwesenheit dort noch nicht so selbstverständlich war, schrieb ich in meine Feldnotizen:

Samir macht heute auf mich einen kleinkriminellen Eindruck. Er bietet mir zuerst Haschisch an. Dann versuchen er und ein anderer Junge, mich zu überzeugen, mit ihnen einen Joint zu rauchen. Dann macht Samir sogar die Geste, die Kokainkonsum andeutet: Er reibt mit einem Finger seine Nase und lächelt dabei. Ich lehne alles ab. Samir sagt mir noch: „Du hast ein fettes Portmonee in deiner Hosentasche. Soll ich dich mal erleichtern?“

Einen Tag später treffe ich Samir wieder an dieser Straßenecke. Er weiß, dass ich Interviews mit jungen Männern aus dem Wohnblock führe und überzeugt mich, dass ich ihm 10 Euro als Aufwandsentschädigung für so ein Interview mit ihm gebe. Wir gehen also für ein spontanes biografisches Interview, das 33 Minuten dauern wird, ins Streetwork-Büro. Nach dem Gespräch versichert er mir, dass es Spaß gemacht habe.

Im Interview waren seine Antworten so einsilbig (die Stegreiferzählung etwa ist nach 30 Sekunden und 3 Sätzen schon vorbei), dass ich mich gezwungen sah, am Anfang auf ein schnelleres Tempo von Fragen umzuschalten, damit keine Langeweile aufkommt. So hat es sich ergeben, dass ich zwischendurch – entgegen meiner Gewohnheit – Suggestivfragen stellte.

### *Auf der Straße Geld machen*

**Samir:** [Stegreiferzählung:] Ich wohne schon mein ganzes Leben lang im Wohnblock. Ja und, ich mach grad meine Schule, mein Realschule, und ich bin viel draußen, ja und, ich erlebe viel draußen, ich seh viel, und ich mach viel. Ja und, deswegen, keine Ahnung, was ich jetzt noch weiter sagen soll.

**Malte:** Okay, was machst du draußen so?

**Samir:** Chillen. Chillen. [Pause.] Immer überlegen, wie man Geld machen kann.

**Malte:** Wie kann man Geld machen?

**Samir:** Du kannst, zum Beispiel, wenn du so Losers siehst, einfach, um Ecke nehmen, Ohrfeigen geben, ausziehen, dann hast du schon so 30, 40 Euro, innerhalb zwei Minuten.

**Malte:** Das hast du schon mal gemacht?

**Samir:** Sowas? Neeinn. Ich hab das nur gesehen.

**Malte:** Echt?

**Samir:** Jaa. Handys werden genommen, raus, in andere Land geschafft. Zum Beispiel du klaust jetzt dein Handy, zum Beispiel hat der ein iPhone proMax oder sowas, dann machst du das 2, 3 Mal, du hast dann 4 Handys oder so, du schaltest die aus, dann wartest du, bis du Urlaub gehst, zum Beispiel Marokko, verkaufst du's, machst du auch noch gutes Geld. Weil in Marokko ist sowas richtig viel wert.

**Malte:** Ist das nicht total gefährlich, dass man da erwischt wird?

**Samir:** Doch aber, brauchst Glück.

**Malte:** Kennst du viele, die sowas gemacht haben?

**Samir:** [Lacht] Ja.

**Malte:** Und, wie viele wurden erwischt von denen?

**Samir:** Keiner.

**Malte:** Keiner??

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.]

**Malte:** Also haben die dann eine Maske auf, dass sie nicht erkannt werden.

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.] Die warten einfach bis dunkel wird. Nimmst du Pfefferspray und so, wenn du so willst, reinmachen, in seine Augen, kann der nichts mehr machen.

**Malte:** Aber so oft passiert das doch gar nicht, guck mal, das würd doch jeden Tag in der Zeitung stehen oder?

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.] Sowas passiert oft.

**Malte:** Letztens habe ich's einmal gehört, dass es passiert ist, also dass hier jemand da auf dem Weg in den Wohnblock, dass da jemand zusammengeschlagen wurde und ausgeraubt wurde. Das stand auch in der Zeitung. [Samir lacht.] Hast du es auch schon gehört?

**Samir:** Ja.

**Malte:** Aber auf jeden Fall, das war so, da habe ich das mal gehört, das war so was Besonderes, weißt du, ich kann mir nicht vorstellen, dass... Guck mal, du sagst, du hast viele Leute, die das regelmäßig machen. Dann müsste doch jeden Tag in der Kleinstadt irgendjemand überfallen werden.

**Samir:** Die machen's nicht nur in der Kleinstadt, andere Städte auch. Oder, du bist hier im Freibad und siehst überall Taschen. Nimmst du die Taschen einfach. Machst du auch so Geld. Es gibt's viele Tricks. Zum Beispiel du rennst einfach mit Handtuch. Jemand, dein Freund, gibt dir, angeblich einen Feger [ein Kampfsport-Kick] oder so, du fällst runter, mit Handtuch auf die Tasche [er schlägt mit der Hand auf den Tisch], dann nimmst du einfach die Tasche mit. Das sind auch, viele schlaue Tricks.

**Malte:** Was sonst so?

**Samir:** Was man noch machen kann? Ja zum Beispiel Fahrräder klauen, da vorne im Wohnblock, bulgarische Werkstatt verkaufen, kriegst du da auch so 50, 60 Euro, für Mountain-Bikes. Die kaufen alles. Wenn's denen Geld bringt, dann kaufen die das. Alles, alles, alles kostet Geld. Diesen Stuhl kannst du verkaufen, alles kannst du Geld machen.

**Malte:** Und eh Drogenhandel, kann man da gut Geld mit machen?

**Samir:** Hier? Jaa... aber mit, zum Beispiel mit Koks kann man hier Geld machen. Weil wir haben nicht viel Koks. Zum Beispiel Peace [Haschisch], jeder hat Peace, da ist es schwer, Kunden zu finden, brauchst du feste Kunden, die immer zu dir kommen. Oder mit Marihuana auch, Marihuana, Peace, diese, 50 [Euro] eine Platte, machst du nicht viel Geld. Bringt nicht viel.

**Malte:** Aber die, die höher sind in der Hierarchie, die machen richtig Geld oder?

**Samir:** Die haben Läufer, die chillen. Zum Beispiel Jugendliche, so in meinem Alter, die gehen laufen, danach, die chillen auf Straßen, da kommen immer Kunden, und dann verkaufen die denen das, und die wissen immer Bescheid, die Kunden, dass da jemand steht.

**Malte:** Weil ich hab mich schon mal gefragt so, das ist ja echt teuer, so das Leben. Zum Beispiel so Gruppen im Wohnblock hier die Joints rauchen. Ein Joint kostet 2 Euro oder so, wenn man das runterrechnet.

**Samir:** Ja so 2,50 Euro, würd ich schätzen.

**Malte:** Und keine Ahnung, wie viele Joints raucht man so in der Gruppe am Tag?

**Samir:** Insgesamt in einer Gruppe? 20, 25 Joints so. Wenn's richtige Kiffer sind.

**Malte:** Also 20 mal 2,50 Euro, sind dann also schon mal so 50 Euro.

**Samir:** Ja.

**Malte:** In einer Gruppe von fünf Leuten oder so, das sind dann 10 Euro am Tag, 300 Euro im Monat.

**Samir:** Ja wenn du's kaufst, wenn du dein eigene Material hast, dann ist es doch wie geschenkt. Also du kannst auch mit... Zum Beispiel, ein Kunde möchte einen Zehner [Haschisch im Wert von 10 Euro], du gibt's dem einfach einen Fünfer, er merkt's eh nicht. Zum Beispiel so kleine

Leute, die keine Ahnung haben. So sparst du auch Material. Und dann kannst du auch diese Joints rauchen.

**Malte:** Und dann kommen noch Zigaretten dazu, ne, das ist teuer.

**Samir:** Ja geht, 8 Euro.

**Malte:** Dann Getränke ne?

**Samir:** Ja Getränke... Man kauft viele Getränke.

**Malte:** Spielst du auch, in der Spielhalle?

**Samir:** Ich bin nicht süchtig oder so, aber ich spiele nur manchmal, immer nur aus Spaß.

**Malte:** Das braucht ja dann auch noch mal Geld, da muss man schon immer gucken, wo das Geld herkommt.

**Samir:** Ja deswegen, mit was du Geld machen kannst, mach es einfach, so, egal ob illegal oder legal, einfach machen.

**Malte:** Und die Kunden, du meinstest die kennen sich teilweise nicht aus. Was sind das so für Leute?

**Samir:** Zum Beispiel Deutsche, deutsche Kunden, die haben keine Ahnung. Oder Jüngere, so 16-Jährige [sagt er als 17-Jähriger], die mit Joints anfangen, die haben auch keine Ahnung, und dann verarschst du die einfach. Oder es gibt's oft zum Beispiel, ein Deutscher möchte eine Platte, gibst du dem einfach Kautabak, sieht aus wie Peace-Platte, verarschst du ihn damit. Der merkt es erst wenn der weg ist, und was soll er da machen? Sein Geld ist schon bei mir, kann nichts mehr machen. Und was soll er mir machen?? Wenn der was machen will, ich schlag ihn. Soll er Polizei rufen? Kann der eh nicht. Er wollte Drogen kaufen.

Einmal treffen ein Kollege und ich Samir an seiner üblichen Straßenecke, wobei er versucht, uns eine JBL-Box und Airpods von Apple zu verkaufen. Mein Kollege ist sich später sicher, dass es sich um „Diebesgut“ handelte. Er sagt sinngemäß: „Bestimmt hat er es aus dem Freibad geklaut, nicht aus dem Laden, denn dort wäre es viel zu gefährlich mit Kaufhausdetektiven und Kameras. Außerdem würde er es in Originalverpackung verkaufen, wenn es aus dem Laden wäre.“

### *Körperverletzung*

**Malte:** Hattest du schon... Ich glaub du hattest schon mal Probleme mit der Polizei ne, weil du ja auch Sozialstunden gemacht hast. Was hattest du ausgefressen?

**Samir:** Mhh, nichts Besonderes. Ich hab, Anzeige wegen Körperverletzung bekommen.

**Malte:** Das haben ja viele ne, diese Anzeigen wegen Körperverletzung. Ich hab mich gefragt, wie sieht das so typischerweise aus, also was ist das dann so für Körperverletzung?

**Samir:** Ja, kommt drauf an. Wenn's so welche Pissers sind, die mucken oder so, dann ich schlag die. Damit die wissen, nächste Mal, ich bin nicht bei ihnen frech. Und einer, hat dann noch bei mir, der hat sich krass gefühlt, und dann hab ich den mitgenommen, hab den geschlagen. Der hat am Ende Anzeige gemacht.

**Malte:** So richtig mit Faust ins Gesicht?

**Samir:** Alles, 11 Meter Schuss gegen seinen Kopf, alles, ohne Gnade, ohne Gnade.

**Malte:** Ach mit Fuß? Einfach so richtig fest drauf?

**Samir:** Drauf, einfach drauf, bis der bettelt. Dass ich aufhöre.

**Malte:** Ist das so, quasi, dass du dich nicht unter Kontrolle hast...

**Samir:** Nein ich weiß was ich mache!

**Malte:** ... oder planst du das und sagst, den mache ich jetzt fertig.

**Samir:** Ja ich weiß es. Aber damit der es versteht.

**Malte:** Und hast du nicht Angst, dass...

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.]

**Malte:** ... der stärker ist oder...

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.]

**Malte:** ... mit Freunden, Brüdern und Cousins und so zurückkommt.

**Samir:** Gibt's nicht. Bei mir nicht. Bei mir hab ich viele Kontakte. Hier, alle kennen mich schon, wenn was ist, dann sind die für mich da.

**Malte:** Oder vor der Polizei, hast du da keine Angst?

**Samir:** Nein. Ich bin schnell. Wenn was ist, ich renn einfach, die finden mich eh nicht.

**Malte:** Ah du rennst dann richtig weg.

**Samir:** Ich renne. Ich verstecke mich. Ich hab überall Schlüssel, ich mach Tür auf, ich versteck mich da. Die finden mich eh nicht. Ich renn immer in den Wohnblock rein. Dann wartest du eine halbe Stunde, eine Stunde, dann haben die aufgehört zu suchen. Und dann chill ich wieder.

**Malte:** Und das passiert alles nachts, diese Aktionen?

**Samir:** Ja meistens nachts.

**Malte:** Wie oft hast du das schon gemacht...

**Samir:** Puh!

**Malte:** ...dass du jemandem so eine rein geschlagen hast?

**Samir:** Oft...

**Malte:** Echt??

**Samir:** Oft. Also, gleiche Person nicht.

**Malte:** Jaja klar. Aber oft, echt? So über 10 Mal schon?

**Samir:** Bestimmt!

**Malte:** Und hast du dir selbst auch mal dabei wehgetan?

**Samir:** Ja ich hab schon oft bekommen. Aber am Ende hab ich immer gewonnen.

**Malte:** Hast du nicht Angst irgendwie dass, keine Ahnung, mal dir ein Zahn rausgeschlagen wird...

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.] Kann man alles nachmachen. Meine Zähne sind schon rausgeschlagen [er zeigt auf seine künstlichen Schneidezähne]. Die beide. Die sind neu.

**Malte:** Ah okay, das sieht man gar nicht.

**Samir:** Ja ich hab dafür Geld bezahlt.

**Malte:** Ah echt? Bist du nicht krankenversichert?

**Samir:** Doch aber ich musste trotzdem 30 Prozent zahlen. Und da hab ich die machen lassen.

### *Familie*

**Malte:** Ja, dann würde ich sagen kommen wir mal zu den Fragen hier [auf dem Fragebogen], also kannst du mir vielleicht vom Leben deiner Großeltern erzählen, was die so gemacht haben?

**Samir:** Die warn in Marokko, jetzt hier in Deutschland, haben gearbeitet, sind jetzt beide in Rente. Und jetzt, die leben seinen Leben, die sind jetzt wieder in Marokko.

**Malte:** Wo haben die so gearbeitet?

**Samir:** Boa, das weiß ich nicht. Also meine Oma, Hausfrau, so oder so. Aber Opa weiß ich nicht. Hab ich nie gefragt.

**Malte:** Und was machen deine Eltern beruflich?

**Samir:** Meine Mutter ist auch Hausfrau und mein Vater arbeitet, bei einer Firma, er ist Lagerarbeiter.

**Malte:** Und hast du Geschwister?

**Samir:** Ja 6.

**Malte:** Wie ist die Beziehung zu deinen Eltern, wie würdest du euer Verhältnis beschreiben?  
**Samir:** Top. Ich und meine Eltern verstehen sich richtig gut. Wenn was ist, dann geh ich zu meinen Eltern, oder zu meinem großen Bruder.  
**Malte:** Sind die streng, deine Eltern?  
**Samir:** Ja wenn ich Scheiße baue ja, aber meistens wir lachen zusammen.  
**Malte:** Was machen die dann, wenn du Scheiße baust?  
**Samir:** Anschreien. Früher wurd ich geschlagen, wie's bei jedem ist, aber meine Eltern sind alt geworden, die können nicht mehr schlagen. Jetzt nur schreien, also die schreien mich an. Aber ich wurd früher richtig geschlagen, also von meinem Vater.  
**Malte:** Und deine Freunde auch, von denen die meisten?  
**Samir:** Alle Ausländer.  
**Malte:** Alle?  
**Samir:** Alle werden so geschlagen.  
**Malte:** Was waren das so für Anlässe, so für Gründe? Warum hat er dich geschlagen?  
**Samir:** Wenn ich wirklich Scheiße gebaut habe. Zum Beispiel wenn ich, ein Fahrrad früher geklaut hab. Sowas. Dann Polizei ist gekommen. Meistens wenn Polizei zuhause ist, dann werd ich richtig geschlagen, also nicht so oft. Und jetzt auch nicht mehr.

### *Wohnsituation*

**Malte:** Und lebt ihr alle in einer Wohnung?  
**Samir:** Nee, jaa, ja, also bis jetzt.  
**Malte:** Ist dann wahrscheinlich so ein Jungenzimmer ne, ein Mädchenzimmer.  
**Samir:** Ja ich hab ein Zimmer mit meinem großen Bruder gehabt, aber jetzt nicht mehr, ich bin jetzt alleine in einem Zimmer.  
**Malte:** Was macht er jetzt, der Bruder?  
**Samir:** [Lacht und überkreuzt seine Arme, eine Geste, die durch Handschellen gefesselte Arme symbolisiert.]  
**Malte:** Knast oder?  
**Samir:** [Nickt]  
**Malte:** Und hat dein Bruder, der jetzt im Knast ist, hat der dir auch son paar Sachen beigebracht.  
**Samir:** [Lacht] Nein! Alles selber. Wenn der wüsste, was ich mache, wäre ich ein toter Mann.  
**Malte:** Wie ist dein Verhältnis zu ihm?  
**Samir:** Gut.  
**Malte:** Und die anderen älteren Geschwister, machen die auch so Scheiße und so?  
**Samir:** Nein nein, das sind Mädchen. Die arbeiten [eine im medizinischen Bereich, die andere in einem Kleidungsgeschäft].  
**Malte:** Und wie haben deine Eltern so reagiert, als dein Bruder in den Knast musste?  
**Samir:** Mein Bruder hat's meine Mutter gesagt, hat gesagt, mach dir keine, hab keine Angst und so, ich komm bald wieder. Das war auch nicht lange, 8 Monate war das erste Mal. Mein Bruder war zweimal im Knast. Weil sie wissen, er kommt bald raus, jetzt ist wieder gute Laune da.  
**Malte:** Was hat er gemacht?  
**Samir:** Das war Sammelverfahren, alles, einfach alles.

## *Kindheitserinnerungen und Schule*

**Malte:** Und was waren so deine frühesten Kindheitserinnerungen?

**Samir:** Wie?

**Malte:** Also, du bist geboren, dann ich sag mal an die ersten 3, 4 Jahre kann man sich ja später nicht erinnern, aber dann kommen so irgendwann im Erleben die ersten Erinnerungen. Was war das bei dir?

**Samir:** Ich weiß nicht, kann ich mich nicht erinnern. Nichts Besonderes.

**Malte:** Oder so als du 5, 6, 7 warst?

**Samir:** Mit Freunden Fußball spielen, vor Tür. Man durfte nicht weiter. Nur hier, vor Tür, Spielplatz, bisschen kicken, dann wieder nach Hause.

Ein Kollege vermutet, dass Samir nicht mehr zur Schule geht. Nach all seiner Erfahrung habe er gelernt, „nicht für bare Münze zu nehmen“, was Jugendliche ihm erzählen. Es sei sehr gut möglich, dass Samir sich schäme, nicht mehr zur Schule zu gehen, und deshalb vorgebe, in die 10. Klasse der Realschule zu gehen. Im folgenden Gespräch mit Samir über die Schule gibt es also verschiedene Möglichkeiten: Entweder er geht zu diesem Zeitpunkt noch zur Schule (und bricht oder schließt sie später ab) oder er geht schon zu diesem Zeitpunkt nicht mehr zur Schule, so dass seine Antworten eher einen Wunschzustand andeuten.

**Malte:** Und Schule, wie gefällt dir das so?

**Samir:** Schule? Ist hart, aber was soll man machen, man muss es machen.

**Malte:** Wie war Grundschule so?

**Samir:** Ja erst ab Realschule hatte ich keine Lust mehr. Also bei weiterführende Schule. Grundschule war noch ok.

**Malte:** Wie waren die Lehrer so?

**Samir:** Ok, normal, mal so, manche waren so, manche waren so.

**Malte:** Und strengst du dich an in der Schule?

**Samir:** Ja schon, aber es gibt schon manche Tage, da, wo ich einfach leise bin. Wo ich keine Lust hab mitzumachen. Wie bei jedem.

**Malte:** Hausaufgaben, machst du die?

**Samir:** [Lacht] Nee, ich lass Leute machen.

**Malte:** Ah echt? Dann würdest du aber bessere Klausuren schreiben und einen besseren Abschluss machen.

**Samir:** Nein, ich find nicht. Wenn ich Arbeit schreibe, lern ich entweder oder, beim Unterricht ich hör genau zu. Weil wenn man, während Unterricht kriegt man doch Aufgaben, und wenn ich's da schon kann, dann mach ich doch nicht die Hausaufgaben, wenn ich das eh schon kann.

**Malte:** Ah okay, also du verstehst es dann schon.

**Samir:** Ja, deswegen.

**Malte:** Also bist du eher so ein intelligenter Typ?

**Samir:** Ja ich bin kein Dummer.

**Malte:** Und machen deine Eltern ein bisschen Druck, so dass du dich in der Schule dich sehr anstrengen sollst.

**Samir:** Nein die wissen schon, dass ich mir Mühe gebe. Die wissen ich bin kein dummer Junge. Ich mach das schon.

**Malte:** Und was sind deine starken Fächer...

**Samir:** Mathe.

**Malte:** Und was deine schwachen Fächer?

**Samir:** Englisch. Sehr schwach. Englisch ist nichts für mich.

### *Diskriminierung und Glaube*

**Malte:** Gab's irgendwie Rassismus oder Diskriminierung?

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.]

**Malte:** Also von Lehrern nicht, hast du gesagt, aber sonst in deinem Leben?

**Samir:** Dooch, oft. Bestimmt. Ich wurde mal als Kanake bezeichnet, Ausländer, obwohl ich hier geboren bin. Aber das interessiert mich nicht, ich hör nicht zu. Weil das sind so irgendwelche Leute die, nur nerven wollen, meistens alte Menschen, Deutsche, die sowas sagen.

**Malte:** Okay, und das interessiert dich gar nicht?

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.]

**Malte:** Und welche Rolle spielt der Glaube in eurer Familie?

**Samir:** Wie? Welcher, an was ich glaube? An den Islam [seine Stimme signalisiert, dass dies eine Selbstverständlichkeit ist].

**Malte:** Also genau, welche Rolle spielt der Islam bei euch, in der Familie? Ist das wichtig für euch?

**Samir:** Sehr wichtig. Das Beten ist wichtig. Koran lesen, Moschee gehen, das ist bei uns sehr wichtig, das wird uns auf klein auf beigebracht. Dann macht man das einfach. Angewohnheit.

**Malte:** Und ja, ich mein, das verträgt sich aber nicht so gut mit ...

**Samir:** [Mit aufrichtiger Stimme] Ich weiß was du meinst. Mit Scheiße...

**Malte:** Mit Schlagen oder so ne?

**Samir:** Ja aber, was soll man machen.

**Malte:** Wie hältst du das aus, diese zwei, sag ich mal, Welten?

**Samir:** Wenn's hell ist bin ich ... Wenn's dunkel ist, verändert sich mein Gesicht. Genau so.

**Malte:** Also glaubst du auch wirklich an den Islam...

**Samir:** Ja.

**Malte:** ... oder ist es nur so eine Gewohnheit?

**Samir:** Ich glaub wirklich dran.

**Malte:** Und so bei deinen Freunden die so ich sag mal so Körperverletzung, Drogen, Diebstahl, solche Sachen machen, glauben da die meisten auch an den Islam?

**Samir:** Ja alle.

**Malte:** Alle?

**Samir:** Ich weiß, ist komisch. Man weiß schon, dass das falsch ist, aber man macht es trotzdem. Ich weiß nicht warum, das so ist.

**Malte:** Hast du mal überlegt aufzuhören? Also mit Körperverletzung oder so, hast du mal gesagt, das mache ich nie wieder.

**Samir:** Nein. Ich habe immer zu Recht geschlagen. Zum Beispiel, ich warte bis er mich erstmal anfasst, und dann schlage ich erst, so. Davor, mach ich ihn erstmal sauer, ich sag ihm was willst du machen?? So zum Beispiel. Willst du mich schlagen oder was?? Und wenn der mich dann einmal anfasst, dann, schlag ich los.

**Malte:** Also bei mir ist es zum Beispiel so, ich würde nie riskieren, irgendwie Körperverletzung zu machen. Deswegen, also wenn mich irgendwie jemand beleidigt, würde ich das einfach ignorieren. Also so ähnlich eigentlich wie wenn so ein alter Deutscher dich als Kanake beschimpft oder so, dann ignorierst du das ja auch einfach, und so würde ich das bei allen machen. Warum machst du es nicht bei allen so, sondern nur bei den alten Deutschen?

**Samir:** Das sind... Ich weiß nicht, das *nervt* mich, wenn der, mich zum Beispiel blöd anguckt, und denkt er wär was Besseres. Dann sag ich zum Beispiel, was guckst du?? Und wenn der falsch, wenn der falsch reagiert, lauf ich auf ihn zu, und dann guckt der nie wieder so.

### *Ziele und Interessen im Leben*

**Malte:** Und hast du auch Freunde, die so komplett anständig sind, also die gar nichts machen?

**Samir:** Ja.

**Malte:** Und was glaubst du was, was macht den, was ist der Unterschied zwischen euch, warum sind die so anständig und warum ...

**Samir:** Ich hab bei den Falschen abgeguckt, und die bei den Richtigen.

**Malte:** Und was erwartest du vom Leben? Also, du bist jetzt so 17 Jahre alt, was hast du so für Wünsche an die Zukunft?

**Samir:** Wenn ich meinen Abschluss hab, eine Ausbildung. Ja, dann, ich will schon früh heiraten, früh Kinder bekommen, ja, fertig.

**Malte:** Was für eine Ausbildung?

**Samir:** Chemikant, möchte ich gerne werden.

**Malte:** Und so deine Freunde was, was wollen die alle so machen? Oder was machen die?

**Samir:** Ich weiß nicht was die alle wollen. Keine Ahnung, bestimmt das Gleiche wie ich. Mechatroniker, sowas möchten die alle. Mit Autos arbeiten.

**Malte:** Dann vielleicht noch die Frage, interessierst du dich für Politik?

**Samir:** Nein.

**Malte:** Also zum Beispiel Russland, Ukraine, dieser Krieg...

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.]

**Malte:** ...interessiert dich das?

**Samir:** Gar nicht.

**Malte:** Oder was sind sonst so Dinge, die dich interessieren?

**Samir:** Gar nichts interessiert mich. Von Außenwelt. Ich interessier mich nur für mich selbst.

**Malte:** Social Media, bist du da aktiv?

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.] Auch nicht. Also ich mach nichts. Also zum Beispiel, manche machen TikTok oder sowas, mach ich nicht. Instagram auch nicht, sowas. Nur gucken, aber nichts machen.

**Malte:** Zocken?

**Samir:** Auch nicht.

**Malte:** Gar nicht?

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.] Ist auch nichts für mich.

**Malte:** Und welche prominenten Personen findest du gut?

**Samir:** Keinen.

**Malte:** Machst du Sport?

**Samir:** Sport, Sport ja, Fitness. Trainieren halt. Fitnessstudio.

**Malte:** Und Fernsehen, guckst du Fernsehen?

**Samir:** [Schnalzgeräusch, das „nein“ bedeutet.]

**Malte:** Gar nicht?

**Samir:** Selten. Wenn ich manchmal einen Film schauen möchte, bei Netflix. Aber eigentlich nicht. Ich bin eher, zuhause ist nur essen, umziehen, schlafen, nichts Anderes.

**Malte:** Ja, gut, dann sind wir durch. Danke dann, auf jeden Fall, für das Interview. Vielleicht hast du einen Namen für dich, den ich dann nehmen kann.

**Samir:** Schreiben Sie einfach Samir.

**Malte:** Samir, ja ok!

**Samir:** Malte! [Er gibt mir die Faust zum Abschied] Wir sehen uns!

Auffällig ist, dass Samir im Prinzip nichts interessiert, außer Geld auf der Straße zu machen – Politik nicht, Social Media nicht, Fernsehen und Computerspiele nicht. Wahrscheinlich ist dieser Fokus auf das aus seiner Sicht Wesentliche eine Voraussetzung dafür, um in seinem Bereich gut zu werden. Nur ins Fitnessstudio geht er. In der ersten Zeit, als ich ihn kennenlerne, zeigt er mir auch einmal stolz seinen Bizeps. Der hypermaskuline Körper dient in der kriminellen Subkultur als Kapital und er symbolisiert das von Jugendlichen angestrebte Bild von Männlichkeit (Spies, 2010, S. 64).

In dem Jahr nach dem biografischen Interview distanziert Samir sich immer weiter von uns Streetworkern. Ich sehe ihn zwar noch häufig, wobei wir uns grüßen, aber ein Gespräch entwickelt sich meist nicht mehr. Einmal sagt er mir sogar unterschwellig aggressiv, ich solle nicht an ihrer Straßenecke vorbeikommen. Er und seine Freunde wissen, dass wir als Streetworker für das Gemeinwesen arbeiten und dass sie mit ihrem Lebensentwurf irgendwie auch der Grund dafür sind, dass es unsere Stellen gibt. Insofern empfinden sie es als Provokation, wenn wir an ihrer Straßenecke vorbeikommen, was wir deshalb auch einstellen. Trotzdem bekommen wir noch mit, dass Samir unter 14-jährige Kinder von sich abhängig macht, dass er Macht über sie ausübt und sie in seine Machenschaften einbezieht.

Ein weiteres Mal treffen wir Streetworker Samir und seine Freunde nachts am Parkdeck, als ein Team vom ZDF dort Dreharbeiten für einen Film organisiert:

Ein Mitarbeiter des ZDF erklärt mir, dass es in dem Film um ein Ehepaar geht: Ein Mann wird zum Psychopathen, woraufhin seine Frau vor ihm flieht und in eines der Hochhäuser im Wohnblock zieht.

Wir treffen einen weiteren, freundlichen, ca. 40-jährigen Mitarbeiter aus dem Filmteam, der für den Kontakt zur lokalen Bevölkerung am Drehort verantwortlich ist. Samir und seine Freunde halten sich auch am Parkdeck auf, rauchen exzessiv Joints und beobachten das Filmteam. Der Mitarbeiter sagt uns freundlich, dass diese Gruppe etwas stören würde, weil sie zu laut seien. Er kenne dies schon aus Köln-Chorweiler oder aus Mühlberg, wo sie auch schon Dreharbeiten gemacht hätten. Er verstehe die Jugendlichen auch. Natürlich sei dies ihr Rückzugsort, natürlich sei ein Filmteam interessant. Und wenn man dabei „Aufputzmittel“ zu sich nehme, bleibe es natürlich auch nicht immer ruhig. Allerdings sei Ruhe für ihre Dreharbeiten ziemlich wichtig. Wir gehen auf die Gruppe um Samir zu und versuchen vorsichtig, sie zur Einsicht zu bewegen. Einer von ihnen entgegnet: „Wir müssen hier auch unserer Arbeit nachgehen“, und spielt damit auf den Drogenhandel an. Einer meiner Kollegen sagt ihm respekt einflößend: „Du hast aber eine scheiß Arbeit! Du machst nur deinen Körper kaputt mit dem ganzen Kiffen!“

## Polizei

Das Verhältnis zwischen Polizei und Streetwork ist ein kontroverses Thema (Grohmann, 2009). Auf einer Streetwork-Tagung riet uns der Seminarleiter, zwei Dinge im Hinterkopf zu behalten, dass es sich nämlich erstens um ein Verhältnis zwischen einem sehr mächtigen Partner und einem Partner mit sehr wenig Macht handle und dass zweitens für die Polizei immer das Legalitätsprinzip gelte, was bedeute, dass sie rechtswidriges Verhalten, von dem sie erfahre, immer auch zur Anzeige bringen müsse.

In einer Broschüre des Innenministeriums auf Landesebene präsentiert der Innenminister mit starkem berufsbedingten *bias* die Erfolge von sinkenden Fallzahlen und steigender Aufklärungsquote, die er der Polizeiarbeit zurechnet. Die Kriminalität im Hellfeld reduzierte sich im Bundesland zwischen 2015 und 2020 um fast ein Fünftel. Auch in der Kleinstadt ist die Kriminalität insgesamt rückläufig. Als Gründe für den Rückgang auf der Ebene des Bundeslandes nennt der Innenminister die „Einstellungsoffensive“ ab 2015 und mehr polizeiliche Präventionsarbeit, wofür das Amt des Schutzmannes vor Ort bzw. der Schutzfrau vor Ort ein Ausdruck ist. Auch in der Kleinstadt gibt es einen Schutzmann vor Ort, der präventiv, nicht repressiv arbeitet. Er nimmt die Rolle eines „Kontaktbeamten“ oder einer Vertrauensperson an und baut ein Netzwerk auf, um die Anliegen von Bürgerinnen und Bürgern, auch Beschwerden über die Polizei, zu bearbeiten. Die Broschüre des Innenministeriums nennt als weitere Maßnahme, die Kommunen zur Kriminalprävention treffen können, die Schaffung von Stellen für Streetworker.

Auch den Ausbau von „Videoschutzanlagen“ nennt die Broschüre als „Baustein der kommunalen Sicherheitsarchitektur“. Knapp 300 Kameras hat die Polizei im Bundesland an belebten öffentlichen Straßen in 19 Städten in Betrieb, unter ihnen auch in der Kleinstadt. Das sind nur die öffentlich finanzierten Kameras. Die Hausverwaltung des Wohnblocks überwacht zum Beispiel privat bestimmte Bereiche der Hochhäuser mit Kameras. Einige mir bekannte Polizisten in der Kleinstadt loben die öffentlich finanzierten Kameras als hilfreiches Instrument für ihre Arbeit. Ca. 2.000 Straftaten werden jährlich im Bundesland durch Kameras registriert, wobei die Aufzeichnungen zu den Ermittlungen beitragen. Kritiker wenden neben dem Argument der Privatsphäre ein, dass sich die Kriminalität bloß an unbewachte Orte verschiebe und dass die Kosten für die Kameras sehr hoch seien (jährlich 1,3 Millionen Euro auf Landesebene, während die Kommunen ein Drittel der Kosten selber tragen).

Die Broschüre des Innenministeriums wirbt auch für die Maßnahme der „städtebaulichen Kriminalprävention“, deren Resultate in der soziologischen Literatur als

„defensive Architektur“ bezeichnet werden. In der Broschüre heißt es: „Es ist wissenschaftlich belegt, dass durch entsprechende bauliche (Umfeld-) Gestaltung Tatgelegenheiten reduziert und somit Kriminalität eingeschränkt werden kann.“ Einmal erwogen wir im Team der Organisation, dass wir den Sozialraum des Wohnblocks unter Beteiligung von Jugendlichen durch eine Sitzecke mit Bänken oder sogar durch einen Pavillon aufwerten. Ein Polizist riet uns, dass wir, falls wir diesen Plan verfolgen, die „Abteilung Prävention E.5“ der Polizei mit einbeziehen sollten, die seien für „kriminalpolizeiliche Präventionsarbeit beim Thema Bebauung“ zuständig. Schon beim Bau des Gebäudes der Organisation in den 2000er Jahren gingen Überlegungen dieser Art mit in die Architektur ein. Der Garten sollte zum Beispiel so gestaltet sein, dass alles offen und sichtbar ist, damit es keine verdeckten Aufenthaltsecken gibt. Befürworter eines defensiven öffentlichen Raumes mit Ordnung und Sicherheit als höchsten Prioritäten sehen als Leitprinzip der Stadtplanung, dass möglichst wenige Kameras den öffentlichen Raum möglichst lückenlos überwachen (Siebel, 2015, S. 70). Kritiker setzen dieser normativen Leitidee eine Vorstellung von öffentlichem Raum entgegen, nach der verschiedene Gruppen diesen spontan und unvermittelt nutzen und sich am Prozess der Stadtgestaltung beteiligen können (Mitchell, 2010, S. 87).

Für viele *corner boys* ist die Polizei eine Art Feindbild. Das ist insofern verständlich, als die Polizei mit Drogendealern im Wohnblock teilweise „Katz und Maus“ spielt, wie ein Polizist es ausdrückte. Die Polizei beobachtete in der Vergangenheit das Geschehen an bekannten Drogenumschlagplätzen auch mit Ferngläsern aus umliegenden Gebäuden. Die Drogendealer wiederum haben „Späher“, die Warnungen aussprechen, wenn sich unerwünschte Personen nähern. Ein großer Teil dieses „Katz und Maus“-Spiels findet seit der Cannabislegalisierung nicht mehr statt. Ein Polizist erzählte mir von Situationen, in denen Drogendealer kurz nach Einführung der Legalisierung der Polizei Tütchen mit 25 Gramm Marihuana zeigten, um sie zu provozieren, weil die Polizei in solchen Fällen keine Handhabe mehr hatte.

Das Misstrauen gegenüber der Polizei ist nicht nur unter Drogendealern verbreitet, sondern erstreckt sich über größere Teile des Milieus, in dem die Angst groß ist, von anderen als Spitzel oder V-Mann bezeichnet zu werden. Auch die entwürdigenden Personenkontrollen, von denen mir viele Jugendliche im Wohnblock erzählten und über die ich ausführlicher in meiner Masterarbeit schrieb (Althoff, 2021), verschärfen das Misstrauen. Gleichzeitig sind auf Jobmessen und anderen städtischen Veranstaltungen immer sehr viele Jugendliche an Ausbildungswegen bei der Polizei interessiert.

Auf einem Stadtfest unterhielt ich mich mit zwei türkeistämmigen Männern, einem Sozialarbeiter und einem Polizisten. Sie erklärten mir, dass sie schon seit 30 Jahren über das Thema des Umgangs zwischen Polizei und Jugendlichen aus dem Wohnblock diskutieren. Der Sozialarbeiter war selbst oft Zeuge von übergriffigem Verhalten der Polizei. Der Polizist betont hingegen die Beschimpfungen seiner Kolleginnen und Kollegen durch Jugendliche. Der Sozialarbeiter nennt als Ausdruck für Respektlosigkeit das „ständige Duzen“, das viele Polizeikräfte bei postmigrantischen Menschen an den Tag legen würden. Ich selbst habe den Umgang zwischen Polizei und Jugendlichen auf der Straße noch nicht direkt erlebt.

In der Kriminologie herrscht der weitgehende Konsens, dass brutale Polizeieinsätze als Machtdemonstration sich allenfalls negativ auf die Sicherheit auswirken (Guilluy, 2013, S. 28). Mein Eindruck ist, dass sich die Polizei in der Kleinstadt dessen sehr bewusst ist. Meine Kollegen und ich nehmen insgesamt in letzter Zeit wenig Polizeipräsenz im Wohnblock wahr. Nach einer Aktion, in der jemand ein Polizeiauto mit Steinen bewarf, gibt die Polizeistation die Linie vor, ‚den Ball möglichst flach zu halten‘:

In diesem Winter kommt es nach der Aktion des Steinewerfens auf Polizei- und Rettungskräfte in der Corona-Pandemie zum ersten Mal wieder zu einem diesmal harmlosen Angriff auf die Polizei. Samstagsnachts ruft ein Bewohner aus dem Wohnblock eine Polizeistreife wegen „Randalierern“. Als die Polizisten aussteigen und die Randalierer suchen, bewirft jemand das Auto mit Steinen. Die Polizisten können niemanden fassen. Der Schaden beläuft sich auf einige Beulen im Auto. Aus Sicht der Polizei handelte es sich um eine „Mutprobe“. Die Polizeistation beschließt, die Polizeikräfte so gering wie möglich zu halten.

Auf einer weiteren städtischen Veranstaltung unterhielt ich mich längere Zeit mit einer Polizistin, wobei sie mir ihre Sicht auf organisierte Kriminalität mitteilte. Es war das einzige Mal, dass ich bei meiner Arbeit von diesem Thema hörte.

Die Polizistin erzählt mir, dass sie oft beleidigt wird, wenn sie durch den Wohnblock geht. Dabei bekommt ihr Gesicht einen ernsten und traurigen Ausdruck. Es gebe aber auch den Fall, dass Kinder großes Interesse an ihr haben, weil sie als Frau bei der Polizei ist.

Sie erzählt mir von einigen „stadtbekanntem Familien“, die groß im Geschäft der organisierten Kriminalität seien, und zählt drei Familiennamen auf. Zwischendurch fährt ein teurer Mercedes AMG vorbei. Am Steuer sitzt eine Mitte 50-jährige, zierliche Frau mit Sonnenbrille. Die Polizistin sagt mir, dass sie zu einer dieser Familien gehöre.

Die Polizistin sagt auch, dass die Cafés, die jeweils einer Familie zugeordnet seien, Geldwäsche betrieben. Niemals könne das viele Geld vom Geschäft dieser Cafés kommen, auch wenn einige der Cafés wegen der Spielautomaten gut liefen. Einige Spielautomaten seien auch mal manipuliert gewesen.

Ein anderer Polizist erklärt mir auf der Veranstaltung, dass das meiste Geld zurzeit auf dem Schwarzmarkt im Baugewerbe gemacht werde. Dort würden einige wenige „clevere Leute“ sehr viel Geld verdienen, indem sie sehr viele Menschen zu Löhnen und sonstigen Bedingungen arbeiten ließen, die in Deutschland nicht zulässig seien.

Zu den jungen Männern im Wohnblock, die Fußfesseln wegen Gewaltdelikten tragen, sagt die Polizistin, dass die meisten dieser Gewaltverbrechen innerhalb der Szene stattfänden,

also zum Beispiel unter konkurrierenden Kriminellen. Zum Drogenhandel sagt der Polizist, es sei ein Grundsatz seiner Arbeit, die Ärmsten der Gesellschaft nicht auch noch mit Geldstrafen von 50 Euro zu belasten. Deshalb gehe es ihm eher darum, die großen Fische zu fangen.

Später erzähle ich zwei Männern aus dem postmigrantischen Milieu des Wohnblocks, wie die Polizistin über organisierte Kriminalität in der Kleinstadt gesprochen hatte. Einer von ihnen sagt, man könne nicht bestreiten, dass es organisierte Kriminalität in den Bereichen Baugewerbe, Spielhallen und Drogenhandel gebe. Bei dem anderen stoßen die Aussagen der Polizistin schlecht auf. Er sagt: „Wenn sie belastbare Beweise hat, dann soll sie die Personen festnehmen. Ansonsten soll sie nicht solche Aussagen verbreiten.“

Trotz der Gefahr, dass der Eindruck entsteht, die Organisation kooperiere eng mit der Polizei, was potenzielle Klienten abschrecken könnte, entschieden wir uns, zwei verschiedene Polizisten an zwei verschiedenen Abenden ins Jugendcafé einzuladen. Wir hofften, damit zu einer Annäherung zwischen der Polizei und den Jugendlichen im Wohnblock beizutragen.

Als wir den Polizisten, der als erstes das Jugendcafé besuchen wird, kennenlernen, sagt er: „Ich denke, dass Ausbildung und Beruf die beste Kriminalprävention sind. Wenn die Leute arbeiten, kommen sie abends nach Hause und sind kaputt. Am Wochenende wissen sie, dass sie Montag wieder arbeiten. Sie verdienen schon ihr eigenes Geld, auch wenn das natürlich nicht mit dem Einkommen im Drogenhandel vergleichbar ist.“

Später, an einem Freitagabend, kommt dieser Polizist zu Besuch ins Jugendcafé. Wir machen einen Stuhlkreis mit etwa 30 Jugendlichen. Am Anfang bringt ein Junge einen respektlosen Spruch und sagt spöttisch: „110“. Ein Kollege setzt ihn und seine zwei Freunde sofort vor die Tür. Er sagt: „Wir hatten darüber geredet! Ihr solltet respektvoll sein. Jetzt könnt ihr rausgehen.“

Die Jugendlichen nutzen die Gelegenheit, um vielseitige Fragen zu stellen. Wie oft üben Polizisten schießen? Zweimal im Jahr, jeweils 30 Schuss. Wieviel verdient der Polizist? Mit Familienzuschlag 3.000 Euro netto. Hat er schonmal jemanden angeschossen? Nein, im Dienst musste er nie seine Waffe abfeuern. Was war die actionreichste Situation, die er erlebt hat? Ein „Psychopath“, der fast mit einer Gardinenstange auf ihn losgegangen wäre, so dass er fast hätte schießen müssen. Was war das Schlimmste, was er im Dienst erlebt hat? Er musste einem Vater sagen, dass dessen 16-jähriger Sohn gestorben war. Müssen Polizisten sich fit halten? Theoretisch ja, praktisch kontrolliert das niemand, so dass viele Polizisten auch dick werden.

Was war die größte Menge an beschlagnahmten Drogen? Einmal in einer Wohnung eine große Menge mit 100 Gramm Kokain, Amphetaminen, Haschisch und Pillen. „Das war viel Schreiarbeit.“ Was passiert mit den beschlagnahmten Drogen? Sie kommen als Beweismittel in die Asservatenkammer, bis das Verfahren abgeschlossen ist. Dann werden die Drogen verbrannt.

Yusuf (15) fragt ihn, ob er sich von beschlagnahmtem Geld immer selbst was einstecke. Der Polizist guckt sofort sehr entgeistert. Ein Kollege ermahnt ihn: „Genau darüber hatten wir geredet, ihr sollt respektvoll sein!“ Yusuf fragt den Polizisten: „War das jetzt schlimm?“ Dieser antwortet: „Ist jetzt schon ok. Aber du unterstellst mir ja quasi, korrupt zu sein. Son Scheiß mach ich nicht.“

Der Polizist erzählt ein bisschen über das Grundgesetz, über Artikel 1 der Menschenwürde und Artikel 3 der Gleichbehandlung. Er sagt, dass er das deutsche Grundgesetz für eines der besten der Welt halte.

Ein Mädchen stellt viele interessierte Fragen über Kriminologie und Kriminalpsychologie, weil sie später in diesem Bereich ein Studium aufnehmen möchte. Abdel stellt einige interessierte Fragen zu einem Verfahren gegen ihn. Er hat zwei Briefe zur

Vorladung bekommen. Einmal als Zeuge, einmal als Beschuldigter. Es geht um Körperverletzung.

Der Polizist berichtet, dass er schon mehrmals folgende Situation erlebte: Er läuft über die Straße und hört, wie ein Vater sagt: „Guck mal, jetzt musst du dich benehmen, sonst sperrt der dich ein.“ Der Polizist hält das für eine sehr dumme Art der Erziehung, weil sie Angst und Misstrauen bei Kindern gegenüber der Polizei bewirke.

Als nächstes kommt die Frage, ob es strafbar sei, vor der Polizei wegzurennen. Der Polizist sagt, dass dies nicht der Fall ist. „Allerdings müsst ihr dann damit rechnen, dass die Beamten euch unsanft auf den Boden werfen.“ Auch aus dem Gefängnis auszubrechen sei nicht strafbar, solange man keine Waffe benutze. Das Thema, vor der Polizei wegzurennen, scheint mehrere Jugendliche zu beschäftigen. Der Polizist versteht, dass Leute wegrennen, wenn sie „Dreck am Stecken“ haben. Aber er fragt: „Läuft denn jemand von euch vor der Polizei weg, auch wenn er keinen Dreck am Stecken hat?“ Das würde ihn entsetzen.

Es stellt sich heraus, dass es einige unter den Jugendlichen gibt, die skeptisch gegenüber der Polizei sind, obwohl sie „clean“ sind. Viele gehen der Polizei aus dem Weg, weil sie schlechte Erfahrungen gemacht haben. Oft wurden sie auf eine unangenehme Art und Weise kontrolliert. Der Polizist involviert mich ins Gespräch und fragt: „Malte, hast du eine ähnliche Erfahrung gemacht?“ Ich sage: „Nein, bei mir war es ganz anders. Es kam schon häufiger vor, dass Jugendliche mich gefragt haben, wie oft ich kontrolliert werde. Ich musste dann immer sagen, dass ich im Gegensatz zu ihnen noch nie in meinem Leben kontrolliert wurde.“ Der Polizist fragt in die Runde, wer glaube, dass es am Migrationshintergrund liege, dass es sich also um *racial profiling* handle. Viele Hände gehen hoch.

Der Polizist erklärt, dass *racial profiling* rassistisch und daher nach Grundgesetz rechtswidrig sei. Er erklärt allerdings, dass es sich nicht unbedingt um *racial profiling* handeln müsse. Was die Polizei betreibe, sei *social profiling*. Jemand, der jugendlich ist und eine Jogginghose, Bauchtasche und Cappie trage, werde eher kontrolliert. Er zeigt auf mich und meinen Kleidungsstil (blaue Jeans und weißer Pullover) und vergleicht ihn mit dem Kleidungsstil vieler Jugendlicher im Raum (Jogginghose und Bauchtasche). Später auf der Straße zeigt der Polizist auf eine Frau und einen älteren Mann und sagt sinngemäß: „Die beiden könnten auch 3 kg Kokain in ihren Taschen haben. Aber das ist unwahrscheinlich. Eine Gruppe von drei Jugendlichen hier würde ich eher kontrollieren.“ Im Gesprächskreis erklärt er: „Der Grund ist ganz einfach. Beamte sind faul. Sie wollen nicht 100 Menschen kontrollieren. Und wenn jemand Jogginghose, Bauchtasche und Cappie trägt, vielleicht noch laut Gangstarap hört, ist die Wahrscheinlichkeit einfach höher, dass bei diesem Lebensstil auch Drogenkonsum eine Rolle spielt.“

Ein Junge konfrontiert den Polizisten mit einem TikTok-Video, in dem zwei Polizisten Unschuldige verprügeln. Die Polizisten seien nicht entlassen, sondern nur versetzt worden. Der Polizist fragt kritisch, woher die Information komme. Denn TikTok sei kein seriöser Informationskanal. Er räumt allerdings ein, dass es Probleme innerhalb der Polizei gebe. Das habe Frankfurt gezeigt (dort wurde eine rechtsextreme Gruppe innerhalb des SEK aufgedeckt). Es ärgere ihn, dass die gesamte deutsche Polizei abgewertet werde, weil „6 rechtsextreme Idioten Mist bauen“.

Am Ende sprechen wir noch über den städtischen Mitarbeiter vom Ordnungsamt, der für die Strafzettel beim Parken verantwortlich ist. Jeder in der Kleinstadt kenne ihn. Der Polizist sagt sinngemäß: „Dieser Mann ist eine Maschine. Wisst ihr, was der pro Jahr umsetzt? 300.000 Euro. Das ist wirklich ein Vielfaches seines Gehalts. Aber er macht seine Arbeit auch nicht für das Geld, sondern aus Überzeugung. Er setzt so viel Geld um, dass die Kleinstadt dann neue Kitas bauen kann.“ Schon mehrmals habe ich auch davon gehört, dass dieser Kontrolleur von wütenden Falschparkern geschlagen wurde. Viele im Stuhlkreis sind sich einig, dass dieser „gute Mann“, wie ihn der Polizist nennt, überall gleichzeitig ist. Hat man ihn gerade noch an einer Stelle gesehen, sieht man ihn sofort an der nächsten, nachdem man um die Ecke gebogen

ist. Dieser Mann sagte zu dem Polizisten: „Ich hab es ausgerechnet. Von der Distanz her bin ich schon ein Mal um die gesamte Welt gegangen.“

An einem anderen Abend kommen zwei Lokalpolitiker zu Gast ins Jugendcafé, von denen der eine zufällig auch hauptberuflich als Polizist arbeitet.

Die zwei postmigrantischen Gäste sind in armutsgeprägten Wohnvierteln der Kleinstadt aufgewachsen. Beide sind hauptberuflich erfolgreich, der eine als Polizist, der andere als Verwaltungsfachkraft. Beide übernehmen ehrenamtlich wichtige Funktionen in der Lokalpolitik.

Wie schon unser letzter Gast, ein Polizist, stellen auch die heutigen Gäste Deutschland in ein sehr positives Licht. Der Polizist von heute sagt den Jugendlichen: „Ihr seid hier frei, das ist keine Selbstverständlichkeit.“

Die beiden Gäste geben den Jugendlichen auch Ratschläge zur Berufsorientierung. Sie sagen ihnen, dass sie in Deutschland alle Möglichkeiten haben. Beide betonen, wie wichtig es sei, selbstständig im Leben zu werden. Der Verwaltungsfachmann sagt den Jugendlichen, wie wichtig es sei, dass sie etwas lernen. Dann hätten sie alle Möglichkeiten. Er sagt: „Die Menschen in Deutschland altern. Das heißt, dass Deutschland unbedingt junge Menschen braucht. Aber nur, wenn sie etwas können.“ Der Polizist ergänzt, es sei wichtig, dass die Jugendlichen nach Schule und Ausbildungszeit Vollzeit arbeiten. Beide Gäste richten heute den Appell an die Jugendlichen, dass sie später nicht vom Staat leben sollen.

Eine Botschaft der beiden Gäste ist: „Alles ist Politik.“ Alle Regelungen im Gemeinwesen gebe es, weil es vorher eine politische Entscheidung gab. Erst dann könne die Verwaltung sich darum kümmern, dass die Dinge am Laufen gehalten werden. Der Polizist gibt viele Beispiele: Die Organisation, unsere Stellen als Streetworker. All diese Dinge rief das Stadtparlament durch politische Entscheidungen ins Leben. Durch erneute politische Entscheidungen könnten diese Leistungen auch wieder gekürzt werden.

Der Polizist wählt auch ein „plakatives Beispiel“, wie er sagt, um den Jugendlichen Politik zu erklären. Die AfD in der Kleinstadt stellte einen Antrag, in dem sie forderte, dass Frauen mit Kopftuch nicht ins Rathaus gehen dürfen. Es stellt sich betretenes Schweigen im Raum ein. Wahrscheinlich tragen die meisten Mütter der anwesenden jugendlichen Söhne ein Kopftuch. Der Polizist erklärt, dass die AfD diesen Antrag durchbringen könnte, wenn sie über 50 Prozent der Stimmen hätte, wenn man vom Verfassungsschutz in diesem Beispiel absehe.

Nach dem Gespräch sagt der Verwaltungsfachmann zu mir: „Ich sag immer, unsere Jugendlichen sind Diamanten. Diamanten, die man schleifen muss.“

Während wir die zwei Gäste nach draußen begleiten, sieht der Polizist, dass in unserer Nachbarschaft gerade eine Polizei-Razzia stattfindet. Polizeiwagen fahren vor und umzingeln das Gebiet (Kiosk, Wettbüro, türkischer Supermarkt, Café), so dass niemand mehr dort herauskommt. Ich frage den Polizisten, was nach der Umzingelung die nächsten Arbeitsschritte seien. Er erklärt, dass es sich hier um eine Drogenrazzia in den verschiedenen Cafés handele. Bei allen Personen würden jetzt die Ausweise kontrolliert und alle würden auf Drogen hin untersucht. Später kommen auch zwei Jugendliche zu mir und sagen, dass auch ihre Ausweise kontrolliert wurden. Die Beamten hätten sich in Ordnung verhalten. Aber sie hätten auch gesehen, wie das ganz anders bei einem erwachsenen Mann lief, der die Polizisten anschrie.

### *Corner boy 5: Der von sozialer Teilhabe ausgeschlossene Berat*

Das erste Mal lerne ich den 28-jährigen *corner boy* Berat kennen, der in Deutschland geboren ist und den türkischen Pass hat, als er mit seinem ca. 60-jährigen Vater zu uns in die Beratung kommt. Der Vater erklärt in gebrochenem Deutsch, dass alle Menschen, die in Behörden arbeiten, etwa im Jobcenter oder der Ausländerbehörde, Teufel seien. Mein Kollege gibt ihnen die Lektion, dass sie im Umgang mit Behörden immer höflich und freundlich sein müssten. „Rede nicht zu viel, achte auf deine Zunge.“ Die Mitarbeitenden dort würden sich auch in der Akte notieren, wenn jemand unfreundlich ist.

Von vielen Seiten hörte ich, dass Angestellte im Jobcenter und der Ausländerbehörde die Menschen aus dem Wohnblock oft schlecht behandeln. Aziz‘ (20, Hauptschulabschluss, Sicherheitsdienst) Aussage, „Die im Jobcenter haben mit mir geredet als wär ich eine Kakerlake“, steht exemplarisch für viele ähnlich lautende Aussagen. Christel (Sozialarbeiterin in Rente) reflektiert ihre 30-jährige Berufserfahrung im Wohnblock und gibt mir kurz vor meinem Arbeitsantritt eine Warnung mit auf den Weg:

**Christel:** Wir haben wunderbar innerhalb des Quartiers arbeiten können, mit den Leuten. Aber *sobald* man zu Behörden musste, und dort die Anliegen dieser Menschen vortrug, gab es immer wieder Probleme, und das war... Das war einfach *unerfreulich*. Ich möchte das heute nicht mehr machen. Also das ist, eh, die Auseinandersetzung mit Behörden, sei es jetzt Ausländerbehörde, sei es jetzt das Jobcenter, nein! Also das ist, mit den ganzen Vorurteilen, also dieser Sachbearbeiter mit denen man da noch konfrontiert ist, das ist einfach zum Kotzen. Sie werden’s erleben. Das ist sowas von inhuman, da werden ehm, keine Möglichkeiten die das Gesetz zulässt, zugunsten der Leute freiwillig gewährt, ne. Also, Ermessensspielräume werden nicht zugunsten der Leute, die da Probleme haben, oder die da Unterstützung benötigen, ausgelegt, nichts nee, [imitiert bitter die Einstellung der Sachbearbeiter in der Ausländerbehörde] weg, weg, weg. Es ist zum Kotzen.

**Malte:** Haben Sie oft erlebt dass Leute ausgewiesen wurden?

**Christel:** Joa. Katastrophe.

Horrorgeschichten über den Umgang in Ausländerbehörden hörte ich im Privatleben auch viel im akademischen Milieu von internationalen Studierenden. Als ein libanesischer Freund mich in der Kleinstadt besuchte und wir Backgammon in einem Café im Wohnblock spielten, reflektierte er über diese Problematik:

Mein Freund, der mittlerweile nach über 8 Jahren in Deutschland den deutschen Pass bekam, erzählt mir von seinen Erfahrungen bei der Ausländerbehörde. Er habe viel darüber nachgedacht, wie schlecht die Ausländerinnen und Ausländer dort vom Verwaltungspersonal behandelt würden. Er ist nach all den Jahren zu dem Ergebnis gekommen, dass er es ihnen nicht übelnimmt. Er versetzt sich in die Lage der Mitarbeitenden dort. Den ganzen Tag sind sie mit Fällen beschäftigt, bei denen gilt, wenn A, dann B (was Luhmann (2006, S. 261) in *Organisation und Entscheidung* als Konditionalprogramme bezeichnet). Häufig sei A nicht erfüllt, die Unterlagen würden einfach nicht vorliegen, auch weil die Ausländerinnen und

Ausländer sich mit der juristischen deutschen Sprache nicht zurechtfinden. Die Mitarbeitenden in der Ausländerbehörde würden über Schicksale entscheiden, denn die Klienten hätten oft große Pläne, die dann in der Ausländerbehörde zerstört würden. In der Anfangszeit würden neue Mitarbeitende vielleicht auch mal Gnade vor Recht ergehen lassen. Dann gebe es aber sofort Ärger vom Chef. So müssten sich die Mitarbeitenden einen harten Habitus ohne Empathie aneignen, der nicht dazu einlädt, eindringlich zum Nachgeben überzeugt zu werden.

Zurück zum Beratungsgespräch mit Berat und seinem Vater: Weil der Vater nicht gut Deutsch spricht, erklärt der Sohn die Sachlage. Mein Kollege sagt mir später, dass er die Sachlage nie verstehe, wenn der Sohn sie erkläre. Dieser sage erst einen Satz, dann einen anderen, dann noch einen, aber der Zusammenhang werde nicht deutlich und auch nicht, was wesentlich ist und was nicht. Berat beschwert sich mehrmals über den Sachbearbeiter. Mein Kollege nimmt diesen Sachbearbeiter aber als eher bemüht wahr. Es ärgert ihn, dass Berat wieder keine Unterlagen zum Gespräch mitbrachte.

Umfragen zeigen, dass die große Mehrheit der Deutschen Schwierigkeiten hat, die schriftliche Behördensprache mit ihren Schachtelsätzen, Substantivierungen, Gesetzesverweisen und Fachausdrücken zu verstehen (Schönert, 2022). Das ist hinderlich, denn Regeln werden immer dann gut befolgt, wenn sie auch verstanden werden. Ein Grund für die schwere Verständlichkeit ist, dass bei den Texten meistens Juristinnen und Juristen das letzte Wort haben, denen Rechtssicherheit im Zweifel wichtiger ist als Verständlichkeit. Weitere Gründe sind der ‚Fluch des Wissens‘ (Beamte, die sich den ganzen Tag mit einem speziellen Gebiet beschäftigen, können sich irgendwann nicht mehr vorstellen, dass es Menschen gibt, die einen Text darüber nicht verstehen), der Stolz vieler Beamter auf ihre Fachsprache, die ihnen teilweise regelrecht antrainiert wird, und die Überzeugung einiger Beamter, Bürgerinnen und Bürger müssten sich eben ein bisschen anstrengen, um ihren Staat zu verstehen (ebd.). Die Behördenkultur hat ihre Wurzeln im preußischen Obrigkeitsstaat, in dem Sprache ein Mittel war, um Macht auszuüben.

In den Wochen nach dem ersten Beratungsgespräch werde ich mich intensiv mit Berats Fall beschäftigen und auch ein biografisches Interview mit ihm führen. Die Ausländerbehörde entzog ihm aufgrund von Straftaten seine Aufenthaltserlaubnis, anstelle derer er jetzt eine Duldung hat, die ihn in allen Bereichen einschränkt. Die Entscheidung der Ausländerbehörde bezüglich der Duldung steht aus. Würde sie Berat die Aufenthaltserlaubnis absprechen, würde er zu den ausreisepflichtigen Menschen gehören. Vor allem konservative Medien diskutieren viel, warum ein so geringer Anteil von ihnen abgeschoben wird. Einmal sagt Berat frustriert: „Dann sollen die doch zusehen, dass sie mich in mein Land bringen!“ Ein anderes Mal treffen wir vor einem Verwaltungsgebäude einen Bekannten Berats in ähnlicher Lage – türkischer Pass, Haft, Entzug der dauerhaften Aufenthaltserlaubnis. Dieser Bekannte muss jetzt jeden Monat

seinen Aufenthaltstitel verlängern lassen. Nach einer langen Auseinandersetzung konnte er aber durchsetzen, dass er eine Arbeitserlaubnis bekommt. Er argumentierte vor den Behörden: „Soll ich wieder klauen gehen, oder was?“ Berats Vater, zu dem Berat ein sehr gutes Verhältnis hat, sagt zu der Duldung: „Was hat dieser Dummkopf angestellt?“ Er fügt hinzu, dass Berat langsam selbstständiger werden müsse, dass er jetzt fast 30 sei.

Berat kennt nur das Leben in den Randzonen der Gesellschaft, in denen er sich durchaus versiert zu bewegen weiß. Er hat eine große Familie, einen sehr großen Bekanntenkreis im Milieu des Wohnblocks, vor allem in dem Teil des Milieus, der zum Lebensverlauf des *corner boy* neigt. Über die Lebensverläufe seiner Weggefährten sagt er: „Manche wurden abgeschoben, einige haben schon Frau und Kinder, manche gammeln immer noch rum.“ Einmal treffe ich am Kiosk im Wohnblock einen Weggefährten Berats, einen auch knapp 30 Jahre alten *corner boy*, der zu einer für die Forschung grundsätzlich schwer erreichbaren Gruppe gehört. Wie viele andere mit seinem Lebensentwurf lehnt er ein biografisches Interview stark ab. Er erkennt mich und sagt mir, dass Berat von mir erzählt habe. Ich sage: „Ah ja, Berat, korrekter Typ.“ Er hingegen entgegnet: „Ja, auf den ersten Blick ist das ein korrekter Typ. Aber wenn es irgendwo was zu holen gibt, dann klaut der das. Der nimmt sich das.“ Neben seinem großen Bekanntenkreis im Wohnblock kennt Berat ein breites Netz von Akteuren der Sozialen Arbeit, die zur Aufrechterhaltung seines Status quo beitragen.

Nach einigen Tagen, an denen ich mit Berats Fall beschäftigt war, ruft mich ein Verwaltungsmitarbeiter mit der guten Nachricht an, dass er eine Unterkunft für Berat gefunden hat. Zuvor war Berats Wohnsituation prekär. „Überall“ hatte er mit traurigem Gesichtsausdruck auf die Frage geantwortet, wo er zurzeit schlafe. Er schlief bei Verwandten, Freunden und Freundinnen und in einer Kellerunterkunft. Er kam auch in Unterkünften unter, wo er auf viele ukrainische Geflüchtete traf. Er beklagt sinngemäß, dass sie im Vergleich mit ihm eine Vorzugsbehandlung bekämen und beschwert sich lange über deren Verhalten. Die würden sehr viel „saufen“ und überall ihre Bierflaschen hinterlassen, was total ekelhaft sei. Seine Aussage ist Ausdruck von Frust und Wut. Oft sagt er Dinge, die nicht zutreffen.

Am Tag des Umzugs hole ich Berat, der seinen ganzen Besitz in einen Koffer und mehrere Tragetaschen gepackt hat, mit dem Auto ab. Er hofft, dass er ein Einzelzimmer bekommen wird und dass die Unterkunft kein „Boardinghouse“ von der Art ist, in der er schon in der Vergangenheit unterkam, wo „Junkies sich was spritzen“. Bei der Unterkunft handelt es sich um ein ehemaliges Hotel, das die benachbarte Stadt anmietet, um dort Geflüchtete unterzubringen. Als wir ankommen, sehen wir zuerst zwei ca. 55-jährige Frauen. Berat sagt: „Das sind Ukrainer. Das erkenne ich sofort.“ Als der 20-jährige rumänische Angestellte, der

sich seit zwei Wochen in Deutschland aufhält und das Gebäude verwaltet, uns durchs Haus führt, ist Berat zuerst sehr enttäuscht, dass er kein Einzelzimmer bekommt. Dann lässt er sich zum großen Unmut des Rumänen drei verschiedene Räume zeigen, bevor er einen auswählt. Eine Sozialarbeiterin in einer anderen Organisation, die schon länger mit Berats Fall beschäftigt ist, sagt mir am Telefon: „Diese Familie hat hohe Ansprüche. Aber sie halten sich nicht an Regeln. Trotzdem helfen wir ihnen natürlich.“

In Berats neuem Zimmer fangen wir an, an meinem Dienstlaptop einen Antrag auszufüllen. Bei der datenschutzrechtlichen Aufklärung gibt Berat mir zu verstehen, dass er zurzeit drängendere Probleme habe. Als ich ihm erkläre, dass die Daten an Gerichte, Krankenkassen, Leistungsanbieter und sonstige Behörden weitergegeben werden, sagt er: „Ja, schon klar, im Prinzip an alle!“, und lacht. Beim Ausfüllen des Antrags erfahre ich auch, dass Berat schon lange nicht mehr krankenversichert ist und immer zahlen muss, wenn er etwa zu einem Zahnarzt geht. Berat saß in seinem Leben sehr wenig Zeit vor Computern. „Ich hatte nur einmal in meinem Leben einen Laptop, und den hab ich sofort kaputt gekriegt.“ Seine Freundin, die ich bei anderer Gelegenheit kennenlerne, sagt mir zu dem Thema, dass es bei ihr ähnlich sei. Sie würde vor allem auch immer Handys aus Wut wegschmeißen und kaputtmachen. Das sei total ärgerlich, denn sie schade damit im Prinzip nur sich selbst. Als beim Antrag heute die Bankverbindung anzugeben ist, steht Berat, der auch zuvor nicht fokussiert war, endgültig auf und wird sich auch heute nicht mehr zurück an den Computer setzen. Zu den Dokumenten, die dem Antrag anzufügen sind, zählt auch der Entlassungsbescheid aus der letzten Haft, den Berat nicht mehr hat. Als ich später im Gefängnis anrufe, um mir einen neuen Bescheid per E-Mail zusenden zu lassen, erzählt mir der Mitarbeiter dort sinngemäß:

**Gefängnis-Mitarbeiter:** Es ist immer das gleiche. Ich mache den Job jetzt seit 25 Jahren. Die Leute sagen, sie hätten ihren Haftentlassungsbescheid nicht mehr, weil er geklaut wurde oder weil sie die Wohnung wechseln mussten. Die Wahrheit ist: Sobald die hier raus sind, wird der Zettel zerrissen oder verbrannt. Dann heißt es: „Ihr könnt mich mal!“ Aber jeder wird hier vor Entlassung belehrt, dass diese Dokumente aufzubewahren sind.

Einige Tage später wird Berats Antrag bewilligt. Er bekommt ab jetzt Krankenhilfe, seine Unterkunft wird bezahlt und er kann sich, weil er keine Bankverbindung hat, die Geldleistungen einmal im Monat in bar im Verwaltungsgebäude abholen. Als er die ersten Geldleistungen bekommt, zahlt er zuerst seine Schulden bei Bekannten, beim Dönerladen und beim Friseur ab. Dann erklärt er mir aber, dass das Geld gerade bei einem Raucher wie ihm nie reichen würde. In seiner neuen Unterkunft muss er sich daher viel allein durch Nudeln ernähren.

In den folgenden Wochen beschwert sich Berat über die tatsächlich menschenunwürdigen Zustände in seiner Unterkunft. Er erzählt von Kakerlaken und

Bettwanzen, einer „verdreckten“ und „zugemüllten“ Küche, einer Waschmaschine ohne Tür und einem Staubsauger, bei dem der Dreck, den er vorne aufsaugt, hinten wieder rausfliegt. Er ist schockiert, als er erfährt, dass der Staat 900 Euro pro Monat für seinen Platz an den Chef der Unterkunft zahlt. Er sagt mir auch: „Du brauchst da nur in die Küche zu gehen und denkst du bist in Russland oder in Afrika.“ Verzweifelt schreibt er eine E-Mail an den zuständigen Sachbearbeiter im Verwaltungsgebäude: „Ich habe alles gemacht, was ich machen konnte. Warum bekomme ich nichts? Ich bin hier im Land geboren und werde wie ein Flüchtling behandelt. Ständig muss ich in Flüchtlingsunterkünften leben und Ukrainer werden besser behandelt als ich.“ Der Sachbearbeiter antwortet ihm: „Das mit Ihrer Duldung haben Sie sich selbst zuzuschreiben. Für die Klärung Ihres Aufenthaltsstatus bin nicht ich zuständig, sondern die Ausländerbehörde.“

### *Beginn des biografischen Interviews: Setting und Stegreiferzählung*

Ca. 2 Wochen nach seinem Einzug in der Unterkunft treffe ich Berat erneut dort, um ein biografisches Interview mit ihm durchzuführen. Während des Interviews sitzen wir auf den zwei Stühlen des Raumes, die am wenigsten beschädigt sind. Ein Ventilator macht es erträglich, obwohl es ein sehr heißer Tag ist. Berat trägt heute um den Hals eine Kette mit dem Staatssymbol der Türkei, einem Halbmond mit Stern. Er trägt ein schwarzes Muskelshirt, eine Jogginghose und Adiletten. Sein Bart ist ziemlich voll, sein Kopfhaar ist kurz und er trägt einen frischen Undercut.

Berat hat in seinem Zimmer ein DIN A4-Blatt Papier so gefaltet, wie Kiffer es tun, um Tabak-Gras-Mischungen vorzubereiten. Er sagt mir relativ schnell nach meiner Ankunft: „Ich hab wieder gekiffert, weil ich einfach nicht wusste, was ich sonst machen soll.“ Noch spät letzte Nacht schaute er einen Horrorfilm im Fernsehen. Ich komme in sein Zimmer, kurz nachdem er aufgestanden ist. Während seines Morgenprogramms – er macht uns einen Kaffee und dreht sich eine Zigarette – wird er langsam wach. Während des Interviews klopfen verschiedene andere Bewohner an seiner Tür. Er erzählt mir, dass sie ihn immer nach Kaffee, Zigaretten oder Joints fragen. „Die kommen alle nur, wenn man was hat.“

Die Tonaufnahmen des Interviews mit Berat werden insgesamt 6,5 Stunden dauern. Wegen dieser Länge besuche ich Berat an zwei aufeinander folgenden Tagen in seinem Zimmer. An beiden Tagen machen wir eine Mittagspause, in der wir uns Pizza bestellen. Während er mir seine Lebensgeschichte erzählt, raucht Berat langsam einen Joint. Während des Interviews

kratzt er regelmäßig die Bisse von Bettwanzen an seinen Armen. Zwischendurch hustet er und spielt immer wieder mit seinem Feuerzeug.

**Berat:** [Stegreiferzählung:] Ich sag mal so, ich fang mal lieber an mit bisschen son bisschen Kindheit am besten oder? Also auf jeden Fall kann ich sagen dass ich eigentlich eine schöne Kindheit hatte, aber auch eine harte, weißt du. Im Nachhinein, wenn du an so einem Ort wie dem Wohnblock lebst und aufgewachsen bist, ist das halt auf jeden Fall wieder was anderes, weil, weil manche Menschen, wirklich, die zum Wohnblock kommen, wenn die das sehen, was da so abgeht oder was früher so vorgekommen ist und diese, diese Atmosphäre, diese, unter diese ganze Menschen und so weiter zu sein, das war schon auf jeden Fall etwas anderes für fremde Leute aus anderen Städten zum Beispiel. Die haben sich dann halt immer so gewundert, die haben dann gedacht ah krass, wow, weißte was ich meine, weil die sowas nicht kannten oder nicht gesehen haben, dass man schon als Kind irgendwie manche Sachen wusste, die man eigentlich nicht wissen sollte als Kind oder schon gesprochen darüber hat, weißt du was ich meine, oder vielleicht sogar schon gemacht hat. Das war halt immer meistens so der Fall.

Ja, und ich hab halt auf jeden Fall als Kind nicht so wirklich, also ich kann mich nicht beschweren, kann nicht sagen, dass ich nicht das bekommen habe, was ich wollte oder so, sondern es war einfach so, dass ich einfach irgendetwas gesehen habe, und wenn ich das wollte, dann hab ich es auch, dann hab ich das auch irgendwie am Ende bekommen gehabt, weil, nicht irgendwie durch meine Eltern oder durch irgendjemanden oder sonst was, sondern einfach nur durch mich, weil ich einfach, egal was es war, irgendwie etwas gemacht habe, damit ich überhaupt dort drankomme. Und so als Kind denkt man auch gar nicht nach, zum Beispiel, ich denke mal jeder hat mal schon mal was geklaut im Leben, bestimmt.

Und ich, ich war halt dann so, nach der Schule, bin ich manchmal zum, keine Ahnung, zu irgendwelchen Supermärkten reingegangen und hab dann einfach drinne [lacht], ich kann mich noch erinnern, nach der Schule einfach irgendwas drinne im Laden gegessen, so wie Milchschnitte oder kurz Maxi King ausgepackt und so weiter, weißt du was ich meine? Da hab ich nach der Schule so Hunger gehabt, ich wollte unbedingt irgendwas essen, und ich hatte keinen Bock bis nach Hause zu gehen.

Ja, ich bin halt dann immer auch so jemand gewesen, der morgens raus gegangen ist und abends nach Hause kam, und dann war ich die ganze Zeit beschäftigt mit, einfach mit allem, ob es jetzt mit Sport war, oder mit irgendwo am Scheiße bauen war oder sonst was war, weißt du was ich meine. Und, da kam ich halt dann immer erst nachts wieder nach Hause so, und bis ich gesucht worden bin draußen von meinen Eltern und so weiter ja. Und manchmal kam es sogar schon so weit, dass die schon die Polizei angerufen hatten, weil ich dann mit 13, mit 12 oder 14, 2 Nächte einfach nicht zu Hause war, weißt du so, weil ich andauernd unterwegs war, und keine Ahnung weil, so, weil ich so dumme Sachen gemacht habe, weißt du was ich mein? [Er spielt mit seinem Feuerzeug.]

Ich hab halt, so, ich war schon so ein Adrenalin-Junkie irgendwie, ja. Ich hab's halt einfach geliebt manchmal. Manchmal waren wir 2 oder 3 Jungs, und dann sind wir zur Telefonzelle gegangen, dann haben wir so, Polizeistation angerufen, einfach nur so, und dann haben wir einfach nur so irgendwie aus Spaß natürlich einfach die Polizei verarscht manchmal, schon am Telefon die Person aufgeregt. Damit die einfach kommen und wir irgendetwas haben, bisschen Unterhaltung haben, oder dass uns einfach mal irgendjemand hinterherrennt oder so, weißt du, damit wir einfach bisschen, so einfach bisschen Spaß haben und Action haben und bisschen lachen können, und so weiter. Ja und dann kam die Polizei, haben die uns natürlich da gesehen, da stehen 2, 3 Jungs, die wussten schon, wer das war natürlich, und dann sind die halt direkt natürlich hinterhergefahren, und das hat uns halt irgendwie so immer geil, richtig gekickt und Spaß gemacht, weißt du?

Ja und dann [lacht], und dann haben wir auch, also im Wohnblock in jedem Hochhaus, es gibt ja, wenn du da unten reinkommst, diese Aufzüge ne, und früher gab's halt alte Aufzüge.

Und früher, ich war 13 Jahre alt oder so, da bin ich auf diese Aufzüge draufgegangen, also ich war oben drauf! Ja wirklich, ich war oben drauf, auf diese Aufzüge. Du konntest die ganze Zeit hoch und runter fahren, also du konntest selber steuern ne, also da gab's nur zwei Knöpfe, so Plus und Minus, du konntest dann immer so plus war hoch, minus war runter.

Und, wir haben halt jeden Tag auch, draußen, das war so, natürlich wir hatten keine Handys gehabt, jeder ist irgendwann aufgetaucht, weißt du? Dann waren's am Ende 30 Jungs oder so, wir haben immer untereinander sehr viel Spaß gehabt, zum Beispiel indem wir immer selber so Mannschaften gemacht hatten. Jeden Tag hab ich bestimmt Fußball gespielt. Das war so der Alltag, weißt du? Fußball war Standard.

Und dann gab's da halt mal, keine Ahnung, dann gab's halt so Schlägereien, Stress, und dies und das. Unter Freunden und mit fremde Leute, je nachdem halt. Das war halt immer so, heute war es so, und morgen war es wieder anders, morgen war alles wieder gut, weißt du was ich mein?

Ja, und ansonsten, ich hatte auch wirklich dann damals auch viel, das war noch so in der Zeit wo ich noch in der Grundschule war, da kam halt immer viel Beschwerde, viel Beschwerde an meine Eltern wegen mir, da habe ich in der Grundschule damals auch wirklich sehr viel Scheiße gebaut, ist so weit gekommen, dass ich am Ende rausgeschmissen worden bin und so weiter. Also ich war schon wirklich ein schlimmes Kind, auf jeden Fall.

Also für meine Eltern war ich ganz anders. In der Schule ein anderer Mensch und zuhause wieder ein anderer Mensch. Und ja, meine Eltern haben sich schon halt auch irgendwie gewundert. Mein Vater hat's halt immer nie geglaubt gehabt, was ihm andere über mich erzählt haben. Bis er das irgendwann selber erlebt hat und gesehen hat.

Aber ich hatte halt schon irgendwie, also ich war so der, ich war kein Mutterkind, so, aber eher so der, so Vatersohn, weißt du was ich meine? Und da ich viel Scheiße gebaut hatte, so meine Mutter hat immer so viel geschimpft und so weiter, sehr oft sogar. Ja, die hätten mich am liebsten umbringen wollen in dem Moment weißt du so. Und mein Vater war derjenige, der dann halt immer gesagt hat, ja ok, alles gut, lass, so halt, weißt du was ich meine?

Und ich meine, ich habe ja auch sozusagen geklaut, indem ich irgendwo reingehe und irgendwas aufmache und einfach esse. Aber das war jetzt bei mir nicht so der Fall, dass ich irgendwie nichts essen konnte, weil ich kam ja nach der Schule, ich war ja dann nach der Schule auf dem Weg nach Hause, so, quasi konnte ich ja zuhause was essen, weißt du, weil meine Mutter hat gekocht, jeden Tag und so weiter, normal. War gar nicht so jetzt der Fall, dass ich das nötig hätte jetzt zu klauen oder so, *aber*, in dem Moment, und dann so als Kind, in dem Moment denkst du dir, Scheiß drauf, egal was passiert, das was du gerade da haben willst, willst du halt einfach haben und das machst du einfach auch in dem Moment ohne nachzudenken. Ja, wenn ich etwas haben wollte, hab ich mir das halt einfach genommen. Ich hab nicht danach gefragt oder sonst was. Das war mir halt ehrlich gesagt auch egal.

### *Der Wohnblock*

**Berat:** Ja und wenn du dann 20 Jahre lang im Wohnblock lebst, dann hat man auf jeden Fall *einiges* gesehen auf jeden Fall. Also ich hab schon gesehen wie jemand vor meinen Augen gesprungen ist. Und gestorben ist. Oder wie jemand sein Kind aus dem Balkon geschmissen hat, wo unten Feuerwehr war, weil die Wohnung gebrannt hat und so Sachen hat man halt gesehen als Kind, weißt du. Dinge, die man eigentlich nicht sehen sollte.

Ich hab wirklich viel mitbekommen. So Schießereien, oder Abstechereien, Schlägerei, aber richtig krasse Schlägerei. Manchmal hab ich selber Angst bekommen. Ich war klein, dann bin ich irgendwo dazwischen, dann denk ich mir so, scheiße, ich wollte eigentlich nur irgendwo ein Eis kaufen gehen oder so.

In seiner Stegreiferzählung thematisiert Berat noch viele spektakuläre Ereignisse aus dem Wohnblock. Irgendwann fällt ihm auf, dass er bisher viel über den Wohnblock und wenig über sich selbst erzählte und sagt: „Ich habe Hunderte solcher Geschichten. Das war jetzt eher allgemein zum Wohnblock als zu mir persönlich. Aber ich war ja mitten drin.“ Später erzählt er auch von Wohnungseinbrüchen im Wohnblock:

**Berat:** Also ich muss ehrlich sagen, ich hab auch viel Scheiße gebaut. Zum Beispiel, ich hatte Langeweile gehabt, wir haben das übertrieben. Wir sind im Hochhaus, wo ich selber gewohnt habe, du kanntest ja jede Familie, in jede Stockwerk, ungefähr so. Das war halt aber irgendwie egal. Wir haben irgendwann, ich und zwei andere Kollegen, wir haben Türen eingetreten, ja wirklich, wir haben Türen eingetreten. Wir sind hingegangen, wir hatten einfach Langeweile, wir wollten einfach nur lachen und Spaß haben, einfach nur bisschen Action haben, weißt du so. Wir haben geklingelt, sind abgehauen, oder halt Klingelstreich, weißt du so. Voll oft ist es so passiert, dass wir die Tür gekickt haben und abgehauen sind, und dass derjenige uns hinterhergerannt ist und so, und das wollten wir ja auch, weißt du was ich meine. Wir sind dann halt immer in den Treppenhäusern, hier rein da raus, die ganze Zeit so. Und man hat uns nie erwischt oder gesehen, oder was auch immer.

Das ist so typisch Wohnblock. Wir haben auch draußen irgendwo Scheiße gebaut, und dann kam die Polizei, und wenn du abgehauen bist, wo gehst du natürlich hin? In den Wohnblock rein, in Hochhaus. Das ist heute noch so.

Diese Kinder und Jungs, die jetzt da im Wohnblock noch rumhängen, die sind jetzt komplett am Arsch, die tun mir Leid. Weil, die denken, die sind jetzt noch jung und so weiter, die denken nicht nach. Aber später, es wird, es wird immer schwieriger. Merkst du, es wird jeden Tag immer schwieriger, immer problematischer so. Und die denken nicht so, die denken, ach einfach hahaha, und fertig aus. Aber das ist nicht so. Am Ende die werden sehen. Aber das ist dann zu spät.

Berat gehört zur Gruppe der erwachsen gewordenen *corner boys*. Viele von ihnen gehören der zweiten Einwanderergeneration an, manche, wie Berat, auch schon der dritten. Im Gegensatz zur ersten Einwanderergeneration, deren Angehörige mit einem Arbeitsvertrag ins Land kamen, waren die Ausgangsbedingungen in Deutschland für sie von Anfang an ganz andere. Ein 40-jähriger Türke aus dem Wohnblock beobachtete die Lebensverläufe von (ehemaligen) *corner boys*, die ab den 1990er Jahren Drogen im Wohnblock verkauften. Einige seien noch im Gefängnis, andere seien abgeschoben worden. „Die wenigsten“ hätten es geschafft, eine „vernünftige Familie“ zu gründen. Das Leben derjenigen, die abgeschoben wurden, verlief ihm zufolge auf unterschiedliche Weise: Manche hatten Glück und die Familie hatte ein Haus im Herkunftsland oder die Familie schickte weiterhin Geld aus Deutschland. Andere fingen an, mit ihren guten Deutschkenntnissen in den Herkunftsländern im Tourismus zu arbeiten, etwa in Marrakesch, Casablanca oder Antalya. Viele würden versuchen, deutsche Frauen zu heiraten oder nach einer Sperrfrist von 6 Jahren zurück nach Deutschland zu kommen.

Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich) sagte über die erwachsen gewordenen *corner boys*, die mit ihr im Wohnblock aufwuchsen: „Du musst dir vorstellen, die

Gangster meiner Zeit, die am Zaun gechillt haben, sind die Gangster die jetzt nicht am Zaun chillen, sondern am Kiosk gegenüber [lacht]. Oder im Wettbüro gegenüber. Ja, die hängen da ab. Hat sich [nur] um die Straßenseite geändert.“ Auch ein 40-jähriger Marokkaner sprach über diese Gruppe von Männern, die ihre Zeit am Kiosk im Wohnblock verbringen. Er sagte sinngemäß:

**40-jähriger Marokkaner:** Als die Anfang 20 waren hatten die viel Geld durch den Drogenhandel. Sie schienen stark. Aber heute sage ich Jugendlichen immer: „Guckt euch an, was aus denen geworden ist! Die stehen ab morgens um 9 am Kiosk und warten bis jemand kommt, der mit ihnen einen Joint raucht, weil sie kein Geld haben. Heute sind die schwach. Aber ich habe damals meine Ausbildung gemacht, hatte damals viel weniger Geld als die. Aber jetzt kann ich dafür gutes Geld verdienen.“

### *Drogen und Schule*

Berat ging auf eine Förderschule und erreichte keinen Schulabschluss. Über seine Schulzeit erzählt er, dass er die Lehrkräfte immer stark provozierte und vom Unterricht abhielt. „Die wussten alle genau ich mach nur bei Sport mit, und sonst nichts. Ich hab immer dafür gesorgt, dass die Klasse chillen konnte, immer, jeden Tag wegen mir.“ An anderer Stelle sagt er: „Es hat nichts mit dumm sein oder sowas zu tun. Ich hatte einfach keinen Bock. Meine Lehrer haben immer zu mir gesagt, du bist so ein Teufel im Kopf, aber du nutzt das für andere Sachen.“ In seiner langen Stegreiferzählung fährt er mit der Schulzeit fort:

**Berat:** Ja und ansonsten hab ich halt, mit ganz jungen Jahren hab ich schon geraucht. Mit 13 vielleicht. Also was heißt mit 13, mit 13 offiziell ja, aber mit 8 oder 9 habe ich schon probiert gehabt, weißt du was ich meine? Das war für dich einfach was Neues, was Geiles, so irgendwie, in dem Moment. Ich hab da, ich war 9 oder 10 Jahre alt, ich hab Kippen geklaut gehabt, von meinen Eltern damals, dass ich auf Balkon rauchen kann oder so.

Ey, in der Schule, ich hab mich, normalerweise fühlt man sich in der Schule wohl oder was weiß ich was, aber das war so damals, der ganze Wohnblock war da auf der Schule, weißt du, wie willst du da bitte auf Rauchen verzichten?? Du gehst raus, du siehst dieselben Leute, du gehst in die Schule, du siehst selber eh, nochmal die Leute, immer wieder dieselben Leute so. Und du kommst einfach nicht davon weg irgendwie so, so dass du ein Tag nicht Scheiße baust oder irgendetwas Dummes machst oder sonst was.

Nach der Schule bin ich immer zum Baumarkt gegangen, und, ich hatte keine Schulsachen gehabt, keine Stifte, keine Ordner, und was weiß ich was, aber danach. Dann hab ich da immer ganz schön viele Schulsachen geklaut gehabt [lacht], ja weil ich einfach nichts hatte, weißt du? Ja und dann hab ich irgendwann plötzlich, dann bin ich so derjenige in der Klasse, der so die besten Sachen hatte, immer so ausgepackt hat, weißt du was ich meine, immer so Stifte, Portmon... eh, deine, eh... Wie heißt das nochmal, wo du deine Stifte drinne hattest?

**Malte:** Etui?

**Berat:** Ja genau. Dann hast du's halt einfach dir selber irgendwie organisiert. Und nicht irgendwie durch anderen Leuten.

Mit 15, 16 hab ich dann so das erste Mal gekiff't. Also da, als ich das erste Mal gekiff't hab, ich dachte, ok ich bin am Arsch, ich sterbe oder sowas in der Art, weil ich kannte sowas nicht, und da war ich dann so stundenlang draußen auf irgendwelchen Bänken, da wo ich einfach mal so zwei Stunden geschlafen hab so, an manchen Tagen, weißt du was ich meine? Ich hab das erste Mal gekiff't, dann hab ich mir gedacht, ok, ich bin so kaputt, dies und das, dass ich schlafen musste, und dass ich dann halt gesagt hab, ich mach das nicht mehr und so. Und danach hab ich das trotzdem wieder gemacht.

Das ging dann halt immer so immer wieder, immer wieder so weiter, und das dann immer so Schulzeiten, weißt du was ich mein, morgens, und nach der Schule oder mitten im Unterricht irgendwann. Und, ich wollte es eigentlich gar nicht mehr machen, aber ich hab's halt irgendwie trotzdem immer wieder gemacht und wahrscheinlich kommt das auch davon, weil du ja auch nur mit Leuten bist, die das auch natürlich machen oder machen wollten.

Dann hat der eine Zigaretten besorgt, der andere das besorgt, der andere das besorgt, jeder hat irgendwas gehabt, und dann kam halt, so schon, hat schon so angefangen, weißt du. Das hat uns halt auch gefallen, das war so irgendwie so einfach für uns so *geil*, hat einfach nur gekickt, weißt du?

Und irgendwann hast du angefangen Schule zu schwänzen, deswegen, damit du in Ruhe einfach mal irgendwo wie ein Junkie draußen irgendwo rumgammeln kannst und so. Ich hab Schule geschwänzt, also meine Zeit damals, da war ich immer im Internet-Café [lacht], morgens um keine Ahnung wieviel Uhr, damit dich keiner sieht, und da waren wir halt immer stundenlang.

Und dann hab ich angefangen jeden Tag morgens so, um selbe Uhrzeit rausgegangen, irgendwann bis 15 oder 16 Uhr draußen gehillt, nur Scheiße gebaut, auf Schulhöfen von anderen Schulen gewesen, damals wegen irgendwelchen Mädels oder weil du irgendwie Stress hattest mit jemandem oder was weiß ich was, je nachdem. Und dann kam ich halt immer extra so in der Zeit nach Hause, wo meine Eltern sich dachten, ah ok, der hatte ja eh Schule aus.

Ja, und irgendwann kam die Polizei nach Hause, natürlich ne. Da hat dann meine Mutter, mein Vater gesagt, okay, wir müssen jetzt erstmal was machen, was tun, damit das nicht so weiter geht, und komplett eskaliert, und da habe ich dann damals in der Zeit dann halt sowas sone Art wie ne Betreuerin [eine Sozialarbeiterin] bekommen gehabt, ja, war halt eine Dame, eine Betreuerin, die halt dann immer wieder zu uns nach Hause kam, oder mich abgeholt hat, oder was auch immer, damit sie halt mit mir Zeit verbringen kann, indem sie mich mitnimmt irgendwo, mit mir ins Kino geht, oder ja, manchmal sind wir irgendwo hingegangen. So als Kind weißt du, du bist in irgendwelchen Geschäften gewesen, so wie Saturn oder sonst was, und du hast da was gesehen und du wolltest das haben und so aber du hattest kein Geld dafür [hustet]. Und die hat dann halt dafür gesorgt, dass du das halt noch bekommen hast und so weiter ne. Sie hat dir halt geholfen, indem sie dich unterstützt hat und so weiter, mit allem.

Irgendwann, irgendwann hatte ich keine Betreuerin mehr gehabt, und da hat es dann halt langsam wieder langsam angefangen so bei mir ein bisschen mit Dings, mit Scheiße bauen und so weiter. Mit Klauen oder mit Körperverletzungen und ehm, pff.

Da kamen dann auf jeden Fall viele Eltern zu uns nach Hause damals wegen Beschwerden oder sowas halt wegen mir. Wo die sich immer wieder beschwert haben, weil ich deren Söhne oder Töchter irgendwas gemacht hab oder sonst was. Und irgendwann, ja irgendwann bin ich dann komplett, eh, in die falsche Richtung gegangen, so indem ich richtig ekelhaft wurde, indem ich angefangen habe, richtig zu rauchen, und dann mit Kiffen, und dann mit Alkohol, ja, du hattest jetzt nicht als Kind damals so viel Geld oder so viele Möglichkeiten gehabt. Damals gab es Alkohol ey, weißt du was ich meine, für 6 Euro oder sowas Whisky 7 Oaks, sone Kacke, sone Scheiße hast du dir gekauft gehabt. Das war für uns Luxus, wir haben das gekauft, wir haben zwei Jungs, drei Jungs oder vier Jungs, je nachdem, getrunken.

Das ist dann halt irgendwann so eskaliert, bei mir, dass ich dann nicht mehr wusste wo links und rechts ist, weil, da hab ich gemerkt, okay, wie schnell das passieren kann, und wie

schnell du auf die falsche Schiene gehen kannst. Ja, wie man, wie schön man sich verändern kann, weißt du. So, als Mensch, als Person, dein Charakter, weil du warst nicht so, und dann bist du auf einmal so komisch geworden, bist du so ekelhaft geworden als Person. Dann wird man lauter, dann wird man aggressiver. Ja, und danach, das ist halt dann für mich so komisch gewesen, diese erste Straftaten und so weiter. Wenn du dann mit Polizei was tun hast, ob es jetzt wegen Klauen war oder wegen Körperverletzung war, spielt keine Rolle. Hauptsache, das ist irgendwie ein komisches Gefühl gewesen so, weißt du.

### *Jugendarrestanstalt, Justizvollzugsanstalt und Freilassung*

Die folgenden Ausführungen zu Berats Haftstrafen lesen sich wie eine Anwendung von Goffmans (1961/1968) Theorie der totalen Institution. Die Jugendarrestanstalt bietet günstige Bedingungen, um intensive Freundschaften zu entwickeln: Die Konzentration von Menschen mit ähnlichen Mustern im Lebensverlauf an einem Ort, an dem sie auf gleicher Hierarchiestufe stehen und ähnlichen Bedingungen ausgesetzt sind. Die Rückfallquote nach einem Jugendarrest lag zwischen 2010 und 2013 bei 64 Prozent (Gammon, 2019, S. 255). Berat fand in der Jugendarrestanstalt einen engen Freund. Gemeinsam verschärften sie ihre Straffälligkeit nach ihrer Freilassung. In den folgenden Ausführungen bedient Berat typische Elemente der ‚Knast-Folklore‘ (etwa die Betonung, wie viel er durch die Freiheitsstrafen gelernt habe und wie abgehärtet er jetzt sei). Auffällig ist, wie oft er seine eigene Situation mit der eines Hundes vergleicht.

**Berat:** Dann war ich ja das erste Mal vor Gericht, mit 14 [Pause]. Mit 16 war ich danach im Jugendknast. Es ging bei der Straftat hauptsächlich um Geld [lacht], natürlich. Ja, Geld [lacht].

Im Jugendknast musstest du zum Beispiel deine kleine verkackte Zelle saubermachen und putzen, ja, wie ein Hund. Und da kam jeden Tag jemand, wegen Kontrolle, ist in dein Zimmer reingekommen

Und da hab ich dann wirklich, im Jugendknast, hab ich dann jemanden kennengelernt gehabt. Mit der ich noch heute zu tun hab. Weil da war's so, da warn Jungs und Mädchen, im Jugendknast damals, das waren nicht viele Mädels da, aber so 4 oder 5 Mädels waren da, und mit der einen hab ich mich son bisschen gut verstanden. Und da hab ich auch noch einen sehr sehr guten Freund von mir, der jetzt heute in der Türkei lebt, der abgeschoben worden ist.

Und ja, und irgendwann als ich dann von diese scheiß Jugendknast weg war, als dieser Tag kam wo ich wieder rausgehen durfte, wurde mir dann gesagt ja, beim Rausgehen, ich soll nicht nach hinten schauen, weil sonst komm ich wieder [lacht]. Und danach hab ich mir gedacht, ok, ich bin einfach raus, bin einfach meinen Weg gegangen, und irgendwann, 1, 2 Wochen später oder so wurd ich dann halt von dem einen Kollegen kontaktiert, den ich da drinne sozusagen kennengelernt hatte. Ja und dann mit dem hab ich dann halt auch, viel, eh, auch bisschen was erlebt. Und ehm, dann hab ich mit dem halt angefangen irgendwo in teuren Geschäften zu klauen.

Irgendwann kam es auch dazu, dass ich dann halt im richtigen Knast gelandet bin, leider.

Da hab ich gesehen, ok, ist jetzt nicht so dass du irgendwie daran stirbst, aber, es ist auf jeden Fall nicht gut für einen Menschen, es macht dich psychisch kaputt. Das macht dich körperlich kaputt.

Dann denkst du dir, okay, ich muss jetzt versuchen, normal zu bleiben. Egal was es auch ist, du musst dich beschäftigen. Selbst wenn du am Tag 5 Mal die Zähne putzen solltest, egal, Hauptsache du machst es. Du hast eine Beschäftigung, weißt du. Das war so für mich. Ich hab am Tag dreimal, zweimal, sauber gemacht, fünfmal am Tag Zähne geputzt, zum Beispiel. Ja, irgendwann konnte ich nicht mehr, weil ich dann auch angefangen hab zu bluten, weißt du.

Und jeden Morgen ich bin aufgewacht, weil du bist ja um 6 Uhr schon wach, du wirst ja aufgeweckt, ob du willst oder nicht, und wie wenn jemand mit dir, wie wenn du ein Hund wärst und jemand geht mit dir Gassi, weißt du. Dann bin ich halt, dann musst du morgens aufstehen und musst morgens joggen gehen, ja. Du bist grad mal noch am Schlafen und du musst joggen gehen, überleg mal, das war jeden Morgen so, jeden Tag gleiche Scheiße. Manchmal hab ich sogar gesagt, ey, keinen Bock, mach einfach die Tür zu. Scheiß drauf, ich verzichte auf diese eine Stunde, ich bleib lieber in meinem Bett, weil ich an manchen Tagen einfach keinen Bock hatte, aber diese eine Stunde war für dich Gold wert.

Ich wurd dann geweckt, weil die dann natürlich immer so reinkamen. Diese Zellentüren natürlich, wenn du das schon hörst, ja, wenn du schon diese, 10 weitere Tür, die 10. Tür schon hörst. Das ist so als ob du direkt nebendran schläfst, so laut. Die ganze Zeit bam, bum, bam, bum, diese Tür, diese Krach und so weiter und morgens diese Geschreie, Aufstehen! Bam, bam, bam, bam, bam. Und der haut gegen diese Tür, weißt du was ich meine, mit seinem scheiß Stock [lacht] da die ganze Zeit, und, ja, das war dann halt für mich Gewohnheit.

Du hast da, irgendwann, hast du dann Komplexe mit dir selber, da ist nichts mit Pflegemittel, mit Friseur, mit dies und das, ja. Mein Glück war, dass ich mal, bei einer Dame die da gearbeitet hat, eine Beamtin, die mir halt ab und zu einen Gefallen getan hat und mir dann halt son Rasierer gebracht hat und so weiter, weißt du. Rasierschaum und Rasierklinge natürlich. Und ja, nachdem ich zu viel Vollbart hatte, ja, wirklich, das war ich hatte so viel Vollbart gehabt, bis unter meine Augen hab ich Vollbart gehabt. Und irgendwann hat's angefangen zu jucken, hier am Hals weißt du, so das war so voll hier ey, das hat angefangen zu jucken, und jeden Tag. Du fühlst dich wie der größte Penner. Und an sich, ich bin ein sauberer, gepflegter Mensch eigentlich so.

Und man lernt halt viel, auf jeden Fall. Wenn ich jetzt jemand bin oder war, der an so Orten schlafen musste oder paar Nächte dort verbringen musste, in so ein ekelhafte verlassene versiffte Loch, weißt du, wo kein Mensch dich hört oder sieht oder dir helfen kann, dann denkst du dir auch, egal, auch wenn ich jetzt draußen auf einer Bank schlafen muss, draußen auf einer Bank zu schlafen ist für dich sogar noch besser wie da drinne. Ja, und ich hab halt viel gelernt auf jeden Fall, ich weiß wie das ist, wirklich wenn du gar nichts hast, weißt du was ich mein? Wo du wirklich nicht mehr weißt, was du machen sollst.

Manche Sachen muss ich wirklich richtig, Dings, also, ich muss wirklich sagen, also, obwohl das Knast war, obwohl das so hart ist und alles drum und dran und du gar keine Freizeit und so weiter hast, ist schon besser wie dieses Hotel hier [lacht]. Ja ist wirklich so. Also das muss ich, das würd ich gerne hier dem Chef auch sagen, nur ich seh den leider nicht.

Und das ist Luxus in Deutschland, muss ich ehrlich sagen, im Knast. Weil in der Türkei, bekommst du sowas nicht. Da wirst du vergewaltigt, da wirst du, da sind 20 Leute in einem Raum, und dann wenn du Pech hast, musst du alles andere machen, musst du dafür sorgen, dass du schön Tee vorbereitest, dass du kochst, dass du putzt, Wäsche machst, verstehst du, so Sachen.

Aber, wo ich wusste, ich hab noch zwei Tage [im Gefängnis], und danach noch diese letzter Tag, ich konnte überhaupt nicht schlafen. Und ich bin die ganze Zeit voll nervös, und ich freu mich so wie wenn du ein Hund, aus einem Käfig rauslässt, weißt du der freut sich die ganze Zeit richtig so, der wackelt mit seinem Schwanz hin und her die ganze Zeit, so ist das

auch bei einem Menschen, glaub mir. Ist nicht viel Unterschied zwischen einem Hund und Mensch, wenn's um Freiheit geht. Ja ist so.

Ja genau. Auf jeden Fall, als ich dann rausgekommen bin, am ersten Tag, hab ich mir direkt erstmal einen dicken fetten Joint gegönnt [lacht]. Und ich war da wirklich so am Arsch, dass ich wirklich zwei Tage fast schlafen musste, mich richtig ausgeruht habe. Und ich hab's auch wirklich extra gemacht, am ersten Tag direkt, weil ich einfach diese ganze Stress vorher... Und dann komm ich so in meine Zimmer, in mein Bett, ich hab mich so, richtig *so* gut gefühlt, dass ich nicht mehr so auch aufstehen wollte oder aus dem Bett rausgehen wollte.

Nach meiner Entlassung aus dem Knast, hab ich mir erstmal so gedacht, ok, die Zeit genieß ich erstmal ein bisschen. Weil, man muss es wirklich wertschätzen können, so Freiheit. Ich war halt auch oft abends oder nachts einfach mal am Fluss, sitzen, so, hab ich mir da eine gedreht, einen geraucht, hab ich mir so diese Atmosphäre einfach genossen, Wasser, mit den Leuten mich einfach son bisschen unterhalten, einfach so, die ich nicht kannte.

Ansonsten, dann hab ich auf jeden Fall auch bisschen gearbeitet [Sicherheitsdienst, irreguläre Beschäftigung auf Baustellen], so nebenbei, weil ich natürlich Geld gebraucht hatte, und auf jeden Fall auch mein eigenes Geld haben wollte und so, damit ich selber immer wieder, dann essen gehen kann oder trinken gehen kann, wann ich möchte, und nicht, dann wenn andere es wollen, und weißt du, du bist da wie ein Hund, du sitzt da nebendran und dann musst du warten bis der andere was trinkt, dann kannst du auch was trinken, so weißt du. Es geht ja nicht, du musst ja selber eigenes Geld in der Tasche haben.

Und irgendwann gab's wieder irgendwas mit dieser Scheiße mit BTM [Betäubungsmittelgesetz]. Die Polizei ist zu mir nach Hause gekommen, und die ham dann durchsucht und so weiter. Genau wo ich mir dachte, gerade, wo du so frisch raus bist, und du bist sauber und willst eigentlich auch sauber bleiben, ja, dann ist es halt trotzdem so passiert. Aber auch nur dadurch dass irgendwelche Leute irgendwie gelabert haben.

### *Familie, Frauen und Selbstkonzept*

Berats Familie hat einen sehr hohen Stellenwert für ihn. Sein Großvater verkaufte im Wohnblock Obst und Gemüse. Über seine Großmutter sagt er: „Meine Oma ist unbeschreiblich. Die hat so ein gutes Herz. Ich hab schon sehr viele Jahre dort verbracht, ehrlich.“ Die Wohnung der Großeltern im Wohnblock fungiert als Treffpunkt für die ganze Familie. Berats Mutter arbeitet als Hausfrau. Über seinen Vater sagt er: „Meinem Vater ging's früher gut. Der hatte viele LKWs gehabt. Aber jetzt sammelt der leider Pfandflaschen. Leider.“

Im Gegensatz zu einem Teil der *corner boys* aus dem Wohnblock hatte Berat immer viel Kontakt zu Frauen, auch in Form von Intimbeziehungen. Über seine dauerhaft prekäre Wohnsituation sagt er: „Ich bin mal da mal hier untergekommen, bei irgendeiner Tussi oder so, weißt du so, damit ich vorübergehend bisschen, irgendetwas habe, so halt.“ So lauten seine Ausführungen zum Thema Frauen und *corner boys*:

**Berat:** Das war früher, unter 20 Jungs warst du, und du hast getrunken, und das war dir egal. Ihr habt gelacht, ihr habt Scheiße gebaut, bla bla bla und so, aber mittlerweile, man wird älter, du willst deine Ruhe haben, so selber so, du hältst Abstand von Menschen manchmal.

Weißt du, weil diese Jungs mit denen du bist, das sind alles nur Bauern wie ich [lacht], und eh, die sehen ein Mal in keine Ahnung, in 5 Jahren eine Frau vielleicht, weißt du. Und ich

bin nicht so ein Mensch, ich war jeden Tag, jeden Tag mit Mädels, weißt du? Und mir war trotzdem manchmal langweilig, und dann sag ich zu einem Kollegen, komm doch mit, vielleicht kann ich dir einen Gefallen tun, vielleicht kannst du auf diese Scheiße da verzichten, drauf scheißen auf diese ganze Kacke da mit Wohnblock und Café, bla bla bla, jedes Mal dasselbe, jedes Mal du hörst dasselbe und du siehst jeden Tag dasselbe. Vielleicht lernst du jemanden kennen, wer weiß, vielleicht ändert sich irgendetwas, weißt du. Und eh, es hat bis jetzt nur bei einem funktioniert. Von 200 Menschen nur bei einem [diesen Freund konnte er verkuppeln].

**Malte:** Warum glaubst du, haben viele Jungs aus dem Wohnblock nicht so viel Kontakt zu Frauen, wie du gesagt hast?

**Berat:** Weil die nichts machen, weil die nicht weggehen, weil die immer an selbe Ort, mit selbe Leute sind, und weil die immer, jeden Tag dasselbe reden, jeden Tag selbe Unterhaltungen haben. Irgendwann, ich weiß nicht, also du kannst nicht jeden Tag Salat essen, weißt du. Irgendwann hast du Bauchschmerzen oder Durchfall oder was weiß ich was, und genauso ist es mit Menschen. Du bist jeden Tag mit der Person, du bekommst irgendwann Durchfall von dieser Person [lacht], weißt du was ich meine?

Über den Islam sagt Berat: „Ich bin halt so allgemein so jemand der, eigentlich sehr gläubig ist, aber einfach nichts dafür tut, verstehst du?“ Er lässt sich schnell provozieren, wenn jemand den Islam oder den türkischen Präsidenten Erdoğan kritisiert, weil diese Elemente wichtige Bestandteile seiner Identität sind.

Ich rede mit Berat über die Bilanz seiner straffälligen Jahre. Nach all den intensiven Jahren möchte Berat heute einfach zur Ruhe kommen. Er sagt: „Jetzt in dem Alter, wenn ich vor Polizei wegrennen muss, ey das ist doch Blamage.“ Einmal brach er sich bei einer der vielen Schlägereien beim Zuschlagen seine eigene Hand, wodurch noch heute zwei Finger krumm sind, ihm zufolge ein irreversibler Schaden. Auf die vielen Schlägereien angesprochen, sagt Berat: „Ich habe andere Leute so gesehen, wie eine, wie eine Puppe, so wie nichts, weißt du?“ Das meiste Geld machte er mit Klauen und Drogenhandel. Auf die Frage, welche Produkte er klatete, antwortet er: „Bor, ich hab vieles geklaut, ehrlich [lacht]. Also das was Geld gebracht hat, hab ich genommen. Das ist jetzt auch richtig ekelhaft ne, aber ich hab sehr viele Autoscheiben eingeschlagen.“ Er klatete früher Navigationsgeräte und Laptops aus Autos.

Beim Drogenhandel verkaufte er vor allem Haschisch und Gras. Einmal machte er auch eine Zeit lang viel Geld damit, Schmerztabletten aus der Apotheke zu Pulver zu machen und sie in Tütchen abgepackt als Kokain zu verkaufen. Er verkaufte an Unwissende im Bahnhofsviertel einer der nahegelegenen Großstädte, wo sich auch eine bekannte Fixerszene befindet. Er kennt 5 oder 6 Personen aus dem Wohnblock, deren Lebensverläufe in diese Szene führten. Einige sah er, als sie auf dem Boden nach Crack-Steinen suchten. Insgesamt werde aber im Wohnblock sehr wenig Crack geraucht. Auf die Fixer am Bahnhof einer der nahegelegenen Großstädte hat Berat einen freundlichen Blick:

**Berat:** Da am Bahnhof hab ich auch ganz viele Menschen kennengelernt. Und ja, ich war auch so, guck mal man sieht diese Junkies dort, man läuft dran vorbei, man sagt einfach nur, Junkie,

und ach vorbei und fertig aus, und ist schon vergessen. Du sagst, ja die stinken, die sind so ekelhaft und dies und das. Ja, ist so. Aber diese Leute, man kennt die nicht, weißt du, wenn man keinen kennt persönlich, dann lieber einfach nichts sagen, besser immer.

Berats Selbstkonzept oszilliert zwischen der Inszenierung als „Adrenalin-Junkie“, der in seinem Lebensverlauf immer auf der Suche nach dem nächsten Kick war und dem er durchaus *agency* zuschreibt, und der Konzeption von sich selbst als einer Billardkugel, die ohne eigenes Zutun von fremden Kräften in neue Situationen manövriert wurde. Zu ersterer Kategorie neigen seine nostalgischen Erzählungen über die actionreiche Vergangenheit, die er wie viele andere desillusionierte *corner boys* verklärt. Sein Blick in die Zukunft neigt zum Selbstkonzept als jemand, der fremden Mächten ausgesetzt ist und dessen eigene Handlungen keine Wirkung erzielen können. Nach den vielen meist erfolglosen und frustrierenden Erfahrungen mit unzähligen Behörden und staatlichen und sonstigen Hilfsorganisationen, hat er neben fatalistischen Einstellungen und Apathie ein ausgeprägtes Verschwörungsdenken entwickelt, nach dem alle Organisationen immer schon alles über ihn wissen und nur zusammenarbeiten, um ihn abzuschieben. Er philosophiert auch viel über allgemeine Verfallstendenzen in der Gesellschaft. Der Charakter der Leute werde schlechter, niemandem könne man mehr vertrauen.

Rawls (1973, S. 92–93) stellt die zu einem Philosophen passende Position vor, dass es Menschen glücklich mache, wenn sie rationale, langfristige Pläne verfolgen können. Berats Situation erlaubt es ihm nicht, langfristige Pläne überhaupt zu schmieden:

**Malte:** Und eh, was hast du so für Ziele für die Zukunft? Was willst du noch so mit deinem Leben machen?

**Berat:** Also, ehm, ich weiß nicht, also. Ich will auf jeden Fall, auf jeden Fall, 30 Jahre die ich hier verbracht habe so, ungefähr, nicht die nächsten 30 Jahre genau so verbringen und dann hier so gammeln oder sonst was. Mal schaun, vielleicht will ich ja auch in 1, 2 Jahren weg, oder wer weiß, vielleicht will ich die nächsten 30 Jahre in der Heimat sein. Vielleicht bin ich auch morgen nicht mehr da, wer weiß. Das geht schnell, das geht ganz schnell. Vielleicht bin ich morgen einfach tot.

Ich hab schon so viel Geld und so viele Sachen gehabt und so. Und ich hab gemerkt, das macht dich nie, niemals war ich glücklich damit. Du bist in dem Moment vielleicht, gut, alles gut, du chillst da, aber sonst. Wie lange geht das, 3 Tage, 4 Tage, eine Woche, 5 Monate, das geht nicht ewig. Egal was. Am Ende bist du wieder auf 0. Aber die Menschen denken nicht so, die Menschen denken, ja, ich hab heute jetzt das und das, ich nehm das mit ins Grab, weißt du was ich meine, so. Wohin? Du bist am Ende weg, du bist dann, du bist dann nichts mehr, du bist dann einfach nur, wie in dieser Dose, diese Hundefutter, aber nur für Insekten. Unter der Erde. Ist halt so.

## Ausblick

Einige Wochen nach dem biografischen Interview erfahre ich von einer Sozialarbeiterin aus der benachbarten Stadt, dass Berat vom Chef der Wohnunterkunft herausgeworfen wurde, weil es eine gewalttätige Auseinandersetzung zwischen ihm und dem 20-jährigen Rumänen gab. Berat selbst erzählt mir, dass er den Rumänen am Hals packte, dass er ihn „wie eine Zitrone auspressen“ wollte und dass er ihm 2 bis 3 Ohrfeigen gab, „so richtige Schellen“. Er sagt am Telefon: „Ich wollte das alles nicht. Ich wollte ruhig sein, hab mich lange sehr ruhig verhalten. Aber die bringen mich dazu. Ich lass niemanden so mit mir reden.“ Der Sachbearbeiter im Verwaltungsgebäude sagt mir: „Das ist jetzt ganz ganz schlecht. Es wird schwierig sein, ihn an eine neue Unterkunft zu vermitteln, wenn klar ist, dass er gewalttätig war.“

Im folgenden halben Jahr treffe ich Berat nur einmal nach vielen Monaten zufällig an einer Bushaltestelle. Er hat eine neue, vergleichbare Unterkunft bekommen. An seiner Gesamtsituation hat sich nichts geändert. Wiederum viele Monate später treffe ich ihn wieder häufiger zufällig im Wohnblock. Er ist jetzt bei seinen Großeltern untergekommen. Ab und an hält er sich mit Gruppen von jugendlichen oder erwachsen gewordenen *corner boys* an den bekannten ‚Hotspots‘ im Wohnblock auf.

Ich erinnere mich an „die einzige Chance“, die Berat aus Sicht der Sozialarbeiterin hat, die sich vor mir mit seinem Fall beschäftigt hatte. Am Telefon sagte sie mir sinngemäß: „Zuerst muss die Ausländerbehörde über seinen Fall entscheiden. In der Kommunikation mit ihr muss er sich immer kooperativ zeigen. Dann kann er auf einen erneuten Aufenthaltstitel hoffen, den er allerdings am Anfang monatlich oder jährlich wieder erneuern muss. Er muss sich eine Arbeit suchen und straffrei bleiben. Sobald er 5 Jahre gearbeitet hat, kann er wieder einen dauerhaften Aufenthaltstitel bekommen.“ Aus dieser Anfangszeit steht in meinen Feldnotizen auch eine Aussage von Berat, die er machte, nachdem er mit der Bewilligung des Antrags einen Teilerfolg erzielt hatte:

Ich freue mich heute sehr für Berat über die gute Nachricht, dass er seine Geldleistungen in Empfang nehmen konnte. Ich sage ihm, dass er dies durch seine eigenen Anstrengungen erreicht hat. Er sagt: „Ja, ich will jetzt Gas geben, bis ich wieder ein- und ausatmen kann. Wenn das alles hier vorbei ist... Dann kann ich ganz normal arbeiten, um 17, 18 oder 19 Uhr Feierabend machen, nach Hause in meine eigene Wohnung gehen, schön duschen und dann essen, einfach wieder ein Mensch sein. Dann lad ich dich auch auf ein Essen zu mir nach Hause ein.“

## 8 Agency: Reichweite individueller Handlungsmacht

Wir gehen nicht, wir werden geschoben wie Treibholz, ... *als ob fremde  
Hände uns wie Marionetten zappeln ließen.*  
–Montaigne (1580/1999, S. 166), *Essais, II, 1*

In welchem Maß sind Menschen für die Resultate in ihrem Lebensverlauf selbst verantwortlich? Im Gegensatz zur deterministischen Vorstellung im Eingangszitat gibt es im Lebensverlaufparadigma das handlungstheoretische Konzept der *agency*. Es besagt, dass Individuen nicht nur passive Opfer äußerer Einflüsse sind, sondern dass sie auch selbst durch Entscheidungen und Handlungen ihren eigenen Lebensverlauf schaffen (Giele, 2009, S. 249). Das Konzept berührt damit die philosophische Frage des freien Willens. Personen können als aktiv Handelnde, als kausale Agenten (*agency*), ihre eigene Umgebung gestalten. Zum Prinzip *agency* zählen auch personale Eigenschaften wie Fähigkeiten, Einstellungen und Wünsche (Giele, 2009, S. 249).

Das Kapitel beginnt mit allgemeinen Beobachtungen zur Wirkung eines individuellen Willens und behandelt damit die Frage nach der Zurechenbarkeit von Verantwortung für die Resultate in den Lebensverläufen von *college boys* und *corner boys*. Der Abschnitt diskutiert neben dem Willen auch andere Faktoren der individuellen Ebene wie Persönlichkeitsmerkmale und Selbstbilder. Der darauf folgende Abschnitt zum Gesundheitsverhalten ist eine praktische Anwendung der Frage nach der individuellen Zurechnung von Verantwortung.

Im Abschnitt „Subjektive Orientierungen und übersubjektive Orientierungssysteme“ geht es darum, wie persönliche Einstellungen mit der Formierung von Klassen zusammenhängen. Die Ausführungen zu politischen Einstellungen, zu Homophobie und Verschwörungstheorien im Milieu des Wohnblocks zeigen, wie symbolische Grenzziehungen klassenübergreifende Bewegungen erschweren können. Die darauf folgende Lebensgeschichte von Saad ist ein Beispiel für einen politisch interessierten *college boy*, dessen Bildungsaufstieg nicht linear verlief.

Die Orientierungen ‚anständig‘ und ‚Straße‘ sind zwei mögliche Reaktionsweisen für junge Männer im Milieu des Wohnblocks, um auf Ausgrenzungserfahrungen zu reagieren. Im Abschnitt zum persistent antisozialen Auftreten von drei verschiedenen *corner boys* interpretiere ich dieses Auftreten als ihre *agency*, die sie im Sinne von Foucault (1978/2017) als Widerstand gegen die Deutungshoheit mächtiger Diskurse nutzen. Im letzten Abschnitt des Kapitels geht es um individuelle Wünsche und Träume, die junge Menschen allerdings auch nur aus dem Material formen können, das sie in ihrer Umwelt vorfinden.

## Individueller Wille, Persönlichkeitsmerkmale und Selbstbilder

Die Handlungsbefähigung erfolgt nur im Rahmen gegebener Möglichkeiten und Beschränkungen der Biologie, der Kollektiv- und Familiengeschichte, der Sprache, der Sozialstruktur und des Glücks oder Pechs. Gegen kulturelle Bedeutungszusammenhänge, gegen soziale Rollen und Erwartungen und auch gegen individuelle Motivlagen lässt sich schwer anhandeln (Nassehi, 2021, S. 39). „Wer auf die Gesellschaft stößt, stößt auf Widerstand“ (ebd., S. 40). Eine normative Erwartung ist zum Beispiel, dass das Leben als Entscheidungsgeschichte, als Nacheinander von Entscheidungen gelebt wird. Allerdings brauchen Entscheidungen Wahlmöglichkeiten. Die meisten Entscheidungen sind „bereits durch die Selektivität von Wahlmöglichkeiten vorbereitet“ (ebd., S. 153), und auch die Art, wie die Entscheidungen getroffen werden, basiert auf vorherigen Erfahrungen, auf die das Individuum zum großen Teil keinen Einfluss hatte.

Den entscheidenden Einfluss des strukturellen Kontexts veranschaulicht die bereits erwähnte TIES-Studie: In der zweiten türkischen Einwanderergeneration gibt es zwischen europäischen Ländern große Unterschiede im Anteil derer, die in die Mittelklasse aufsteigen. 20 bis 25 Prozent sind es in Schweden, den Niederlanden und Frankreich, während der Wert für Deutschland und Österreich im einstelligen Prozentbereich liegt (Lang et al., 2016, S. 68). Diese Unterschiede sind insofern erklärungsbedürftig, als die Ausgangsbedingungen der Herkunft sehr ähnlich sind.

Beim Prinzip *agency* geht es nicht darum, ein Primat des individuellen Willens gegenüber materiellen und sozialen Bedingungen anzunehmen. Das Begehren ist durch Ökonomie und Soziologie genauso bestimmt wie umgekehrt Ökonomie und Soziologie durch das Begehren bestimmt sind (Jaquet, 2021, S. 96). „Wenn es so etwas wie eine relative Autonomie überhaupt geben kann, dann nicht als Befreiung von den Heteronomien der Gesellschaft, sondern als ein bestimmtes Arrangement und Rearrangement der sozialen Determinanten“ (Spoerhase, 2021, S. 250). Der Philosoph Martin Seel (2002) definiert Selbstbestimmung als das „Vermögen, *sich bestimmen zu lassen*“ (S. 285). Wer etwa eine Zeitung abonniere oder sich einen Film anschau, entscheide sich bewusst dafür, unter bestimmten Einflüssen zu stehen (ebd., S. 288–289).

Die Art und Weise, wie Individuen gesellschaftliche und milieuspezifische Formen übernehmen, die in der Sozialisation an sie herangetragen werden, ist ein emergenter und kontingenter Prozess (Marotzki, 2000/2012, S. 176). Emergenz bedeutet, dass die Entscheidungen eines Menschen nie vollständig durch Umweltfaktoren programmierbar sind (ebd., S. 177). Menschen sind keine trivialen Systeme, die berechenbar einen Input in einen

Output verwandeln. Deswegen kann die Physik auch kein allgemeingültiges Modell menschlichen Verhaltens entwickeln. Stattdessen sind Menschen nicht-triviale Systeme, die immer ihren Bewusstseinszustand und ihre Sinnverarbeitung aktivieren, bevor sie einen Output erzeugen (Luhmann, 2002, S. 98). Kontingenz bedeutet, dass etwas auch anders oder auch nicht sein könnte und beschreibt damit die „existenzielle Erfahrung des Endlichen und des Zufälligen“ (Marotzki, 2000/2012, S. 177). Geringe Bildungsabschlüsse der Eltern wirken sich in der Regel negativ auf den Schulerfolg der Kinder aus, können sich aber auch positiv auswirken, wie im Fall von Hassan (31, Master, Ingenieur), vermittelt über die hohen Bildungsaspirationen des Vaters, dem Bildungsabschlüsse verwehrt waren. Schlechte Bewertungen von Lehrkräften über eigene Fähigkeiten wirken in der Regel entmutigend, können aber auch, wie im Fall von Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich), einen besonderen Ehrgeiz erst auslösen. Es gibt keine Determinante, die isoliert wirkt. Nur durch Kreuzung und Zusammenwirken verschiedener Determinanten werden Effekte erzeugt (Jaquet, 2021, S. 217).

Verschiedene theoretische Positionen haben den Vorrang der Gewohnheit vor einem intentionalen und zweckrationalen Handeln herausgearbeitet (Nassehi, 2021, S. 54). Selbst der Handlungstheoretiker Weber schreibt, dass Handeln oft „nur ein dumpfes, in der Richtung der einmal eingelebten Einstellung ablaufendes Reagieren auf gewohnte Reize“ (Weber, 1921/1988b, S. 565) ist. Nach Mead ist das Verhalten der Menschen nur in Situationen starker Handlungshemmung, in denen vorherige Routinen zusammenbrechen, auf die aktive Beteiligung eines erwägenden Bewusstseins angewiesen (Nassehi, 2021, S. 54). Das Beispiel von Ahmed (20, Hauptschulabschluss, arbeitslos), der versuchte, kein Haschisch mehr zu rauchen, weil dies seine damalige Freundin störte, verdeutlicht den Widerstand, der sich nach einem Bruch mit habitualisiertem Handeln einstellt. Bestimmte Praktiken und Strukturen haben sich eingespielt und offensichtlich bewährt, was wertneutral bedeutet, dass sie sich selbst „ohne größeren Aufmerksamkeits- oder Energieaufwand“ (Nassehi, 2021, S. 67–68) reproduzieren.

Chantal Jaquet (2021) widmet sich in *Zwischen den Klassen* den Bildungsaufsteigern bzw. in ihren Worten den *transfuges*, also Klassenübergängern, einem von ihr identifizierten blinden Fleck im Werk Bourdieus. Sie selbst kommt aus einer armen Familie und arbeitet heute als Philosophie-Professorin in Paris (Spoerhase, 2021, S. 231). Nach Bourdieu (1979/1984) führt die Sozialisation in einem Milieu zur Internalisierung von Verhaltens- und Denkregeln, die an die Existenzbedingungen des Milieus angepasst sind. Damit erklärt er die Reproduktion sozialer Hierarchien, wobei allerdings die Ausnahmefälle, diejenigen, die ihre Klassenlage überwinden, im Schatten bleiben (Jaquet, 2021, S. 11). Letztlich handelt es sich um die Frage,

ob die Ausnahmen die Regel bestätigen oder widerlegen (ebd., S. 14). Im Fall der postmigrantischen *college boys* ist es allerdings irreführend, von Ausnahmen zu sprechen. Denn ihre Klassenlage ergibt sich aus der Migration ihrer Familie in ein neues Land. Ihr Bildungsaufstieg ist die logische Folge eines verlängerten Aufenthalts in Deutschland. Jaquet (2021) schreibt einen Bildungsaufstieg zumindest teilweise der individuellen *agency* zu: „In der Tat kann der unklare Wunsch nach einem anderen Leben, der die Orientierung an einem Modell voraussetzt, das sich von den Modellen der Umgebung unterscheidet, nur entstehen, wenn eine Unzufriedenheit, ja ein Leid existiert“ (S. 75).

Wenn Kinder aus benachteiligten Milieus der üblichen schulischen Selektion entgehen, liege dies, wie Bourdieu und Passeron (1985/2007) in *Die Erben* schreiben, an einem günstigen familialen Umfeld. Es macht ihnen zufolge einen Unterschied, wenn es schon eine Person in der erweiterten Familie gibt, die studiert hat. Allerdings bleibt bei dieser Erklärung fraglich, wie dann der oder die Erste in der Familie ohne ein Vorbild ein Studium aufnahm. Jaquet (2021, S. 89) identifiziert auch als Problem für Bourdieus Logik der Reproduktion, wie es dazu komme, dass innerhalb derselben Familie ein Kind ein Studium aufnimmt, das andere bei scheinbar gleichen Ausgangsbedingungen aber nicht. Dies stellt allerdings ein Scheinproblem dar, denn es wäre falsch anzunehmen, dass zwei Kinder dieselben Entwicklungsmöglichkeiten haben, nur weil sie aus einer Familie kommen (Fishkin, 2014, S. 108). Sie machen trotzdem sehr unterschiedliche Erfahrungen. Nur zwei Beispiele: Zum einen hat jedes der Kinder als einen wesentlichen Teil seiner Umwelt das andere Kind. Zum anderen ist *timing* entscheidend: Wie alt sind die Kinder bei bestimmten, für die Entwicklung bedeutsamen Ereignissen wie etwa einer Migration?

Entscheidend für einen Bildungsaufstieg sind Persönlichkeitsmerkmale wie Selbstwirksamkeitsüberzeugungen, ein positives Selbstkonzept, Einfühlungsvermögen, Sozialkompetenz, emotionale Bindungsfähigkeit und Offenheit für neue Erfahrungen und Wissen. Wenn zusätzlich elementare Bildungsressourcen wie Ausdauer, Verfolgen von langfristigen Zielen, Gewissenhaftigkeit und eine Auffassungsgabe in der Sozialisation erworben werden, ist ein Bildungsaufstieg trotz Armut möglich (Boeckenhoff et al., 2012, S. 382). Für Jaquet kommt auch Ehrgeiz als erklärende Variabel für einen Bildungsaufstieg in Frage. Zu einer benachteiligten Klasse zu gehören, kann auch Bourdieu und Passeron zufolge in Ausnahmefällen zu einer beträchtlichen Steigerung und Entfaltung von Energie führen. Jaquet (2021, S. 34) definiert Ehrgeiz in Anlehnung an Spinoza als extremes Bedürfnis nach Lob, Auszeichnung und dem bewundernden Blick des anderen. Allerdings sieht sie Ehrgeiz als eine Folge der Sozialisation, nicht als erste Ursache. Denn Ehrgeiz sei immer Ehrgeiz *zu* etwas

und setze daher die Idee eines Vorbilds voraus (ebd., S. 36). Grundsätzlich kann keines der genannten Persönlichkeitsmerkmale isoliert von den Entwicklungsmöglichkeiten, die die Welt bereit hält, betrachtet werden. „Everything we are and everything we do is the product of layer upon layer of interaction between person and environment“ (Fishkin, 2014, S. 8).

Ein Selbstbild und eine Identität entwickeln Menschen, indem sie sich durch Identifizierung und Differenzierung innerhalb eines gegebenen Raumes mit den anderen und gegen sie definieren (Jaquet, 2021, S. 95). Ein positives Selbstbild haben Menschen, die in ihre Fähigkeiten vertrauen, die sich als wertvoll erachten und die das Gefühl haben, es lohne sich, ihre Ziele und ihren Lebensplan zu verfolgen (Rawls, 1973, S. 440). Viele *corner boys* haben hingegen ein negatives Selbstbild. Sie beschreiben ihre wesentlichen Tätigkeiten als „gammeln“, „Scheiße bauen“ oder „dumme Sachen machen“. Sie beherrschen viele alte deutsche Sprichwörter, um ihre Situation zu beschreiben: Krumme Sachen machen, was auf dem Kerbholz haben, kein unbeschriebenes Blatt sein, Dreck am Stecken haben. Ein *corner boy* sagte mir einmal: „Wir sind alle asozial. Aber ansonsten, alle hier haben Herz.“ Eine häufige Erfahrung für mich als Streetworker ist es, dass ich an den Straßenecken von Drogendealern vorbeikomme, die mir sagen, ich solle die Jüngeren, die unter 15-Jährigen „von der Straße fernhalten“. Einige fügen hinzu: „Damit sie nicht so werden wie wir.“ Einmal sitze ich mit Ahmed (20, Hauptschulabschluss, arbeitslos) auf einer Bank, während er einen Joint raucht und mir von seinem Leben erzählt. Wir sehen einige ca. 16-jährige postmigrantische Jungen, die Sporttaschen tragen und wahrscheinlich auf dem Weg zum Fußballtraining sind.

**Ahmed:** Die machen das richtig. Die machen alles richtig. Die haben n System, weißte? Die haben, es ist heute Donnerstag, die haben wahrscheinlich 2, 3 Mal die Woche Training, Fußball. Sowas find ich auch gut, weißte wenn du sone Ablenkung lieber hast, statt dass du auf der Straße die ganze Zeit chillst.

Nach dem französischen Schriftsteller Marcel Jouhandeau (1977, S. 189) konstruieren Menschen ihr Selbst durch die Beleidigungen, deren Ziel sie geworden sind. Gedemütigte Kinder mit Mangel an Anerkennung und Akzeptanz können entweder eine unerschöpfliche transformative Energie entwickeln oder Ohnmacht, Scham, Renitenz, Widerstand, Fatalismus und stille Verbitterung.

Lebenszufriedenheit hat viel mit dem Gefühl der Selbstwirksamkeit zu tun, also dem Gefühl, aufgrund eigener Kompetenzen selbst etwas bewirken, die eigene Umgebung und das eigene Leben gestalten zu können und intendierte Effekte zu erzielen (Nassehi, 2021, S. 17). Neben Lebenszufriedenheit gibt es viel Evidenz für die positiven Konsequenzen eines ausgeprägten Gefühls von Selbstwirksamkeit beim Erfolg im Bildungssystem und auf dem Arbeitsmarkt und auch etwa bei der Heilung nach einer Krankheit (Gecas, 2004, S. 370). „The

life courses ... may correspond to ... self-efficacy expectations, since there is a self-fulfilling prophecy element to such beliefs“ (ebd.). Selbstwirksamkeit gibt es auch im Bereich von moralischer *agency*, also dem Gefühl, im Einklang mit den eigenen Werten und moralischen Standards zu leben (ebd., S. 371). Wie zuvor gezeigt, ist dieses Gefühl für die Gruppe der nicht-abstinent Religiösen nicht gegeben. Das Gefühl von Selbstwirksamkeit entwickelt sich in der Interaktion zwischen Person und Umwelt, wobei sich gerade eine Umwelt mit hoher Reaktivität positiv auswirkt (ebd., S. 372). Zudem gibt es einen gut dokumentierten Zusammenhang zwischen Selbstwirksamkeitserwartungen und sozialer Klasse (Hitlin & Kwon, 2016, S. 435).

Enge Überschneidungen gibt es zwischen Selbstwirksamkeitserwartungen und dem verwandten Konzept des Vertrauens. Kann das Funktionieren gesellschaftlicher Institutionen schlicht vorausgesetzt werden? Kann eine Person darauf vertrauen, dass sie ihre Lebensziele Schritt für Schritt erreichen wird oder ist dieses Erreichen eine Aussicht, die sich weiter und weiter entfernt? Kann sie darauf vertrauen, dass sich harte Anstrengung auszahlt oder dass Versprechen eingehalten werden? Wer in armutsgeprägten Verhältnissen aufwächst, erlebt ein Umfeld, dessen Angehörige einer hohen Belastung und Anspannung ausgesetzt sind. Tendenziell fördert dies eine Umwelt, die durch Unregelmäßigkeit und Unberechenbarkeit gekennzeichnet ist. In einer solchen Umwelt lernen einige Kinder, kein Vertrauen in ihre Umwelt haben zu können. Das psychoanalytische Konzept der Übertragung beschreibt, dass ein Kind die Erfahrungen, die es bislang in Beziehungen sammelte, unbewusst wie eine Schablone über neue Erfahrungen legt (Laplanche & Pontalis, 1967/2012, S. 550). Wer als Kind vernachlässigt wird, neigt zu hohem Misstrauen, geringem Selbstwirksamkeitsgefühl und Apathie (Blum-Maurice & Zenz, 2009, S. 63).

### *Gesundheitsverhalten*

Die durchschnittliche Lebenserwartung von Männern aus der höchsten Einkommensgruppe liegt rund 11 Jahre höher als die von Männern aus der niedrigsten Einkommensgruppe (Schütte, 2018, S. 135). Bei Frauen beträgt dieser Unterschied 8,4 Jahre. Es gibt auch Unterschiede zwischen der höchsten Einkommensgruppe und der Mittelklasse, aber diese sind sehr viel geringer (Haverkamp, 2018, S. 481). Der von Armut induzierte chronische Stress (etwa durch unerwartete Ausgaben mit ernsthaften Konsequenzen, plötzlichen Jobverlust und familiäre Konflikte) führt zu Schlafstörungen, einer erhöhten Stresshormonausschüttung und einem beschleunigten biologischen Alterungsprozess (ebd., S. 482–483).

Zum einen unterscheiden die Gesundheitswissenschaften zwischen ‚frei‘ und ‚nicht frei‘ gewähltem gesundheitsrelevanten Verhalten (Haverkamp, 2018). Für Positionen, die die

Rolle von *agency* stark betonen, scheinen bestimmte Verhaltensweisen das Ergebnis von Entscheidungen zu sein: Ernährung, körperliche Aktivität, Rauchen, Alkohol- und anderer Drogenkonsum, Medienkonsum, Zahnhygiene, Impfverhalten, Anzahl der Arztbesuche und Vorsorgeuntersuchungen (hier ist zu erwarten, dass sich die steigende Zahl von türkei- oder marokkostämmigen Hausärztinnen und -ärzten positiv auf den Abbau von kulturellen Barrieren auswirken wird). Bis in die 1960er Jahre gab es keinen Zusammenhang zwischen sozioökonomischem Status und Rauchen. Als sich Informationen über die negativen gesundheitlichen Konsequenzen sukzessive verbreiteten, nutzten vermehrt Personen mit hohem sozioökonomischen Status ihre *agency*, um mit dem Rauchen aufzuhören, während ihre Nachkommen mit geringerer Wahrscheinlichkeit damit anfangen (Kirkpatrick Johnson et al., 2016, S. 373).

Bei Menschen mit niedrigem Sozialstatus kommt seltener ein gesunder Lebensstil ... vor. Dabei fällt auch bei diesem Personenkreis – gesunder Lebensstil trotz niedrigem Sozialstatus – das Mortalitäts- und Morbiditätsrisiko geringer aus. Doch ist dieses Risiko bei diesen Personen im Vergleich zu Menschen mit hohem Sozialstatus und gleichzeitig gesundem Lebensstil noch leicht erhöht. (Haverkamp, 2018, S. 487)

Den Rest des Unterschieds erklärt nach dieser Unterscheidung das ‚nicht frei‘ gewählte gesundheitsrelevante Verhalten. Hierzu zählen die Arbeitsbedingungen und ökologische Einflüsse in armutsgeprägten Wohngebieten wie Lärm-, Staub- und Hitzebelastungen. Die Rede von ‚frei‘ gewähltem Verhalten ist insofern irreführend, als eine freie Wahl eine Vielzahl von Alternativen und eine potenziell mögliche Orientierung an verschiedenartigen Vorbildern impliziert. Aufgrund der eingeschränkten *agency* von Menschen in Armut hat sich in der Gesundheitsförderung der Grundsatz durchgesetzt: „Don’t blame the victim“ (Joeres, 2021).

Eine andere Begrifflichkeit in den Gesundheitswissenschaften unterscheidet zwischen Quellen, Mediatoren und Manifestationen von Stress (Avison, 2016, S. 408). Zu den Quellen zählen chronische Belastungen, Rollenkonflikte, tragische Lebensereignisse und Traumata. Als Mediatoren bzw. *coping*-Mechanismen für die Quellen von Stress können Selbstwirksamkeitserwartungen, unterstützende soziale Beziehungen, als sinnvoll empfundene Arbeit und andere Resonanzachsen fungieren. Manifestationen von Stress sind sowohl physiologische Stressreaktionen und physische und mentale Krankheiten als auch offenes gesundheitsrelevantes Verhalten wie Drogenkonsum. Mit dieser Begrifflichkeit lässt sich der Unterschied zwischen *college boys* und *corner boys* als ein Unterschied in den Mediatoren von Stress konzipieren: Beide Gruppen sind in der Kindheit dem Stress ausgesetzt, den Ausgrenzungserfahrungen und ein Leben in Armut produzieren. Während die *college boys* auf Mediatoren zurückgreifen können, die diesen Stress ausgleichen, fehlen diese Ressourcen im

Leben von *corner boys*, so dass sich der Stress bei ihnen etwa in pathologischem Drogenkonsum manifestiert.

Die für die Gesundheit kritischen Verhaltensweisen und Gewohnheiten entstehen häufig in der Kindheit und haben Auswirkungen für den gesamten Lebensverlauf (Haverkamp, 2018, S. 486). Die Konsequenzen gesundheitsrelevanten Verhaltens kumulieren in der Regel, wodurch sie mit zunehmendem Alter zunehmend sichtbar werden (Uhlenberg & Mueller, 2004, S. 131). Das Prinzip *linked lives* besagt, wie bereits eingeführt, dass die Lebenserfahrung einer Person Konsequenzen für andere hat, weil ein individuelles Leben auf komplexe Weise mit anderen Leben verbunden ist. Die soziale Umgebung hat für in Armut lebende Menschen einen großen Einfluss auf ihr gesundheitsrelevantes Verhalten. In der Familie hat etwa eine psychische Erkrankung eines Elternteils große Auswirkungen auf den Lebensverlauf der Kinder (Avison, 2016, S. 417).

Gegen eine rein individualistische Betrachtung spricht auch die politische Dimension von Gesundheitsverhalten: Welche Lebensmittel sind, auch als Folge von politisch festgelegten Steuersätzen und Subventionen, günstig und schnell zu erhalten? Welche gesetzlichen Vorgaben gelten für Salz oder Zucker oder für Werbung von Süßigkeiten? Wie fahrradfreundlich sind Städte?

Im Abschnitt zu häuslicher Gewalt gegen Kinder zitierte ich bereits eine Formulierung von Connell (1993) zu Lebensverläufen in prekären Milieus: „To a sheltered academic observer, there seems a great deal of violence in these lives“ (S. 98). Ein analoger Satz ließe sich über Zucker formulieren. In meiner Anfangszeit als Streetworker war ich erstaunt darüber, welche große Rolle Zucker im Leben der Kinder spielt, die die Organisation besuchen. Eine Kollegin hat es als Problem definiert, dass viele Kinder sich ständig Süßigkeiten am Kiosk kaufen. In meinen Feldnotizen aus dieser Anfangszeit stehen verschiedene Einträge zum Thema Zucker:

Die beiden Jungen haben Tüten mit Süßigkeiten in der Hosentasche. Unser Tischtennispiel wird stark dadurch beeinträchtigt, dass sie nach fast jedem Ballwechsel die Tüte zu ihrem Mund führen und sich kleine süße Teile in den Mund kippen.

In einer Spielgruppe mit durchschnittlich 9-jährigen Kindern planen die Betreuer ein gemeinsames Essen zum Fastenbrechen. Bei den Kindern ist eine ausgesprochene Präferenz für süßes Essen bemerkbar. Als die Kinder verschiedene süße Speisen zusammentragen, die ihre Mütter vorbereiten werden, ruft der junge Betreuer: „Wir alle brauchen Zucker!“ Später lässt er die Kinder auch abstimmen, ob Eistee-Pfirsich oder Eistee-Zitrone besser schmecke.

Die Soziologin Priya Fielding-Singh (2021) untersucht in *How the other half eats: The untold story of food and inequality in America* die Ernährungsgewohnheiten von Familien verschiedener Einkommensgruppen und Ethnien ethnografisch. Zunächst stellt sie fest, dass Kinder aus allen Ländern und zu jeder Zeit Süßigkeiten essen wollen – so weit, so universal.

Allerdings lassen die Eltern, meist hauptsächlich die Mütter, in US-amerikanischen Familien der Mittelklasse deutlich weniger Konsum von Süßigkeiten zu. Dies liege nicht daran, dass ärmere Familien nicht wissen, wie ungesund Zucker ist. Dies sei ihnen sehr wohl bewusst. Der Grund liege vielmehr darin, dass ärmere Mütter ihren Kindern ständig deren Wünsche verwehren müssen: In diesen Familien gibt es bei fast allen Wünschen Restriktionen, weil sie zu viel kosten. Eine neue Hose, eine Reparatur der zersprungenen Scheibe eines Handys, Ausflüge – die Eltern müssen viele dieser Anfragen ablehnen. Eine Ausnahme sind Süßigkeiten. Für sie ist immer ein bisschen Geld übrig. Es ist wichtig für diese Eltern, den Kindern zumindest diesen Wunsch zu erfüllen und zu sehen, wie sie sich darüber freuen. Eltern der Mittelklasse hingegen können ihren Kindern ständig teure Wünsche erfüllen. Da fällt es Fielding-Singh zufolge nicht schwer, an einer Stelle auch mal nein zu sagen.

Die Beispiele aus dem Bereich des Gesundheitsverhaltens zeigen die Komplexität einer Zurechnung von individueller Verantwortung. Verhalten, das als frei gewählt erscheint, unterliegt Entstehungsbedingungen, die außerhalb der Kontrolle von Individuen liegen. So kann etwa der Zuckerkonsum von der sozialstrukturellen Lage bewirkt sein und ein manifester Drogenkonsum kann auf latente Stressoren zurückgehen. *College boys* und *corner boys* unterscheiden sich in ihrer Mentalität: Während die einen langfristige (Status-)Investitionen tätigen, haben die anderen einen kurzfristigen Zeithorizont mit starker Gegenwartsorientierung. Für ihr Leben im Hier und Jetzt leistet der Konsum von Zigaretten, Cannabis, Alkohol oder Red Bull einen wichtigen Beitrag.

## Subjektive Orientierungen und übersubjektive Orientierungssysteme

Zentrale Faktoren, die die soziale Mobilität fördern oder erschweren, sind neben Qualifikationen und formaler Bildung auch „grundlegende Werthaltungen, Einstellungen und Denkmuster und die daran angeschlossenen Klassenbildungsprozesse“ (Steuerwald, 2018, S. 218). Über Geschmack, Verhalten und Inszenierungsweisen kommt es demnach zu symbolischen Grenzziehungen, die klassenübergreifende Bewegungen erschweren. Ausdrucksformen einer archaischen Männlichkeit und antisemitische, homophobe oder verschwörungstheoretische Einstellungen wirken auf dem Arbeitsmarkt in vielen Bereichen delegitimierend. Politische Einstellungen sind in den gesamten Lebensverlauf eingebettet, sind mit unterschiedlichen Lebenserfahrungen verbunden und ab Alter 30 relativ stabil. Ähnlich wie Gesundheitsverhalten passen politische Einstellungen genauso gut auch zum Prinzip *linked lives*. Allerdings ist gerade die politische Wahl in einer Demokratie ein Paradebeispiel für

agency, weshalb ich meine Beobachtungen zu politischen Einstellungen in diesem Kapitel zusammenfasse.

### *Politische Einstellungen*

Sozial segregierte Hochhaussiedlungen mit hohem Anteil von (Post-)Migrantinnen und -migranten zeichnen sich durch eine geringe Wahlbeteiligung aus. Zum einen haben in diesen Hochhaussiedlungen viele Bewohnerinnen und Bewohner nicht die deutsche Staatsangehörigkeit, viele auch dann nicht, wenn sie bereits seit Jahrzehnten in Deutschland leben. Seit 2024 ist nach einer Reform der Zugang zur deutschen Staatsangehörigkeit erleichtert. Dies gilt auch für die ehemaligen sogenannten „Gastarbeiter“, für die keine schriftlich nachgewiesenen Sprachkenntnisse mehr gefordert sind, um die deutsche Staatsangehörigkeit zu erwerben. Aber in sozial segregierten Hochhaussiedlungen ist die Wahlbeteiligung auch bei denen gering, die das Wahlrecht schon haben, oft aufgrund einer generell staats skeptischen Haltung, die ihre Wurzel in kollektivgeschichtlichen und individuellen Diskriminierungserfahrungen hat. Die folgenden Ausführungen zu staats skeptischen Haltungen betreffen nur einen Teil des überwiegend muslimischen, sozial segregierten Milieus im Wohnblock. Selbstverständlich gibt es in der Kleinstadt auch eine große Zahl von (Post-)Migrantinnen und -migranten, die politisch sehr engagiert sind und im Ausländerbeirat, im Jugendbeirat, in Vereinen und vielen anderen Organisationen politisch mitwirken.

Bei vielen Männern aus dem Wohnblock beobachtete ich eine grundlegende Skepsis gegenüber dem deutschen Staat. Ihnen fehlt das „Basisvertrauen“ (Rudolf Stichweh), das beruhigende „Hintergrundrauschen“ (Anthony Giddens), das „routinisierte Wohlwollen“ (*routine benevolence*, Allan Silver)“ (Siebel, 2015, S. 364). Briefe von offiziellen Behörden wie dem sanktionierenden Jobcenter, die Eltern Stress bereiten, können zu einer Übertragung staats skeptischer Haltungen auf die Kinder führen. Für Muslime sind die rechtsextremen Terroranschläge in jüngster Zeit etwa in Christchurch (2019) und Hanau (2019) sehr präsent, ebenso wie die stark gestiegenen Vorfälle von antimuslimischem Rassismus seit dem 7. Oktober 2023. Neben der Angst vor rechtsextremem Terror gibt es auch eine generelle Vorsicht, um nicht den Verdacht des Salafismus zu provozieren. Nach einem Videoprojekt mit muslimischen Jugendlichen in der Kleinstadt fabrizierten Rechtspopulisten auf Instagram einen „Shitstorm“ mit dem unhaltbaren Vorwurf, die Organisation unterstütze den Salafismus.

Ein Kollege berichtet mir aus dem Milieu des Wohnblocks, dass viele von denen, die die deutsche Staatsangehörigkeit haben, sich nicht an politischen Wahlen beteiligen. „Das bringt eh nichts, es ändert sich doch nichts“, höre er oft. Viele fühlten sich politisch nicht

repräsentiert. Die (Post-)Migrantinnen und -migranten, die es in hohe Positionen schaffen, wie zum Beispiel Cem Özdemir, seien nicht mehr migrantisch, sondern nur noch deutsch. Die Cousins Ahmed und Aziz zeigten mir Youtube-Videos, in denen Aussagen von Finanzminister Christian Lindner und Bundeskanzler Olaf Scholz zur Inflation stark verkürzt und aus dem Kontext gerissen wurden, offenbar darauf ausgelegt, Wut auszulösen. Ein junger Mann sagte mir, dass er in den marokkanischen Medien eine ganz andere Version der Realität bekomme als in den deutschen Medien, was ihn sehr nachdenklich stimme.

Bei vielen politischen Themen in Deutschland bildet sich ein weitreichender Konsens, der insofern hegemonial ist, als er in vielen, vor allem in vielen mächtigen Milieus, soziale und moralische Autorität besitzt (Hall, 1980/2021a, S. 228). Ressentiment im Milieu des Wohnblocks erklärt sich auch dadurch, dass viele Ansichten zu Themen wie der Corona-Pandemie, dem Russisch-Ukrainischen Krieg, dem Nahostkonflikt, der Geschlechter- oder Klimapolitik<sup>15</sup> von diesem weitreichenden Konsens abweichen. Ressentiment beschreibt einen heimlichen Groll und eine Verbitterung gegenüber anderen Personen und Gruppen, die sich aus empfundenem Unrecht, Neid, Frustration oder Machtlosigkeit ergeben. Frei nach Michel de Montaigne (1580/1999, S. 15), einem französischen Philosophen der Renaissance, lässt sich das Ressentiment als ein Zustand beschreiben, in dem eine Person ihre Leidenschaften auf einen falschen Gegenstand richtet, weil ihr ein richtiger fehlt. Wer Ressentiment empfindet, richtet sich häuslich im empfundenen Schmerz ein. Insofern ist auch kein politischer Aktivismus als Folge von Ressentiment zu erwarten. Was etwa das kapitalistische Wirtschaftssystem angeht, versuchen Angehörige des Milieus im Wohnblock nicht, es zu sprengen, sondern, wie für armutsgeprägte Milieus üblich, sich erfolgreich in diesem System zu bewegen. Bei vielen Themen gibt es im Milieu des Wohnblocks keine Anschlussfähigkeit oder Bereitschaft für die emanzipatorischen Kämpfe der Linken. Die oft stark ausgeprägte Abneigung gegenüber fleischfreier Ernährung ist dafür ein weiteres Beispiel.

Im Milieu des Wohnblocks hörte ich einige russlandfreundliche Positionen zum Russisch-Ukrainischen-Krieg. Eine repräsentative Befragung von 3.240 Menschen im Alter zwischen 16 und 29 Jahren ergab, dass 33 Prozent der muslimischen Befragten die Verantwortung für diesen Krieg voll und ganz Russland zuschreiben, während der Wert bei christlichen und atheistischen Befragten bei 56 Prozent lag (Kolleck et al., 2022, S. 4). Auf der als *case study* beschriebenen Schule mobbten muslimische Schüler eine nach Deutschland

---

<sup>15</sup> Mau et al. (2023) zeigen, dass sich die unteren Einkommensklassen in Deutschland zwar Sorgen um den Klimawandel machen, dass sie aber befürchten, selbst überproportional für die Transformationskosten aufkommen zu müssen. Diese Skepsis kann zu einer Blockade der ökologischen Transformation werden, je nachdem, wie diese politisch gestaltet wird. Studien zeigen auch, dass sich die ärmeren Haushalte selbst in den westlichen Industrienationen kaum umstellen müssten, um die Pariser Klimaziele zu erreichen (ebd., S. 207).

geflohenen ukrainischen Schülerin und ärgerten sie etwa mit dem Slogan „*Слава Росії*“ („*Slava Rossii*“, „Ruhm sei Russland“). Die Schülerin verließ die Klasse.

Ein häufiges Motiv im Milieu des Wohnblocks ist ein Ressentiment gegenüber der großen Aufmerksamkeit und Hilfsbereitschaft, die der Angriff auf die Ukraine im Vergleich zu Kriegen in muslimischen Ländern evoziert. Schon der 14-jährige *corner boy* Hamza, der sich eigentlich, wie für sein Alter typisch, gar nicht für Politik interessiert, wird bei diesem Thema im Jahr 2022 emotional und regt sich auf:

**Malte:** Und Politik, interessierst du dich dafür?

**Hamza:** Was meinten Sie damit?

**Malte:** Politik, so ehm, die Regierung, der Staat...

**Hamza:** Nein, gar nicht! Das juckt mich gar nicht.

**Malte:** Oder zum Beispiel der Krieg in der Ukraine?

**Hamza:** Ja doch das juckt mich am meisten. Krieg, das was ich grad richtig scheiße finde, da wo Falestin [Palästina], also da wo Falestin Krieg hatte, also die haben doch immer noch Krieg oder nicht, da haben Deutschland gar nicht gekümmert, aber auf einmal, da wo Ukraine Krieg haben, jetzt kümmert sich Deutschland richtig hart, um Ukraine, das find ich jetzt richtig scheiße. Find ich richtig scheiße, die haben jetzt auch, auch sogar ukrainische Kinder geholt, von Ukraine, aber Falestin ist halt, wie soll ich Ihnen sagen jetzt, da wo Falestin Krieg hatte, also hat jetzt immer noch Krieg, die haben nicht mal eine Bombe rübergeschickt, nicht mal eine Bombe oder so. So auf einmal da wo Ukraine Krieg haben, die jetzt auf einmal schicken, Deutschland auf einmal schicken Bomben. Auf einmal Sachen für Essen plus Bomben, Waffen, nach Ukraine, das find ich jetzt richtig scheiße, anstatt dass zu Falestin, wegen Falestin braucht mehr Hilfe, Falestin haben schon seit langem Krieg, und niemand kümmert sich, weil... keine Ahnung. Das find ich richtig scheiße.

In den Sozialwissenschaften ist das Phänomen bekannt, dass die zu vorletzt Gekommenen kritischer auf die zuletzt Gekommenen schauen als der Durchschnitt der Bevölkerung (Foroutan, 2019, S. 194–195). Ein Abteilungsleiter sagte, die alteingesessenen Migrantinnen in der Kleinstadt hätten sich nicht immer vorbildlich verhalten, als ukrainische Geflüchtete kamen. Eine EU-Verordnung garantierte ukrainischen im Vergleich zu anderen Geflüchteten eine Vielzahl von Privilegien, was das Phänomen weiter verschärfte. Ukrainische Geflüchtete bekamen sofort wie deutsche Grundsicherungsempfänger Leistungen nach dem Sozialgesetzbuch II, und nicht die niedrigeren Asylleistungen nach dem Sozialgesetzbuch VII, und sie bekamen schneller ein Aufenthaltsrecht und Plätze in Deutschkursen. Die Wohnungen, die die Stadt für ukrainische Geflüchtete anmietete, wurden vorher gut ausgestattet. Eine erfahrene Kollegin berichtete, dass sie in ihrer Berufszeit immer wieder überrascht war, wie viele Gelder plötzlich auftauchen konnten, sobald es politischen Willen und mediale Aufmerksamkeit für ein Thema gab. Der *college boy* Salman (35, Arzt) rechnet wie viele andere die ungleiche rechtliche Stellung dem muslimischen Glauben und der weißen Hautfarbe zu:

**Salman:** Das beste Beispiel [für Diskriminierung] ist die Ukrainekrise, was da, wie man da Menschen unterscheidet aufgrund der Hautfarbe, aufgrund des Glaubens, ist ein Zeugnis dafür,

also ist ein Armutszeugnis dafür, wie es hier in Deutschland läuft. Und so sollte es nicht laufen. Wenn, dann sollten alle Flüchtlinge gleich behandelt werden und nicht unterschiedlich. Und wir sehen, dass die weiße Hautfarbe tatsächlich einen Benefit bedeutet für Menschen. Das darf nicht sein. Also, da wird die Würde des Menschen wirklich angegriffen.

Viele der Positionen, die die Cousins Ahmed und Aziz im folgenden Dialog im März 2022 ansprachen, hörte ich in anderen Situationen auf ähnliche Weise. Die reproduzierten Ideologeme sind Ausdruck eines grundlegenden Ressentiments, das bei Themen wie Israel oder Geflüchteten schnell aktiviert werden kann.

**Ahmed:** Ich glaub was viele vergessen ist eh, klar der Krieg Russland-Ukraine, aber es, wo wir eigentlich eher ansetzen müssen ist, es gibt Länder wie Syrien, Afghanistan, ...

**Aziz:** Jemen.

**Ahmed:** Irak, Jemen, wat weiß ich. [Später zählt er noch die Uiguren in China auf. Ein anderes Beispiel von verfolgten Muslimen wären die Rohingya in Myanmar]. Und all diese Länder sind komischerweise muslimische Länder. Und die werden nicht so krass gehyped jetzt wie die Ukraine zum Beispiel. Was hab ich hier gesehen, die stehen an den Grenzen mit Hilfsgütern und alles für die, für die, das ist ja alles schön und gut aber ich denk mal wir haben auch genug Leute in Deutschland die hungern, und ich glaub man muss sich eher erstmal um die Leute kümmern bevor man sich um andere kümmert. Ich denk mal, bei diesen ganzen anderen Ländern die wir schon vergessen haben und wo das schon jahrelang so geht, wo Kinder wirklich sterben, ich seh auch tagtäglich Videos, es gibt Videos die sind nicht auf Instagram, da siehst du Soldaten von Israel wie die kleine Kinder misshandeln und danach töten, so. [Später ärgert er sich noch über den marokkanischen König und seine Politik der Annäherung an Israel.]

So da denk ich mir, das ist n Streit zwischen denen [Ukraine und Russland], warum sollen wir uns da einmischen? Der Putin macht uns ja gar nichts. Klar der hat da vielleicht, muss man den auch irgendwo vielleicht verstehen, wenn jemand an seinen Grenzen kommt mit irgendwelchen eh Abwehrwaffen oder was die da gesagt haben, oder eh mit militärischen Zeug, klar fühlt der sich bedroht. Was machen die an meiner Grenze? Warum sollen die mit Waffen an meine Grenze?

So aber, das ist, ich weiß nicht, wir haben irgendwie jetzt auf einmal Corona vergessen. Wir haben Corona vergessen und wir denken jetzt an Krieg. Und was waren jetzt diese 2 Jahre Corona dann? Wir müssen das ja alles leider so hinnehmen, weil wir sind eigentlich, wir können, egal wie groß wir rumreden, wir sind einfach kleine Personen in diesem System. Wir sind, vielleicht in diesem Moment haben genau andere Leute dasselbe Thema und reden darüber, aber es ändert sich trotzdem nicht, morgen geht's weiter, und dann übermorgen wird's schlimmer. So das können wir halt nicht entscheiden. Wir können uns nur drüber aufregen. Unsere Meinung zählt da nichts. Aber ich versteh, ich denk mal auch, manchmal versteh ich nicht, ob das wirklich, ob wirklich so viele Leute diese Partei oder diese Partei wählen, oder ob das einfach nur so eh entschieden ist, weil, weil ...

**Aziz:** ... weil die Bock haben.

**Ahmed:** Weil die kein Bock mehr haben jetzt auf SPD oder FDP oder die Grünen. Du blickst da nicht mehr durch. Der eine will das, der andere will das nicht. Und eh, trotzdem haben die irgendwie, sind die zusammen [in einer Koalition]. Das ist alles kompliziert, wirklich seit Merkel weg ist muss ich sagen, das ist alles nicht mehr wie vorher.

**Malte:** Habt ihr gewählt eigentlich? Letztes Jahr [Bundestagswahl 2021]?

**Aziz:** Ja... Das war auch, ich hab auch nachgefragt, ob man wählen kann. Also ich persönlich, ich hab dem, der hat mir gesagt, ja wenn du den Zettel dabei hast, dann geht's, aber den Zettel hatte ich ja leider nicht dabei. Leider nicht, aber ansonsten hätt ich auch gewählt.

**Malte:** Ah ok. Wen hättet ihr gewählt?

**Aziz:** Ich weiß nicht was ich gewählt hätte. Ich glaub das wär, ganz spontan, oder ich hätte eine diese, wenn die unvollständig sind, als nicht gewertet. Ich glaube sowas hätt ich gemacht. Aber ich kenn mich da nicht so aus.

**Ahmed:** Ich sag ganz ehrlich, ich würde, klar sind da, es gibt auch viele Sachen die mich da gar nicht ansprechen, und eh, allein dieser Hass gegen uns [Muslime], die AfD, aber manche Sachen guck ich mir an, zum Beispiel ich guck ja auch viele Dokumentationen, wo ich mir denke, das ist, ich wusste gar nicht dass die AfD gerade spricht, irgendwer der auf jeden Fall was Gutes sagt, und wo man den hört. Und dann guck ich, und das ist ein AfD-Mitglied zum Beispiel. Aber der sagt Sachen zum Beispiel wo ich mir dachte, die wollen keinen Impfwang, die wollen ne eigene Währung zum Beispiel, EU raus, sowas find ich auf jeden Fall gut.

Die Tatsache, dass Aziz nicht wählen konnte, weil er einen Zettel nicht bei sich hatte, steht emblematisch für das Verhältnis zwischen ihm und dem deutschen Staat. An anderer Stelle erzählte er seinen Lebensverlauf wie eine Abfolge von Stress mit Frauen in offiziellen Organisationen, erst mit einer Lehrerin und später mit einer Mitarbeiterin des Jobcenters. Aziz kam in diesem Austausch ständig in Situationen, in denen er sich rechtfertigen musste. Die paradox erscheinende Sympathie für die AfD, die bei Ahmed deutlich wird, ist kein Einzelfall, sondern ein im Milieu des Wohnblocks bekanntes Phänomen, das weiterer Forschung bedarf.

Ein befreiender Moment für Marokkostämmige in Deutschland war der besondere Erfolg der marokkanischen Nationalmannschaft bei der Fußball-Weltmeisterschaft (WM) in Qatar im Dezember 2022. Die folgenden Fragmente aus meinen Feldnotizen verdeutlichen die Freude und den Stolz, die für den Moment alle beschriebenen Ressentiments vergessen ließen:

Ein marokkanischer Junge fragt mich, wie ich zur WM stehe. Ich sage, dass ich mich grundsätzlich nicht sehr für Fußball interessiere. Er sagt: „Malte, aber du boykottierst nicht oder?“ Ich sage: „Nein.“ Er gibt mir die Faust und sagt: „Das finde ich korrekt.“ Viele Jugendliche wissen von ihren Lehrkräften und anderen autochthonen Deutschen, dass sie die WM in Qatar boykottieren. Es stört sie, dass so viele gerade eine WM in einem muslimischen Land boykottieren.

Yassin (23), der sich sehr für Fußball interessiert, erklärt mir, dass ihn die Doppelmoral der Deutschen aufrege, die die WM boykottieren. Bei den Weltmeisterschaften in Brasilien 2014 und in Russland 2018 gab es seiner Ansicht nach genauso viele Menschenrechtsverletzungen wie in Qatar. In Brasilien seien viele Menschen bei den Bauarbeiten gestorben. Da habe sich niemand beschwert.

Ein marokkanischer Vater kritisiert, dass die deutsche Innenministerin Nancy Faeser bei einem Vorrundenspiel in Qatar die von der FIFA verbotene *One Love*-Armbinde auf der Tribüne als Zeichen für die LGBTQ-Community trug. Diese Aktion hält er für respektlos. Er hält es für arrogant zu sagen, andere seien „noch nicht so zivilisiert“. Das habe auch etwas Koloniales.

Am 27.11.22 spielt Deutschland bei der WM in Qatar gegen Spanien (1:1). Wir übertragen das Spiel mit einem Beamer im Jugendcafé. Die Stimmung ist an diesem Tag bei vielen sehr gut, weil Marokko überraschenderweise gegen Belgien, einen Favoriten der WM, gewann. Viele Besucher des Jugendcafés unterstützen auch Saudi-Arabien bei dieser WM. Die älteren Besucher erinnern sich auch mit Freude daran, wie Algerien bei der WM 2014 das Achtelfinale erreichte.

Einige Tage später kommt eine Journalistin von der Lokalzeitung ins Jugendcafé. Das marokkanische Team ging als Sieger aus der Gruppenphase heraus und ist seit 1986 das erste Mal in der k.o.-Runde. Ein Marokkostämmiger erklärt der Journalistin, warum die Freude, der Stolz und die Erleichterung jetzt unter Marokkostämmigen endlich mal so groß seien: „Als Marokkaner musst du in Deutschland oft hören: Ah du bist Marokkaner? Hast du Haschisch dabei? Oder: Das sind doch deine Ausländer-Tricks. Die Kölner Silvesternacht wurde uns ja auch oft angehängt. Jemand hat den Begriff Nafri erfunden. Nordafrikanischer Intensivstraftäter. Nach all den Erfahrungen fühlt sich der marokkanische Erfolg jetzt umso befreiender an.“

Viele Marokkostämmige posten Storys mit Bildern und Videos der Nationalmannschaft auf Instagram. Ein Video zeigt marokkostämmige junge Männer, die in deutschen Gefängnissen inhaftiert sind und in ihren Zellen vor lauter Freude über die Nationalmannschaft Randalen machen. Sehr verbreitet ist auch ein Bild, in dem eine marokkanische Mutter ihren Sohn, Spieler der Nationalmannschaft, im Stadion nach einem gewonnenen Spiel auf den Kopf küsst. Diese Mutter hat in Spanien geputzt, um ihn durchzubringen. Viele meiner Probanden können sich mit dieser Situation identifizieren. Ein marokkostämmiger Mann erzählt mir zum Beispiel, seine Mutter habe immer geputzt, wodurch ihre Hände so trocken wurden, dass die digitale Erfassung des Fingerabdrucks bei ihr nicht funktionierte.

Ein *college boy* postet auf Instagram ein Video davon, wie die marokkanischen Fußballfans laut und inbrünstig im Stadion für die Freiheit Palästinas singen:

My beloved Palestine  
Where are the Arabs? They are asleep  
The most beautiful country

Auch das WM-Spiel Holland gegen Argentinien zeigen wir im Jugendcafé. Ich sitze neben einem marokkostämmigen Gymnasiasten und seinem kleinen Bruder. Beide sind sehr gut erzogen. Ich frage den kleinen Djavid (9), warum er bei diesem Fußballspiel für Holland und gegen Argentinien sei. Ihm gefallen die tätowierten Spieler der Argentinier nicht.

Historisch ist das Spiel Marokko gegen Spanien am 6.12.22. Marokko besiegt Spanien nach einem 120-minütigen 0:0 im Elfmeterschießen. 8 der 11 marokkanischen Spieler im Spiel gegen Spanien wuchsen in Europa auf.

Nachdem Marokko schon 3 Kolonialmächte aus dem Turnier geschlagen hat (Belgien, Spanien und Portugal) tritt es gegen Frankreich an. Bis 1956 war der größte Teil Marokkos französische Kolonie. Frankreich gewinnt das Spiel mit 2:0. Aber Marokkos Nationalmannschaft schließt die WM als viertbeste ab, erreicht damit den größten Erfolg einer arabischen Mannschaft bei einer Fußball-WM und gewinnt viele Sympathien von Fußballfans weltweit.



*Abbildung 8. Fußballnationalspieler Hakimi und seine Mutter nach Marokkos WM-Sieg gegen Spanien (PTI, 2022).*

*Auf Twitter postete Achraf Hakimi dieses Foto nach dem überraschenden Sieg der marokkanischen Nationalmannschaft gegen Spanien am 6.12.22. Er schrieb: „I love you mom“. Seine Mutter hatte während seiner Kindheit in spanischen Haushalten geputzt. Kein anderer Name ist in der Kleinstadt häufiger auf Fußballtrikots von Kindern und Jugendlichen zu sehen als der von Hakimi.*

### *Homophobie*

Homophobie, Antisemitismus, Sexismus und andere Formen von gruppenbezogener Menschenfeindlichkeit sind bei nicht-dominanten Gruppen gleichermaßen und teilweise sogar verstärkt verbreitet, auch weil sich materielle und bildungsbezogene Armut ungleich höher in nicht-dominante Gruppen hineinselektieren (Foroutan, 2019, S. 195).

Offen homosexuell Lebende sind mir bei meiner Feldforschung nicht persönlich begegnet, sondern nur in Erzählungen von Kolleginnen. Eine Kollegin bearbeitet einen Fall, bei dem polnische Eltern einen schwulen Jugendlichen aus der Wohnung hinauswarfen. Eine Schulsozialarbeiterin erzählte, dass sie manchmal Beratungsgespräche mit Schülerinnen und Schülern hat, die sich nicht wohl in ihrer Haut fühlen, weil sie merken, dass sie homosexuell

sind, was sie ihren Eltern nicht sagen können. Der Fall einer jugendlichen Transfrau aus einer türkischen Familie in der Kleinstadt ist mir bekannt. Die Transition führte in ihrem Fall zum Bruch mit der Familie. Sie lebt jetzt in einem Heim.

Homosexualität ist im untersuchten Milieu keine Option für einen alternativen Lebensentwurf. Sie wird in der Regel nur in Abgrenzung thematisiert, oft in Form von Homophobie. Nach der repräsentativen Sinus-Studie lehnen 95 Prozent aus dem „religiös verwurzelten“ Milieu in Deutschland die Gleichberechtigung Homosexueller ab (Hallenberg et al., 2018, S. 39). Befragungen in den Herkunftsländern zeigen ähnliche Ergebnisse. In vielen arabischen und afrikanischen Staaten finden bis zu 95 Prozent der Befragten Homosexualität „moralisch inakzeptabel“, während es in der Türkei 78 Prozent und in Deutschland 8 Prozent sind (ebd.). In der Organisation kam es zweimal dazu, dass ein Plakat für die Rechte von Homosexuellen abgehängt wurde.

Homophobie ist ein Thema, das die in der *case study* beschriebene Schule stark beschäftigt (nach einer Schulsozialarbeiterin „in allen Klassen, in allen Jahrgangsstufen, immer wieder“). Die Lehrerin Dounia, deren Familie aus einem arabischen Land stammt, sagt: „Homophobe Äußerungen werden schneller geäußert als man schauen kann“, und empfindet es als anstrengend, das Thema, bei dem viele Jugendliche stark positioniert sind, im Ethikunterricht zu behandeln. Eine Schulsozialarbeiterin erzählt von Situationen, in denen sich Eltern beschwerten, wenn die Schule geschlechtliche Vielfalt vermittelte. Eine Lehrerin reflektiert:

**Helen:** Ich hab oft das Gefühl, dass das hier son kleiner Kosmos ist, in dem Gebiet hier, und man oft, in der Schule müssen wir als Lehrer dann oft immer son bisschen, das ist auch immer so meine Intention, halt mal den Kindern son bisschen, dass sie über den Tellerrand hinausblicken, und eben, ich sag dann, okay, wenn man selber den Respekt haben möchte und möchte dass man in seiner, mit seiner Lebensform akzeptiert werden möchte, dann muss man aber im Gegenzug natürlich auch alle anderen Lebensformen akzeptieren, und das ist son bisschen oft das, wodran wir arbeiten im Alltag bei uns, ne dass da einfach manchmal sehr konservative Einstellungen vom Elternhaus halt dann auch einfach vermitteln werden.

Im starken Kontrast zu den gelebten Einstellungen vieler Schülerinnen und Schüler der Schule hängt auf dem Schulhof eine große Regenbogenflagge als internationales Symbol für den Kampf von LGBTQ-Personen für Akzeptanz und Gleichberechtigung. Eine Schulsozialarbeiterin arbeitet mit einer Lehrerin am Projekt „Schule der Vielfalt“. Ihr Ziel ist ein Gütesiegel vom Landesministerium, das bescheinigt, „dass wir einfach ne Schule sind, die geschlechtliche Vielfalt toleriert und fördert“.

Viele Memes in den Social Media, die unter Jugendlichen in der Kleinstadt zu Themen wie LGBTQ-Personen oder dem Nahostkonflikt zirkulieren, vermitteln eine Schwarz-Weiß-

Sicht mit starren Gruppenidentitäten und sind auf eine bestimmte Weise fabriziert, um möglichst emotionale Reaktionen hervorzurufen. Dies gelingt am besten, wenn die soziale Identität der Rezipienten bedroht erscheint. Auf der Instagram-Seite *muslim.daily*, die 700.000 Follower hat (Stand Oktober 2023), sind etwa Drag Queens zu sehen, deren Performancekunst als Bedrohung für die Erziehung von Kindern dargestellt wird. In vielen ähnlichen Beiträgen baut die Seite systematisch einen Antagonismus zwischen der LGBTQ- und der muslimischen Community auf. Eine Schwarz-Weiß-Sicht vermitteln diese Seite und ähnliche Formate auch auf den Nahostkonflikt. Ein Beispiel hierfür ist der linke Teil von Abbildung 9 aus dem Dezember 2022. Seit dem Terrorangriff der Hamas auf Israel am 7. Oktober 2023 und dem anschließenden Krieg gehören das Vorgehen der israelischen Militärkräfte und die Opfer auf palästinensischer Seite noch einmal verstärkt zu den alltäglichen Reels, die viele muslimische Jugendliche auf ihren Handys verfolgen.

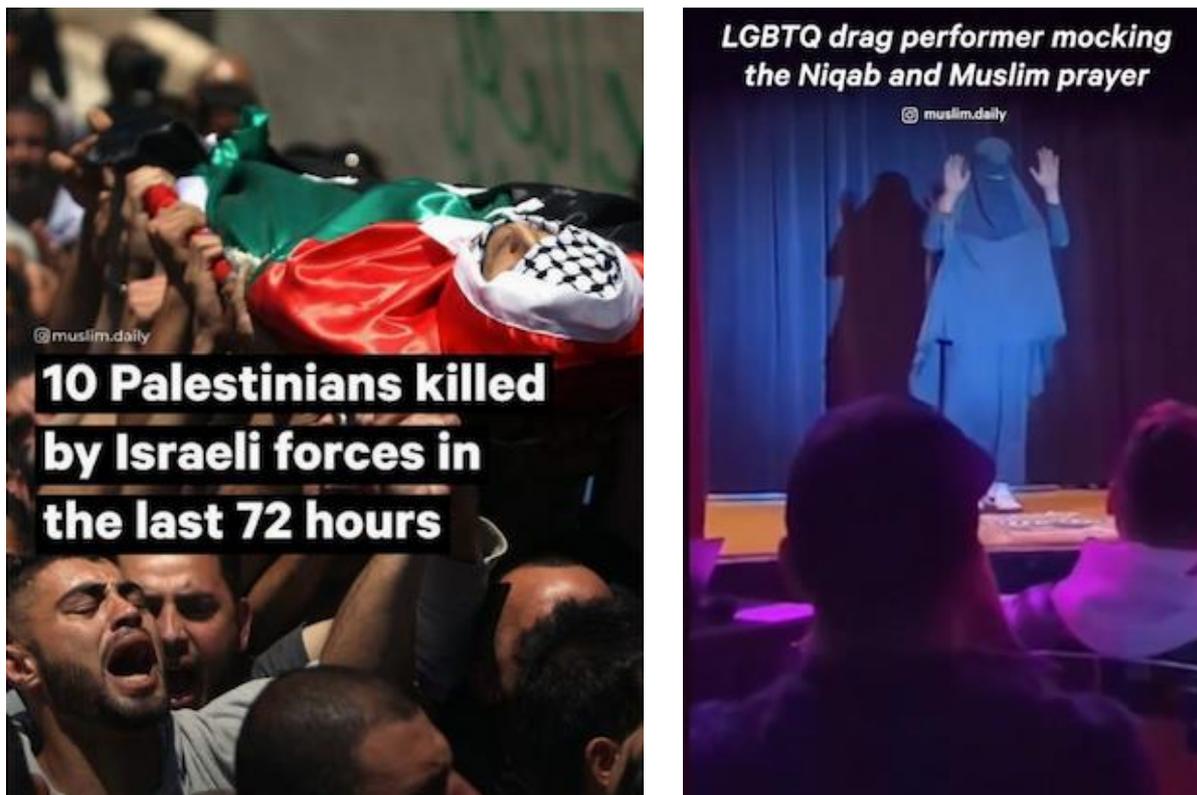


Abbildung 9. Social Media-Beiträge, die Wut hervorrufen und die vermeintlichen Antagonismen Islam – Israel und Islam – LGBTQ bestärken (*muslim daily* [[@muslimdaily](#)], 2022, 2023).

## *Verschwörungstheorien*

An verschiedenen Stellen in den Dialogen mit marginalisierten Personen kam schon eine Neigung zu Verschwörungsdenken zum Vorschein. Wenn Ausgegrenzte eine solche Welthaltung übernehmen, schließen die daraus folgenden Einstellungen weiter aus der Gesellschaft aus. Schon 2015 beauftragten über 90 Prozent der amerikanischen Unternehmen private Firmen, um die Datenprofile von Bewerbenden zu durchleuchten (Siebel, 2015, S. 102).

In *Bad beliefs: Why they happen to good people* unterscheidet der Philosoph Neil Levy (2022) zwischen guten Überzeugungen und schlechten Überzeugungen (also solchen, die der Evidenz und dem wissenschaftlichen Konsens widersprechen, wie zum Beispiel Verschwörungstheorien). Diejenigen, die schlechte Überzeugungen haben, gelangen ihm zufolge auf dieselbe Weise zu ihnen wie diejenigen mit guten Überzeugungen, nämlich über Vertrauensnetzwerke. Menschen sind auch im epistemischen Bereich soziale Wesen, die sich an denjenigen orientieren, mit denen sie sich entlang bestimmter Gruppenzugehörigkeiten identifizieren. Einer der stärksten Prädikatoren für Verschwörungsdenken ist das Vertrauen in Mainstream-Medien. Wer dieses Vertrauen nicht hat und nach einer alternativen epistemischen Umwelt sucht, landet schnell bei Verschwörungstheorien.

Das marginalisierte Milieu des Wohnblocks weist Bedingungen auf, unter denen sich Verschwörungstheorien weit verbreiten können. Erstens neigen Menschen unter Stress, der auch durch wirtschaftliche Not ausgelöst werden kann, zu Schwarz-Weiß-Denken (Dean, 2004, S. 37). Zweitens sind Fake News, einseitige Darstellungen und Verschwörungstheorien besonders für Personen mit formal niedriger Bildung und geringer Informationskompetenz schwer zu entlarven (Witting, 2018, S. 468). Drittens orientieren sich Jugendliche mit formal niedriger Bildung eher an personengebundenen Informationen im Kontext von Social Media (zum Beispiel an bestimmten Youtubern) und weniger an traditionellen Nachrichtenportalen (ebd., S. 467). Viertens verändern sich die Überzeugungen einer Person vor allem dadurch, dass sie Zeit mit Menschen verbringt, die anders denken als sie selbst, was in relativ homogenen und sozialräumlich segregierten Milieus erschwert ist. Das Internet bildet die sozialräumliche Segregation der Städte im virtuellen Raum nach, da sich verschiedene Gruppen überzeugungsfest in ihren Nischen einrichten können (Siebel, 2015, S. 92).

Die soziale Identität einer Person ist maßgeblich durch die Gruppen beeinflusst, als deren Mitglied sie sich sieht. Menschen neigen dazu, ihre sozialen Gruppen zu verteidigen und deren Werte hochzuhalten (Tajfel & Turner, 1986, S. 16). Eine gefühlte Gruppenmitgliedschaft hat weitreichende Konsequenzen und verzerrt etwa auch die Art und Weise der Informationsverarbeitung (Kahan, 2015, S. 1). Innerhalb einer sozialen Gruppe kommt es durch

emotionale Ansteckung zu einer Übertragung von Stimmungen, etwa einem grundlegenden Ressentiment gegenüber dem deutschen Staat. Oft wollen Menschen, dass ihre Gruppe im Vergleich mit anderen Gruppen besser abschneidet, und sie sind bereit, einen aktiven Beitrag dafür zu leisten. Sie begünstigen Mitglieder der eigenen Gruppe, weil es innerhalb der Gruppe Erwartungen von Reziprozität gibt, was für Fremdgruppen nicht unbedingt gilt (Abels, 2009, S. 190, 194). Das folgende Gespräch mit zwei türkischen und zwei marokkanischen Vätern verdeutlicht einige dieser Punkte. Zu beachten ist das Primat der sozialen Identität als Türke und Moslem in Efekans Fall:

An einem Sommerabend sitze ich mit zwei türkischen Vätern (Efekan und Ismet) und zwei marokkanischen Vätern (Omar und Abdeslam), die alle ca. 40 Jahre alt sind und im Wohnblock aufwuchsen, bei Burger King, um Kaffee zu trinken. Sie unterhalten sich anfangs kritisch darüber, dass Moscheen in Deutschland offiziell nur als Vereine eingetragen seien. Wären sie als Gotteshäuser einer Staatsreligion eingetragen, müsste es erlaubt sein, dass der Muezzin fünfmal täglich zum Beten aufruft. Einschränkungen, den Islam zu praktizieren, scheinen bei ihnen staatskeptische Haltungen zu fördern.

Anschließend dreht sich das Gespräch im Wesentlichen um Verschwörungstheorien. Efekan hat mit Abstand den höchsten Gesprächsanteil. Die Verschwörungstheorien sprudeln nur so aus ihm heraus. Die anderen stimmen ihm viel zu, aber sie scheinen am Ende keine Lust mehr auf diese Themen zu haben. Dann findet Efekan mich als letzten Zuhörer und textet mich ohne Ende zu.

Ich schreibe einige Namen mit und frage ihn, ob man diese Geschichten auch bei Wikipedia finde. Er antwortet: „Also die beste Informationsquelle ist zurzeit Youtube. Das hab ich stundenlang geguckt und mir die Dinge von allen Seiten angeschaut.“

Das Grundmuster, das all seine Verschwörungstheorien bedienen, ist: „Die Türkei ist groß, wird aber kleingehalten“ (Omar spricht diesen Satz einmal wörtlich aus) – von den USA, Deutschland, Großbritannien, Frankreich, etc., wobei die Geheimdienste dieser Länder, allen voran die CIA, eine große Rolle spielen. Einmal sagt Ismet: „Das liegt alles an den USA“, woraufhin Omar bestätigt: „Ja natürlich!“ Um die ‚Größe‘ der türkischen Industrienation zu belegen, zählen die Väter gemeinsam Beispiele auf, welche Autoteile von welchen Automodellen in der Türkei produziert werden. Omar ergänzt, wie führend die Türkei in der Militärtechnik sei, wofür deren Drohne das beste Beispiel sei. Die zwei nationalistisch denkenden Türken scheinen stolz auf diese Drohne zu sein.

Omar schließt sich dem Narrativ der vom ‚Westen‘ kleingehaltenen muslimischen Welt an. Er erzählt vom marokkanischen Erfinder eines sehr effizienten Motors. Frankreich habe die Patente für diese Erfindung gewollt, worauf der Erfinder gesagt habe: „Ich will, dass mein Heimatland Marokko gestärkt wird.“ Abdeslam wirft sofort ein: „Das ist ein Todesurteil.“ Omar bestätigt, dass der Erfinder als gesunder 30-Jähriger gestorben sei.

Das Feindbild, das in Efekans Theorien neben dem ‚Westen‘ allgemein die Hauptrolle spielt, sind reiche jüdische Familien wie die Rothschilds. Für diese Gruppen sprechen die Väter häufig einfach von „die“ – ohne die genauen Akteure zu benennen. Efekan sagt, einer der Rothschilds sei 103 Jahre alt geworden, weil ihm 13 Herzen von jungen Leuten implantiert worden seien. Auch anderen Rothschilds unterstellt Efekan das illegale Entwenden von gesunden Organen für den Organhandel.

Abdeslam sagt: „Ich hatte so ein schlechtes Gewissen, als ich als Jugendlicher mal jemanden im Schwimmbad geschlagen hab“. Efekan kommentiert dies: „Ja normal, wir sind so, die meisten sind so. Aber es gibt Leute, denen geht es nur ums Geld. Die haben schon so viele Billionen, die die gar nicht ausgeben können, aber wollen einfach mehr.“ Ismet wiederholt

mehrmals: „Das sind keine Menschen.“ Abdeslam ergänzt: „Es geht um Geld, Macht und Frauen.“ An anderer Stelle sagt Omar: „Wir sind alle nur kleine Bauern im System. Die da oben, die opfern die Bauern als erstes. Das ist denen scheißegal.“

Nach all den Verschwörungstheorien bringt Omar einen Punkt ein, der mir plausibler vorkommt und der mich an Gedanken aus Edward Saids (1978/2003) *Orientalism* erinnert. Omar sagt: „Es gibt zurzeit eine Rhetorik in Deutschland gegen die Muslime: ‚Ihr seid die Barbaren, wir sind die Zivilisierten.‘ Da müssen wir als islamische Community echt aufpassen.“ Dann ergänzt er noch: „Es gibt die Ansicht, wir als islamische Community seien antisemitisch. Das stimmt aber so nicht!“ Die Väter geben Beispiele aus der Geschichte, die zeigen, dass die christlichen Europäer die eigentlichen Antisemiten seien, wobei sie nicht nur mit dem Holocaust ein überzeugendes Argument haben. Sie erwähnen auch den Genozid der Deutschen im heutigen Namibia Anfang des 20. Jahrhunderts. Omar gesteht ein, dass es in der Geschichte auch auf muslimischer Seite Antisemitismus gab – dieser sei aber im Ausmaß nicht vergleichbar mit dem der Christen.

Mir scheint, dass die Männer ein Gefühl empfinden, das ich gar nicht kenne. Ich als autochthoner Deutscher kann mir gar nicht vorstellen, wie es sich anfühlt, stolz auf das eigene Land zu sein. Menschen wie Ismet und Efeke wurden hingegen in Deutschland von klein auf signalisiert, dass sie Türken sind – sowohl von ihren Eltern, als auch von Deutschen, die mit diesem Türkischsein in vielen Fällen ein Stigma verbanden. Diese Konstellation – verbunden mit einer Benachteiligung im Bildungssystem und einer untergeordneten Position auf dem Arbeitsmarkt – scheint dafür zu prädisponieren, sich etwa für die Geschichte der Türkei zu interessieren und Nostalgie wegen vergangener ‚Größe‘ zu empfinden. Der Weg zu Verschwörungstheorien auf Youtube ist bei dieser Ausgangslage wohl nicht selten ein naheliegender.

### *College boy 5: Saad und sein kritischer Intellekt*

Während meiner ethnografischen Feldforschung in den Jahren 2021 und 2022 häuften sich die Hinweise, dass im Einklang mit der Lage in anderen sozial segregierten Hochhaussiedlungen die Quote der gegen das Coronavirus Geimpften im Milieu des Wohnblocks gering ist. In dieser Zeit sprach ich das Thema von mir aus nie an, weil ein Stigma damit verbunden war, nicht geimpft zu sein. Spätestens ab Sommer 2022 interessierte mich das Thema auch nicht mehr besonders. Immer mehr geriet das Coronavirus medial und im Alltag in den Hintergrund und erreichte allmählich den Status eines ausgelagten Themas. Es brauchte das Selbstbewusstsein eines 22-Jährigen, dessen Überzeugung nach vielen Youtube-Videos gefestigt war, um die Frage des Impfstatus im Spätsommer 2022 zu reaktivieren. Der *college boy* Saad (22, Ingenieursstudent) erscheint im Fußball-Trikot seines marokkanischen Vereins zum biografischen Interview in einer Wohnung, die die Stadt im Wohnblock anmietet. So lautet der Dialog zur Impffrage:

**Saad:** Als mein Vater sich impfen wollte, da war ich extrem dagegen. Hab ich ihm gesagt, auf gar keinen Fall. Haben wir darüber diskutiert. Und da hat mein Vater gesagt, ok, du bringst die besseren Argumente. Hat es sein gelassen. Und jetzt sagt er mir danke [lacht]. Du bist geimpft?

**Malte:** Ehm, ich bin geimpft ja.

**Saad:** Ja gut, die Frage die ich mir gestellt habe ist, warum soll ich mich impfen? Es gab für *mich* persönlich, also für mich als Individuum niemals nen Grund mich zu impfen. Weil es gab noch nie in meinem Leben, egal wie viele Gespräche ich geführt habe, gab es wirklich keinen der mir *einen* plausiblen Grund nennen konnte, warum ich mich impfen sollte. Also ich, Saad, 22, ernähre mich recht gesund, treibe Sport, keine Vorerkrankungen, hatte keine Ahnung wie oft Corona, ich hab *nichts* gespürt, und ehm, es gab nie einen Grund für mich.

Wie gesagt ich bin halt, mir ist es relativ egal was andere denken so, wenn etwas für mich keinen Sinn macht, also wenn man da nicht mit Argumenten rüberkommt, und nur mit Beschimpfungen, wie zum Beispiel, Querdenker, Aluhutträger. Auch aus Trotz hatte ich dann einfach keine Lust. [Herausfordernd] Kannst du mir einen Grund nennen?

**Malte:** Also bei der Corona-Impfung hatte ich ne Statistik mal gesehen, dass es ne Zeit gab, da waren irgendwie von den Leuten in den Intensivstationen, waren irgendwie 60 oder noch mehr Prozent ungeimpft, aber in der Bevölkerung warn eigentlich viel weniger ungeimpft, also es war nicht das Verhältnis, weißt du, dass man sagen würde, die Impfung macht keinen Unterschied.

**Saad:** Ich hatte zum Glück Statistik noch als Modul im Studium, da weiß ich wie man mit Statistiken an sich immer so fälschen kann. Man hat uns in den Medien viele Statistiken gezeigt, wie oft stecken sich Ungeimpfte mit Corona an? Ich mein, wie dumm kann man sone Aussage tätigen, wenn sich Ungeimpfte testen müssen. Und der Impfstoff kann leider nicht das was er versprochen hat.

**Malte:** Also die Impfung die war ja für eine andere Variante ne, und Corona hat sich dann weiterentwickelt. Und weißt du wie diese Impfstoffe getestet werden? Oder ich kann es ja noch mal kurz erklären, also es gab zum Beispiel bei Biontech, gab's 40.000 Probanden, die wurden eingeteilt in zwei Gruppen, also Versuchsgruppe und Kontrollgruppe. Und die einen haben den Impfstoff bekommen und die anderen nen Placebo. Und dann wird am Ende geguckt wie viele die dann Corona kriegen sind die, die aus der Kontrollgruppe waren, die also nen Placebo hatten, und wie viele hatten die Impfung. Und so wird ja die Effektivität von Impfstoffen oder auch allgemein von Medikamenten wird, wird's immer diese Tests geben, weißt du, dass es zwei Gruppen gibt, und das halte ich für ein sehr wissenschaftliches Verfahren.

**Saad:** Also das Prinzip halte ich auch für sehr wissenschaftlich, das was ich für nicht so wissenschaftlich halte ist, wenn Riesenpharmakonzerne die ja darauf angelegt sind, dass man Milliarden von Euros umsetzt, bzw. als Gewinn erzielt, dass es da ganz klar, also ich kann's mir jetzt so vorstellen, das kann ich jetzt nicht mit einer Unterschrift unterschreiben, aber ich kann mir schon da vorstellen, dass es da nicht so unbedingt mit rechten Dingen zugeht. Ich meine wie viele Leute würden nur lügen für 100 Euro zum Beispiel. Oder für 1.000 Euro. In El Salvador gibt's Auftragskiller die 500 Dollar bekommen für nen Mord, und dann denk ich mir, wenn's jetzt um *viel* Geld, also wieviel, Biontech, wieviel kostet denn das Unternehmen Biontech, wenn's da um so viel Geld geht, da kann es ja nicht unbedingt mit rechten Dingen zugehen.

**Malte:** Es gibt natürlich auch diese Kontrollinstanzen immer ne. Also Gesundheitsämter...

**Saad:** Klar natürlich. Jaa, ich will ja nicht sagen, dass ja alles irgendwie schwachsinnig ist, aber wenn ich jetzt beispielsweise im Fitnessstudio bin, und da hab ich nen 19-jährigen Marokkaner getroffen, der sich geimpft hat, der hat ne Herzmuskelentzündung bekommen, der sagt das ist wegen der Impfung. Ein anderer Freund, da wo ich im Nebenjob arbeite [eine Spedition], hat mir auch gesagt, der hat ne Herzmuskelentzündung, und das sind so alles Nebenwirkungen.

**Malte:** Wie viele in deinem Freundes- und Bekanntenkreis haben sich impfen lassen?

**Saad:** Von meinem Freundeskreis? Wenn ich sogar meinen Freundeskreis etwas ausweiten würde, auf 10, 11 Personen, 2, haben sich geimpft, 2.

**Malte:** Und mussten, also mussten die das dann so gut verteidigen, weil du dann auch Gegenargumente gebracht hast?

**Saad:** Nee die haben ganz klar gesagt, ich weiß das was ich mache ist blöd, aber ich hab keine Lust auf die [Nachteile, die sich ohne Impfung ergeben].

Das war glaub ich auch nur in einer kurzen Zeit, wo viele Nachrichten geschaut haben, Panik und Angst hatten, man muss ja sagen die Medien haben's ja auch irgendwo ausgenutzt. Man wollte ja Druck auf Ungeimpfte ausüben. Wenn ich beispielsweise Nachrichten schaue, Tagesschau, und wenn da irgendwie ne Reporterin erzählt dass ich schuld bin, weil ich nicht geimpft bin [lacht], kennst du das, dieses Clip<sup>16</sup>?

**Malte:** Nee.

**Saad:** Nee? Das wurde bei Tagesschau eingeschaltet. Und da stand: Eigene Meinung. Da hat eine Reporterin gehetzt gegen die Menschen, die nicht geimpft sind. Aber wie gesagt, es gab keinen Grund für mich persönlich, mich zu impfen. Gott sei Dank, ich lebe ja noch [lacht]. Und bin top gesund. Und ich hätte nie ein Problem mich zu impfen, wenn ich nen Grund dafür kennen würde. Aber der einzige Grund wäre, dass ich mich dann so untergliedern müsste, weil ich mir sage, ok, die erwarten das von mir. Das ist jetzt nicht die Haltung die ich generell im Leben habe [lacht].

Saad ist im Gegensatz zu vielen anderen Männern seiner Altersgruppe aus dem Milieu des Wohnblocks jemand, der sich viele Gedanken über das politische System, das Finanzsystem, das Bildungssystem und andere Makrostrukturen macht. Er hat einen kritischen Intellekt und leistet Fundamentalkritik in all diesen Bereichen. Schon als 13-Jähriger hatte er die für ein Kind untypischen Spezialinteressen für den Afghanistan-Krieg und die deutschen Waffenexporte. Heute hat er viele feste Überzeugungen, die sich aber keiner kohärenten politischen Richtung zuordnen lassen. Er kritisiert die Privatisierung von Krankenhäusern, die Sperrung von Donald Trumps Twitter-Account und die „Einmischung“ Deutschlands in den Russisch-Ukrainischen Krieg. Er ist überzeugt: „Wenn man sich die Schuldenlage von Deutschland und anderen westlichen Staaten anschaut, dann weiß man ja ganz genau, dass wir keine rosige Zukunft haben.“ Er hält „Gender-Sprache“, über die er sich ärgert, und die Diskussion um ein Tempolimit von 130 km/h auf deutschen Autobahnen für Scheinthemen, die Politiker inszenieren würden, um von wesentlichen Themen abzulenken. Zur Inflation sagt er: „Da kann mir ja auch keiner erzählen, dass die Inflation durch den Russland-Ukraine-Krieg kam.“

Saad schaute schon immer gerne Nachrichtensender wie n24 oder ntv im Fernsehen, allerdings fallen ihm in diesen traditionellen Medien immer mehr Widersprüche auf, seitdem er nach eigener Aussage „sehr vielen Youtube-Kanälen“ folgt. Als Beispiele für Youtuber, denen er folgt, nennt er Florian Hom, einen Milliardär und Hedge-Fond-Manager, der ein großer Gegner des Finanzsystems ist und wegen Marktmanipulation im Gefängnis saß, Mark Friedrich, einen jener ‚Crash-Propheten‘, die den Kollaps des Finanzsystems prophezeien, und Ernst Wolf, einen Vertreter der Verschwörungstheorie *The New World Order*. Mit Saads

---

<sup>16</sup> Das knapp 2-minütige Plädoyer für eine Impfpflicht mit schweren Vorwürfen an ungeimpfte Menschen findet sich unter folgendem Link des MDR (2021): <https://www.tagesschau.de/multimedia/video/video-949037.html>

Freunden, die im technischen oder kaufmännischen Bereich arbeiten oder studieren, kann Saad sich nicht viel über diese Themen unterhalten, weil sie sich nicht dafür interessieren. Eine Ausnahme ist ein Freund, der sich viel extremer als Saad mit Verschwörungstheorien beschäftigt. Im Vergleich zu ihm stellt Saad sich als gemäßigt dar: „Man darf auch jetzt nicht nur zuhause rumhocken und schlechte Nachrichten schauen.“ Im biografischen Interview trägt Saad diese Stegreiferzählung vor:

**Saad:** Okay, gut, ich glaub ich fang da an wo ich ganz klein war. Da gab's nichts Besonderes zu sagen, auf jeden Fall hab ich, bin ich mit vier Geschwistern aufgewachsen, meine Eltern kamen aus Marokko, mein Vater ist Imam, und kam hier damals, um in den Moscheen vorzubeten. Mit 17 Jahren hat meine Mutter mit meinem Vater geheiratet. Sie kam also nach.

Als Imam verdient man in Deutschland nicht besonders viel, also waren wir recht oft, fast immer abhängig von Sozialleistungen, hat man aber trotzdem als Kind gar nicht bemerkt, weil die, unsere Eltern uns alles gegeben haben, was wir gebraucht haben, Markenklamotten haben damals nicht die größte Rolle gespielt, und außerdem war mein Umfeld, also die Freunde, mit denen ich aufgewachsen bin, ja auch nicht besonders reich, deswegen hat es sich eigentlich top ergeben. Wir wurden viel mehr mit Respekt und Liebe erzogen statt mit Geld.

Meine Eltern waren immer zuhause, nach der Schule gab's immer warme Mahlzeiten, und ja, ich war eigentlich damals ein recht schüchterner und netter Junge, was ich jetzt immer noch bin [lacht], also nett, aber irgendwie, in der Pubertät hat's angefangen, dass ich in der Schule sehr respektlos zu den Lehrern wurde, ich hatte auf *jeden* Fall in der Pubertät ein Autoritätsproblem.

In dieser Zeit war ich auch mit ein, zwei Freunden unterwegs, die jetzt nicht die richtige Bahn genommen haben. Ich hab auch einige Male geklaut, was ich aber jetzt zutiefst bereue. Ich war glaub ich 14, hab mich irgendwie verleiten lassen. Das war auch eine sehr kurze Phase, weil Klauen eigentlich im Islam eine Riesensünde ist, und ich würd's nie wieder machen, aber wie gesagt, es war ne Pubertätsphase.

Gut, das war halt so die schiefe Bahn, da hab ich auch angefangen zu rauchen. Rauchen an sich ist ja nichts Besonderes, das kann ja jeder machen, ich mein ich rauch immer noch. Nur es ist halt, wenn man im jungen Alter anfängt zu rauchen, dann fühlt man sich ab und zu cool, und da versucht man ne Grenze zu überschreiten, zum Erwachsensein, also, und da wird man auch manchmal kriminell, weil man ja nicht jeden Tag 7 bis 8 Euro hat für ne Zigarettenpackung, in dem jungen Alter. Also nicht bei mir zumindest.

Ehm, genau dann kam eine Zeit, einmal Ramadan, und ich hab immer gefastet, und der Freund, mit dem ich aufgewachsen bin, der war auch Moslem, aber hat nicht gefastet, und so haben sich irgendwie unsere Wege getrennt und ich hab [,anständigere'] Freunde, die ich schon immer hatte, mit denen ich aufgewachsen bin, hab mehr mit denen gechillt.

Ja gut, ich hab dann irgendwie noch meinen Realabschluss bekommen, dann hab ich mein Fachabitur gemacht. Danach hab ich mich in einen Ingenieursstudiengang eingetragen. Mein erstes Semester war *katastrophal* [lacht], da hab ich eine Prüfung von vieren bestanden, weil ich mir dachte, okay, das geht wie in der Schule, man braucht gar nicht zu lernen, man kann einfach reingehen und das machen, was man kann. Hat gar nicht geklappt, und dann ab dem 2. Semester war's okay, also im 2. Semester musste ich mich zusammenreißen, hab was versucht. Ich hab noch nie in der Schule wirklich gelernt, deswegen musste ich im 2. Semester erstmal so reinkommen. Und ab dem 3. Semester lief's dann etwas besser. Und ja jetzt komm ich regulär ins 7. Semester. Jetzt komm ich langsam zum Schluss von meinem Studium, habe voraussichtlich noch zwei Semester, die ich zu machen habe. Und dann habe ich hoffentlich meinen Bachelor in Wirtschaftsingenieurwesen. Das ist ungefähr so abstrakt so das, was ich erzählen kann.

Saad bezeichnet sich als „Riesengegner vom Schulsystem in Deutschland“. Er kommt zu dem pauschalen Urteil, dass „Lehrer an sich“ langweilig seien, kein Charisma hätten und nicht wüssten, wie sie sich gegenüber Jungen in der Pubertät verhalten sollen. Viele Themen, die die Schule lehrt, hält er für unnützlich und lächerlich. Wichtige Themen wie Persönlichkeitsentwicklung kämen nicht vor, „dir wurde im Gegenteil eher die Persönlichkeit im Zaum gehalten“. Seine Vorschläge zur Umwälzung des Bildungssystems sind an Ideen von Richard David Precht und an der japanischen Kaizen-Philosophie orientiert.

Trotz seiner starken Ablehnung entschied sich Saad bei jeder Transition in seinem Lebensverlauf, weiter im Bildungssystem zu verbleiben, nach seinem Realschulabschluss genau wie nach seinem Fachabitur. Seine Begründung hängt auch damit zusammen, dass ihm die Aussicht auf 40 Jahre Berufsarbeit mit 40 Stunden Arbeit pro Woche noch trostloser erscheint:

**Saad:** Warum hab ich die Schule weitergemacht? Ich weiß nicht, man hat irgendwie mal gesehen, die Freunde machen dasselbe, ich selber hatte jetzt nicht das Interesse, ne Ausbildung zu machen und in irgendeinem Job, wo mir Leute die vielleicht aus einem anderen Land gekommen sind, oder, die jetzt keine besondere Bildung haben, die nicht im Kopf so reif oder klug sind, mir sagen was ich machen soll. Also ich hab nie ein Problem damit gehabt, wenn jemand der klüger ist als ich, mich belehrt hat, damit hatte ich nie ein Problem.

Und ich wollte ja schon, klar, natürlich ist der Wunsch immer noch da, dass man einen gut angesehenen Job hat, gute Bezahlung, und dass man auch jedes Mal wieder irgendwie keine Ahnung, seinen Kopf anstrengen muss für wichtige Sachen.

Ich mach jetzt beispielsweise ne Aushilfe in einem Speditionsunternehmen, und da hab ich mit Azubis zu tun auf jeden Fall, und wenn ich mir deren Tagesablauf ansehe, dann würd ich mir denken, nee das kann ich keine 40 Jahre machen, weil, du bist letzten Endes, du hast ne Ausbildung gemacht, du arbeitest in der Firma, aber dich kann man jedes Mal im Nu ersetzen, du kommst nicht in die Firma rein und sagst, ok, ich bin der und der, und ich setze mich für meine Wünsche ein. Ich mein, weil letzten Endes kann ja der Manager in einem Unternehmen, oder Ingenieur schon in ein Unternehmen kommen, und wird *ganz* anders wahrgenommen. Und das ist der Grund, warum ich schon immer einen gut bezahlten Job haben wollte, aber auch gutes Ansehen, also ich möchte in eine Firma gehen und irgendwie da jemand sein, nicht nur einer von vielen. Und das ist der Grund. Und ich weiß dass das halt mit Bildung möglich ist, mit einem Abschluss.

Einige von Saads Bekannten, mit denen er aufwuchs, leben heute das Leben von *corner boys*. In der Pubertät seien sie die „Coolen“ gewesen. Im Gegensatz zu anderen hatten sie immer viel Geld. Von dem Ruhm vergangener Zeiten und dem Erfolg bei Frauen sei bei diesen *corner boys* heute mit Anfang 20 allerdings nicht mehr viel übrig: „Jedes 16-jährige Mädchen wünscht sich einen Freund der denen viele Geschenke macht, oder der auf der Straße hoch angesehen ist. Aber jetzt, ich kann mir nicht vorstellen dass ein Mädchen, die reif ist, sagt ich möchte einen kleinen Drogendealer.“ Die meisten *corner boys* in seinem Alter würden ihren Lebensweg

bereuen, was sie teilweise dazu bewege, eine Ausbildung zu suchen. „Der eine hat jetzt ne Ausbildung als Bürokaufmann angefangen, das sind halt Jobs die man eher macht mit Haupt- oder einem schwachen Realabschluss. Ein anderer war im Einzelhandel, hat aber dann auch abgebrochen.“ Nach Saads Einschätzung sind diejenigen glücklicher, die „Durchhaltevermögen“ und „Reife“ zeigen, die „diszipliniert“ sind und „ehrliches Geld“ verdienen und die den Stolz ihrer Eltern hervorrufen. „Die Jungs die Drogen verkaufen die wissen auch ganz genau dass deren Geld ja im Islam nicht erlaubt ist, und die sind damit auch nicht so glücklich.“

Nach Saads Ausführungen lebten seine Eltern ihm und seinen Geschwistern eine glückliche und harmonische Ehe vor. Der Vater „war von klein auf sehr religiös, also der wollte nichts mit den westlichen Sachen zu tun haben.“ Allerdings habe der Vater ein „Riesenregal“ mit Büchern, in dem nicht nur islamische Schriften stünden. Der Vater interessiere sich zum Beispiel auch für Goethes *Faust* und für den Mathematiker Carl Friedrich Gauß. Lachend sagt Saad, er dürfe das Bücherregal des Vaters nicht anfassen. Der Vater holte, als er 25 Jahre alt war und schon migriert war, die damals 17-jährige, spätere Mutter Saads per Familiennachzug nach Deutschland. Auf die Frage, wie ihr dies gefallen habe, antwortet Saad:

**Saad:** Ja super natürlich, also wenn man 17 Jahre alt ist, und irgendwo in Marokko in irgendwelchen Ecken rumhängt, was heißt rumhängt, aber da hat man ja nichts, da hat man weder ne Perspektive, noch Bildung, noch sonst was Besonderes, und klar wenn man hört, ey, ein Mann der eine anständige Frau heiraten möchte will dich haben, klar dann hat sie sich natürlich gefreut, sie kommt nach Europa, sie kommt nach Deutschland, sie hat hier Möglichkeiten die sie in Marokko niemals hat.

Mit ca. Mitte 30 hatte seine Mutter „die Schnauze voll vom Hausfrau-Sein“ und fing an, Deutsch zu lernen und als Küchenkraft in einer Kita zu arbeiten.

Zu Saads Förderern zählt auch ein *college boy*, der drei Jahre älter ist als er. Auch ich kenne diesen Mann, weil er oft bis spät abends in den Räumen der Organisation lernt. Er ist sehr gläubig und ‚rechtschaffen‘. Ähnlich wie Saad macht er sich Gedanken über größere Zusammenhänge. Kiffende *corner boys* hält er zum Beispiel nicht für ein individuelles, sondern für ein politisches Problem und für die Folge einer widersprüchlichen Drogenpolitik, die Alkohol legalisiere und Cannabis kriminalisiere. Einmal traf ich ihn und seine Freunde, die alle sehr gläubig und sehr erfolgreich in Fächern von Wirtschaftswissenschaften bis zu Atomphysik sind. Zu ihm sagt Saad:

**Saad:** Der ist viel reifer als ich [lacht]. Das ist ein sehr guter... Einer der wenigen Leute die ich wirklich bewundere. Er ist religiöser, und wenn man dann son Kompass hat, wo man weiß ok, wie kann ich mich richtig und falsch benehmen, und sich auch daran hält, dann ist das ja viel einfacher. Der schreibt Bewerbungen für seinen Nachbarn, und wenn der ihn dafür entgelten

möchte, also nicht mit Geld, sondern mit nem Essen gehen, dann sagt der nee, das ist meine Verpflichtung die ich gegenüber dir habe, als Nachbar, ist eine islamische Ansicht.

Saad gehört zur Gruppe der nicht immer abstinent lebenden Religiösen. Er bezeichnet sich als „schwarzes Schaf“ der Familie. Seine Geschwister seien immer anständiger gewesen und seien von Anfang an auf das Gymnasium gegangen. Auf der einen Seite praktiziert Saad den Islam und bewertet ihn als sehr bedeutungsvoll in seinem Leben. Auf der anderen Seite hellt sich sein Gesicht jedes Mal auf, wenn er von Alkohol, Cannabis oder Frauen spricht, von drei Elementen also, die er wie Hassan auf einer Ebene nennt. Saad versucht, die ‚ausschweifenden‘ Seiten seines Lebens einzuschränken:

**Saad:** In der Jugend ist es halt sehr schwer in Deutschland, da wo man alle Möglichkeiten hat, irgendwie, man kann feiern gehen, man kann mit Frauen unterwegs sein, man kann so viel Spaß haben. Aber jetzt mittlerweile, irgendwie keine Ahnung, wenn ich mir immer so vorstelle wie schnell die Zeit doch fliegen kann, und wie nah der Tod irgendwo ist, also, es könnte ja immer passieren, und dann wenn man sich fragt, was will ich im Leben nicht bereuen, und ich tief im Herzen weiß, dass ich dieses Alkohol trinken, Feiern gehen, Frauen, dass ich diese Sachen ja bereuen werde, dann versuch ich natürlich die zu unterlassen, schaff ich nicht immer, wenn ich ehrlich bin. Aber ja ich hab angefangen, jedes Mal regelmäßig zu beten. Und das gibt mir auf jeden Fall ein Gefühl das Richtige zu tun, es gibt mir auf jeden Fall das Gefühl im Leben ja nicht nur die Sachen zu unternehmen, die für das Diesseits wichtig sind, sondern auch für das Jenseits.

Auch in der Familie ist es besser natürlich wenn mein Vater und meine Mutter sehen, dass ich bete, dann sind sie ja glücklicher und denken sich, ok er betet, jetzt lass ich ihm mehr Freiheiten beispielsweise unter anderem. Ich hab sehr lange nicht gebetet, die waren sehr oft sauer, aber haben mich nie dazu gezwungen, muss ich dazu noch sagen.

Und ich muss sagen, falls du dich nicht so mit dem Islam mal so auseinandergesetzt hast, das ist auf jeden Fall, [lacht] du, ich will dich nicht zum Konvertieren oder sowas bringen, du kannst... Aber der Islam ist schon sehr interessant, weil es letzten Endes immer, wenn ich schaue, wenn ich die Sachen mache die der Islam so vorschreibt, dass ich immer so das Gefühl habe, das Richtige zu tun.

Das Motiv, dass muslimische Kinder und junge Männer versuchen, mir den Islam nahezu legen, erlebte ich häufiger. Einmal fragte mich zum Beispiel ein 12-jähriger türkischer Bulgare, ob ich bete, was ich verneinte, woraufhin er sehr zutraulich sagte: „Probier es mal aus.“

Bei all der Fundamentalkritik, die Saad am politischen und wirtschaftlichen System in Deutschland übt, frage ich ihn, in welchen anderen Ländern oder zu welchen anderen historischen Zeiten es ihm zufolge besser laufe, welche Orte und Zeiten also als Vorbild dienen könnten. Auch hier äußert sich sein islamisches Weltbild. Er nennt als Vorbild die Zeit um das 7. Jahrhundert nach Christus im heutigen Saudi-Arabien. „Zivilisationen, in denen Muslime geherrscht haben“, zuerst der heilige Prophet, später die Khalifen, Oberhäupter der Muslime, würden zeigen, dass „Gerechtigkeit möglich ist“.

## Corner boys 6-8: Das “persistent antisoziale” Auftreten von Ejub, Yusuf und Abdel

Ein weiterer Bereich, der sich dem Prinzip *agency* zuordnen lässt, ist das Auftreten, das Goffman (1956/1973) in seinem Werk mit der deutschen Übersetzung *Wir alle spielen Theater* als Selbstdarstellung im Alltag oder *impression management* bezeichnet. Wie politische Einstellungen und Geschmack führen Inszenierungsweisen im Alltag zu symbolischen Abschließungsvorgängen, die Statusgruppen voneinander trennen und klassenübergreifende Bewegungen erschweren (Bourdieu, 1979/1984).

Anderson (2000) beschreibt in *Code of the Street* die aggressiv wirkende Aura, die viele junge Männer in stigmatisierten Wohngebieten ausstrahlen. Einige Aspekte dieser ‚Straßenkultur‘ variieren je nach lokalem Kontext. In Andersons Fall handelt es sich um ein Wohngebiet mit mehrheitlich afroamerikanischer Bevölkerung im Philadelphia der 1990er Jahre. Andere Aspekte finden sich in sehr ähnlicher Weise auch im Wohnblock der Kleinstadt: Das konfrontative Auftreten, die übertrieben zur Schau gestellte Männlichkeit, die hohe Lautstärke beim Reden, das Beleidigen, die feindlichen Blicke und Gesten und das gegenseitige Bewerfen mit kleinen Objekten gehören auch im Wohnblock zum Standardvokabular öffentlicher Interaktion unter *corner boys*. Diese Zeichen dienen nach Anderson dazu, sich Respekt, die soziale Währung der ‚Straße‘, zu verschaffen. Wer diese Standards nicht erfüllt, riskiert, viktimisiert und lächerlich gemacht zu werden (Anderson, 1990, S. 181).

Die Orientierungen ‚anständig‘ und ‚Straße‘ sind zwei verschiedene Strategien, um mit Ausgrenzungserfahrungen umzugehen. Die einen verhalten sich extra konformistisch, werden darin positiv bestärkt und gehen vielleicht den Weg von *college boys*. Von Rassismuserfahrungen berichten sie selten oder sie spielen sie herunter. Für andere hingegen, die den Weg von *corner boys* gehen, käme diese Strategie des Konformismus einer Unterwerfung gleich. Sie sehen sie als eine Anbiederung an diejenigen, von denen sie herabgesetzt werden oder von denen sie eine Atmosphäre des generellen Misstrauens erfahren. Mit einer Assimilation würden sie die Überlegenheit, die deren Arroganz suggeriert, indirekt bestätigen, was mit ihrem Selbstbild nicht zu vereinen wäre. Sie nutzen ihre *agency* und wählen den Weg des Widerstands.

„Wo es Macht gibt, gibt es Widerstand“ (Foucault, 1978/2017, S. 96). Widerstand bedeutet nach Foucault, Evidenzen zu zerstören, den Raum des Möglichen zu vergrößern, neue Identitäten und Subjektivitäten zu erfinden, gegen Deutungshoheit anzukämpfen, nach emanzipatorischen Lebens-, Liebes- und Arbeitsformen zu suchen und spielerisch mit mächtigen Diskursen umzugehen. Es gibt demnach nicht „den einen Ort der großen Weigerung“ (ebd.). „Sondern es gibt einzelne Widerstände: mögliche, notwendige,

unwahrscheinliche, spontane, wilde, einsame, abgestimmte, kriecherische, gewalttätige, unversöhnliche, kompromißbereite, interessierte oder opferbereite Widerstände“ (ebd.). Gelegentlich „kristallisieren sie [die Widerstände] sich dauerhaft in Gruppen oder Individuen“ (ebd.) – hierfür ist die Gruppe der *corner boys* ein Beispiel. Wir müssen uns die *corner boys* auch als Exemplare eines widerständigen Lebensentwurfes denken, die die Normen der Berufsarbeit, des Humankapitals und der Karriere, der bürgerlichen Kleinfamilie und der Work-Life-Balance, der Rentenvorsorge, der guten Gesundheit, Ordnung und Sauberkeit ablehnen. Ihr Lebensentwurf ist aus ihrer Perspektive und mit ihren Ressourcen die geeignetste Form von Widerstand. Mit zunehmendem Missfallen vonseiten anderer wächst die Gruppe der *corner boys* enger zusammen und festigt sich in ihrer Abgrenzung.

### *Der 11-jährige Ejub und sein Machtstreben*

Als ich das Schaubild der Kriminologen Friedrich Lösel und Thomas Bliesener (2003) über bio-psycho-soziale Risikofaktoren von Personen mit „persistente antisoziale[m] Lebensstil“ (S. 11) sah, musste ich sofort an den ‚kleinen‘ Ejub denken. Viele der dargestellten Risikofaktoren in der Kindheit treffen auf ihn geradezu idealtypisch zu: Der Anschluss an deviante Peergruppen (in Ejubs Fall auch an 17-jährige Drogendealer), familiäre Disharmonie (Ejubs Eltern sind geschieden, er sieht den Vater kaum, seine Mutter gilt als mit ihm überfordert), exzessives Streben nach materiellen Gütern und Status, ein schwieriges Temperament, Impulsivität und eine offen-aggressive Störung des Sozialverhaltens, die sich auch in Form von Lügen, Stehlen und Wutausbrüchen äußert. Ein Kollege fragt sich, welche Kriegstraumata Ejubs Eltern im ehemaligen Jugoslawien der 1990er Jahre erlebt haben müssen. Ein anderer Kollege beschreibt mir gegenüber einmal einen typischen Mehrfach-Intensivtäter als: „So Ejub in groß.“ Vielleicht tun wir dem noch jungen Ejub aber mit dieser Vermutung bzw. Befürchtung, die wir ihm gegenüber wegen der potenziellen Wirkung von Etikettierungsprozessen niemals äußern würden, unrecht. Denn die Gruppe der Mehrfach-Intensivtäter lässt sich prospektiv kaum bestimmen, weil ein Teil derer, auf die Risikofaktoren zutreffen, später nicht zu Mehrfach-Intensivtätern wird.

Das erste Mal lerne ich Ejub am Billardtisch im Jugendcafé kennen. Er wirkt ziemlich impulsiv auf mich, weil er nach jedem seiner Stöße damit droht, einen älteren Jungen mit dem Billardqueue zu schlagen oder abzustechen. Ejub wurde aus einem Spielangebot für Kinder hinausgeworfen, weil er dort sowohl die Betreuer als auch die anderen Kinder tyrannisierte. Ein Kollege erlaubt Ejub, der offiziell noch zu jung ist, stattdessen ins Jugendcafé zu kommen, wo

wir Streetworker „ihn besser unter Kontrolle haben“, wie er es ausdrückt. Wir bekommen den Auftrag, uns intensiv mit Ejub und seinen Freunden, die auch „problembelastet“ sind, zu beschäftigen, viel zu reden und zu spielen.

Ejub ist in der Regel von einer Entourage aus zwei bis drei Jungen, seinen gleichaltrigen Freunden, umgeben. Er nennt sie seine „Hunde“, weil sie ihm auf Schritt und Tritt folgen und oft machen, was er sagt. Wie in vielen Jugendkulturen ist es bei ihnen das oberste Ziel, den anderen verächtlich zu machen. Die Jungen beschimpfen und beleidigen sich den ganzen Tag, obwohl (und auch gerade weil) sie Freunde sind.

An einem Tag sind die vier Jungen aus dieser Gruppe mit Walkie Talkies unterwegs. Die Kinder spielen heute Drogendealer. Ejub sagt zum Beispiel „5 Gramm“ ins Walkie Talkie. Wir setzen uns zu fünft zu einem Gruppengespräch in eine Sofaecke. Als ich ihnen erzähle, dass ich ein Buch über ihren Wohnblock schreibe, sind sie begeistert. Ejub sagt, ich müsse unbedingt ein Kapitel über ihre Gruppe schreiben. Die vier 11-Jährigen geben heute unglaublich vor, dass sie alle schon Sex mit Mädchen hatten. Glaubwürdiger erzählen sie von ihren Erfahrungen mit Schlägereien. Ich erfahre auch, dass sie viele Personen in ihrem Umfeld kennen, die inhaftiert sind. Ejubs Onkel sitzt nach seiner Aussage schon „sehr lange im Knast“. Als ich sie frage, wie sie sich das Leben im Knast vorstellen, antwortet Ejub: „Ich ficke da alle!“ Er sagt mir heute auch, dass er selbst schon einmal 3 Stunden in polizeilicher Gewahrsam in einer Zelle verbrachte.

Ejub hat eigentlich ein Talent für verschiedene Sportarten (unter anderem für Fußball, Tischtennis und Billard), aber seine Energie verausgabt er eher für die Machtkämpfe, die sich bei diesen Spielen ergeben. Er spielt zum Beispiel besser Tischtennis als sein Freund, was er ausnutzt, um diesen auszulachen und zu demütigen. Es geht ihm weniger darum, die Technik seines Spiels zu verbessern, als vielmehr darum, möglichst viel zu gewinnen und vor allem niemals aussetzen zu müssen. Einmal macht er am Billardtisch einen Aufstand, weil auch mal einige andere Jungen spielen wollen. Einer dieser Jungen, ein sehr höflicher Marokkostämmiger, verweist auf Ejubs Verhalten und sagt mir: „Genau das ist der Grund, warum ich sonst nie hierher komme.“ Ejub ist bei den Spielen auch exzessiv am Schummeln. Er legt zum Beispiel seine Billardkugeln in eine bessere Position, wenn der Gegner kurz wegschaut. Vor uns Betreuern gibt er sich oft scheinheilig. Einmal sagt er mir auch in einem vertrauten Moment, er sei zu Unrecht der Spielgruppe für Kinder verwiesen worden. Die anderen hätten ihn provoziert, eigentlich hätten diese anderen verwiesen werden müssen. Wie bei vielen anderen Kindern und Jugendlichen ist es grundsätzlich leichter für ihn, die Schuld bei anderen zu suchen, als bei sich selbst.

Auffällig ist bei Ejub die Dominanz egoistischer Orientierungen. Seine Fähigkeit, Gratifikationen aufzuschieben, scheint eingeschränkt. Ständig geht es Ejub darum, Macht über andere Kinder zu gewinnen. Ich beobachte auch, wie er einen anderen Jungen systematisch mobbt und diesen damit in Wut und Verzweiflung treibt. Im Gespräch zu zweit erklärt er mir, es nerve ihn einfach, dass dieser Junge ihn immer verpetze. Tatsächlich erzählte der Junge zum Beispiel überall herum, dass Ejub raucht.

Auf einer Wiese an einem regnerischen Tag kommt Ejub zu einer städtischen Veranstaltung mit Spielen und Verpflegung, um draußen Tischtennis zu spielen. Auch heute kann er nicht akzeptieren, dass er auch mal aussetzen muss. Er lässt nicht zu, dass die anderen Kinder, von ihm ungestört, spielen, und macht durch sein aggressives Gebaren vor einigen Gästen aus der Stadtgesellschaft, die sonst nicht oft im Wohnblock zu sehen sind, einen schlechten Eindruck. Während Ejub spielt, kommen einige 6 bis 8-jährige Kinder aus Roma-Familien, nehmen sich etwas zu essen und trinken die warmen Getränke. Sie verstehen kein Deutsch, erklären aber auf Französisch, dass sie nicht spielen wollen. Die anderen Kinder beschimpfen sie als „Zigeuner“ und „Ziggos“. Ejub schießt einen Ball extra weit weg und ruft ihnen zu: „Ey Ziggos, bring mir mal den Ball.“ Er behandelt sie von oben herab, als wären sie eine schlechtere Art Mensch und als müssten sie ihn bedienen. Auf derselben Veranstaltung führe ich mit Ejub und einem seiner Freunde die notorische Diskussion, was ich machen würde, wenn mich jemand beleidigt. Ich gebe meine übliche Antwort (ignorieren, nicht provozieren lassen, die Gefahr von Körperverletzung unter allen Umständen vermeiden). Dann fragen sie mich: „Was würdest du machen, wenn dich jemand schlägt?“ – „Die Polizei rufen“. Ejub lacht übers ganze Gesicht und sagt: „Typisch deutsch! Typisch Alman!“

Einmal, in der kalten Jahreszeit, bringt Ejub, der sonst meist nur eine Tüte Süßigkeiten mit sich herumträgt, zusätzlich eine kleine grüne Wasserpistole mit ins Jugendcafé. So ein Spielzeug ist in den Händen eines Ejub sehr lästig für die Betreuer und für die anderen Gäste. Er spritzt damit zwischendurch, immer wenn ich nicht hinschaue, eine Gruppe von 17-jährigen Roma-Jungen ab, die Billard spielen. Sie beschwerten sich bei mir und ich nehme Ejub die Spielzeugwaffe weg. Am Ende des Jugendcafés bittet er mich sehr höflich und flehentlich darum, dass ich sie ihm zurückgebe, was ich schließlich auch mache. An einem anderen Abend fragt er mich: „Malte, hast du schonmal eine Pussy geleck“, und zeigt dabei sein charakteristisches schelmisches Grinsen.

Einmal, als ich gerade mit Ejub Tischtennis spiele, kommt sein Vater zu Besuch ins Jugendcafé. Ejub ist in den 5 Minuten, die der Vater im Saal der Organisation zwischen Billardtisch und Tischtennisplatte steht, wie verwandelt. Er ist plötzlich sehr still und

bekommen. Ich frage ihn: „Ist das dein Vater?“, woraufhin er beschämt nickt, mir aber signalisiert, dass wir einfach weiterspielen sollen und dass ich mir nichts anmerken lassen soll. Er will offenbar vermeiden, dass die anderen seinen Vater wahrnehmen. Dieser Vater steht etwas verloren im Raum. Am Ende wechselt er einige Sätze mit Ejub in der Sprache ihres Herkunftslandes. Ejub antwortet karg und beschämt, dann geht der Vater wieder. Es war einer der Momente, in denen ich Ejub ohne seine prahlerische Fassade erlebte.

An einem anderen Abend bin ich nachts um 22 Uhr mit dem mittlerweile nicht mehr kleinen Ejub im Wohnblock unterwegs. Zuerst sehen wir, wie vier junge Frauen vorbeigehen. Ejub sagt: „Malte, guck mal, die mit der Prada-Tasche“, macht eine Geste mit der Hand, die zeigt, dass sie ihm gefällt, und grinst übers ganze Gesicht. Später kommt ein erwachsener Mann und fragt mich, ob ich Ejubs Vater sei. Dann wird er, zwar nicht vor dem Vater, aber stattdessen vor mir als Streetworker, seine Beschwerde über Ejubs grundsätzlich respektloses Verhalten los. Wir gehen weiter und es kommt weitere 4 Male dazu, dass Konflikte zwischen Ejub und anderen Bewohnern des Wohnblocks zum Vorschein kommen. Einmal rufen zwei 20-Jährige, die in einem Auto vor einem Hauseingang sitzen, sehr aggressiv: „Verpiss dich Ejub!“ Bei jedem dieser Konflikte erklärt Ejub mir, dass eigentlich die anderen schuld seien. Ich versuche, ihn zur Einsicht zu bringen, dass er der gemeinsame Nenner all dieser Vorfälle ist. Er erklärt mir: „Das ist mir sowas von egal, was die denken! Ich bin der Chef hier im Wohnblock.“ Diese Einstellung trägt er auch nach außen, was nicht gut ankommt.

Als ich Ejub einmal in einem Gespräch in einer Sofaecke frage, welche Ziele er im Leben verfolgt, sagt er mir: „Ich will mit 20 schön auf meinem Sofa chillen, aufs Handy gucken und 20 Autos haben.“

### *Der 15-jährige Yusuf und sein herausforderndes Temperament*

Als ich Yusuf das erste Mal treffe, trägt er den für einige Jugendliche im Wohnblock bezeichnenden Verband an seiner rechten Hand. Unglaublich gibt er vor, es sei ein Lehrer gewesen, den er geschlagen habe. Bei unserer ersten Begegnung erzählt er mir auch von seinem Wunsch, später einmal Koch zu werden. Seine Eltern würden ihn immer loben, er könne so gut schneiden und kochen und er unterstütze seine Mutter so toll in der Küche.

Yusuf wächst in einer kinderreichen Familie im Wohnblock auf. Zu seinen Eltern sagt er: „Mein Vater kann nicht arbeiten, weil er krank ist. Und meine Mutter kann kein Deutsch.“ Sein Vater migrierte im Alter von 16 Jahren aus einem arabischen Land nach

Deutschland. Yusufs großer Bruder sagt voller Respekt und Bewunderung über den Vater, der es schaffte, die ganze Familie in Deutschland durchzubringen:

**Hamdi:** Als ich mich beschwert hab, dass ich auf der Baustelle n Monat lang nur saubergemacht hab und dafür 400 Euro gekriegt hab, hat der mich ausgelacht. Hat der mir gesagt, hier, ich hab Lederschuhe repariert, irgendwie Schuhe saubergemacht auf der Straße, Teppiche gereinigt, um grad so über die Runden zu kommen.

Einmal treffe ich Yusuf nach längerer Zeit an Tag 1 der Sommerferien. Ich erkenne ihn zuerst nicht, weil seine Stimme tiefer geworden ist und er seinen wohl größten Wachstumsschub hinter sich gebracht hat. Er ‚chillt‘ mit einer Gruppe von 9 bis 15-jährigen Kindern und Jugendlichen auf einigen Bänken zwischen den Hochhäusern und dominiert das Gespräch in der Gruppe. Er war schon vorher nicht auf den Mund gefallen, aber heute bringt er nochmal derbere Sprüche in einer sehr obszönen Sprache. Der 9-Jährige sagt, als hätte er eine Vokabel gelernt: „Wir sind Straßenkanaken.“ Die Jungen stellen mir einige intime Fragen. Yusuf sagt: „Keine Sorge, mit uns können Sie darüber reden, wir sind alle keine Jungfrauen mehr, außer dem hier“, und zeigt dabei auf den 9-Jährigen. Ich versuche, ihnen den Unterschied zwischen diskreten und indiskreten Fragen zu erklären. Was mir gar nicht gefällt, ist, dass Yusuf den jüngeren Kindern oft mit der flachen Hand auf Kopf oder Nacken schlägt. In der nächsten Zeit beobachte ich, dass dies seine Angewohnheit ist. Als die Gruppe sich auflöst, lässt Yusuf sich von einem Bruder einen Salatkopf und einen Salzstreuer vom Balkon aus zuwerfen. Anschließend läuft er den Salatkopf salzend und essend durch den Wohnblock.

An seinem 15. Geburtstag ist Yusuf mit einer Gruppe von 3 Jungen und einem Mädchen unterwegs. Während ich mit einigen Kindern auf dem Bolzplatz im Wohnblock Fußball spiele, nähert sich Yusuf vom angrenzenden Parkdeck. Bisher hatte ich nie eine so junge Gruppe an diesem ‚Kiffer-Hotspot‘ gesehen. Ein Picknicktisch wurde an anderer Stelle abmontiert und dorthin getragen<sup>17</sup>. Yusuf möchte an diesem Picknicktisch seinen Geburtstag feiern. Er sagt:

---

<sup>17</sup> Später sehe ich, dass der Picknicktisch mit vielen Schriftzügen versehen wurde. Es gibt eine enge Übereinstimmung zwischen dem, was auf dem Picknicktisch geschrieben steht, und dem, was ich in Diskussionen mit *corner boys* höre. Ich nehme diesen Picknicktisch als *unobtrusive data* wahr und fotografiere die Schriftzüge: „Fick Bullen“, „Sie hassen Verräter, aber lieben Verrat“, „5er [5 Euro] = 1 Gramm → nur Peace [Haschisch]“, „OCB [eine Marke, die Zubehör zum Kiffen herstellt, zum Beispiel Blättchen oder Tips]“, „Bau ma ein Juan [Joint]“, „Gib ma Feuer Junge“, „Tupac [US-amerikanischer Rapper]“, „Tony Montana [die fiktive Figur, die Al Pacino im Film *Scarface* von 1983 spielt]“ lebt hier“, „Escobar [kolumbianischer ‚Drogenbaron‘] wurde hier gefangen!“, „Le Monde est à Nous [Französisch: ‚Die Welt gehört uns‘. Wichtiger Schriftzug im Film *La Haine* (Der Hass) von 1993]“, „Grey Goose [eine Vodkamarke]“.

Wichtige Themen der Gedankenwelt, die hier zum Ausdruck kommt, sind Kiffen (der Tisch enthält auch viele Zeichnungen von Joints), Rap, Obszönitäten, Macht und Dominanz, auch vermittelt über Sex, Bezug auf klassische Filme und Namen, die mit dem Drogenhandel verbunden sind, Hass auf die Polizei und die Identifikation mit der eigenen Herkunft (zum Beispiel über die Postleitzahl der Kleinstadt oder über ein Herkunftsland wie Marokko). Zugehörigkeiten und auch Homophobie halten sich hartnäckig in dieser Jugendkultur.

„Malte, komm, wir gehen zusammen zu Rewe.“ Mir scheint, dass sie hustlen<sup>18</sup> wollen, dass ich also am Ende die Rechnung bezahlen soll. Ich lehne ihr Angebot ab und sage, dass ich noch in das Fußballspiel involviert bin.

In der nächsten Zeit beobachte ich, wie Yusuf sich von Begegnung zu Begegnung immer mehr in Richtung ‚Straße‘ orientiert. Einmal sehe ich zum ersten Mal, wie er auf offener Straße raucht, was er selbst herunterspielt: „Ich rauche nicht. Das ist nur eine E-Shisha!“ Ein anderes Mal redet er zum ersten Mal ironisch darüber, ob ich Stress haben will. Scheinbar aggressiv sagt er: „Willst du fighten??“, deutet ironisch Schläge in mein Gesicht an, lacht dann aber wieder verschmitzt. Einmal frage ich Yusuf, warum er so selten ins Jugendcafé komme. Ich deute die Frage an, ob auch in seinem Fall evtl. ältere Jugendliche die jüngeren bedrohen und ihnen sagen, sie seien nicht willkommen, damit die älteren die Playstation für sich haben. Yusuf fühlt sich gekränkt und sagt mir: „Mir macht keiner was! Ich bin der, der da drinnen alle fertig macht!“ Ein anderes Mal sitzt einer von Yusufs Freunden im Jugendcafé und chattet mit ihm auf Instagram, wobei Yusuf online starken Druck ausübt. Der Freund stellt genervt fest: „Bor Yusuf, wenn der was will, der bellt so lange, bis er es kriegt.“

Später erfahre ich, dass es einen großen Konflikt zwischen Yusuf und einem anderen Jungen gibt. Dieser andere Junge ist sehr wütend, weil Yusuf jetzt in einer Beziehung mit dessen 13-jähriger Schwester ist. Der 11-jährige Ejub, der von diesem Konflikt weiß, erklärt mir im Einzelgespräch, dass es bei vielen Schlägereien um Frauen gehe. Ejub sagt auch: „Bei uns [Muslimen] dürfen Frauen nicht so früh eine Beziehung haben.“ Der Bruder, der die Beziehung zwischen seiner Schwester und Yusuf ablehnt, bekommt von vielen Seiten Verständnis. Jemand fügt hinzu: „Gerade bei Yusuf... Der ist nicht ohne.“

Als nächstes erfahre ich von einer Schulsozialarbeiterin, dass Yusuf zurzeit an keiner Schule angemeldet sei, was ein großes Problem bedeute, da er noch minderjährig sei und damit für ihn die Schulpflicht gelte. Er werde an keiner Schule im Umkreis mehr genommen, weil er sich an vielen sehr „daneben“ benommen habe. Trotzdem komme Yusuf regelmäßig auf den Schulhof ihrer Schule und „terrorisiere“ dort die anderen Schülerinnen und Schüler. Zwei Freunde von Yusuf erzählen mir in dieser Zeit, dass sie sich von ihm abwenden. Einer von ihnen sagt: „Wenn man mit Yusuf unterwegs ist, gibt es immer Ärger. Der macht immer Faxen. Letztens hat er zum Beispiel jemandem Deo ins Gesicht gesprüht.“

Einmal ist Yusuf bei uns im Jugendcafé und kebbelt sich mit anderen Jungen. Yusufs großer Bruder schaut von außen in den Saal und ist schockiert über Yusufs schlechtes

---

<sup>18</sup> Das Verb *to hustle* bezeichnet im Milieu der Straßenkriminalität die „Fähigkeit, andere zu manipulieren, sie zu täuschen und, bei Bedarf, zum Erzielen eines unmittelbaren finanziellen Vorteils, neben List und Charme auch Gewalt einzusetzen“ (Wacquant, 1997, S. 179).

Benehmen. Er kommt herein, ist sehr wütend und spricht ein Machtwort. Sofort ist Yusuf, der enormen Respekt vor seinem großen Bruder und seinem Vater zu haben scheint, sehr still. Er muss jetzt nach Hause gehen. Mit ihm verlassen auch andere Jungen den Saal. Auffällig ist die Ruhe, die sich nach ihrem Gehen im Jugendcafé einstellt.

Aus dieser Zeit gibt es einige Beobachtungen einer Kollegin, die in der Nähe von Yusuf wohnt:

**Kollegin:** Je nachdem, wie Yusuf auftritt, kam's auch mal vor, dass ich selbst Angst vor ihm hatte. Also ich hatte jetzt wirklich keine Lust darauf, von ihm irgendwie getreten oder geschubst oder bespuckt zu werden. Darum, es gibt Tage wenn der dann so drauf ist, das erkennt man schon daran, wie er einen anguckt oder wie er jemanden anspricht, da ignorier ich ihn, sag ich dir ehrlich. Wenn man sich selbst schon so bedroht fühlt, ist es für mich die sichere Entscheidung. Und es gibt Tage, wo er son bisschen ansprechbar ist, und verletzlicher ist, und da, wenn er mich dann anspricht, dann reagier ich auch anders. Na, wie geht's, was hast du heute gemacht, wie war die Schule, so, man versucht dann son bisschen Gespräch zu führen, so sagt, ey, hör mal zu, ihr seid ein bisschen laut, bisschen runterdrehen, jaja machen wir, also es gibt auch solche Tage. Wenn er diese Momente hat wo er verletzlich ist, dann sieht man auch woher dieser Schmerz kommt. Aber, das ist sehr selten der Fall, dass der diese Seite zeigt.

Er ist halt aber quasi so das Alpha in der Gruppe, und die Gruppe passt sich seiner Stimmung an. Sind wir heute nett und respektvoll oder sind wir heute einen auf, ey du kannst mir nichts sagen, du bist nicht meine Mutter.

Und dann hab ich mich mit einer Nachbarin von Yusuf drüber ausgesprochen, und sie meinte ja eins der großen Probleme dieses Kindes ist der Vater. Weil er einfach keine Konsequenzen aus dem Verhalten zieht und ihn auch noch bestärkt in dem was er tut.

Und leider Gottes gibt's auch oft Auseinandersetzungen bei der Einfahrt, mit ihm, erst vor 3 Tagen oder so, abends, auch wieder ne Auseinandersetzung. Was mir persönlich nicht gefällt, wenn mein Kind, Mist baut, und in meiner Anwesenheit andere beleidigt oder sogar bedroht, dann schreite ich doch als Vater ein, oder als Mutter ein, aber er nicht, er nimmt seinen Sohn in Schutz! Ob er jetzt schuld ist oder nicht, das ist eine andere Sache, aber ich würd ihn allein dafür zur Rechenschaft ziehen, dass er diese *Worte* verwendet, oder diese Bedrohungen ausspricht. Und die Tatsache dass der Vater ihn überhaupt stärkt, und dann war das so quasi Sohn und Vater gegen die anderen Jugendlichen, fand ich voll daneben. Die Nachbarin hat sich auch wirklich schon oft über den Vater aufgeregt. Auch wegen der Lautstärke, weil er brüllt auch gerne.

Eine andere Kollegin arbeitet als Betreuerin in einer Spielgruppe für Kinder. Sie kennt Yusuf aus der Zeit, als er ein Kind und regelmäßiger Gast in der Spielgruppe war. Schon damals zeigte sich sein herausforderndes Temperament, wie sie sich heute erinnert:

**Kollegin:** Er kam dann auch in die Spielgruppe. Wenn er sich benommen hat, konnte er natürlich gerne bleiben, hat da gespielt. Aber, wo ich dann auch gesagt hab, hey hör mal zu, du bist hier nicht mehr erwünscht, war wirklich, wo er 3, 4 Mal nacheinander, wirklich, alles zerstört hat. Also er hat Kinder geschlagen, sie zum Heulen gebracht, er hat sich auch gegen uns Betreuer gewendet. Wir wurden beleidigt. Es gab auch Kinder, die gesagt haben, ey wenn der kommt komm ich nicht. Es kann nicht sein, dass sich, so ein unschuldiger Ort, dann so verwandelt, dass dann Kinder sagen ich komm nicht, weil er da ist, weil ich mich nicht sicher fühle, weil er mich schlagen wird.

Wir haben dann auch die Streetworker involviert. Es gab einen Fall, da hat ein Junge geweint und wollte nicht nach Hause weil der meinte, ey der wartet draußen auf mich der will

mich schlagen, einfach so, weil's beim Spielen überhitzt war, so nach dem Motto, ich glaub Yusuf hat damals verloren oder so, und das wollte sein Ego nicht abhaben.

Ja, dann haben wir also die zwei Streetworker hinzugezogen, die haben dann mit Yusuf gesprochen, und vor ihnen meinte er so scheinheilig, jaja, ey nein, ihr habt Recht, mach ich nicht, das gehört sich nicht, war dumm von mir, bla bla. Und im Rausgehen, das ist da wo ich wütend wurde und mir dachte, bor was für eine dunkle Seele einfach, im Rausgehen, und der Junge hat neben mir gestanden und geheult, guckt er ihn so böse an, und sagt so, du wirst gleich sehen! Wo ich denke so, boor, so boshaft einfach, ja.

### *Der 16-jährige Abdel und seine Schlagfertigkeit*

In meiner Anfangszeit als Streetworker ist an einem Freitagabend einer der ersten Besucher des Jugendcafés der 16-jährige Abdel. Schon bevor ich ihn persönlich treffe, habe ich viel Negatives über ihn gehört. Eine Betreuerin aus einer Spielgruppe für Kinder sagt, dass er schon als Kind ein schwieriger Kandidat gewesen sei. Aber sie findet, dass er in letzter Zeit zumindest eine gewisse positive Entwicklung durchmachte. Ein Kollege sagt mir später, dass er sich ernsthaft frage, welche positive Entwicklung sie beobachtet haben will.

Abdel trägt heute einen roten Jogginganzug und eine rote Cappie. Sein ganzes Auftreten zeigt, dass er den starken Mann markiert. Tatsächlich scheint er in seiner Gruppe so etwas wie ein Wortführer zu sein. Später erfahre ich von anderen jungen Marokkostämmigen aus dem Wohnblock, dass einige aus Abdels Familie, unter anderem ein Onkel, im Drogengeschäft tätig seien.

In den verschiedenen Angeboten der Organisation gibt es immer wieder die Kontroverse, wie am besten mit herausfordernden Kandidaten wie Abdel umzugehen sei. Ist es besser, sie zu suspendieren, um die anderen Kinder zu schützen? Oder ist es besser, gerade diese Kandidaten zu betreuen, damit sie ihre Zeit nicht stattdessen „auf der Straße“ verbringen?

Eine Kollegin ist relativ klar positioniert und plädiert für einen Ausschluss. Ihre Argumente: „Wenn wir so Leute wie Abdel bei uns einladen, dann ist Ärger vorprogrammiert. Zu 100 Prozent gibt es dann ständig Regelbrüche. Solche Leute nehmen sehr viel Raum ein und brauchen unglaublich viel Aufmerksamkeit.“ Zu ihren Argumenten zählt auch, dass die Gruppe um Abdel immer die Playstation für sich beansprucht und Jüngere allgemein einschüchtert. Oft höre ich von anderen Jugendlichen, dass sie wegen der anderen Besucher nicht ins Jugendcafé kommen. Diese Aussage aus einer Jugendgruppe steht exemplarisch für viele ähnliche: „Wir mögen die Leute, die dahin kommen, nicht so. Da gibt es immer irgendwie Stress.“

Wenn die Gruppe um Abdel im Jugendcafé ist, ist die Stimmung insgesamt viel unruhiger. Diese Gruppe hinterlässt auch eine deutlich größere Unordnung. Einmal kam es auch zu Vandalismus auf der Toilette. Ein Teil eines Klos ist abgebrochen, lässt sich aber erstmal

behelfsmäßig reparieren. Ein Kollege, der mehr als 10 Jahre Erfahrung hat, erklärt, dass es diese Art von Randalen in dieser Zeit immer schon gab. Ein Täter konnte allerdings in keinem Fall identifiziert werden. Bestimmt wüssten einige der Jugendlichen, wer es war. Aber die Täter hätten eine so aggressive Aura um sich herum aufgebaut, dass keiner sich traue, sie zu verraten. Sie profitieren davon, dass über sie sinngemäß gesagt wird: „Don't mess with these people.“

Klar für einen Ausschluss von problembelasteten Jugendlichen positioniert sich auch Christel, die Sozialarbeiterin in Rente:

**Christel:** Ja also, Ihre Masterarbeit hat mich sehr beeindruckt, ehm, andererseits muss ich sagen, diese Jungs [*corner boys*], also ich will, ich hätte meine Arbeit ungern auf diese Jungs ausgerichtet. Wir fanden es immer besser, uns mit denen zu befassen, wo wir halt mehr Potenzial gesehen haben, ehm, ja, also die zu unterstützen, die willig waren. Das ist dann natürlich für die Jungs ne, ehm, nicht so schön gewesen, aber, also für diejenigen die ein Interesse hatten weiterzukommen in dieser Gesellschaft, sich zu integrieren, in den Beruf zu gehen und an Ausbildung, ich denke, also da war's *sehr* sinnvoll.

Eine andere Kollegin vertritt klar die Gegenposition. Sie sagt: „Das kann Christel ja so sagen. Aber sie sollte mal ins Gesetz, ins Sozialgesetzbuch VIII schauen. Da steht ganz klar, dass gerade so Jugendliche wie Abdel die Zielgruppe von Sozialarbeit sind.“ Sie sagt auch: „Es gibt keine falschen Menschen, es gibt nur falsche Angebote.“ Als passendes Angebot für die Gruppe um Abdel planen ein Kollege und ich, nächstes Jahr einen Ausflug in ein Gefängnis zu machen. Der Kollege hofft, dass das Gespräch mit Inhaftierten als Abschreckung dient. Abdel und seine Freunde, die sonst wenig Interesse an städtischen Angeboten haben, sind von dieser Idee begeistert.

Die Kontroverse lässt sich nicht grundsätzlich auflösen, sondern muss jeweils für den Einzelfall entschieden werden. Grundsätzlich herrscht weitgehend Konsens, dass wir Hausverbote nur temporär erteilen. Vor der Frage zum Umgang mit Abdel steht auch eine Hausaufgabenhilfe in der Organisation. Ich erfahre, dass Abdel und seine Freunde dort die anderen Teilnehmenden demoralisieren. Einige Mädchen fühlten sich unwohl in ihrer Gegenwart. Abdel versuche ständig, für sich den größten Vorteil herauszuholen. Außerdem liebe er es, vor einem Publikum die Betreuenden respektlos zu behandeln. „So behauptet er seine Position als Alphetier“, sagt eine Betreuerin.

Hier sind einige Eindrücke von meinen Begegnungen mit Abdel, meist auf der Straße, in denen auch sein scharfsinniger Humor deutlich wird: Einmal sieht er mich auf den Straßen umherstreifen und sagt ironisch: „Malte, was geht? Machst du hier die Straßen unsicher?“ Ein anderes Mal, als wir die Organisation mitsamt dem Jugendcafé für zwei Wochen schließen, sagt Abdel mir auf der Straße zu dieser Sommerpause: „Jetzt werden wir kriminell.“ Er hat den Gedanken der Stadt sehr gut verstanden: Die Jugendlichen sollen ihre Abende am Wochenende

lieber in einem Schutzraum unter der Aufsicht städtischen Personals verbringen als unbetreut auf der Straße. Einmal kommt Abdel ins Jugendcafé, legt demonstrativ einen 10-Euro-Schein auf den Billardtisch und fordert mich zum Spiel auf. Ich sage ihm, dass ich nicht um Geld spiele und dass er sich etwas gedulden muss. Erstmal müssten die gerade Spielenden ihr Spiel in Ruhe beenden und danach hätten sich schon die nächsten Jungen angemeldet. Als er von der Warteschlange hört, verliert Abdel die Beherrschung, nimmt eine Kugel und schleudert sie mit Kraft mit der Hand über das Tuch des Billardtisches, so dass andere Kugeln getroffen werden und der gesamte Spielstand ruiniert wird. Beleidigt geht er nach draußen. Ein anderes Mal fragt Abdel mich, ob Cannabis wirklich bald legal werde. Ich antworte: „So wie es momentan aussieht, wahrscheinlich ab 2024.“ Abdel regt sich auf und schreit: „So lange können wir nicht warten!“ In einer anderen Nacht treffe ich Abdel und seine Freunde, wie sie sich an ihrem üblichen Platz aufhalten und Luftballons mit Lachgas inhalieren. Abdel wirkt an diesem Abend sehr ‚zugedröhnt‘ und zutraulich.

Abdel ist ein sehr guter Hustler. Von klein auf lernte er, durchsetzungsstark zu sein und die knappen Ressourcen (zum Beispiel Schaukeln auf Spielplätzen oder eine Playstation im Jugendcafé) für sich und seine Freunde zu nutzen. Auch hinter der machohaften Fassade von Abdel versteckt sich ein vulnerabler Charakter, der in seltenen Momenten deutlich wird. In einem dieser Momente treffe ich ihn, der an diesem Tag sehr niedergeschlagen und ausnahmsweise mal alleine unterwegs ist (sonst passen er und seine Freunde immer gegenseitig aufeinander auf). Komplette verschwunden ist seine Aufmüpfigkeit. Ich lade ihn zu einem Sportangebot für Jugendliche ein. Er hat zwar keine Zeit, sagt aber aufrichtig: „Aber danke, dass du mich eingeladen hast.“ Er erscheint mir überrascht darüber, dass jemand wie er zu einer ‚anständigen‘ sozialen Aktivität eingeladen wird.

An einem anderen Tag treffen ein Kollege und ich Abdel und seine Freunde an ihrer üblichen Straßenecke und reden über seine Schulsituation. Mein Kollege fragt: „Was geht?“ Abdel antwortet: „Chillhausen“ – Mein Kollege: „Wie ist das Schulzeugnis?“ – Abdel: „Sehr schlecht“. Abdel hat nur ein Abgangszeugnis von der 8. Hauptschulklasse, kein Abschlusszeugnis. Einige Monate später geht er wieder in eine Schule, nachdem er sitzengeblieben ist. Viele Freunde von Abdel sind in ähnlichen Schulsituationen. Es gibt allerdings einen Freund in der Gruppe, der einen Ausbildungsplatz fand. Einer Betreuerin, die dieser Freund seit vielen Jahren kennt, sagt er: „Ich traue mich gar nicht, den anderen von meinem Ausbildungsplatz zu erzählen.“ Vor der Gruppe um Abdel empfindet dieser junge Mann Scham, und der Ausbildungsplatz kommt ihm fast wie ein Verrat vor.

An einem anderen Abend sitzt Abdel neben drei seiner Bekannten, die ich noch nie gesehen habe und die alle drei schulisch bzw. beruflich deutlich erfolgreicher sind als er und seine Freunde. Als seine drei Bekannten mir erzählen, was sie schulisch oder beruflich machen, schaut der sonst so lautstarke Abdel verlegen und sagt fast nichts mehr. Ein Bekannter zählt auf: „Der hier macht gerade sein Fachabitur im wirtschaftlichen Zweig. Der hier macht eine Ausbildung im Maschinenbau und ich mache eine zum Zerspannungsmechaniker.“ Als der Sprecher beim Aufzählen an Abdels Stelle kommt, macht er einen Witz, woraufhin alle, Abdel eingeschlossen, lachen: „Und er hier, der ist Streetworker.“

## Wünsche und Träume

Auch Wünsche und Träume von Individuen ließen sich genauso gut dem Prinzip *linked lives* zuordnen. Denn Menschen formen ihre Wünsche und Träume aus dem Material und den sozialen Formen, die sie in ihrer Umwelt vorfinden. Sie wachen nicht eines Morgens auf und entscheiden sich, etwas zu werden, von dem sie nie hörten oder das nicht zumindest eine Variation des für sie Bekannten und Gewohnten ist (Fishkin, 2014, S. 76). Jugendliche wählen ihre Berufswege in Abhängigkeit von den Optionen, die sie vor sich sehen und die ihnen im eigenen Fall offen und möglich scheinen. Sie bilden sich ein Urteil über ihre eigenen Fähigkeiten, das wiederum über die Urteile von anderen Personen vermittelt wurde. Fishkin (2014) beschreibt einige Beispiele, wie sich individuelle Ziele als Reaktion auf bestärkende Signale aus der Umwelt ergeben:

Suppose a child either observes directly or is told by adults that he lacks talent in one area (say, academics) but has talent in another (say, sports). It would be entirely unsurprising for that child to then exert greater effort in sports and less effort in academics. Or to take a considerably more problematic case: Suppose it becomes clear to the child (whether or not it is really the case) that no one *like him*, on some salient dimensions, proceeds along paths to higher education. Instead, the paths that seem to lead people like him to some form of success seem to involve crime. Would it really be surprising if he directed his efforts accordingly? (S. 108)

Im Wohnblock hörte ich häufiger den Wunsch nach beruflicher Stabilität und einer Unabhängigkeit vom Jobcenter und dem Arbeitslosengeld. Hier äußert ihn zum Beispiel die Mutter Fatiha (Erzieherin) für den Lebensverlauf ihrer jugendlichen Kinder:

**Malte:** Welche Wünsche hast du für die Zukunft deiner Kinder?

**Fatiha:** Ich möchte, und das trichte ich denen jeden Tag ein, dass sie sich ein Leben aufbauen, dass sie sicher sind. Was ich auf keinen Fall möchte, das wollte ich damals auch nicht, dauerhaft abhängig vom Amt oder sonst was. Ich wollte immer unabhängig sein. Das haben wir auch von meinem Vater so gelernt, also vorgelebt bekommen. Mein Vater hat glaube ich nie Hartz 4 bezogen, in der ganzen Zeit. Und Wohngeld auch nur temporär immer wieder mal. Der hat wirklich für sein Leben gearbeitet. Das war mir auch immer wichtig. Weil diese

Unabhängigkeit, nicht permanent irgendwelche Formulare ausfüllen zu müssen oder sonst was, das wünsche ich mir für meine Kinder auch, dass sie wirklich selbst entscheiden, wann gehe ich in Urlaub, ohne jemanden fragen zu müssen. Ich weiß, ich war mal beim Jobcenter gemeldet, da musstest du immer einen Antrag stellen, überhaupt in Urlaub zu fahren, und nachweisen und so was. Ich bin ein Mensch, ich möchte niemandem Rechenschaft schuldig sein, oder wie auch immer, ich wollte, und das möchte ich meinen Kindern auch vermitteln, das sage ich denen auch immer, ich möchte dass ihr mit beiden Beinen im Leben steht und für euch ein Leben aufbaut.

Naima (28, Master, leitende Funktion im sozialen Bereich) interpretiert anhand der Lebenswege einiger Schulkameraden und Nachbarn im Wohnblock, welche Faktoren die Schritte auf der Weggabelung von *college boys* und *corner boys* beeinflussen. Als einen wichtigen Faktor nennt sie im Einklang mit dem Prinzip *agency* unterschiedliche Persönlichkeitstypen mit unterschiedlichen Zielen.

**Malte:** Was macht den Unterschied aus im Leben?

**Naima:** Unterschiedliche Ziele. Ich glaub diejenigen die auf die schiefe Bahn geraten sind, haben dieses Ziel des schnellen Geldes im Kopf, dieses ich muss mich behaupten, ich bin ein Mann mäßig. Es gibt Jugendliche, für die ist es, ist dieses Straßenleben sone Art *coping*-Mechanismus, mit dem Druck, den sie in den anderen Bereichen erfahren umzugehen. Dieser Druck wird dann später eben in ein Trotzverhalten übersetzt.

Manchmal ist es einfach so, ok man fühlt sich unverstanden, in der Schule funktioniert es nicht und zuhause, statt dass die Eltern richtig darauf eingehen, machen sie es noch schlimmer. Dass man dann sagt, ok ich lass einfach alles liegen, und sagt, meine Freunde sind meine Familie, gibt's ja auch, diese Zitate.

Egal was ich gerade sage, ich glaub es fängt wirklich mit der Schule an. Also wie man da seinen Fuß reinsetzt. Ich glaub wenn da, also in der Schule, es anfängt schief zu laufen, da hört's auf.

In der angespannten weltpolitischen Lage kurz nach Ausbruch des Russisch-Ukrainischen-Krieges 2022 philosophieren die Cousins Ahmed und Aziz (20) über die Zukunft ihres Lebensverlaufes. Sie verklären ihre Vergangenheit und schwelgen in Träumen von ihrer Zukunft. Nur die Gegenwart erscheint ihnen hart, langweilig, einseitig und frustrierend. Ahmed und Aziz, Nachfahren von marokkanischen Arbeitsmigranten, haben die Norm internalisiert, früh zu heiraten und Kinder zu bekommen. Diese Norm, die sich hier über die Generationen hinweg bis in die dritte Einwanderergeneration reproduziert, ist für den dörflichen Kontext typisch, aus dem die meisten Arbeitsmigrantinnen und -migranten in ihren Herkunftsregionen kamen. Die Lebensrealität in Deutschland ist allerdings eine andere, so dass die meisten Söhne und Töchter nicht im Einklang mit dieser Norm leben.

**Malte:** Und was habt ihr so für Ziele im Leben?

**Aziz:** Ich will irgendwann mal selbstständig werden. Ich will irgendwas aufmachen, was genau weiß ich noch nicht. Dann geh ich, denk ich mal, mach ich meine Kinder, mach ich hier, lass ich die, bis die dann auf eigenen Beinen stehen können, und dann, geh ich nach Marokko. Leg ich da die Beine hoch. Da will ich irgendwann mal landen.

**Ahmed:** Son gewissen Lebensstandard erreichen, Reife bekommen, wo ich mir sage ok, jetzt hab ich Arbeit gefunden, jetzt hab ich, jetzt hab ich ne Einnahmequelle, jetzt kann ich Familie gründen. So früh wie möglich.

**Malte:** Bei mir im Freundeskreis werden jetzt die ersten 2 Vater, dieses Jahr.

**Aziz:** Mit 32?

**Malte:** Ja.

**Ahmed:** Ja das ist auch noch ne gute Zahl. 32, kann man noch Kinder. Ich find so wirklich so ab 40 wird's n bisschen kritisch, denk ich mal. Ich will nicht n Kind haben, wenn er 16 ist, bin ich 56 ja, hab vielleicht richtig Probleme mit dem Rücken, kann mich nicht mehr bewegen und er ist 16, weißte? Und ich kann nicht mit ihm rausgehen, kicken...

**Aziz:** ... Fahrrad fahren oder...

**Ahmed:** Irgendwas, und ich will einfach dieses gewisse Alter zum Beispiel, wenn mein Sohn 16 ist, dann will ich maximal 40 sein. Maximal. Das ist dann so das Maximale, wirklich.

**Malte:** Also mit 24 willst du das erste Kind spätestens kriegen?

**Ahmed:** Ja. Wollen. Also ich seh mich auf jeden Fall in drei Jahren seh ich mich, ich seh ja wie schnell ich mich in drei Jahren jetzt entwickelt hab, wie schnell eigentlich, wie krass eigentlich drei Jahre sind. Man denkt sich, ok vor 3 Jahren sah ich auch ganz anders aus, deswegen, denk ich mal, wenn ich wieder in 3 Jahren jetzt noch älter werde, reifer, mehr Erfahrungen sammle, im Leben, ich glaub bis dahin hätt ich, wenn Gott will, einen guten Lebensstandard. Wenn das alles klappt so wie's klappen soll. Vielleicht nicht hier, vielleicht wird's ja, man weiß es ja nicht wo die Wege hinleiten, vielleicht du weißt ja nicht, vielleicht wird irgendwann mal Deutschland nichts mehr, vielleicht in einem Jahr gibt's hier gar nichts mehr, gibt's keine Arbeit, die Wirtschaft ist am Arsch, alles ist am Arsch, Krieg kommt, was willstn du machen? Dann musst du ja irgendwohin gehen, dann hast du ja wieder andere Pläne.

**Aziz:** Bei mir ist eher so, bisschen später auf jeden Fall.

**Ahmed:** Ja, jedem anders, aber ich bin son Typ, ich will...

**Aziz:** Ich würd noch chillen, also ich weiß nicht, vielleicht nächstes Jahr sieht's in meinem Kopf anders aus, da denk ich mir vielleicht hab Bock aber, jetzt so, im Moment...

**Ahmed:** Ja klar, jetzt noch nicht, aber ich sag ja mit 24, wir werden 21. Wir haben noch Zeit dafür. Es muss ja nicht jetzt sein, aber...

**Aziz:** Ja ich weiß nicht, also bis jetzt...

**Ahmed:** Guck mal wo siehst du dich denn jetzt in 3 Jahren, was denkst du denn, was...

**Aziz:** Ich weiß nicht Bruder. Ich will erstmal Bruder ich sag dir ehrlich...

**Ahmed:** [Entschieden] Nein sag mir was du denkst, so was für dich jetzt dein Ziel wäre, was du jetzt in diese 3 Jahre hättest.

**Aziz:** Bruder ein gute Lebensstandard auf jeden Fall Bruder, plus ich will investieren in ein Haus Bruder im Ausland.

**Ahmed:** Schau dir mal das an. Stell dir mal vor du bist dann in diesem Zeitpunkt so reif, du denkst ok, ich hab jetzt ne anständige Frau neben mir, die ich heiraten will auch...

**Aziz:** Und dann, [laut und emotional] weißt du und dann Bruder, dieses ich will ich will Bruder dieses ich will mein *Startkapital* [hier klatscht Aziz sich mehrmals emotional in die Hände] in Tasche haben 50 Mille [50.000 Euro], ich will, ich will nicht hier festgebunden sein Bruder, ich, ich wohn bei meiner Mutter Bruder, weißt du was ich mein? Kann ich mir, auch wenn hart auf hart, stell dir mal vor hier kommt Krieg, wie du sagst Bruder, was machst, Bruder ich bin der erste der nach Marokko geht Bruder. Oder sonst wo hin Bruder, in eh nach *Ghana* Bruder, ich hol mir da n Haus Bruder. Was weiß ich aber *so*, weißt du was ich mein, dieses Bruder, Auto, Haus ...

**Ahmed:** [Skeptisch] Was willst du denn in Ghana?

**Aziz:** Bruder, Hauptsache weg von hier Bruder, Hauptsache ich hab son son son Ort Bruder wo ich mein, wo ich Spielchen machen kann, hier Bruder stressig und Bruder hart Bruder, ich will ja auch nicht mein ganzes Leben lang hier bleiben Bruder, ich will ja auch, ich will ja meine

Kinder eigentlich, war das mein Ziel, die hier so großzuziehen, aber, ist so, das ist n bisschen mager geworden. [Wieder lauter und emotional] Und dann Bruder wenn die, wenn die auf eigenen Beinen stehen, wenn die ihr Geld haben, wenn die geheiratet haben oder was weiß ich Bruder, dann verpiss ich mich auch von hier Bruder.

**Ahmed:** Ich sag dir ehrlich, also wenn ich älter bin, wenn ich, so, die 60...

**Aziz:** [Entschieden] Ich will nicht hierbleiben.

**Ahmed:** 60, die 70 erreiche, will ich auch schon weg,

**Aziz:** Spätestens!

**Ahmed:** Aber, ich will schon auch n bisschen hier alt werden, ich will auch sehen, bisschen, Opa vielleicht.

**Aziz:** Klar.

**Ahmed:** Ich würd am liebsten gar nicht so alt werden, wenn ich darüber nachdenke, weil, klar man hat immer gehofft als kleines Kind man will älter werden, wenn ich erwachsen bin mach ich so, aber man merkt, ich merke so schnell wie die Zeit vergeht. Gestern haben wir hier noch eh Videos gedreht während wir, wie wir gekickt haben, wie wir, wir haben Minecraft gespielt auf Handys, wir haben uns eh, wir haben gelacht, wir haben gespielt, wir haben so viel Scheiße gebaut, wir haben, auch mal geklaut, aber so witzige Sachen einfach gemacht und, jetzt, wir haben kein Geld mehr, wir brauchen Geld für das, wir brauchen Geld für das, diese Sorgen die wir nie hatten, die wir nie kannten, die haben wir jetzt auf einmal. So. Das hat sich alles so schnell geändert und man hat diese Zeit gar nicht mitbekommen. Weil es kommt mir immer noch so vor als ob's gestern gewesen wär, dass ... Das hier sieht ja immer noch alles gleich aus, aber, wir sind einfach nur älter geworden. Wir wohnen immer noch nebeneinander, wie früher wie wir klein waren, immer noch gleiche Gegend, die Wohnung auch nicht viel verändert, die Zimmer auch, alles sieht wie früher aus, aber wir sind einfach älter geworden.

**Aziz:** Ja.

**Ahmed:** Wir sind einfach älter geworden, und wir *werden* noch älter, und, ich merk ich will nicht, am liebsten gar nicht älter werden, weil ich denk mir, lieber ich bin jung, und ich hab noch Zeit und ich will mich gar nicht eh, ich red jetzt von Familie und so aber, wenn ich diese, diesen Zeitpunkt erreicht hab, dann werd ich ganz bestimmt nicht nur hier, chillen und Joints rauchen, und eh, ich werd wahrscheinlich zuhause, auf der Couch sitzen oder, keine Ahnung, [lacht] meine Kinder gerade anschreien dass die nicht so laut sein sollen, aber, so und ich glaub da werd ich auch denken ey damals, hab ich hier noch gegessen mit dem Malte und dem Aziz, haben wir geredet über das Leben, weißt du? Und dann denkst du dir auch, krasse Zeit damals, genau wie wir's jetzt denken.

**Aziz:** Ja, normal.

Auch der Wunsch vom Haus im Herkunftsland, der für viele ein Mythos bleibt, reproduziert sich über die Generationen. Schon viele Arbeitsmigranten der ersten Generation kamen mit dem Wunsch, nur für einige Jahre zu bleiben, um sich anschließend ein Haus im Herkunftsland zu kaufen. Da die Arbeitsmigration nach Europa ein Massenphänomen war, explodierten die Immobilienpreise etwa in der Türkei in den 1980er Jahren, wodurch dieser Traum in vielen Familien immer weiter aufgeschoben werden musste (Tertilt, 1996, S. 165). Ahmed und Aziz, die physisch ihr gesamtes Leben in Deutschland verbrachten, leben mental noch zwischen zwei Ländern und halten an der Idee der Rückkehroption fest. Allerdings spüren sie schon, dass die Rückkehr eine Trennung von ihrer Familie bedeuten würde.

Als Aziz über seine Ziele in drei Jahren redet, kommen mir beim Transkribieren die Tränen. Es ist ein unglaublich emotionaler Moment der Aufnahme. Plötzlich ändert sich Aziz' Stimmlage, als er ins Träumen gerät. Der Klimax liegt auf dem Wort „Startkapital“. Aziz hat die Vorstellung, mit Mitte 20 ein Startkapital zu haben und sich damit endlich ins Leben stürzen zu können. Endlich würde es nach den vielen Jahren der Eintönigkeit für die Cousins eine Veränderung geben. Es muss ein Zufall sein, dass der Vorschlag des linken französischen Ökonomen Thomas Piketty (2020, S. 1207), jedem jungen Menschen zum 25. Geburtstag einmalig ein Startkapital auszuzahlen, so gut zu ihren Träumen passt. Bei den Gewohnheiten der *corner boys* Ahmed und Aziz ist es unrealistisch, dass sich ihre Träume erfüllen werden. Die beiden warten auf Zeiten, die wahrscheinlich niemals kommen werden.

## 9 Fazit: Die Polarisierung in den Familiengeschichten

### *Zusammenfassung und Beantwortung der Forschungsfrage*

Die erste Generation von Arbeitsmigrantinnen und -migranten migrierte als Folge von Anwerbeabkommen mit den Herkunftsstaaten nach Deutschland, etwa mit der Türkei 1961 und mit Marokko 1963. Das heute häufig reproduzierte Narrativ, dem zufolge die Arbeitsmigranten das Land nach dem Krieg wieder aufbauten, ist zutreffend, denn viele von ihnen, unter anderem auch viele Großväter der jungen Männer aus der vorliegenden ethnografischen Studie, arbeiteten in der Bauwirtschaft. Sie teilten ähnliche Hoffnungen und erlitten ähnliches Leid. Ihre Familiengeschichten hängen eng mit Deutschlands Kollektivgeschichte zusammen, insbesondere den Zerstörungen nach dem zweiten Weltkrieg und dem ‚Wirtschaftswunder‘ ab den 1950er Jahren, zu dem sie maßgeblich beitrugen.

Aras Ören (1973) beschreibt in seiner Poesie die schwierigen Anfangsbeziehungen zwischen diesen Arbeitsmigranten und der autochthonen Bevölkerung, die nur 16 Jahre nach dem Nationalsozialismus schlechte Voraussetzungen für Toleranz in einer multikulturellen Gesellschaft aufwies („In ihren Händen keine Maschinenpistolen. / Auf ihren Köpfen keine Stahlhelme, / an den Füßen keine Stiefel...“). Die Arbeitsmigranten waren Beschimpfungen ausgesetzt, die bis heute im kulturellen Gedächtnis verankert sind. Seitdem haftete vielen Aspekten ihrer sozialen Identität ein Stigma an – ihren Wohnorten, ihrer sozialen Klasse, ihrem Phänotyp, ihrer Religion, den muslimischen Vornamen, ihrer Bilingualität und ihrer Art zu sprechen (Wortwahl, Soziolekt, Ethnolekt). Im Alltag waren sie häufig mit einer Atmosphäre von Misstrauen, Herabwürdigung und diskriminierender Mikroaggression konfrontiert. Bis heute hält sich in vielen Bereichen eine Defizitperspektive auf Migranten und ihre Nachkommen. Besonders postmigrantische Männer müssen sich damit auseinandersetzen, dass sie im Alltags- und Mediendiskurs oft als Problemfälle vorkommen, etwa im kriminologischen Bereich durch Ereignisse wie die Silvesternacht 2022/23 oder im schulischen Bereich durch Leistungserhebungen wie die PISA-Studie.

Unter den oft ungünstigen Startbedingungen der Arbeitsmigrantinnen und -migranten entstanden sogenannte ‚Ausländerviertel‘. Die Arbeitsmigranten fanden dort Schutz, Identifikation und Solidarität, zuerst in ihrer ethnischen Community, nach

Familienzusammenführungen dann auch in ihren Familien. Die Segregation der Wohngebiete, Kindergärten und Schulen erschwerte den Erwerb der deutschen Sprache.

Die Arbeitsmigranten der ersten Generation kamen überwiegend, und im Fall der Großväter der untersuchten Gruppe ausnahmslos, aus ländlichen Regionen in ihren Herkunftsländern. Elemente einer dörflichen Sozialstruktur, die Thomas und Znaniecki (1918/1996) in *The Polish Peasant* beschreiben, trafen auf ihre Sozialisation zu: Ihre Familien lebten seit Generationen am selben Ort, es gab wenig Schulbildung und kaum Differenzierung nach Klasse, Religion, Nationalität oder Profession, die Autorität der Eltern war eine Form von traditionaler Herrschaft und grundsätzlich hatten kollektive Regeln Priorität gegenüber individuellen Ansprüchen. Ihre Traditionen und Normen waren nach der Migration nicht mehr an das gewachsene institutionelle Umfeld im neuen Land angepasst. Es entstanden allerdings Räume wie der Wohnblock in der Kleinstadt, in denen eine große Zahl von Personen in ähnlicher Lebenslage versuchte, gemeinsame Traditionen und Normen aufrechtzuerhalten. Besonders der Islam bewahrte so seine hohe subjektive und kollektive Bedeutung. Fast alle Muslime im Wohnblock bezeichnen sich heute als gläubige Menschen. Da die Weltreligionen grundsätzlich stärker als andere Kulturbereiche den gesellschaftlichen Veränderungen widerstehen, denken die Muslime im Wohnblock in Bereichen wie Religion, Geschlecht oder Familie deutlich konservativer als der Durchschnitt der deutschen Bevölkerung.

Die idealtypischen Lebensverläufe von *college boys* und *corner boys* sind zwei verschiedene Weisen, auf die Kinder und Enkelkinder der ersten Arbeitsmigranten auf die Statusdeprivation in Deutschland reagieren können. Die *college boys* orientieren sich tendenziell am symbolischen Universum ‚anständig‘, verhalten sich zumindest als Erwachsene konformistisch, internalisieren die Ziele und Normen der Mittelklasse, verfolgen eine Formation aus *Schule – Studium – Arbeit als Fachkraft* und im privaten Bereich die normativen Schritte von Führerschein, Heirat und anschließendem Einzug in eine eigene Wohnung. Sie sind in der Lage, die hohen Bildungsaspirationen umzusetzen, die ihre Eltern aufgrund des Aufwands der Migration und aufgrund von erlittenen Enttäuschungen, Degradierungen und Diskriminierungen an sie herantragen.

Auf der anderen Seite wählen die *corner boys* den Weg des Widerstands und orientieren sich dafür am symbolischen Universum ‚Straße‘, dessen Bildwelt in fast jedem Video des Gangstarap ausgedrückt wird. Auf dem Weg zum Erwachsenwerden verlieren sie den Faden und schieben bedeutende Statustransitionen immer weiter auf, nachdem sie den regulierten Kontext der Schule oft mit einem Nachweis ihrer ‚Untauglichkeit‘ für den Arbeitsmarkt in Form ihres letzten Zeugnisses verlassen. Die verlängerte Postadoleszenz, der lange Verbleib in

der elterlichen Wohnung und die Unmöglichkeit eines radikalen Bruchs in einer neuen Umwelt führen zur Stabilisierung von Verhaltensmustern. Gewohnheiten und Interessenbindungen erschweren einen Umzug in andere Umgebungen immer weiter. Ihre Delinquenz und Kriminalität sind ein Zeichen dafür, dass die kollektiven Regeln ihrer Vorfahren ihre Geltung im neuen institutionellen Kontext verloren haben, weil sie nicht mehr an die Lebensrealität angepasst sind. Für die Gruppe der erwachsen gewordenen (ehemaligen) *corner boys* sind institutionelle Unerreichbarkeit, Apathie, soziale Abgeschlossenheit in einem homogenen Milieu, verringerte Gesundheitschancen und Orientierungsmuster, die verhindern, aus dieser Lebenslage auszubrechen, häufig anzutreffen.

**Forschungsfrage:** *Wie unterscheiden sich die Lebensverläufe von jungen Männern aus derselben armutsbetroffenen Hochhaussiedlung in Deutschland, die unterschiedliche Wege als college boys oder als corner boys gehen?*

Alle *college boys*, die ich interviewte, hoben die besondere Bedeutung der Eltern für ihren Bildungsaufstieg hervor. Ohne die Unterstützung der Eltern ist ein Bildungsaufstieg im Milieu des Wohnblocks kaum möglich. *College boys* haben tendenziell Eltern, die dankbar für die Ausbildungsmöglichkeiten der Kinder sind und die ihre hohen Bildungsaspirationen nicht nur über psychischen Druck vermitteln, sondern ihren Söhnen auch Raum für eigene Ziele und Bedürfnisse geben. Ihre Erziehung weist Elemente eines Erziehungsstils auf, den Lareau (2003) als gezielte Förderung („concerted cultivation“) bezeichnet, unter anderen die Organisation eines strukturierten Alltags mit organisierten Aktivitäten wie Nachhilfe und Sportvereinen. Viele *college boys* sehen eine enge Verbindung zwischen ihren sportlichen Aktivitäten in Kindheit und Jugend und ihrem späteren Bildungsaufstieg. Der stabile Familienkontext mit engen Bindungen schützt *college boys* vor potenziell schädlichen Einflüssen von Peers.

*College boys* steigen meist mit der Kita früh ins Bildungssystem ein. Ihr Bildungserfolg erklärt sich zum Teil dadurch, dass sie in ihrer Freizeit häufiger lesen und dadurch mit Deutsch als Bildungssprache vertraut werden. Sie finden effektive Lösungen für das Problem, dass sowohl Laptops für Kinder als auch Rückzugsorte zum Lernen in ihrem Milieu alles andere als selbstverständlich sind. Sie organisieren sich zum Beispiel in Lerngruppen und nutzen die Räume der Organisation der Sozialen Arbeit als Rückzugsorte. Nach erstem erfolgreichen Absolvieren einer Stufe im Bildungssystem entwickeln sie positive Einstellungen, die die Motivation und Effizienz weiterer Lernerfahrungen stärken. So entwickeln sie ein allgemeines Gefühl der Selbstwirksamkeit, das sehr voraussetzungsreich ist und mit steigendem Alter im

Lebensverlauf zu einem sich weitenden Abstand zur Gruppe der *corner boys* mit tendenziell schwach ausgeprägtem Gefühl der Selbstwirksamkeit führt. Andere charakteristische personale Merkmale von *college boys* sind der Wunsch nach finanzieller Sicherheit, Konsistenz der Bestrebungen, ein positives Selbstkonzept, Auffassungsgabe und Ehrgeiz. Wenn sie diese elementaren Bildungsressourcen in der Sozialisation erwerben, ist Bildungserfolg trotz armutsgeprägter Ausgangslage möglich.

Der Gymnasiast Sheraz (14) zeigt zwei typische Ausdrucksformen von ‚anständigen‘ Kindern aus dem Wohnblock: Er spielt Rassismuserfahrungen in Deutschland herunter und er kommt dem negativen Ruf seines Wohngebiets immer schon zuvor, indem er seine ‚Anständigkeit‘ betont. Der Ingenieursstudent Saad (22) zeigt, dass ein Bildungsaufstieg keineswegs immer linear verlaufen muss oder schon prospektiv in der Jugend bestimmbar ist. Er bezeichnet sich als „schwarzes Schaf“ der Familie, hatte auf der Realschule ein „Autoritätsproblem“ mit seinen Lehrkräften und gehört zur Gruppe der nicht-abstinent Religiösen. Im Gegensatz zu ihm gingen seine vier Geschwister alle von Anfang an auf ein Gymnasium. Aber auch in seinem Fall führten die hohen Bildungsaspirationen und die unterstützenden Beziehungen in der Familie letztendlich zum Studium. Der Ingenieursstudent Yassin (23) gibt zu verstehen, dass er kein Überflieger sei. Sein enormer Arbeitseifer, sein Durchhaltevermögen und sein starker Wille, sich immer weiter zu entwickeln, brachten ihn zum Studium. Wie andere *college boys* bezeichnet er als „traurig“, was aus seinen Weggefährten wurde, die die Wege von *corner boys* einschlugen.

Der Ingenieur Hassan (31) bezeichnet erwachsen gewordene *corner boys* als „verlorene Seelen“, die viele Entwicklungsstufen im Leben verpasst haben. Seinen eigenen Bildungsaufstieg schreibt er seiner Intelligenz und der konsequenten Erziehung seines Vaters zu, der zum Beispiel trotz seines harten Arbeitslebens auf Baustellen immer wusste, wann die Kinder Klausuren schrieben. Hassans Familie zeigt ein in diesem Milieu häufiger vorkommendes Muster, das verdeutlicht, wie entscheidend *timing* bei der Migration ist: Hassans ältere Brüder waren 16 und 14 Jahre alt, als sie nach Deutschland kamen, und machten hier ihren Hauptschulabschluss. Seine Schwester war 11 und erreichte den Realschulabschluss. Hassan kam als Baby und wurde der erste Akademiker in seiner Familie. Seine Nichte studiert Medizin.

Der Arzt Salman (38) gehört zu einem Typus, der eine sehr hohe Religiosität und großen beruflichen Erfolg vereint. Salman rechnet seinen Bildungserfolg in erster Linie dem Islam zu, nicht zuletzt, weil die Beschäftigung mit religiösen Schriften ihn zum Lesen brachte. Auch in anderen Familien fungiert die Religion als Schutzfaktor gegen Armut. Salman fing als Schüler

früh mit vielen Nebenjobs an. Das Primat habe in seinem Leben immer beim Finanziellen liegen müssen. Er bezeichnet es als „traurig“, dass er keine „normale Kindheit“ haben konnte. Allerdings beobachtet er in seinem Umfeld, besonders bei seinen Neffen und Nichten, dass die Verhältnisse sich stark geändert haben, weil deren Eltern höhere Bildungsabschlüsse und Einkommen haben.

Im Fall von *corner boys* erschwert die Segregation von Freundeskreisen, Wohngebieten und Schulen die soziale Mobilität. Sie stammen tendenziell aus Familien, deren Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland sich aufgrund der langen Tradition von Diskriminierung nicht positiv entwickeln konnte. Die Distanz, Hemmungen und das untergründige Misstrauen gegenüber dem deutschen Staat übertragen sich von den Eltern auf die Kinder und werden etwa in der Interaktion zwischen Eltern und Schule oder zwischen Eltern und Behörden deutlich. In diesen Familien wird ein allgemeines Ressentiment dadurch bestärkt, dass die Ansichten in wesentlichen Bereichen vom hegemonialen Konsens in Deutschland abweichen, sei es in der Corona-Pandemie, beim Russisch-Ukrainischen-Krieg, beim Nahostkonflikt, in der Geschlechter- oder in der Klimapolitik.

*Corner boys* zeigen oft Ausdrucksformen einer marginalisierten Männlichkeit: Anti-Schulnormen, eine aggressive Aura und Körperverletzung unter rivalisierenden Peers als Folge von Beleidigungen, die sich hochschaukeln. Diese Ausprägungen haben gemeinsam, dass sie einen Anspruch auf Macht haben, wenn es für die jungen Männer keine wirklichen Ressourcen für Macht gibt (Connell, 1993, S. 111). Wenn sie erwachsen sind, fehlt ihnen die finanzielle Sicherheit, um der dominanten Norm entsprechend zu heiraten und eine Familie zu ernähren. Cannabis, Zigaretten und Alkohol sind auch als Kompensation für ihren häufig anzutreffenden Mangel an Intimbeziehungen zu verstehen. Die jungen Männer haben wegen der Enge der elterlichen Wohnungen und wegen religiöser Regeln keinen geeigneten Ort, an dem sie sich für eine Intimbeziehung treffen könnten. Die spezifisch männliche Arbeitslosigkeit in diesem Milieu ist auch eine Folge der Umstrukturierung des Arbeitsmarktes von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft ab den 1980er Jahren. Stark nachgefragte Berufe wie Pfleger oder Erzieher kommen für viele *corner boys* wegen traditioneller Geschlechterrollenvorstellungen nicht in Frage.

Alle *corner boys* gehören zur Gruppe der nicht-abstinent Religiösen. Der Islam hat für sie eine hohe subjektive Bedeutung, die religiösen Regeln haben aber in ihrem Fall abgesehen von Ausnahmen („Du kiffst, du trinkst, du bumst, aber *Ramadan* machst du“) keine handlungsrelevante Kraft. Sie leben in ihrer anomischen Situation mit dem ständigen Gefühl,

dass sie ihren eigenen moralischen Ansprüchen nicht gerecht werden und sind auch für andere Mitglieder der religiösen Gemeinschaft aufgrund ihrer Laster leicht kritisierbar.

Auf ständig schlechte Bewertungen durch Lehrkräfte in der Schule reagieren viele *corner boys*, indem sie schwache Schulleistungen rationalisieren, eine alternative Statusordnung etablieren und sich in Richtung des symbolischen Universums ‚Straße‘ orientieren. In der Rolle als ‚harte Burschen‘ erfahren viele eine Bestätigung durch ihre Peers. In der Phase der Adoleszenz ist allgemein das Urteil der Peergroup viel entscheidender als jegliche Rückmeldung von Erwachsenen. Besonders wenn die Bindung zwischen Eltern und dem Kind schwach ist, sind Jugendliche hochgradig anfällig und beeinflussbar. Oft wird etwa die Stigmatisierung des Wohngebietes von *corner boys*, die sie auch als Stigmatisierung ihrer selbst empfinden, zur *self-fulfilling prophecy*.

Sucht korreliert stark mit Armut, Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Für pathologischen Cannabiskonsum, der viele eng an die Lebensform des *corner boy* bindet, sind besonders diejenigen jungen Menschen anfällig, die etwas suchen, was ihnen im Leben fehlt. Die Umstände ihres Lebens lassen es nicht zu, dass sie andere Resonanzachsen wie Arbeit, Religion, Sport, Kunst, Liebe, Natur, Bildung und Wissenschaft entwickeln. Aus der Perspektive vieler *corner boys* ist es ein langer und wenig attraktiver Weg, Schulbildung nachzuholen, um einen Ausbildungsplatz zu finden. In ihrer Situation ist Kriminalität der effektivste Weg, um schnell an Geld zu kommen.

Die Geschichten von Ejub (11), Yusuf (15) und Abdel (16) zeigen, wie das impulsive Temperament von *corner boys*, die die Wortführer in ihren Gruppen sind, die Angebote der Sozialen Arbeit von einer Spielgruppe für Kinder bis zum Jugendcafé herausfordert. Hamza (14) migrierte mit 12 in einer besonders sensitiven Phase seines Lebensverlaufs aus Marokko nach Deutschland. Er kultiviert den negativen Ruf seines Wohngebietes und bietet ein Paradebeispiel für das ambivalente Gefühl vieler *corner boys* zu ihrem Wohnblock, zwischen Liebe und Verachtung, zwischen einer hohen lokalen Identität und dem unbedingten Wunsch, von dort wegzukommen. Samir (17) erzählt vom Leben der Straßenkriminalität. Er konzentriert sich im Leben auf das aus seiner Sicht Wesentliche, nämlich auf alle möglichen Weisen Geld zu machen und Macht über andere zu gewinnen. Uns Streetworker empfindet er an seiner Straßenecke als Provokation, weil er ein genaues Gespür dafür entwickelt hat, dass sein Lebensentwurf ein Grund für die Schaffung unserer Arbeitsstellen ist.

Die Geschichte von Mustafa (16) ist ein Beispiel für den Übergang zwischen der Schule und einem Leben in Arbeitslosigkeit. Der Ausblick auf die Berufe oder Ausbildungswege, die ihm am ehesten offenstünden, scheint ihm wenig attraktiv. Wünsche und Ziele im Leben formen

junge Menschen aus dem Material und den sozialen Formen, die sie in ihrem Umfeld wahrnehmen und die ihnen offen erscheinen. In seinem Umfeld hatte Mustafa viel Gelegenheit dazu, wahrzunehmen und vermittelt zu bekommen, dass auch Erwerbstätigkeit und harte Arbeit nicht zwangsläufig vor Armut schützen. Die Arbeit als Hilfsarbeiter, Lager- und Transportarbeiter, Maler oder Tischler, Beschäftigter im Gartenbau oder in Dienst- und Wachberufen führt oft nicht zu finanzieller Unabhängigkeit. Viele Bewohner im Wohnblock verdienen in Steuerklasse 1 ohne Ausbildungsabschluss etwa 1.500 Euro netto, mit Ausbildungsabschluss in einigen der genannten Berufe etwa 1.800 Euro netto.

Egid (23) gehört zur Gruppe der Mehrfach-Intensivtäter und präsentiert stolz seine Fußfessel, sein Gefängniswissen und allgemein sein kriminelles Kapital. Mit 8 Geschwistern kommt er aus der kinderreichsten Familie, von der ich im Wohnblock hörte. Exzessiver Cannabiskonsum durchzieht seinen Lebensverlauf, Kokainkonsum und pathologisches Glücksspiel kamen phasenweise vor. Berat (28) gehört zur Gruppe der erwachsen gewordenen *corner boys*. Er verbringt sein Leben in den Randzonen der Gesellschaft, in denen er sich versiert zu bewegen weiß. Von jeglicher sozialer Teilhabe und von wichtigen Elementen, die die *OECD* (2020) als Voraussetzung für ein gutes Leben definiert, ist Berat als Folge seiner früheren Haftenerfahrungen ausgeschlossen: Reguläre Arbeit, eine eigene Wohnung, Gesundheitschancen und Bildung. Seine Situation erlaubt es ihm nicht, langfristige Pläne zu verfolgen, was auch ein Grund ist für sein Selbstverständnis als Billardkugel, die von fremden Kräften bewegt wird. Der biologische und soziale Alterungsprozess führt in der Regel zum Abklingen von Kriminalität. Berats Aussage veranschaulicht diesen universalen Zusammenhang: „Jetzt in dem Alter, wenn ich vor Polizei wegrennen muss, ey das ist doch Blamage.“

### *Selbstkritik und weitergehende Forschung*

Die zwei Reaktionsweisen von *college boys* und *corner boys* führen zur Reproduktion der etablierten Unterscheidung ‚guter Migrant‘ – ‚schlechter Migrant‘. Eine unintendierte Nebenfolge eines Vergleichs der zwei idealtypischen Gruppen ist, dass die problematische Unterscheidung implizit mitschwingt und verstärkt wird. Der Fokus auf *corner boys* reproduziert die übliche Defizitperspektive auf postmigrantische Männer in einigen Forschungszweigen und in einem bestimmten Mediendiskurs. Der Fokus auf *college boys* kann ungewollt zu deren ‚Besonderung‘ beitragen und fälschlicherweise den Anschein erwecken, es handele sich um ‚unnormale‘, individuelle Aufstiegs geschichten (Lang et al., 2016, S. 26).

Zwischen den zwei Idealtypen steht ein breites Spektrum von Entwicklungsmöglichkeiten mit vielen Mischformen und Graustufen. Häufig ist im Wohnblock ein dritter Idealtypus anzutreffen, der sich mit der Formation *Schule – Ausbildung – Lohnarbeit* beschreiben lässt. Diesen Typus, dem die jungen Handwerker, Mechaniker und Kaufmänner aus dem Wohnblock entsprechen, vernachlässigt diese Ethnografie, wodurch sich ein verzerrtes Bild mit Fokus auf die Ränder des Entwicklungsspektrums ergibt.

Diese Studie konnte auch die Lebenswege von *college boys* und *corner boys* aus autochthonen Arbeiterfamilien nicht berücksichtigen. Diese Einengung erschwert eine analytische Trennung zwischen migrationsbedingten Faktoren, wie dem Familienprojekt der Migration und Diskriminierungserfahrungen, und anderen sozioökonomischen Faktoren wie der familialen Kapitalausstattung (Lang et al., 2016, S. 26). Die ausschließliche Betrachtung postmigrantischer Männer kann migrationsbedingten Faktoren unausgesprochen größere Bedeutung zuweisen als der Klassenlage. Auch wenn ich immer wieder betone, dass meine Studie nicht repräsentativ für alle Postmigranten in Deutschland ist, sondern dass es sich um ein *sozial* segregiertes Milieu handelt, besteht die Gefahr, dass ein Erfahrungsbericht wie diese Ethnografie die enge semantische Verbindung etwa von ‚türkisch‘ und ‚arm‘ bestärkt. Diese Verbindung ist allerdings in dieser Pauschalität sehr irreführend, da ein großer Teil der Türkeistämmigen in Deutschland sich durch harte Arbeit einen beachtlichen Wohlstand aufbaute.

Um den blinden Flecken dieser Ethnografie entgegenzuwirken, kann weitergehende Forschung die Lebensverläufe von Frauen aus dem Wohnblock untersuchen oder eine Vergleichsgruppe von autochthonen *college boys* und *corner boys* aus Arbeiterhaushalten aus anderen Wohnblöcken ergänzen. Diese Ethnografie behandelt mit der zweiten und dritten Einwandergeneration überwiegend die jungen Männer aus ‚etablierten‘ postmigrantischen Familien. Der in Kapitel 6 beschriebene ethnische Konflikt zwischen marokkanischen und bulgarischen Familien im Wohnblock ist ein Beispiel für einen Konflikt zwischen ‚Etablierten‘ und ‚Außenseitern‘ nach Elias und Scotson (1965). Weitergehende Forschung könnte ihren Fokus auf diese bulgarischen oder auch auf rumänische Familien aus dem Wohnblock legen, die später nach Deutschland migrierten und von denen es in meinem Arbeitskontext oft heißt, dass sich für sie ein Zyklus mit ähnlichen Problemlagen wiederholt.

Auch ein Vergleich verschiedener Großwohnsiedlungen wäre interessant, um zu untersuchen, welche sozialen Bedingungen auch in strukturell ähnlichen Kontexten gelten und welche anderen Bedingungen spezifisch für den Wohnblock in der Kleinstadt sind. In der Kleinstadt gibt es andere benachteiligte Hochhaussiedlungen, die im Laufe der Jahrzehnte

deutlich weniger Aufmerksamkeit erhielten. Zumindest im Falle einer dieser Hochhaussiedlungen ändert sich dies aktuell durch ein Städtebauförderungsprogramm mit einem Finanzvolumen von 10 Millionen Euro.

### *Politische Implikationen*

Banerjee und Duflo (2020) schreiben über den politischen Kampf gegen soziale Ungleichheit:

Figuring this out may be one of the greatest challenges of our time. Much greater than space travel, perhaps even than curing cancer. After all, what is at stake is the whole idea of the good life as we have known it. We have the resources. What we lack are ideas that will help us jump the wall of disagreement and distrust that divides us. If we can engage the world seriously in this quest, and the best minds in the world to work with governments and NGOs and others to redesign our social programs for effectiveness and political viability, there is a chance history will remember our era with gratitude. (S. 276)

Es ist eine etablierte wissenschaftliche Erkenntnis, dass Prävention in Form von staatlichen Investitionen in arme Kinder günstiger ist als die Folgekosten von Armut: Gefährdung des sozialen Friedens, Kriminalität, Kosten für Sozialarbeit, Erwerbsunfähigkeit durch chronische Armut und entgangene Produktivität, die sich aus dem ungenutzten Talent ganzer Bevölkerungsgruppen ergibt. Schon Coleman (1993, S. 13) sprach sich dafür aus, dass Staaten die Folgekosten von Armut kalkulieren und den ermittelten Betrag für die Förderung von Kindern verwenden, die aufgrund ihrer sozialen Klasse am ehesten gefährdet sind. Zu den staatlichen Kosten, die zur Kriminalitätsprävention beitragen, zählt auch öffentlicher Wohnraum, der diskriminierungsfrei vergeben wird. Besonders für kinderreiche, gefährdete Familien bietet öffentlicher Wohnraum oft die einzige Chance, aus kriminalitätsbelasteten Wohngebieten fortzuziehen.

Grundsätzlich lässt sich nach dieser Untersuchung schlussfolgern, dass sich als Folge von wissenschaftlichen Erkenntnissen und gezieltem politischem Handeln in den letzten Jahrzehnten spürbare Verbesserungen für die Lebensbedingungen von jungen Menschen aus dem Wohnblock einstellen. Auch wenn nach wie vor großer Handlungsbedarf besteht, kann in vielen Bereichen die grobe Entwicklungslinie weiter verfolgt werden. Die staatlichen Investitionen ins Bildungssystem stiegen zwischen 2010 und 2022 um 66 Prozent (Turulski, 2023). Wichtig ist, zu bedenken, dass sich Veränderungen evolutionär einstellen, dass sie also Zeit brauchen, mitunter eine gesamte Generation.

Die Lokalpolitik der Kleinstadt entschied, dass Kitaplätze in der Kernbetreuungszeit für die Familien aller Kinder kostenfrei sind. Politisch geschaffene Stellen für Sprachförderkräfte fördern gerade diejenigen Kinder, die Deutsch nicht als Muttersprache lernen. Ein Abteilungsleiter der Stadtverwaltung bemüht sich intensiv darum, Erzieherinnen und Erzieher im Ausland anzuwerben, um dem Personalmangel entgegenzuwirken. Die Bundesregierung beschloss Erleichterungen bei der Fachkräfteeinwanderung, wobei weiterhin viel Bedarf besteht. Das zusätzliche Personal in den Bereichen Erziehung und Kinderbetreuung ist auch für den Ganztagsanspruch von Grundschulkindern notwendig, der ab 2026 Jahr für Jahr weiter eingeführt wird. Die ausgeweitete Betreuung von Kindern hat erstens den Effekt, dass Kinder in wichtigen Jahren ihrer Sozialisation entwicklungsfördernde Angebote bekommen. Zweitens ermöglicht sie vielen Müttern eine ausgeweitete Partizipation am Arbeitsmarkt, was die „child penalty“ verringert, also das entgangene Einkommen von Müttern als Folge der Geburt von Kindern. Schließlich schafft die ausgeweitete Kinderbetreuung viele weitere Jobs mit einer Arbeit, die unmöglich von Robotern oder künstlicher Intelligenz übernommen werden kann und die für viele eine erfüllende berufliche Perspektive bietet, besonders wenn diese Arbeit angemessen bezahlt wird (Banerjee & Duflo, 2020, S. 309).

In der deutschen Kita-Pädagogik herrscht traditionell eine Abneigung gegenüber Didaktik oder gezieltem Lernen (Spiewak, 2022). Während in den USA oder Frankreich die Schulreife ein anerkanntes Ziel in der vorschulischen Bildung ist, wird in Deutschland die Kita oft noch als Schonraum und als Gegenwelt zur Schule gesehen, nach dem Motto, dass der Ernst des Lebens noch früh genug beginne (ebd.). Erzieherinnen, Einrichtungen, Träger und Ausbilder sollten bedenken, dass nach diesem Ansatz gerade Kinder aus bildungsarmen Familien wertvolle Lernerfahrungen verpassen können. Hinter der negativen Einstellung gegenüber „Verschulung“ in der Kita steckt die Fehlannahme, dass Lernen und Freude ein Widerspruch seien, eine Annahme, die niemand Kindern vermitteln sollte. Eine Metastudie, die 196 experimentelle Studien in Ländern mit hohem Einkommen auswertete, kam zu dem Ergebnis, dass eine gute vorschulische Bildung und frühe, gezielte und intensive Nachhilfe an Schulen am besten geeignet sind, um die Schulleistungen benachteiligter Schülerinnen und Schüler zu verbessern (Fryer, 2016).

Auf der Ebene der Schule wirkt sich die steigende Anzahl von postmigrantischen Lehrkräften motivierend auf Kinder aus dem Wohnblock aus, denn Kinder brauchen Vorbilder, die ihnen zeigen, welche Wege ihnen offenstehen. Experimentelle Studien weisen auch die Effektivität von Mentoring-Programmen nach, in denen Studierende Schülerinnen und Schüler aus Familien mit niedrigem sozioökonomischen Status unterstützen (Resnjanskij et al., 2023).

Sie machen mit ihnen Unternehmungen wie Sport und Zoobesuche oder gründen eine Lesepatenschaft mit einer Eins-zu-Eins-Leseförderung, nicht mit Schullesestoff, sondern mit Kinderbüchern aus dem Interessenfeld des Kindes. Eine experimentelle Studie wies nach, dass aus der Kontrollgruppe von Kindern ohne Mentoring 48 Prozent aufs Gymnasium gingen, während es in der Versuchsgruppe mit Mentoring 59 Prozent waren (Falk et al., 2020). Durch staatliche Finanzierung könnte die Anzahl der Studierenden in solchen Mentoring-Programmen schnell steigen. Zusätzlich bieten die Kohorten der Baby-Boomer, die oft hochqualifiziert sind und in den 2020er Jahren in Rente gehen, ein großes Potenzial, das für eine Ehrenamtskoordination von Mentoring-Programmen genutzt werden kann.

Solange das Schulsystem alle Kinder gleich behandelt, unterstützt und fördert es die bereits vor der Einschulung bestehende Ungleichheit (Bourdieu, 2001, S. 39). Eine Schulpolitik, die gezielt benachteiligte Schulen unterstützt, zeigt positive Ergebnisse in anderen Ländern (Blossfeld et al., 2016, S. 244). Gerade diejenigen Schülerinnen und Schüler, die Schwierigkeiten mit dem Lernen haben, müssen unterstützt werden, denn die anderen lernen auch ohne zusätzliche staatliche Maßnahmen.

Mit dem Sozialindex ist ein sinnvolles Instrument gegeben, um die Mittelzuweisung von der Art der Schule abhängig zu machen und besonders Schulen mit vielen armutsgefährdeten und zugewanderten Kindern zu unterstützen. Mit diesem Ansatz stieß die Bundesregierung einen Paradigmenwechsel in der deutschen Schulpolitik an. Denn lange Zeit galt das ‚Gießkannenprinzip‘, nach dem allen Schulen gleich viele Mittel zugewiesen wurden. Mit dem „Startchancen-Programm“ beschloss die Bundesregierung, dass Bund und Länder ab 2024 für zunächst 10 Jahre insgesamt 20 Milliarden Euro in sozioökonomisch benachteiligte Schulen mit niedrigem Sozialindex investieren. Ein großer Teil der Gelder fließt in Grundschulen. Hierbei sollte ein besonderer Fokus auf Leseförderung gelegt werden. Denn viele spätere Entmutigungen in der Schule sind durch ein Zurückfallen in der Kernkompetenz des Lesens begründet. An Grundschulen sollte mit dem Startchancen-Programm die Software „Tutoring for All“, die aufbauend auf wissenschaftlichen Erkenntnissen in der Leseförderung entwickelt wurde, flächendeckend implementiert werden. Die Software ermöglicht es Kindern, das Lesen an das individuelle Niveau angepasst und auf spielerische Weise zu lernen (*gamification*).

Positive Folgen einer am Bedarf orientierten Mittelzuweisung zeigen sich schon heute in den Schulen der Kleinstadt, die viele Stellen in der Schulsozialarbeit und eine finanziell gut ausgestattete Nachmittagsförderung aufweisen. Grundsätzlich sollte die staatliche

Mittelzuweisung nicht nur bei Kitas und Schulen, sondern auch bei Kommunen länderübergreifend stärker am Bedarf und an der Armutsgefährdung ausgerichtet sein.

Schulpolitische Maßnahmen allein erzielen oft nicht den gewünschten Effekt, weil der Einfluss der Eltern auf den Lebensverlauf ihrer Kinder meist deutlich größer ist als alles, was die Schule selbst mit ihren begrenzten Zeit-, Personal- und Geldressourcen zu erreichen versucht (Coleman, 1966, S. 218). Randomisierte Zufallsexperimente in den USA und anderen Ländern weisen die Effektivität von Hausbesuchen bei Eltern durch Familienhelferinnen, Erzieher oder Sozialarbeiter nach, die den Eltern etwa Tipps geben, wie sie mit ihren Kindern spielen können (Banerjee & Duflo, 2020, S. 309). In Deutschland gibt es in einigen Städten erste wissenschaftlich begleitete Projekte mit Familienhelferinnen (Köller et al., 2021). Diese machen Hausbesuche, helfen beim Kindergeldantrag, geben Tipps zum Stillen und zur Anmeldung in einer Krippe („am besten sofort“) oder zeigen den Eltern von Säuglingen, wie sie die Zeichen ihres Kindes verstehen können.

Die Evidenz aus anderen Ländern spricht für eine starke Ausweitung der Unterstützung durch Familienhelferinnen. Diese können gezielt diejenigen Familien identifizieren, bei denen ein erhöhter Unterstützungsbedarf besteht, beispielsweise in Form von Kursen für Eltern. Aktuell herrscht bei bestehenden Angeboten ein Präventionsparadox: Förderangebote für kleine Kinder werden vermehrt von den ‚falschen‘ Eltern angenommen, wodurch sich die Bildungsungleichheit nicht verringert, sondern erhöht (Spiewak, 2023). Der Aussage „Was bei uns zu Hause in der Familie passiert, geht niemanden was an!“ stimmten in einer Studie 43 Prozent der Mütter aus belasteten und 11 Prozent der Mütter aus nicht belasteten Familien zu (Staa & Renner, 2020, S. 16).

Dies verdeutlicht den Widerspruch zwischen Hilfebedürftigkeit und der Fähigkeit, Hilfe anzunehmen. Die Fähigkeit, Unterstützungsangebote anzunehmen, ist sehr voraussetzungsreich und basiert auf Erfahrungen im eigenen Lebensverlauf und in der Familiengeschichte. Frustrierende oder demütigende Erfahrungen in Behörden können zu einer mehr oder weniger stark ausgeprägten institutionellen Vermeidung führen. Manchen Eltern fehlen Schulbildung, Alltagskompetenz und das Wissen, wie sie mit Ämtern umgehen können (Blum-Maurice & Zenz, 2009, S. 60). Sie scheuen demütigende Situationen und lassen manches einfach laufen (ebd.). Zu diesen hochbelasteten Familien gelingt der Zugang am besten über Vertrauenspersonen wie Gynäkologinnen und Hebammen, über Moscheen oder Quartiersmanagerinnen (Spiewak, 2023). Die Erwartung, dass diese Eltern sich von allein Unterstützung suchen, führt hingegen nur selten zum Ziel. Dieser Grundsatz gilt auch für andere Unterstützungsleistungen für benachteiligte Menschen, zum Beispiel für Leistungen für

Klassenfahrten, Schulmaterial oder Lernförderung aus dem Bildungs- und Teilhabepaket: Die Leistungen müssen zu den betreffenden Personen kommen, anstatt darauf zu warten, dass sie abgeholt werden.

Der spätere Lebensverlauf ist nicht durch Kindheit und Jugend determiniert. Auch wenn Prävention durch Investitionen ins Bildungssystem kostengünstiger ist als ein Eingreifen später im Leben, können Unterstützungsangebote für Erwachsene große Effekte haben. Nur weil ein 23-jähriger *corner boy* desillusioniert ist und aus Misstrauen jegliche Unterstützungsangebote ablehnt, heißt das nicht, dass dieser Zustand bei ihm im Alter von 30 nach wie vor anhält. Eine Arbeitstätigkeit ist nicht unbedingt etwas, das folgt, wenn alle anderen Probleme im Leben gelöst sind und die Menschen ‚bereit‘ für den Arbeitsmarkt sind (Banerjee & Duflo, 2020, S. 318). Arbeit kann vielmehr ein wesentliches Element im Änderungsprozess sein, etwa im Abklingen von Sucht, Kriminalität oder psychischen Krankheiten sowie in der Aufwertung des Selbstbildes. Deshalb sind Programme sinnvoll, die es Menschen erlauben, zumindest für eine bestimmte Zeit jenseits des regulären Arbeitsmarktes in Würde zu arbeiten. Grundsätzlich sollte der Staat den Privatsektor ermutigen, das enorme Potenzial an Arbeitskräften in armutsgeprägten Hochhaussiedlungen zu entdecken. Bei der Vermittlung von Ausbildungsplätzen kann sich die deutsche Politik ein Vorbild an Österreich nehmen: Wer dort keine Ausbildung findet, kommt in einen zehnwöchigen Kurs zur Berufsvorbereitung (Neuhaus & Wagner, 2023). Schafft die österreichische Arbeitsagentur es in dieser Zeit nicht, die jungen Menschen zu vermitteln, bekommen sie eine überbetriebliche Ausbildung. Zudem gibt es in Österreich neben jeder Berufsschule ein Wohnheim für Auszubildende, was diese finanziell entlastet (ebd.). Ehemaligen *corner boys* wäre in einem solchen Wohnheim eine Möglichkeit für einen Neustart und einen radikalen Bruch mit dem gewohnten Umfeld gegeben.

Die zwei Reaktionsweisen von *college boys* und *corner boys* sind Beispiele für die Heterogenisierung der Lebenslagen, die sich seit der ersten Generation der Arbeitsmigration bei nachfolgenden Generationen einstellte. Das übergreifende Erfahrungsband, das sich aus ähnlichen Lebenslagen nach der Einwanderung ergab, existiert so nicht mehr. Allgemeine Annahmen, etwa dass Angehörige der zweiten oder dritten Generation sich von ihrer Herkunftskultur abgrenzen oder dass Assimilationsprozesse zwangsläufig von Generation zu Generation zunehmen, können als widerlegt gelten, weil sich das Spektrum an Entwicklungsmöglichkeiten als deutlich vielfältiger erweist (King et al., 2011, S. 584). *College boys* und *corner boys* sind Ausdruck einer Polarisierung der Lebenslagen und stehen als Extremfälle jeweils am Ende eines Poles auf diesem Spektrum. Die *corner boys* sind als

Angehörige der prekären Klasse das Resultat einer Negativspirale mit langer Tradition, die mit den Ausgrenzungserfahrungen ihrer Großeltern begann und sich in der Familiengeschichte mit geringen Sprachkenntnissen, einem Rückzug in ein homogenes soziales Netzwerk und einer allgemeinen Apathie oder Resignation fortsetzte.

Die *college boys* hingegen erreichen von Generation zu Generation höhere Bildungsabschlüsse und allgemein eine höhere Klassenposition. Während die *corner boys* metaphorisch gesprochen im Raum des Wohnblocks gefangen bleiben, ermöglicht das hohe Einkommen den *college boys* Raum zur Entfaltung. Sie bereisen die Welt, erwerben Wohneigentum und werden die akkumulierten Vorteile an ihre Kinder weitergeben. Ihre Bildungsaufstiege sind nicht als Ausnahmefälle zu verstehen. Stattdessen sind sie die logische Folge eines längeren Aufenthalts der Familien in Deutschland. Einem bestimmten Anteil jeder Kohorte gelingt der Bildungsaufstieg. In Deutschland ist der Anteil im europäischen Vergleich besonders gering. 6 Prozent der Kinder mit sozioökonomisch benachteiligter Herkunft sind hier erfolgreich in der Schule (Kuhlmann, 2018, S. 448). Allerdings werden die Bildungsaufstiege von (Post-)Migrantinnen und -migranten evolutionär – vergleichbar mit Zinseszinsen – dazu führen, dass eine Ethnisierung der Mittelklasse sich als immer unzutreffender herausstellt und dass die semantische Verknüpfung von „deutsch“, „weiß“, „Mittelklasse“ und „Einfamilienhaus“ immer poröser wird. Die offene Frage ist nur, wie schnell diese Entwicklung verlaufen wird.

## Literaturverzeichnis

- Abdel-Salam, O. M. E. (2022). The neurotoxic effects of cannabis on brain: Review of clinical and experimental data. *Molecular Sciences and Applications*, 2, 11–23. <https://doi.org/10.37394/232023.2022.2.3>
- Abels, H. (2009). *Wirklichkeit: Über Wissen und andere Definitionen der Wirklichkeit, über uns und Andere, Fremde und Vorurteile*. VS, Verlag für Sozialwissenschaften.
- Afsahi, K. (2015). Are Moroccan cannabis growers able to adapt to recent European market trend? *International Journal of Drug Policy*, 26(3), 327–329. <https://doi.org/10.1016/j.drugpo.2014.11.012>
- Akreml, L. (2014). Stichprobenziehung in der qualitativen Sozialforschung. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 265–282). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0>
- Allmendinger, J. (1999). Bildungsarmut: Zur Verschränkung von Bildungs- und Sozialpolitik. *Soziale Welt*, 50(1), 35–50.
- Althoff, M. (2021). *Unter corner boys. Eine Ethnographie der Perspektiven junger Männer in einer berüchtigten Hochhaussiedlung* [Unveröffentlichte Masterarbeit]. Institut für Soziologie. Goethe-Universität Frankfurt.
- Alwin, D. F., Thomas, J. R., & Wray, L. A. (2016). Cognitive development and the life course: Growth, stability and decline. In M. J. Shanahan, J. T. Mortimer, & M. Kirkpatrick Johnson (Hrsg.), *Handbook of the life course: Volume II* (S. 451–488). Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-20880-0>
- Amyay, S., & Errais, T. (2011). *Wir wollen, dass ihr uns zuhört*. NH ProjektStadt.
- Anderson, E. (1990). *Streetwise: Race, class, and change in an urban community*. University of Chicago Press.
- Anderson, E. (2000). *Code of the street: Decency, violence, and the moral life of the inner city*. Norton.
- Auspurg, K., Schneck, A., & Hinz, T. (2019). Closed doors everywhere? A meta-analysis of field experiments on ethnic discrimination in rental housing markets. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 45(1), 95–114. <https://doi.org/10.1080/1369183X.2018.1489223>
- Avison, W. R. (2016). Mental health. In M. J. Shanahan, J. T. Mortimer, & M. Kirkpatrick Johnson (Hrsg.), *Handbook of the life course: Volume II* (S. 407–429). Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-20880-0>
- Azet. (2016, Mai 1). *Für die Familie* [Song]. KMG Gang. <https://www.youtube.com/watch?v=LOXojkdMaPw>
- Azet. (2019a). *Ist es wahr* [Song]. KMG Gang. <https://www.youtube.com/watch?v=RFztlKv4LIE>
- Azet. (2019b, Juni 11). *Wo ich her komm* [Song]. KMG Gang. <https://www.youtube.com/watch?v=vARnGY2ivzw>
- Bäcker, G. (2022). *Sozialatlas: Daten und Fakten über das, was unsere Gesellschaft zusammenhält* (A. Maennel, Hrsg.). Heinrich Böll Stiftung.
- Banerjee, A. V., & Duflo, E. (2011). *Poor economics: A radical rethinking of the way to fight global poverty*. Public Affairs.
- Banerjee, A. V., & Duflo, E. (2020). *Good economics for hard times: Better answers to our biggest problems*. Penguin Books.
- Baum, A. (2023, Februar 9). Dann ist es wieder still. Drei Jahre liegen die Morde von Hanau zurück. Für einen winzigen Moment wurde danach der Kampf gegen

- Rechtsextremismus zur Staatsräson erklärt. Doch es hat sich nichts geändert. Ein Besuch bei den Hinterbliebenen. *Die Zeit*, 45.
- Baur, J. (2009). *Die Musealisierung der Migration: Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation*. Transcript.
- Baur, N., & Hofmeister, H. (2008). Some like them hot: How Germans construct male attractiveness. *The Journal of Men's Studies*, 16(3), 280–300. <https://doi.org/10.3149/jms.1603.280>
- Beck, U., & Beck-Gernsheim, E. (1993). Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart. *Zeitschrift für Soziologie*, 22(3), 178–187.
- Becker, H. S. (1973). *Outsiders. Studies in the sociology of deviance*. Free Press. (Original work published 1963)
- Belina, B., & Wehrheim, J. (2011). „Gefahrengebiete“: Durch die Abstraktion vom Sozialen zur Reproduktion gesellschaftlicher Strukturen. *Soziale Probleme*, 23(2), 207–229.
- Berger, J., & Mohr, J. (1976). *Arbeitsemigranten: Erfahrungen, Bilder, Analysen*. Rowohlt.
- Blossfeld, H.-P., Hofäcker, D., Hofmeister, H., & Kurz, K. (2008). Globalisierung, Flexibilisierung und der Wandel von Lebensläufen in modernen Gesellschaften. In M. Szydlik (Hrsg.), *Flexibilisierung: Folgen für Arbeit und Familie* (S. 23–46). VS Verlag für Sozialwissenschaften. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-90780-2\\_2](https://doi.org/10.1007/978-3-531-90780-2_2)
- Blossfeld, P. N., Blossfeld, G. J., & Blossfeld, H.-P. (2016). Changes in educational inequality in cross-national perspective. In M. J. Shanahan, J. T. Mortimer, & M. Kirkpatrick Johnson (Hrsg.), *Handbook of the life course: Volume II* (S. 223–247). Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-20880-0>
- Blum-Maurice, R., & Zenz, W. (2009). Familienarmut und Kindesvernachlässigung – ein Kreislauf von Ohnmacht und enttäuschter Hoffnung. *Psychotherapie Forum*, 17(2), 58–65. <https://doi.org/10.1007/s00729-009-0283-4>
- Blumer, M. (1998). Chicago sociology and the empirical impulse: Its implications for sociological theorizing. In L. Tomasi (Hrsg.), *The tradition of the Chicago School of sociology* (S. 75–88). Ashgate.
- Boeckenhoff, A., Dittmann, J., & Goebel, J. (2012). Armut und Resilienz: Über die Bedingungen von gymnasialem Schulerfolg bei Jugendlichen mit Armutserfahrung. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 32(4), 379–395.
- Bogner, A., Littig, B., & Menz, W. (2014). *Interviews mit Experten: Eine praxisorientierte Einführung*. Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19416-5>
- Bornstein, R. F., & Craver-Lemley, C. (2022). Mere exposure effect. In R. F. Pohl (Hrsg.), *Cognitive illusions: Intriguing phenomena in thinking, judgment, and memory* (3. Aufl., S. 241–258). Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003154730-18>
- Boudon, R. (1974). *Education, opportunity, and social inequality: Changing prospects in Western society*. Wiley.
- Bourdieu, P. (1984). *Die feinen Unterschiede: Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* (3. Auflage). Suhrkamp. (Original work published 1979)
- Bourdieu, P. (1997). Ortseffekte. In P. Bourdieu et al. (Hrsg.), *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft* (S. 159–167). UVK Verlag.
- Bourdieu, P. (2001). *Wie die Kultur zum Bauern kommt: Über Bildung, Schule und Politik*. VSA-Verlag.
- Bourdieu, P. (2016). *Die männliche Herrschaft* (3. Auflage). Suhrkamp. (Original work published 1998)
- Bourdieu, P., & Passeron, J.-C. (2007). *Die Erben: Studenten, Bildung und Kultur*. UVK Verlag. (Original work published 1985)
- Browning, C. R., Cagney, K. A., & Boettner, B. (2016). Neighborhood, place, and the life course. In M. J. Shanahan, J. T. Mortimer, & M. Kirkpatrick Johnson (Hrsg.), *Handbook*

- of the life course: Volume II* (S. 597–620). Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-20880-0>
- Carol, S., Peez, F., & Wagner, M. (2020). Delinquency among majority and minority youths in Cologne, Mannheim and Brussels: The role of religion. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 46(17), 3603–3629. <https://doi.org/10.1080/1369183X.2019.1620415>
- Chetty, R., Jackson, M. O., Kuchler, T., Stroebel, J., Hendren, N., Fluegge, R. B., Gong, S., Gonzalez, F., Grondin, A., Jacob, M., Johnston, D., Koenen, M., Laguna-Muggenburg, E., Mudekereza, F., Rutter, T., Thor, N., Townsend, W., Zhang, R., Bailey, M., ... Wernerfelt, N. (2022). Social capital I: Measurement and associations with economic mobility. *Nature*, 608, 108–121. <https://doi.org/10.1038/s41586-022-04996-4>
- Coleman, J. S. (1961). *The adolescent society: The social life of the teenager and its impact on education*. Free Press.
- Coleman, J. S. (1966). *Equality of educational opportunity*. National Center for Educational Statistics.
- Coleman, J. S. (1993). The rational reconstruction of society: 1992 Presidential Address. *American Sociological Review*, 58(1), 1–15. <https://doi.org/10.2307/2096213>
- Connell, R. W. (1993). *Masculinities*. Polity Press.
- Dean, A. C. (2004). Splitting in normal and pathological populations from the perspective of predictive control theory: A reconceptualization. *Theory & Psychology*, 14(1), 29–55. <https://doi.org/10.1177/0959354304040197>
- Der Spiegel. (1973, Juli 29). »Die Türken kommen—Rette sich, wer kann«. <https://www.spiegel.de/politik/die-tuerken-kommen-rette-sich-wer-kann-a-5b1ba6e5-0002-0001-0000-000041955159>
- Descript. (2022). [Software]. <https://www.descript.com/>
- DeZIM, & BiB. (2021). *Integration in Deutschland. Erster Bericht zum indikatorengestützten Integrationsmonitoring*. Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration (Hrsg.). <https://www.bib.bund.de/DE/Aktuelles/2021/2021-03-31-Bericht-zum-Integrationsmonitoring-des-Bundes.html>
- Diop, A. (Regisseurin). (2016). *Vers la tendresse* [Film]. Mubi.
- Duneier, M. (2001). *Sidewalk* (1. Taschenbuch-Ausgabe). Farrar, Straus and Giroux.
- Durkheim, É. (1992). *Über soziale Arbeitsteilung: Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*. Suhrkamp. (Original work published 1893)
- Durkheim, É. (2019). *Die Regeln der soziologischen Methode*. Suhrkamp. (Original work published 1895)
- Eißel, D. (2018). Ungleichheit und Armut als Movers von Wachstum und Wohlstand? In E.-U. Huster, J. Boeckh, & H. Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung* (3. Auflage, S. 77–96). Springer VS.
- El-Mafaalani, A. (2012). *BildungsaufsteigerInnen aus benachteiligten Milieus: Habitustransformation und soziale Mobilität bei Einheimischen und Türkeistämmigen*. Springer VS.
- El-Mafaalani, A. (2018). *Das Integrationsparadox: Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt* (Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung). bpb, Bundeszentrale für politische Bildung.
- Elder, G. H. (1974). *Children of the great depression: Social change in life experience*. University of Chicago Press.
- Elder, G. H. (1998). The Life Course as Developmental Theory. *Child Development*, 69(1), 1–12. <https://doi.org/10.2307/1132065>
- Elder, G. H., Kirkpatrick Johnson, M., & Crosnoe, R. (2004). The emergence and development of life course theory. In J. T. Mortimer & M. J. Shanahan (Hrsg.), *Handbook of the life course* (S. 3–19). Springer US. [https://doi.org/10.1007/978-0-306-48247-2\\_1](https://doi.org/10.1007/978-0-306-48247-2_1)

- Elias, N., & Scotson, J. L. (1965). *The established and the outsiders: A sociological enquiry into community problems*. Frank Cass & Co.
- Engelmann, B. (1991). *Du deutsch? Geschichte der Ausländer in Deutschland*. Steidl.
- Enggruber, R., & Rützel, J. (2015). *Berufsausbildung junger Menschen mit Migrationshintergrund: Eine repräsentative Befragung von Betrieben*. Bertelsmann-Stiftung.
- Esser, H. (1980). *Aspekte der Wanderungssoziologie: Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse*. Luchterhand.
- Falk, A., Kosse, F., & Pinger, P. (2020). *Mentoring and schooling decisions: Causal evidence*. Munich Society for the Promotion of Economic Research.
- Fanon, F. (1952). *Peau noire, masques blancs*. Éditions du Seuil.
- Fielding-Singh, P. (2021). *How the other half eats: The untold story of food and inequality in America*. Little, Brown.
- Fishkin, J. (2014). *Bottlenecks: A new theory of equal opportunity*. Oxford University Press.
- Foroutan, N. (2019). *Die postmigrantische Gesellschaft: Ein Versprechen der pluralen Demokratie*. Transcript.
- Foucault, M. (2017). *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I* (21. Auflage). Suhrkamp. (Original work published 1978)
- Foucault, M. (2020). *Archäologie des Wissens* (19. Auflage). Suhrkamp. (Original work published 1969)
- Franzen, J. (2021). *Crossroads*. Fourth Estate.
- Friedrichs, J., & Blasius, J. (2000). *Leben in benachteiligten Wohngebieten*. Leske + Budrich.
- Fritschi, T., & Oesch, T. (2009). *Volkswirtschaftlicher Nutzen von frühkindlicher Bildung in Deutschland* (S. 19). Bertelsmann-Stiftung.
- Fryer, R. (2016). *The Production of human capital in developed countries: Evidence from 196 randomized field experiments*. National Bureau of Economic Research. <https://doi.org/10.3386/w22130>
- Gammon, L. (2019). Empirische Befunde zum Jugendarrest: Eine Bestandsaufnahme. *Kriminologie - Das Online-Journal*, 250–266. <https://doi.org/10.18716/OJS/KRIMOJ/2019.2.10>
- Ganesh, S., & D'Souza, D. C. (2022). Cannabis and psychosis: Recent epidemiological findings continuing the “causality debate”. *American Journal of Psychiatry*, 179(1), 8–10. <https://doi.org/10.1176/appi.ajp.2021.21111126>
- Gecas, V. (2004). Self-agency and the life course. In J. T. Mortimer & M. J. Shanahan (Hrsg.), *Handbook of the life course* (S. 369–390). Springer.
- Geertz, C. (1973). *The interpretation of cultures: Selected essays*. Basic Books.
- Geißler, R. (2005). Die Metamorphose der Arbeitertochter zum Migrantensohn. Zum Wandel der Chancenstruktur im Bildungssystem nach Schicht, Geschlecht, Ethnie und deren Verknüpfungen. In P. A. Berger & H. Kahlert (Hrsg.), *Institutionalisierte Ungleichheiten. Wie das Bildungswesen Chancen blockiert* (S. 71–100). Beltz Juventa.
- Genske, L., & Humboldt, R. (Regisseure). (2014). *Am Kölnberg* [Film]. Kunsthochschule für Medien Köln.
- Giele, J. Z. (2009). Life stories to understand diversity: Variations by class, race, and gender. In G. H. Elder & J. Z. Giele (Hrsg.), *The craft of life course research* (S. 236–257). Guilford Press.
- Giele, J. Z., & Elder, G. H. (1998a). Life course research: Development of a field. In J. Z. Giele & G. H. Elder (Hrsg.), *Methods of life course research: Qualitative and quantitative approaches* (S. 5–27). Sage Publications.
- Giele, J. Z., & Elder, G. H. (1998b). *Methods of life course research: Qualitative and quantitative approaches*. Sage Publications.

- Gildemeister, R. (2012). Geschlechterforschung (gender studies). In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung: Ein Handbuch* (9. Auflage, S. 213–223). Rowohlt. (Original work published 2000)
- Goffman, E. (1970). *Stigma: Notes on the management of spoiled identity*. Penguin Books. (Original work published 1963)
- Goffman, E. (1973). *The presentation of self in everyday life*. Overlook Press. (Original work published 1956)
- Granovetter, M. S. (1973). The strength of weak ties. *American Journal of Sociology*, 78(6), 1360–1380.
- Grohmann, G. (2009). Zur Zusammenarbeit von Mobiler Jugendarbeit und Polizei – Voraussetzungen, Möglichkeiten und Grenzen. In F. Dölker & S. Gillich (Hrsg.), *Streetwork im Widerspruch: Handeln im Spannungsfeld von Kriminalisierung und Prävention* (S. 124–145). Triga.
- Guilluy, C. (2013). *Fractures françaises*. Flammarion.
- Habermas, J. (2019a). *Theorie des kommunikativen Handelns Band 1. Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung* (11. Auflage). Suhrkamp. (Original work published 1981)
- Habermas, J. (2019b). *Theorie des kommunikativen Handelns Band 2. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft* (11. Auflage). Suhrkamp. (Original work published 1981)
- Haftbefehl, & Xatar. (2016). *Lauf der Dinge* [Song]. Azzlack Studios. <https://www.youtube.com/watch?v=pgiSBeVebBU>
- Hagenbach, J., & Koessler, F. (2017). The Streisand effect: Signaling and partial sophistication. *Journal of Economic Behavior & Organization*, 143, 1–8. <https://doi.org/10.1016/j.jebo.2017.09.001>
- Hall, P. A., & Soskice, D. W. (2001). An introduction to varieties of capitalism. In P. A. Hall & D. W. Soskice (Hrsg.), *Varieties of capitalism: The institutional foundations of comparative advantage* (S. 1–68). Oxford University Press.
- Hall, S. (1994). Der Westen und der Rest: Diskurs und Macht. In U. Mehlem, D. Bohle, J. Gutsche, M. Oberg, & D. Schrage (Hrsg.), *Rassismus und kulturelle Identität* (S. 137–179). Argument-Verlag.
- Hall, S. (2021a). Race, articulation and societies structured in dominance. In P. Gilroy & R. W. Gilmore (Hrsg.), *Selected writings on race and difference* (S. 195–245). Duke University Press. (Original work published 1980)
- Hall, S. (2021b). Race, the floating signifier: What more is there to say about „race“? In P. Gilroy & R. W. Gilmore (Hrsg.), *Selected writings on race and difference* (S. 359–373). Duke University Press. (Original work published 1997)
- Hallenberg, B., Dettmar, R., & Aring, J. (2018). *Migranten, Meinungen, Milieus: Vhw-Migrantenmilieu-Survey 2018*. Sinus Markt- und Sozialforschung.
- Hallström, L. (Regisseur). (1993). *What's eating Gilbert Grape* [Film]. Matalon Teper Ohlsson.
- Hart, B., & Risley, T. R. (1999). *The social world of children: Learning to talk*. Brookes.
- Häußermann, H., & Siebel, W. (2004). *Stadtsoziologie: Eine Einführung*. Campus Verlag.
- Haverkamp, F. (2018). Gesundheitliche Ungleichheit und neue Morbidität. In E.-U. Huster, J. Boeckh, & H. Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung* (3. Auflage, S. 479–502). Springer VS.
- Helbig, M., & Salomon, K. (2021). *Eine Stadt - getrennte Welten? Sozialräumliche Ungleichheiten für Kinder in sieben deutschen Großstädten*. Heinrich-Böll-Stiftung.
- Helfferich, C. (2014). Leitfaden- und Experteninterviews. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 559–574). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0>
- Hilger, N. G. (2022). *The parent trap: How to stop overloading parents and fix our inequality crisis*. MIT Press.

- Hinrichs, K. (2018). Die Entwicklung des Rechts der Armut zum modernen Recht der Existenzsicherung. In E.-U. Huster, J. Boeckh, & H. Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung* (3. Auflage, S. 223–252). Springer VS.
- Hitlin, S., & Kwon, H. W. (2016). Agency across the life course. In M. J. Shanahan, J. T. Mortimer, & M. Kirkpatrick Johnson (Hrsg.), *Handbook of the life course: Volume II* (S. 431–449). Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-20880-0>
- Hitzler, R., Bucher, T., & Niederbacher, A. (2001). *Leben in Szenen: Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Leske + Budrich.
- Hoch, E., & Schneider, M. (2018). *Ergebnisse der CaPRis-Studie. Cannabis: Potential und Risiken. Eine wissenschaftliche Analyse*. Die Drogenbeauftragte der Bundesregierung.
- Hofmeister, H. (2009). The integration of gender research, women's studies, and men's studies in family research. A comparison of English and German sources. In O. Kapella, C. Rille-Pfeiffer, M. Rupp, & N. F. Schneider (Hrsg.), *Die Vielfalt der Familie: Tagungsband zum 3. Europäischen Fachkongress Familienforschung* (S. 221–236). Verlag Barbara Budrich. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0d8j>
- Hofmeister, H. (2011). Life course. In S. Immerfall & G. Therborn (Hrsg.), *Handbook of European societies: Social transformations in the 21st century* (S. 385–407). Springer. <https://doi.org/10.1007/978-0-387-88199-7>
- Hofmeister, H. (2015). Individualisation of the life course. *International Social Science Journal*, 64(213–214), 279–290. <https://doi.org/10.1111/issj.12053>
- Huster, E.-U. (2018). Soziale Teilhabe als sozialstaatliches Ziel. Der sozialpolitische Diskurs. In E.-U. Huster, J. Boeckh, & H. Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung* (3. Auflage, S. 97–129). Springer VS.
- Huster, E.-U., Boeckh, J., & Mogge-Grotjahn, H. (2018). Armut und soziale Ausgrenzung: Ein multidisziplinäres Forschungsfeld. In E.-U. Huster, J. Boeckh, & H. Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung* (3. Auflage, S. 3–24). Springer VS.
- Huxel, K. (2014). *Männlichkeit, Ethnizität und Jugend: Präsentationen von Zugehörigkeit im Feld Schule*. Springer VS.
- islamland.de. (2022). *Die Liebe und das Vertrauen zu Allah sind die stärksten Kräfte in diesem Leben. Verliere sie nicht.* [Post]. Instagram. <https://www.instagram.com/p/CpstCQhN8xM/>
- Isserstedt, W., Middendorff, E., Fabian, G., & Wolter, A. (2007). *Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2006. 18. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks*. Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.). [https://www.dzhw.eu/forschung/projekt?pr\\_id=650](https://www.dzhw.eu/forschung/projekt?pr_id=650)
- Jacob, K. (2020). Intergenerational transmission in religiosity in immigrant and native families: The role of transmission opportunities and perceived transmission benefits. *Journal of Ethnic and Migration Studies*, 46(9), 1921–1940. <https://doi.org/10.1080/1369183X.2018.1515009>
- Jacobs, J. (2010). The death and life of great American cities. In A. M. Orum & Z. P. Neal (Hrsg.), *Common ground? Readings and reflections on public space* (S. 18–31). Routledge. (Original work published 1961)
- Jahoda, M., Lazarsfeld, P. F., & Zeisel, H. (1978). *Die Arbeitslosen von Marienthal: Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie*. Suhrkamp. (Original work published 1933)
- Jaquet, C. (2021). *Zwischen den Klassen: Über die Nicht-Reproduktion sozialer Macht* (2. Auflage). Konstanz University Press.
- Jasso, G. (2004). Migration, human development, and the life course. In J. T. Mortimer & M. J. Shanahan (Hrsg.), *Handbook of the life course* (S. 331–364). Springer.

- Joeres, A. (2021, Dezember 17). Bewegt euch! Vor Krankheiten schützt eine gute Gesundheitsvorsorge. Warum ist das nach zwei Jahren Pandemie noch immer kein Thema? Fragen an eine WHO-Expertin. *Die Zeit*. <https://www.zeit.de/2021/52/ilona-kickbusch-gesundheitsvorsorge-bewegung-ernaehrung>
- Jouhandeau, M. (1977). Von der Verworfenheit. In F. Kemp (Hrsg.), *Marcel Jouhandeau. Gesammelte Werke in Einzelausgaben. 5: Meine Freundschaften* (S. 69–197). Rowohlt.
- Jukschat, N. (2016). „Tja, darf eben nicht dazwischen kommen.“ Formen des Umgangs mit Armut trotz Arbeit. In K. Sammet, F. Bauer, & F. Erhard (Hrsg.), *Lebenslagen am Rande der Erwerbsgesellschaft* (S. 230–249). Beltz Juventa.
- Jung & Naiv (Regisseur). (2021, September 30). *Bildungsforscher & Soziologe Aladin El-Mafaalani (Teil 1) - Jung & Naiv: Folge 535*. <https://www.youtube.com/watch?v=19vIlQkiotc>
- Kahan, D. M. (2015). The expressive rationality of inaccurate perceptions. *Behavioral & Brain Sciences*, 40, 26–28.
- Kalil, A., Duncan, G. J., & Ziol-Guest, K. M. (2016). Early Childhood Poverty: Short and Long-Run Consequences Over the Lifespan. In M. J. Shanahan, J. T. Mortimer, & M. Kirkpatrick Johnson (Hrsg.), *Handbook of the life course: Volume II* (S. 341–354). Springer International Publishing. [https://doi.org/10.1007/978-3-319-20880-0\\_15](https://doi.org/10.1007/978-3-319-20880-0_15)
- Kaube, J. (2011, Januar 7). Eine Gegenrechnung zu Sarrazin: Malen nach Zahlen. *faz.net*. <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/sarrazin/eine-gegenrechnung-zu-sarrazin-malen-nach-zahlen-1582305.html>
- Kessl, F., & Otto, H.-U. (2012). Soziale Arbeit. In G. Albrecht & A. Groenemeyer (Hrsg.), *Handbuch soziale Probleme* (2. Ausgabe, S. 1306–1331). VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- King, V., Koller, H.-C., Zölch, J., & Carnicer, J. (2011). Bildungserfolg und adoleszente Ablösung bei Söhnen aus türkischen Migrantenfamilien: Eine Untersuchung aus intergenerationaler Perspektive. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft*, 14(4), 581–601. <https://doi.org/10.1007/s11618-011-0242-z>
- Kirkpatrick Johnson, M., Staff, J., Schulenberg, J. E., & Patrick, M. E. (2016). Living healthier and longer: A life course perspective on education and health. In M. J. Shanahan, J. T. Mortimer, & M. Kirkpatrick Johnson (Hrsg.), *Handbook of the life course: Volume II* (S. 369–388). Springer International Publishing. [https://doi.org/10.1007/978-3-319-20880-0\\_17](https://doi.org/10.1007/978-3-319-20880-0_17)
- Kleff, H.-G. (1985). *Vom Bauern zum Industriearbeiter: Zur kollektiven Lebensgeschichte der Arbeitsmigranten aus der Türkei* (2. Auflage). Manthano-Verl.
- Knoblauch, H. (2014). Ethnographie. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 521–528). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0>
- Koldehoff, S., & Spiewak, M. (2023, März 6). Macht das Smartphone dümmer, Herr Montag? Ein Leben ohne ihr Handy ist für viele Menschen unvorstellbar. Wie groß sein Einfluss längst ist und wann es beginnt, unser Denken zu verändern, untersucht der Psychologe Christian Montag. *Die Zeit*. <https://www.zeit.de/2023/10/christian-montag-psychologe-smartphone>
- Kolleck, N., Schuster, J., & Fobel, L. (2022). *Einstellungen Jugendlicher zum Krieg in der Ukraine*. Universität Leipzig.
- Koller, H.-C., Carnicer, J., King, V., Elvin, S., & Janina, Z. (2010). Educational development and detachment processes of male adolescents from immigrant families. *Journal of Identity and Migration Studies*, 4(2), 44–60.
- Köller, O., Anders, Y., Attig, M., Mathes, B., Pauen, S., Roßbach, H.-G., Schupp, J., Spieß, C. K., & Weinert, S. (2021). *Bremer Initiative zur Stärkung frühkindlicher Entwicklung*

- (Brise): *Schlussbericht 1. Förderphase*. IPN - Leibniz-Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften und Mathematik. <https://doi.org/10.2314/KXP:1807517519>
- Köttig, M. (2004). *Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen: Biographische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik*. Psychosozial-Verlag.
- Kristen, S., & Römer, G. (2014). Emotional besetzte Musik als Werkzeug der Erinnerung: Eine empirische musikpsychologische Studie. *Lied und populäre Kultur*, 59, 243–251.
- Kroher, M., Beuße, M., Isleib, S., Becker, K., Gerdes, F., Koopmann, J., Schommer, T., Schwabe, U., Steinkühler, J., Völk, D., Peter, F., & Buchholz, S. (2023). *Die Studierendenbefragung in Deutschland: 22. Sozialerhebung*. Bundesministerium für Bildung und Forschung (Hrsg.). [https://www.dzhw.eu/forschung/projekt?pr\\_id=650](https://www.dzhw.eu/forschung/projekt?pr_id=650)
- Kronauer, M. (2010). *Exklusion: Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus*. Campus Verlag.
- Kruse, H., & Kroneberg, C. (2022). Contextualizing oppositional cultures: The variable significance of gender and ethnic minority status across schools. *Social Networks*, 70, 64–76. <https://doi.org/10.1016/j.socnet.2021.11.004>
- Kuhlmann, C. (2018). Bildungsarmut und die soziale ‚Vererbung‘ von Ungleichheiten. In E.-U. Huster, J. Boeckh, & H. Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung* (3. Auflage, S. 431–456). Springer VS.
- Kuhnt, A.-K. (2017). Die Rolle der Familie für Bildungsbeteiligung und Bildungserfolg von Kindern und Jugendlichen aus Migrantenfamilien in Deutschland. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 38(3), 232–251.
- Kurtenbach, S. (2023). ‘I fear only the neighbourhood and the Lord!’ Youth violence in marginalized spaces. *European Journal of Criminology*, 20(1), 3–19. <https://doi.org/10.1177/1477370821996897>
- Küstners, I. (2014). Narratives Interview. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 575–580). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0>
- Kutzner, S. (2016). Habitus und Armutsbewältigung: Subjekttheoretische Überlegungen auf der Basis dreier Fallstudien. In K. Sammet, F. Bauer, & F. Erhard (Hrsg.), *Lebenslagen am Rande der Erwerbsgesellschaft* (S. 110–129). Beltz Juventa.
- Lang, C., Pott, A., & Schneider, J. (2016). *Unwahrscheinlich erfolgreich: Sozialer Aufstieg in der Einwanderungsgesellschaft*. Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS), Universität Osnabrück.
- Laplanche, J., & Pontalis, J.-B. (2012). *Das Vokabular der Psychoanalyse* (20. Auflage). Suhrkamp. (Original work published 1967)
- Lareau, A. (2003). *Unequal childhoods: Class, race, and family life*. University of California Press.
- Laub, J. H. (2016). Life course research and the shaping of public policy. In M. J. Shanahan, J. T. Mortimer, & M. Kirkpatrick Johnson (Hrsg.), *Handbook of the life course: Volume II* (S. 623–637). Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-20880-0>
- Leicht, R., Philipp, R., & Woywode, M. (2021). *Migrantische Ökonomie: Berufliche Selbständigkeit und Unternehmen von Migrantinnen und Migranten in Deutschland. Expertise für die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration. Fachkommission Integrationsfähigkeit*. Institut für Mittelstandsforschung, Universität Mannheim.
- Levy, N. (2022). *Bad beliefs: Why they happen to good people*. Oxford University Press.
- Lofland, J. (1971). *Analyzing social settings: A guide to qualitative observation and analysis*. Wadsworth.

- Lokhande, M. (2013). *Hürdenlauf zur Kita: Warum Eltern mit Migrationshintergrund ihr Kind seltener in die frühkindliche Tagesbetreuung schicken*. Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration.
- Lösel, F., & Bliesner, T. (2003). *Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen: Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen*. Luchterhand.
- Luhmann, N. (2002). *Einführung in die Systemtheorie*. Carl-Auer-Verlag.
- Luhmann, N. (2006). *Organisation und Entscheidung*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lutherbibel. (1984). Deutsche Bibelgesellschaft. <https://www.bibelwissenschaft.de/online-bibeln/luther-bibel-1984/lesen-im-bibeltext/bibelstelle/Matth%C3%A4us%2025%3A29/bibel/text/lesen/ch/a25c18449e4c5d6f64abb4775d4f9793/>
- Marotzki, W. (2012). Qualitative Biographieforschung. In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung: Ein Handbuch* (9. Auflage, S. 175–186). Rowohlt. (Original work published 2000)
- Mau, S., Lux, T., & Westheuser, L. (2023). *Triggerpunkte: Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft*. Suhrkamp.
- McFarland, D. A., Moody, J., Diehl, D., Smith, J. A., & Thomas, R. J. (2014). Network ecology and adolescent social structure. *American Sociological Review*, 79(6), 1088–1121. <https://doi.org/10.1177/0003122414554001>
- McLeod, J. D., & Almazan, E. P. (2004). Connections between childhood and adulthood. In J. T. Mortimer & M. J. Shanahan (Hrsg.), *Handbook of the life course* (S. 391–411). Springer.
- MDR. (2021, November 19). *Die Meinung von Sarah Frühauf, MDR, zur Solidarität von Impf-Gegnern*. <https://www.tagesschau.de/multimedia/sendung/tagesthemen/video-949037.html>
- Meier, L. (2017). Ortseffekte oder Bourdieu und die Ausrufung des Ghettos. Kommentar zu Loïc Wacquants „Mit Bourdieu in die Stadt“. *suburban. zeitschrift für kritische stadtforschung*, 5(1/2), 215–220.
- Meier, L. (2021). *Working class experiences of social inequalities in (post-) industrial landscapes: Feelings of class*. Routledge.
- Meier, L., Steets, S., & Frers, L. (2018). *Theoretische Positionen der Stadtsoziologie*. Beltz Juventa.
- Memon, B. A. (2022). *1.8 Billion #Followers*. [Post]. LinkedIn. [https://www.linkedin.com/posts/muhammad-yousaf-mirza-75bab323\\_even-more-than-18-billion-followers-no-activity-6957215728710115328-TA17](https://www.linkedin.com/posts/muhammad-yousaf-mirza-75bab323_even-more-than-18-billion-followers-no-activity-6957215728710115328-TA17)
- Merton, R. K. (1968). The Matthew effect in science. *Science*, 159(3810), 56–63.
- Milanovic, B. (2015). Global inequality of opportunity: How much of our income is determined by where we live? *Review of Economics and Statistics*, 97(2), 452–460. [https://doi.org/10.1162/REST\\_a\\_00432](https://doi.org/10.1162/REST_a_00432)
- Milanovic, B. (2019). *Capitalism, alone: The future of the system that rules the world*. The Belknap Press of Harvard University Press.
- Mitchell, D. (2010). The end of public space? People’s Park, definitions of the public, and democracy. In A. M. Orum & Z. P. Neal (Hrsg.), *Common ground? Readings and reflections on public space* (S. 83–99). Routledge.
- MMK Frankfurt. (2019). *Weil ich nun mal hier lebe*. Ausstellung, 27.10.18-18.08.19. <https://www.mmk.art/de/whats-on/weil-ich-nun-mal-hier-lebe/>
- Montaigne, M. de. (1999). *Essais* (Erste moderne Gesamtübers. von Hans Stilett). Eichborn. (Original work published 1580)
- Moten, A. R. (2018). Ahmadiyya: Growth and Development of a Persecuted Community. *Malaysian Journal of International Relations*, 6(1), Article 1. <https://doi.org/10.22452/mjir.vol6no1.4>

- muslim daily [@muslimdaily\_]. (2022, Dezember 2). *In the last 72 hours alone, 10 Palestinians have been killed by Israeli occupation forces. #FreePalestine #Qatar2022* [Tweet]. Twitter/X. [https://twitter.com/muslimdaily\\_/status/1598781187555729410](https://twitter.com/muslimdaily_/status/1598781187555729410)
- muslim daily [@muslimdaily\_]. (2023, Februar 27). *LGBTQ drag performer and full-time clown mocks the Niqab and Muslim prayer during a drag show in San Francisco!* [Tweet]. Twitter/X. [https://twitter.com/muslimdaily\\_/status/1630157200193646592](https://twitter.com/muslimdaily_/status/1630157200193646592)
- Nassehi, A. (2019). *Muster: Theorie der digitalen Gesellschaft*. C.H. Beck.
- Nassehi, A. (2021). *Unbehagen: Theorie der überforderten Gesellschaft*. C.H. Beck.
- Neuhaus, C., & Wagner, J. (2023, Juli 29). Die Leerstelle. Was der Staat nicht leistet, versuchen private Initiativen aufzufangen. *Die Zeit*. <https://www.zeit.de/2023/32/auszubildende-fachkraeftemangel-bewerbungen-schulbildung/seite-3>
- Nicholas, T., Stepick, A., & Dutton Stepick, C. (2008). “Here’s your diploma, mom!” Family obligation and multiple pathways to success. *The Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 620(1), 237–252. <https://doi.org/10.1177/0002716208322781>
- Niehr, T. (2020). Migrationsdiskurs. In T. Niehr, J. Kilian, & J. Schiewe (Hrsg.), *Handbuch Sprachkritik* (S. 225–232). J.B. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-04852-3>
- Oberwittler, D. (2018). Jugendkriminalität in sozialen Kontexten. Zur Rolle von Wohngebieten und Schulen bei der Verstärkung von abweichendem Verhalten Jugendlicher. In B. Dollinger & H. Schmidt-Semisch (Hrsg.), *Handbuch Jugendkriminalität: Interdisziplinäre Perspektiven* (3. Auflage, S. 297–316). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-19953-5>
- OECD. (2018). *Equity in education: Breaking down barriers to social mobility*. OECD. <https://doi.org/10.1787/9789264073234-en>
- OECD. (2020). *How’s life? 2020: Measuring well-being*. OECD. [https://www.oecd-ilibrary.org/economics/how-s-life/volume-/issue-\\_9870c393-en](https://www.oecd-ilibrary.org/economics/how-s-life/volume-/issue-_9870c393-en)
- Ohlbrecht, H., & Reim, T. (2016). Tradierung von desintegrativen Tendenzen in Familien in besonderen Lebenslagen: Eine biographieanalytische Untersuchung. In K. Sammet, F. Bauer, & F. Erhard (Hrsg.), *Lebenslagen am Rande der Erwerbsgesellschaft* (S. 130–148). Beltz Juventa.
- Ören, A. (1973). *Was will Niyazi in der Naunynstraße: Ein Poem*. Rotbuch-Verlag.
- Pallas, A. M. (2004). Educational transitions, trajectories, and pathways. In J. T. Mortimer & M. J. Shanahan (Hrsg.), *Handbook of the life course* (S. 165–184). Springer.
- Park, R. E. (1928). Human migration and the marginal man. *American Journal of Sociology*, 33(6), 881–893.
- Pazarkaya, Y. (2021, September 22). *Mit Pauken und Trompeten*. In seinem Essay beschreibt der Schriftsteller Yüksel Pazarkaya die Erfahrungen der ersten Generation vom Anwerbeabkommen 1961 bis hin zur Wiedervereinigung. Heinrich-Böll-Stiftung. <https://heimatkunde.boell.de/de/2021/09/22/mit-pauken-und-trompeten>
- Pfeiff, C. (2000). *Die Nachbarschaft in einem benachteiligten Wohngebiet mit einem hohen Migrantenteil* [Unveröffentlichte Diplomarbeit]. Universität Trier.
- Piketty, T. (2020). *Kapital und Ideologie*. C.H. Beck.
- PTI. (2022, Dezember 13). How motherly love boosts Morocco’s team spirit at World Cup. *The Bridge*. <https://thebridge.in/football/how-motherly-love-boost-morocco-team-spirit-world-cup-37984>
- Rawls, J. (1973). *A theory of justice*. Oxford University Press.
- Reckwitz, A. (2017). *Die Gesellschaft der Singularitäten: Zum Strukturwandel der Moderne*. Suhrkamp.
- Reckwitz, A. (2019). *Das Ende der Illusionen: Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne*. Suhrkamp.

- Reeves, R. V. (2022). *Of boys and men: Why the modern male is struggling, why it matters, and what to do about it*. Swift Press.
- Reinecke, J., Stemmler, M., & Wittenberg, J. (2016). Zusammenfassung und Ausblick. In J. Reinecke, M. Stemmler, & J. Wittenberg (Hrsg.), *Devianz und Delinquenz im Kindes- und Jugendalter: Ungleichheitsdimensionen und Risikofaktoren* (S. 243–254). Springer Fachmedien.
- Reitsamer, R., & Prokop, R. (2015). Postmigrantischer HipHop in Österreich: Hybridität. Sprache. Männlichkeit. In E. Yildiz & M. Hill (Hrsg.), *Nach der Migration: Postmigrantisches Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft* (S. 251–271). Transcript.
- Resnjanskij, S., Ruhose, J., Wiederhold, S., Woessmann, L., & Wedel, K. (2023). Can mentoring alleviate family disadvantage in adolescence? A field experiment to improve labor-market prospects. *Journal of Political Economy*. <https://doi.org/10.1086/726905>
- Röbenack, S. (2020, Oktober 15). *Der lange Weg zur Einheit: Die Entwicklung der Arbeitslosigkeit in Ost- und Westdeutschland*. Bundeszentrale für politische Bildung. <https://www.bpb.de/themen/deutsche-einheit/lange-wege-der-deutschen-einheit/47242/der-lange-weg-zur-einheit-die-entwicklung-der-arbeitslosigkeit-in-ost-und-westdeutschland/>
- Roberts, B. W., Robins, R. W., Trzesniewski, K. H., & Caspi, A. (2004). Personality trait development in adulthood. In J. T. Mortimer & M. J. Shanahan (Hrsg.), *Handbook of the life course* (S. 579–595). Springer.
- Robins, L. N. (1966). *Deviant children grown up: A sociological and psychiatric study of sociopathic personality*. Williams & Wilkins.
- Röhl, K.-H., & Schröder, C. (2017). Armut in regionaler Sicht: Befunde und Handlungsempfehlungen. *ifo Schnelldienst*, 70(14), 28–35.
- Rosa, H. (2018). *Resonanz: Eine Soziologie der Weltbeziehung*. Suhrkamp.
- Rosenthal, G. (2014). Biographieforschung. In N. Baur & J. Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 509–520). Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0>
- Ruhrmann, G., & Demren, S. (2000). Wie Medien über Migranten berichten. In H. Schatz, C. Holtz-Bacha, & J.-U. Nieland (Hrsg.), *Migranten und Medien: Neue Herausforderungen an die Integrationsfunktion von Presse und Rundfunk* (S. 69–80). Westdeutscher Verlag.
- Said, E. W. (2003). *Orientalism* (25th anniversary edition). Vintage Books. (Original work published 1978)
- Salikutluk, Z., & Heyne, S. (2014). Wer ist tatsächlich benachteiligt? Die Wirkung traditioneller Geschlechterrollen auf schulische Leistungen und elterliche Aspirationen in deutschen und türkischen Familien. *Zeitschrift für Soziologie*, 43(6), 421–440. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2014-0603>
- Sampson, R. J., & Laub, J. H. (2004). Desistance from crime over the life course. In J. T. Mortimer & M. J. Shanahan (Hrsg.), *Handbook of the life course* (S. 295–309). Springer.
- Sampson, R. J., Raudenbush, S. W., & Earls, F. (1997). Neighborhoods and violent crime: A multilevel study of collective efficacy. *Science*, 277(5328), 918–924. <https://doi.org/10.1126/science.277.5328.918>
- Saraçoğlu, E. (2013). *Breakdance* [Foto]. Fotos der Jugendsozialarbeit in der Kleinstadt.
- Sarrazin, T. (2012). *Deutschland schafft sich ab: Wie wir unser Land aufs Spiel setzen*. Deutsche Verlags-Anstalt.
- Sauer, M., & Halm, D. (2019). *Der Einfluss muslimischer Religiosität auf die gesellschaftliche Integration von Einwanderern in Deutschland: Eine systematische Literaturanalyse*. Verlag Barbara Budrich.
- Savage, M. (2015). *Social class in the 21st century*. Pelican.

- Schenk, A. (2023, April 3). Sinti und Roma in der Schule: Wer kommt mit? *Die Zeit*. <https://www.zeit.de/2023/14/sinti-roma-schule-diskriminierung-studie/komplettansicht>
- Schiffauer, W. (1991). *Die Migranten aus Subay: Türken in Deutschland, eine Ethnographie*. Klett-Cotta.
- Schmidt, C. (2012). Analyse von Leitfadeninterviews. In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung: Ein Handbuch* (9. Auflage, S. 447–455). Rowohlt. (Original work published 2000)
- Schmidt, S., Van Der Meer, E., Tydecks, S., & Bliesener, T. (2017). Wie lässt sich Delinquenz bei Personen mit türkischem oder arabischem Migrationshintergrund erklären? Eine Befragung von forensischen Experten. *Forensische Psychiatrie, Psychologie, Kriminologie*, 11(4), 304–321. <https://doi.org/10.1007/s11757-017-0443-2>
- Schönert, U. (2022, Juni 2). Grundstücksverkehrsgenehmigungszuständigkeitsübertragungsverordnung. Amtsdeutsch ist schwer verständlich – seit Generationen. Das ist nicht nur für Einwanderer eine Qual. Jetzt soll eine Software helfen. *Die Zeit*, 37.
- Schröder, C., Bartels, C., Göbler, K., Grabka, M. M., & König, J. (2020). MillionärInnen unter dem Mikroskop: Datenlücke bei sehr hohen Vermögen geschlossen – Konzentration höher als bisher ausgewiesen. *DIW Wochenbericht*. [https://doi.org/10.18723/DIW\\_WB:2020-29-1](https://doi.org/10.18723/DIW_WB:2020-29-1)
- Schröder, M. (2018). Der Generationenmythos. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 70(3), 469–494. <https://doi.org/10.1007/s11577-018-0570-6>
- Schröder, S. (Regisseurin). (2021). Aschenberg [Fernsehsendung]. ZDF. <https://www.zdf.de/uri/66b7de8d-8dbb-491c-8ebe-80edcf4a695e>
- Schulenberg, J. E., Maggs, J. L., & O'Malley, P. M. (2004). How and why the understanding of developmental continuity and discontinuity is important: The sample case of long-term consequences of adolescent substance use. In J. T. Mortimer & M. J. Shanahan (Hrsg.), *Handbook of the life course* (S. 413–436). Springer.
- Schütte, J. D. (2018). Soziale Inklusion: Utopie, Vision oder konkreter Gestaltungsauftrag? In E.-U. Huster, J. Boeckh, & H. Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung* (3. Auflage, S. 131–148). Springer VS.
- Schwenken, H. (2018). *Globale Migration zur Einführung*. Junius.
- Seel, M. (2002). *Sich bestimmen lassen: Studien zur theoretischen und praktischen Philosophie*. Suhrkamp.
- Seeliger, M. (2021). *Soziologie des Gangstarap: Popkultur als Ausdruck sozialer Konflikte*. Beltz Juventa.
- Sen, A. (1999). *Development as freedom*. Oxford University Press.
- Shaw, C. R., & McKay, H. D. (1969). *Juvenile delinquency and urban areas*. University of Chicago Press. (Original work published 1942)
- Sido. (2004). *Mein Block* [Song]. Aggro Berlin.
- Siebel, W. (2015). *Die Kultur der Stadt*. Suhrkamp.
- Simmel, G. (2013). *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (7. Auflage). Duncker & Humblot. (Original work published 1908)
- Simon, F. B., Clement, U., & Stierlin, H. (2004). *Die Sprache der Familientherapie: Ein Vokabular; kritischer Überblick und Integration systemtherapeutischer Begriffe, Konzepte und Methoden* (6. Auflage). Klett-Cotta.
- Sinclair, U. (1935). *I, candidate for governor: And how I got licked*. End Poverty League.
- Skopek, J., & Passaretta, G. (2021). Socioeconomic inequality in children's achievement from infancy to adolescence: The case of Germany. *Social Forces*, 100(1), 86–112. <https://doi.org/10.1093/sf/soaa093>
- Spies, T. (2010). *Migration und Männlichkeit: Biographien junger Straffälliger im Diskurs*. Transcript.

- Spiewak, M. (2022, August 25). Nein, nein und noch mal nein! Der Bund streicht die Förderung für Sprach-Kitas. Dabei gehören sie zu den wenigen erfolgreichen Bildungsprogrammen vor der Schule. Wie kurzfristig kann Politik sein? *Die Zeit*, 33.
- Spiewak, M. (2023, März 9). Mit dem ersten Schrei. Wer Kinder vor Bildungsarmut schützen will, darf nicht warten, bis die Schule beginnt. In Bremen fängt die Förderung mit der Geburt an. *Die Zeit*, 27–28.
- Spoerhase, C. (2021). *Aufstiegsangst: Zur Autozoziobiographie des Klassenübergängers. Nachwort zu Chantal Jaquets „Zwischen den Klassen“*. Konstanz University Press.
- Spohn, M. (2002). *Türkische Männer in Deutschland: Familie und Identität. Migranten der ersten Generation erzählen ihre Geschichte*. Transcript.
- Staa, J. van, & Renner, I. (2020). »Man will das einfach selber schaffen«: *Symbolische Barrieren der Inanspruchnahme Früher Hilfen. Ausgewählte Ergebnisse aus der Erreichbarkeitsstudie des NZFH. Kompakt*. Nationales Zentrum Frühe Hilfen (NZFH). <https://doi.org/10.17623/NZFH:K-SBIFH-AEE>
- Stanat, P., Schipolowski, S., Schneider, R., Sachse, K. A., Weirich, S., & Henschel, S. (Hrsg.). (2022). *IQB-Bildungstrend 2021: Kompetenzen in den Fächern Deutsch und Mathematik am Ende der 4. Jahrgangsstufe im dritten Ländervergleich*. Waxmann Verlag. <https://doi.org/10.31244/9783830996064>
- Statistisches Bundesamt. (2011). *Mikrozensus 2011. Fachserie 1 Reihe 2.2. Bevölkerung und Erwerbstätigkeit*.
- Statistisches Bundesamt. (2021a). *Datenreport 2021—Sozialbericht für Deutschland, Gesamtausgabe*. <https://www.destatis.de/DE/Service/Statistik-Campus/Datenreport/Downloads/datenreport-2021.html>
- Statistisches Bundesamt. (2021b). *Mikrozensus 2021. Fachserie 1 Reihe 2.2. Bevölkerung und Erwerbstätigkeit*.
- Statistisches Bundesamt. (2021c). *Betreuungsquote von Kindern unter 6 Jahren mit und ohne Migrationshintergrund*. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Soziales/Kindertagesbetreuung/Tabellen/betreuungsquote-migration-unter6jahren-nach-laendern.html>
- Statistisches Bundesamt. (2023a). *Frauenanteile nach akademischer Laufbahn*. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bildung-Forschung-Kultur/Hochschulen/Tabellen/frauenanteile-akademischelaufbahn.html>
- Statistisches Bundesamt. (2023b). *Reallohnindex*. <https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Verdienste/Realloehne-Nettoverdienste/Tabellen/liste-reallohnindex.html>
- Statistisches Bundesamt. (2023c). *Öffentlicher Dienst 2022: Personalzuwachs bei Schulen und Kitas*. [https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2023/06/PD23\\_241\\_741.html](https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2023/06/PD23_241_741.html)
- Steinbach, A. (2013). Family structure and parent-child contact: A comparison of native and migrant families. *Journal of Marriage and Family*, 75(5), 1114–1129. <https://doi.org/10.1111/jomf.12060>
- Steinberg, L. (2005). Cognitive and affective development in adolescence. *Trends in Cognitive Sciences*, 9(2), 69–74. <https://doi.org/10.1016/j.tics.2004.12.005>
- Stemmler, M., & Reinecke, J. (2016). Einleitung und theoretischer Rahmen. In J. Reinecke, M. Stemmler, & J. Wittenberg (Hrsg.), *Devianz und Delinquenz im Kindes- und Jugendalter: Ungleichheitsdimensionen und Risikofaktoren* (S. 1–12). Springer Fachmedien.
- Steuerwald, C. (2018). Soziale Mobilität. In E.-U. Huster, J. Boeckh, & H. Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung* (3. Auflage, S. 203–221). Springer VS.

- Tajfel, H., & Turner, J. C. (1986). The social identity theory of intergroup behavior. In S. Worchel & W. G. Austin (Hrsg.), *Psychology of intergroup relations* (2nd edition, S. 7–24). Nelson-Hall Publishers.
- Tatligün, H. (1992). *Kulturelle Zerrissenheit und Generationskonflikt von in Deutschland lebenden Menschen aus der Türkei: Am Beispiel von in Deutschland publizierten Romanen türkischer Autorinnen und Autoren* [Unveröffentlichte Magisterarbeit]. TH Darmstadt.
- Tepecik, E. (2011). *Bildungserfolge mit Migrationshintergrund: Biographien bildungserfolgreicher MigrantInnen türkischer Herkunft*. VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Tertilt, H. (1996). *Turkish Power Boys: Ethnographie einer Jugendbande*. Suhrkamp.
- Ther, P. (2021, Januar 8). Turkish Lives Matter. Ein Forscherpaar mit Migrationshintergrund erzielt mit seinem Impfstoff einen Welterfolg. Doch die Wirklichkeit der meisten Einwandererbiografien sieht anders aus. *Die Zeit*. <https://www.zeit.de/2021/02/tuerkische-migration-benachteiligung-oezlem-tuerce-ugur-sahin-biontech-impfstoffentwicklung>
- Thomas, W. I., & Znaniecki, F. (1996). *The Polish peasant in Europe and America: A classic work in immigration history* (E. Zaretsky, Hrsg.). University of Illinois Press. (Original work published 1918)
- Tressat, M. (2011). *Muslimische Adoleszenz? Zur Bedeutung muslimischer Religiosität bei jungen Migranten: Biografieanalytische Fallstudien*. Peter Lang.
- Turulski, A.-S. (2023, Mai 5). *Öffentliche Bildungsausgaben in Deutschland bis 2022*. Statista. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/2526/umfrage/entwicklung-der-oeffentlichen-bildungsausgaben/>
- Uggen, C., & Massoglia, M. (2004). Desistance from crime and deviance as a turning point in the life course. In J. T. Mortimer & M. J. Shanahan (Hrsg.), *Handbook of the life course* (S. 311–329). Springer.
- Uhlenberg, P., & Mueller, M. (2004). Family context and individual well-being: Patterns and mechanisms in life course perspective. In J. T. Mortimer & M. J. Shanahan (Hrsg.), *Handbook of the life course* (S. 123–148). Springer.
- Venkatesh, S. (2009). *Gang leader for a day: A rogue sociologist takes to the streets*. Penguin Books.
- Wacquant, L. (1997). The zone. In P. Bourdieu et al. (Hrsg.), *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft* (S. 179–204). UVK Verlag.
- Wacquant, L. (2014). Marginality, ethnicity and penalty in the neo-liberal city: An analytic cartography. *Ethnic and Racial Studies*, 37(10), 1687–1711. <https://doi.org/10.1080/01419870.2014.931991>
- Wacquant, L. (2017). Mit Bourdieu in die Stadt: Relevanz, Prinzipien, Anwendungen. *suburban. zeitschrift für kritische stadtforschung*, 5(1/2), 173–196.
- Wagner, M. (2012). Schulabsentismus – seine Verbreitung und Ursachen. *Recht der Jugend und des Bildungswesens*, 60(1), 35–47. <https://doi.org/10.5771/0034-1312-2012-1-35>
- Wakefield, S., & Apel, R. (2016). Criminal justice and the life course. In M. J. Shanahan, J. T. Mortimer, & M. Kirkpatrick Johnson (Hrsg.), *Handbook of the life course: Volume II* (S. 301–319). Springer International Publishing. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-20880-0>
- Wang, Y., Jiao, Y., Nie, J., O’Neil, A., Huang, W., Zhang, L., Han, J., Liu, H., Zhu, Y., Yu, C., & Woodward, M. (2020). Sex differences in the association between marital status and the risk of cardiovascular, cancer, and all-cause mortality: A systematic review and meta-analysis of 7,881,040 individuals. *Global Health Research and Policy*, 5(1), 4. <https://doi.org/10.1186/s41256-020-00133-8>

- Weber, M. (1976). *Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie* (5. Auflage). Mohr. (Original work published 1921)
- Weber, M. (1988a). Parlament und Regierung im neugeordneten Deutschland. In J. Winckelmann (Hrsg.), *Gesammelte Politische Schriften* (5. Auflage, S. 306–443). Mohr. (Original work published 1918)
- Weber, M. (1988b). Soziologische Grundbegriffe. In J. Winckelmann (Hrsg.), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre* (6. Auflage, S. 541–581). J.C.B. Mohr. (Original work published 1921)
- Weber, M. (2013). *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (D. Käsler, Hrsg.; 4. Auflage). Beck. (Original work published 1904)
- Weichselbaumer, D. (2016). Discrimination against female migrants wearing headscarves. *IZA Discussion Paper No. 10217*. <https://doi.org/10.2139/ssrn.2842960>
- Whyte, W. F. (1955). *Street corner society: The social structure of an Italian slum* (2. Auflage). University of Chicago Press. (Original work published 1943)
- Widmann-Mauz, A. (2019). 12. Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration. Die Beauftragte der Bundesregierung für Migration, Flüchtlinge und Integration. [https://ec.europa.eu/migrant-integration/library-document/deutschland-kann-integration-12-integrationsbericht-der-bundesregierung\\_de](https://ec.europa.eu/migrant-integration/library-document/deutschland-kann-integration-12-integrationsbericht-der-bundesregierung_de)
- Winkelmann, M. (Regisseur). (2022, November 15). Kiffen und Co. Die gesundheitlichen Folgen von Cannabiskonsum. Gast: Prof. Dr. Med. Derik Hermann, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie [Radiosendung]. In *Sprechstunde*. Deutschlandfunk. <https://www.deutschlandfunk.de/kiffen-und-co-die-gesundheitlichen-folgen-von-cannabiskonsum-dlf-f5ec865c-100.html>
- Witting, T. (2018). Digitale Ungleichheiten. In E.-U. Huster, J. Boeckh, & H. Mogge-Grotjahn (Hrsg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung* (3. Auflage, S. 457–477). Springer VS.
- Wolff, S. (2012). Wege ins Feld und ihre Varianten. In U. Flick, E. von Kardorff, & I. Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung: Ein Handbuch* (9. Auflage, S. 334–348). Rowohlt. (Original work published 2000)
- Yeğenoğlu, G. (1987). *Meine zwanzig Jahre in Deutschland*. Dipa-Verlag.
- Yildiz, M. (2015). „Da sind wir Deutsche, hier sind wir Türken. Das ist schon manchmal schwer.“ Lebensstrategien Jugendlicher mit Migrationshintergrund in marginalisierten Stadtteilen: Ein Perspektivwechsel. In E. Yildiz & M. Hill (Hrsg.), *Nach der Migration: Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft* (S. 193–204). Transcript.
- Young, I. M. (1990). *Justice and the politics of difference* (Paperback reissue). Princeton University Press.
- Zaretsky, E. (1996). Editor's introduction. In E. Zaretsky (Hrsg.), *The Polish peasant in Europe and America: A classic work in immigration history* (S. 1–53). University of Illinois Press.
- ZDF. (2023, Januar 11). *Integrations-Debatte bei Lanz: Merz spricht von „kleinen Paschas“* [Video]. <https://www.zdf.de/uri/4c5ed2cb-f666-4884-b4ce-668a173a499c>
- Zhou, F., Montag, C., Sariyska, R., Lachmann, B., Reuter, M., Weber, B., Trautner, P., Kendrick, K. M., Markett, S., & Becker, B. (2019). Orbitofrontal gray matter deficits as marker of Internet gaming disorder: Converging evidence from a cross-sectional and prospective longitudinal design. *Addiction Biology*, 24(1), 100–109. <https://doi.org/10.1111/adb.12570>

## Detalliertes Inhaltsverzeichnis

<i>Tabellenverzeichnis</i> .....	4
<i>Abbildungsverzeichnis</i> .....	4
<i>Vorwort</i> .....	6
<b>1 Einleitung: Die Weggabelung von <i>corner boys</i> und <i>college boys</i></b> .....	<b>9</b>
<b>2 Der methodische Zugang</b> .....	<b>16</b>
<i>Begriffliche Vorüberlegungen</i> .....	16
<i>Ethnografie</i> .....	24
Meine ethnografische Feldarbeit .....	25
Start meiner Arbeit als Streetworker .....	27
Soziale Arbeit .....	29
Potenzieller Konflikt zwischen den Rollen Streetworker und Ethnograf .....	34
<i>Biografieforschung</i> .....	37
Auswahl der Fälle .....	38
Methode des biografischen Interviews .....	40
<i>Expertinneninterviews</i> .....	41
<i>Forschungsethik</i> .....	43
Prinzipien beim Schreiben über vulnerable Gruppen .....	44
<b>3 Die Lebensverlaufstheorie</b> .....	<b>50</b>
1. <i>Kontext</i> .....	53
2. <i>Linked Lives</i> .....	54
3. <i>Agency</i> .....	55
4. <i>Timing</i> .....	56
Matthäus-Effekt: Kumulation von Vor- und Nachteilen im Lebensverlauf .....	59
<b>4 Historischer Kontext</b> .....	<b>63</b>
<i>Soziale Desorganisation nach Migration? The Polish Peasant (1918/1996)</i> .....	64
<i>Westdeutsche Einwanderungsgeschichte nach 1945</i> .....	69
<i>Subjektives Erleben der Migration in der Literatur: Ein Poem von Aras Ören (1973)</i> .....	73
<i>Überlieferte Erinnerungen von Großeltern und Eltern im Forschungsfeld</i> .....	77
<i>Historische Entwicklung ab den 1970er Jahren</i> .....	83
Historische Entwicklung des Wohnblocks ab den 1970er Jahren .....	85
<i>Heterogenisierung der Lebenslagen</i> .....	88
<b>5 Sozialer Kontext</b> .....	<b>90</b>
<i>Soziale Klasse</i> .....	91
<i>Migration und ethnischer Hintergrund</i> .....	97
Migrationstheorien .....	97

'College boy' 1: Der Gymnasiast Sheraz .....	99
Integration .....	102
Diskriminierung.....	104
Zugehörigkeitsgefühl.....	108
Homophilie.....	112
<i>Geschlecht</i> .....	114
Geschlechterverhältnis im Islam .....	116
Sexualität unter corner boys .....	121
Marginalisierte Männlichkeit .....	123
<i>Religion</i> .....	128
College boy 2: Der Arzt Salman .....	128
Der Imam Bashir Khan.....	138
Bedeutung des Islam für corner boys .....	140
<b>6 Geografischer Kontext: Wohnform Hochhaussiedlung .....</b>	<b>148</b>
Corner boy 1: Hamza über seinen Wohnblock .....	150
<i>Aufzeichnungen eines Streetworkers</i> .....	155
Die Stimmung im Wohnblock.....	155
Interaktion zwischen Drogendealern und Streetworkern .....	156
Der Bolzplatz.....	157
Kinder.....	158
Die Kirmes .....	159
Die gescheiterte Aufräumaktion.....	161
Spannungen im Sommer .....	163
<i>Die Wohnsituation in der Hochhaussiedlung</i> .....	164
Belastende Aspekte: Physische Verwahrlosung und Vandalismus.....	164
Ein ethnischer Konflikt zwischen Etablierten und Außenseitern.....	166
Negative Zuschreibungen können zur self-fulfilling prophecy werden.....	170
Die hohe Wohndichte .....	171
Die gescheiterte Gründung eines Bewohnervereins.....	174
Die Wohnungen.....	177
Die Bewertung der Lage des Wohnblocks .....	178
Starke lokale Identität statt nationalem Zugehörigkeitsgefühl.....	180
<b>7 Linked Lives: Intersubjektive Verbindungen.....</b>	<b>183</b>
<i>Eltern</i> .....	184
Wie soziale Klasse mit Erziehung zusammenhängt: Unequal Childhoods (2003) .....	185
Häusliche Gewalt gegen Kinder .....	189
Unterschiede in den Familien von corner boys und college boys .....	191
Hohe Bildungsaspirationen bei (Post-)Migrantinnen und -migranten .....	193
Bildungsaufstiege ohne Entfremdung vom Herkunftsmilieu .....	195
College boy 3: Der Ingenieur Hassan.....	197
<i>Bildungssystem</i> .....	213
Case Study einer Kita im Wohnblock .....	217
Case Study einer Schule in der Nähe des Wohnblocks.....	222
Peergroup.....	228
Corner boy 2: Mustafa im Übergang zwischen Schule und Arbeitslosigkeit .....	231
College boy 4: Yassins lineare Erwerbsbiografie .....	238

<i>Drogen</i> .....	243
Corner boy 3: Egid und sein kriminelles Kapital .....	250
<i>Kriminalität</i> .....	257
Corner boy 4: Samir und Straßengeld .....	263
<i>Polizei</i> .....	273
Corner boy 5: Der von sozialer Teilhabe ausgeschlossene Berat .....	279
<b>8 Agency: Reichweite individueller Handlungsmacht</b> .....	<b>295</b>
<i>Individueller Wille, Persönlichkeitsmerkmale und Selbstbilder</i> .....	296
Gesundheitsverhalten .....	300
<i>Subjektive Orientierungen und übersubjektive Orientierungssysteme</i> .....	303
Politische Einstellungen .....	304
Homophobie .....	310
Verschwörungstheorien.....	313
College boy 5: Saad und sein kritischer Intellekt.....	315
<i>Corner boys 6-8: Das “persistent antisoziale” Auftreten von Ejub, Yusuf und Abdel</i> .....	322
Der 11-jährige Ejub und sein Machtstreben .....	323
Der 15-jährige Yusuf und sein herausforderndes Temperament.....	326
Der 16-jährige Abdel und seine Schlagfertigkeit .....	330
<i>Wünsche und Träume</i> .....	333
<b>9 Fazit: Die Polarisierung in den Familiengeschichten</b> .....	<b>338</b>
Zusammenfassung und Beantwortung der Forschungsfrage.....	338
Selbstkritik und weitergehende Forschung .....	344
Politische Implikationen.....	346
<b>Literaturverzeichnis</b> .....	<b>352</b>
<b>Detailliertes Inhaltsverzeichnis</b> .....	<b>367</b>



Publiziert unter der Creative Commons-Lizenz Namensnennung (CC BY) 4.0 International.  
Published under a Creative Commons Attribution (CC BY) 4.0 International License.  
<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>